Preussische Jahrbücher

Rudolf Haym,
Heinrich von
Treitschke, ...


HARVARDIANAE
VE RI
TAS

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundsechster Band.

Oktober bis Dezember 1901.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1901.

Inhaltsverzeichniß

des

106. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Oktober 1901. Einhundertundsechster Band. Heft 1.

Preußische Jahrbücher.

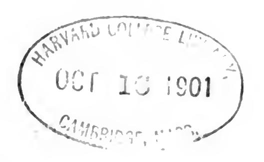
Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1901.



Kaiserin Friedrich.

Von

Hans Delbrück.

Mit tiefer innerer Wehmuth hat mich die Nachricht von dem Ableben der Kaiserin Friedrich erfüllt und die ganze Tragik des menschlichen Daseins durchschauerte mich, als ich hinter dem Leichenwagen einherschritt auf derselben herrlichen Allee durch die Anlagen Friedrichs des Großen vom Neuen Palais zur Friedenskirche, wo wir vor zwölf Jahren in derselben Stimmung Kaiser Friedrich zur letzten Ruhe geleiteten. Lange erwartet, fast herbeigewünscht als Erlösung von schwerstem Leiden ist der Tod selbst doch erst der Seelenherrscher, der den innersten Regungen gebietet, herauszutreten und sich ihrer selbst bewußt zu werden. Wie oft ist mir schon in diesen letzten Jahren der Gedanke nahe getreten, ich müsse einmal der hohen Frau, der ich eine so tiefe, rein menschliche Verehrung dargebracht, ein Gedenkblatt stiften und darstellen, was ich von ihr erfahren und mit ihr erlebt habe, aber doch erst jetzt komme ich zum wirklichen Niederschreiben. Persönliches habe ich nicht viel Neues zu erzählen, aber ich will versuchen aufzuzeigen, wo eigentlich der Konflikt, in dem sich ihr Leben zerrieben hat, seinen Sitz hatte und damit einige persönliche Erinnerungen verbinden in Ergänzung der Aufzeichnungen, die ich nach dem Tode Kaiser Friedrichs an eben dieser Stelle veröffentlichte.



Daß in dem Leben der hohen Verblichenen ein tragischer Zug sei, ist bei ihrem Heimgang wohl die allgemeine Empfindung gewesen. Man sucht ihn vielleicht zunächst darin, daß sie jene höchste Stellung, die ihr das Schicksal bestimmt zu haben schien, nie vollständig erreicht, nur gerade berührt und endlich, nachdem sie den Gemahl an einem schrecklichen Leiden verloren, eben diesem Leiden

in der qualvollsten Art hat erliegen müssen. Sieht man aber näher zu, so ist das eigentlich noch nicht tragisch, sondern nur traurig. Es ist ein Loos und ein Kreuz, wie es auch die Menschenkinder in den niederen Regionen zahllos tragen müssen. Als Gemahlin eines Kronprinzen, dem kriegerischer Ruhm und Liebe des Volkes doch auch schon eine glänzende Stellung gaben, als Mutter eines Kaisers, der hoch emporragt unter den anderen zeitgenössischen Souveränen Europas, hätte die Stellung, die die Kaiserin Friedrich thatsächlich inne gehabt hat, trotz Allem, was ihr versagt geblieben ist, noch keineswegs unbefriedigend zu sein brauchen. Ihr tragisches Verhängniß liegt vielmehr in dem unausgeglichenen und unausgleichbaren Widerspruch zwischen ihrer Weltanschauung, dem, was sie erstrebte und wollte und ihrer Stellung, der Unmöglichkeit, in die sie versetzt war, sich jemals voll auszuleben, die geistige Kraft, die ihr innewohnte, jemals wirklich in Schwung zu bringen. Schon im bürgerlichen Leben nennen wir es tragisch, wenn wir sehen, wie edle Kräfte, reiner Wille, höchste Begabung in eine falsche Bahn gedrängt oder durch widrige äußere Umstände erstickt, sich unfruchtbar verzehren und die Persönlichkeit endlich unzufrieden und gebrochen aus dieser Welt scheidet. Aber solche Fälle rühren nur die Nächsten; sie sind zu häufig, um die Allgemeinheit zu interessiren, und die Menschheit mag andere, glücklichere Talente erzeugen. Bei Fürsten wird der Maßstab ein anderer. Wenn man von der bürgerlichen Tragödie gesagt hat, sie wirke deshalb weniger als die heroische, weil dem gemeinen Sterblichen die Fallhöhe fehle, die dem Schicksal der Könige die Erhabenheit verleiht, so empfindet man auch im Leben: das Schicksal dieser hohen Frau war tragisch, weil ihre glänzende, ja großartige Begabung, ihr thatkräftiger Wille, durch Geburt und Ehebund zur höchsten Bethätigung bestimmt, niemals zum vollen, wirklichen Thun gelangten, das feurige Herz sich immer wieder zusammenpressen lassen mußte und endlich das schwerste Leiden diesem unbefriedigten Dasein ein Ende machte. Es ist kein Widerspruch, daß dieses Leben doch auch reich an Glück gewesen ist. In der Ehe, in der Familie, in den Anstalten für Wohlfahrt und Gesundheit, in der Beschäftigung mit Wissenschaft, Literatur und Kunst, zuletzt noch in dem Bau und der Ausstattung des mit vollendetem Geschmack ausgeführten Schlosses Friedrichshof am Taunus hat die Kaiserin Glück und Befriedigung gefunden in Fülle. Aber ihr stolzer, königlicher Sinn wollte mehr, und hier eben, wo die fürstliche Persönlichkeit sich von der noch so reichen

Privat-Persönlichkeit scheidet, setzt der tragische Zug ein, der ihr Leben durchzieht.

Als die Princeß royal von England ihre Lebensanschauungen bildete, kam in ihrem Vaterlande gerade jenes politisch-soziale Ideal zur Herrschaft, das wir als das bürgerlich liberale zu bezeichnen pflegen. Dieses Ideal wird heute in Deutschland nicht gerade besonders hoch mehr eingeschätzt und ist auch in England sehr verblaßt. Es ist das das Schicksal aller politischen Ideale: ihre eigentliche Blüthezeit ist diejenige, wo noch um sie gekämpft wird; sobald sie einigermaßen den Sieg errungen haben und in die Wirklichkeit übergeführt sind, treten auch ihre Schwächen zu Tage, die Menschen werden ihrer müde, verkennen vielleicht gar den Fortschritt, den sie gemacht haben und sehen in dem ganzen Streben eine Verirrung. So ist es weiten Kreisen ja sogar mit der Reformation ergangen, und wer auf unseren Reichstag blickt, ist nicht mehr so ganz im Stande, die Begeisterung, mit der unsere Großväter von den Segnungen einer konstitutionellen Verfassung sprachen, nachzuempfinden. Die Mängel, die wir heute in dem Ideal des bürgerlichen Liberalismus erblicken, sind verschiedener Art: man fühlt durch, daß in dem idealistischen Gewande zuletzt ein materialistischer Kern steckt, daß das Streben nach irdischem Wohlergehen und Reichthum durch den ihm eingeschmolzenen Humanitätsgedanken nicht genügend in Schranken gehalten wird und leicht völlig die Oberherrschaft gewinnen kann. Die soziale Fürsorge für die untersten Klassen kommt bei aller Pflege der menschenfreundlichen Gesinnung im Einzelnen zu kurz. Der Staatsgedanke ist zu einer bloßen Rechtsform verflüchtigt und die Erhaltung und Durchbildung der Nationalität tritt zurück hinter einem unklaren Kosmopolitismus.

Das Alles aber hindert nicht, daß dieses bürgerlich-liberale Ideal doch seine Zeit und unermeßliche Verdienste gehabt hat. Ganz besonders wirksam und wohlthätig aber hat es sich im 19. Jahrhundert in England bewährt, wo es gelungen ist, ohne jede revolutionäre Erschütterung den alten aristokratischen Staat und die aristokratisch gegliederte Gesellschaft in die modernen Lebensformen schrittweise hinüberzuführen. In England konnten diese Ideen so ganz besonders leicht und tief Wurzel schlagen, weil hier der kosmopolitische Zug des Liberalismus mit dem Egoismus der nationalen Politik nicht nur nicht zusammenstieß, sondern sich sogar lange Zeit amalgamiren zu können schien.

England war ja selbst eine Art kosmopolitische Macht. Von einer ernsthaften Rivalität anderer Nationalitäten auf dem Erdball war noch nicht die Rede. Von keiner Seite war England irgendwie ernstlich bedroht. Waren von Rußland in ferner Zukunft Gefahren zu erwarten, so konnte England sich sagen, daß es an der Spitze der Zivilisation gegen die Barbarei kämpfen würde, indem es Rußland Schranken setzte. England also konnte sich einer angenehmen Lässigkeit in der Anspannung der Staatskräfte und der Staatsautorität hingeben, die Steuern erleichtern, die Wohlfahrt pflegen, dem Individuum jede Art freier Bewegung gönnen, ohne dabei seine nationale Stellung in der Welt als Großmacht zu gefährden. Seine Kräfte reichten immer noch hin, die etwa eintretenden Krisen, nicht nur die zahllosen kleinen Kolonialkriege, sondern auch den Krimkrieg und den indischen Aufstand zu überwinden. Der Stolz altbegründeter nationaler Macht und angesammelten Reichthums vermählte sich mit dem Bewußtsein höchster Kultur. Welches Volk konnte sich mit diesem messen?

Aus dieser Sphäre kam die Tochter, und als ältestes Kind eventuelle Erbin der Königin von England, nach Preußen — in was für Zustände! Man kann sich die Verhältnisse in Preußen in der zweiten Epoche Friedrich Wilhelms IV., in der Reaktion gegen die Revolution von 1848 kaum trübe genug vorstellen. Mit wahrhaft furchtbaren Worten ist ja diese Zeit gebrandmarkt worden durch keinen anderen als durch König Wilhelm selber in der Ansprache an seine Minister, mit der er als Prinzregent die Regierung übernahm. Ohne Ehre und Ansehen nach außen stand Preußen da, ohne jedes positive Ziel in seiner Politik; der einzig herrschende Gedanke beim König wie bei der Regierung die Angst vor dem Dämon der Revolution; der König noch fortwährend beschäftigt mit Plänen, wie er die Verfassung wieder los werden könne, das Volk erfüllt von Mißtrauen und Erbitterung. Gewaltsam, durch ein Polizeiregiment von unglaublicher Brutalität, durch politische Prozesse und Maßregelungen wurde die Ordnung aufrecht erhalten. Die Regierenden selber waren sich bewußt, daß ein Staatswesen dieser Art keinen Bestand haben könne. Aus den jüngst veröffentlichten Papieren des Ministerpräsidenten von Manteuffel ist das Geständniß an den Tag gekommen, er, der leitende Staatsmann habe den Glauben an die Zukunft Preußens verloren.

Eben als das jungvermählte kronprinzliche Paar in Berlin

einzog, schien sich ein Umschwung vollziehen zu sollen. Der Prinz von Preußen, bis zum Jahre 1848 starrer Absolutist, hatte sich durch die Erfahrungen dieses Jahres und unter dem Einfluß aufgeklärter Persönlichkeiten, namentlich des Prinzgemahls von England, den liberalen Ideen genähert und versuchte, Prinzregent geworden, Preußen in neue Bahnen hinüberzuleiten. Fast als eine Rechtfertigung Friedrich Wilhelms IV. erscheint es, wenn wir sehen, wie er dabei scheiterte. Die Führer der Liberalen, an die er sich wandte, erwiesen sich als absolut unfähig, und in voller Verzweiflung, drauf und dran die Krone niederzulegen, wandte sich König Wilhelm zu den Reaktionären zurück.

Niemand ahnte, daß dieser Rückfall in die Reaktion nur ein scheinbarer war, daß der Weg durch die öde, unfruchtbare Wüste diesmal nicht im Kreise herumführen, sondern in dem lachenden, unerschöpflichen Fruchtgefilde einer großen nationalen Politik enden sollte, und noch Jahre vergingen, ehe der erste Blick in das Land der Verheißung sich dem erstaunten Auge des Volkes aufthat.

Ich bin im Einzelnen nicht näher unterrichtet über die Empfindungen und Bestrebungen des kronprinzlichen Paares in dieser Zeit. Aber schon die allgemeinen Gegensätze lassen uns erkennen, an einen wie dornenreichen Platz die Kronprinzessin gerathen war.

Geistvoll, lebendig, thatkräftig, erfüllt von den Ideen, unter deren siegreichem Vordringen sie ihr Heimathland glücklich, zufrieden, blühend hatte werden sehen, konnte sie kein höheres Ziel haben, als das Land ihres Gemahls, an den sie sich, wie er an sie, mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüths anschloß, desselben Glücks theilhaftig werden zu lassen.

Die Umgebung, in die sie kam, hatte ganz andere Anschauungen.

Die englischen Parteien unterscheiden sich sehr wesentlich von den deutschen. Die Whigs und Tories sind nicht unterschieden wie Bürgerthum und Aristokratie, sondern sie sind beide aristokratisch, zwei Faktionen innerhalb der Aristokratie. Daher kommt es, daß am englischen Hofe von je beide Parteien gleichmäßig und mit gleichem sozialen Ansehen und moralischem Recht einander gegenüberstanden. Die Parteien in Deutschland haben als wesentlichstes Element das ständische. Die konservative Partei ist aristokratisch, und so kommt es, daß am Hofe so gut wie ausschließlich diese eine Richtung vertreten ist. Es ist die

selbstverständliche, die „gute“ Gesinnung. In der Reaktionszeit bekam diese gute Gesinnung noch ihre besondere Färbung durch höhnische Ablehnung des national-deutschen Gedankens und namentlich durch die engste Verkoppelung mit Kirchlichkeit und Orthodoxie. Die Hofbeamten Friedrich Wilhelms IV. rapportirten dem König darüber, welche hohen Beamten und Militärs regelmäßig in die Kirche gingen und welche nicht. Mit der wirklichen Bildung aber stand es, erstaunlich genug in der Umgebung eines so hochgebildeten Fürsten wie Friedrich Wilhelms IV. und später der Königin Augusta, der Enkelin Karl August's, zum Theil noch sehr schwach. Die Kronprinzessin zeigte mir einmal halb lachend, halb verächtlich einen Brief eines sehr hohen Hofbeamten, freilich eines recht alten Herren, voll der gröbsten grammatikalischen und orthographischen Fehler. Erst in den fünfziger Jahren sind in der preußischen Armee die Stabsoffiziere, die mit „mir und mich“ auf gespanntem Fuß standen, ausgestorben.

In der englischen Aristokratie wird in Summa schwerlich mehr allgemeine Bildung verbreitet sein als in der deutschen, aber die ungebildeten Elemente werden viel weniger bemerkt, weil die Aristokratie als Ganzes nicht so kastenmäßig abgeschlossen ist. Ist es schon für die Freiheit des Geistes von unschätzbarem Werth, daß es nicht eine, ein für alle Mal abgestempelte „gute Gesinnung“ giebt, so kommt vor Allem die ganz andere ständische Organisation in Betracht. Den Engländern fehlt bekanntlich unser niederes Adels-Prädikat. Nur die wenigen hundert Lords haben eine Titel-Unterscheidung; zur Aristokratie gehören aber noch viele Tausend äußerlich nicht erkennbare Familien, und noch viel mehr, mangels jeder festen Grenze, rechnen sich dazu. Für die politisch-soziale Gesundheit eines Volkes kann es kein besseres System geben als diese historisch gebildete, offene Aristokratie, in die fortwährend unmerklich die tüchtigsten Elemente des Volkes aufsteigen, aus der die unbrauchbar gewordenen Glieder ebenso unmerklich herabsinken.

Die Kehrseite des Systems ist das Fehlen des eigentlichen Bürgerbegriffs. Der Engländer hat nur ein einziges Ideal: das ist der Gentleman. Das Wort ist für uns unübersetzbar, weil es die Ausprägung spezifisch englischer Zustände ist. Der deutsche Bürger und der deutsche Bauer, der etwas auf sich hält, will nicht nur kein Edelmann sein, ahmt ihm auch nicht einmal nach, sondern hat sein eigenes Standesbewußtsein, in dessen Formen er sich frei bewegt. Der englische Bürger hat, wie der ausgezeichnete Volks-

psychologe Sidney Whitman, der Verfasser des „Kaiserlichen Deutschland“ bemerkt hat, etwas Seelenloses. Er hat kein eigenes Selbst, er ahmt nur nach. Daher die für uns Deutsche bald lächerliche, bald ärgerliche englische Steifheit und Anmaßung. Kein Mr. Brown spricht von seiner Frau anders als von „Mrs. Brown“ und ganz England horchte auf, als der preußische Kronprinz einmal bei seinem ersten Besuch drüben einfach „meine Frau“ sagte.

In der englischen Aristokratie selber merkt man von dieser Rückwirkung auf das Volksganze natürlich nichts. Hier empfindet man nur die Annehmlichkeit des in fester einheitlicher Sitte zusammengeschlossenen Volkes hinter seiner Aristokratie und bewegt sich selber in den Formen des vornehmen Lebens mit voller Freiheit. Im Gegensatz dazu mußte die junge Prinzessin Victoria in Preußen bemerken, daß sie von einer dem übrigen Volk exklusiv, fast feindlich gegenüberstehenden Kaste umgeben war, die eine politisch-religiöse Gesinnungs-Tyrannei auszuüben trachtete. Wohl gab es auch in dieser Sphäre Damen und Herren von vollendeter Bildung und unbefangenen, aufgeklärten Anschauungen, und das kronprinzliche Paar wußte Persönlichkeiten zu finden, die ihm sympathisch waren, aber das waren doch immer nur einzelne — die vornehme preußische Gesellschaft als Ganzes athmete einen Geist, der der Kronprinzessin Widerwillen einflößte.

Ein Herr, der sehr lange in ihrer Umgebung gelebt und sie sehr genau gekannt hat, sagte zu mir am Tage der Beisetzung: man sagt, sie sei antipreußisch gewesen; das ist nicht wahr — sie war antipotsdamisch. Dies bon mot enthält thatsächlich alles. Potsdam ist der Ausdruck jenes aus Junkerthum, Frömmelei und Kommiß zusammengesetzten Preußenthums, dem die romantische Phantasie Friedrich Wilhelms IV. vergeblich einen wirklich lebendigen Geist einzuhauchen versuchte. Der wahre preußische Staat aber war nicht Potsdam, sondern brach, wie wir Alle wissen, mit der Kraft eines sieghaft jungen Recken aus der harten, häßlichen Kruste der Reaktion hervor, um das schlafende Dornröschen Deutschland zu erwecken und das hoffnungsfrohe neue Deutsche Reich zu begründen.

In dieser Neubildung hat das alte feudalbureaukratische Preußen sehr wesentliche Elemente des bürgerlichen Liberalismus aufgenommen. Der Kronprinz stellte sich mit aller Kraft in den Dienst der neuen Entwickelung und hat nicht bloß als Feldherr, sondern auch politisch sehr große Verdienste um das Gelingen.

Kaiser Friedrich hat mir selber einmal erzählt, wie er in Nikolsburg bei dem Zwiespalt zwischen dem König und Bismarck glücklich vermittelte. Er habe auch persönlich mit dem Abgeordneten Twesten verhandelt, um den Ausgleich zwischen der Regierung und den Liberalen zu befördern. Ich habe schon in den „Persönlichen Erinnerungen“ davon gesprochen und betont, wie wichtig dieses Eingreifen geworden ist. Auf der andern Seite hat bekanntlich Bismarck seinen konservativen Freunden, die von ihm verlangten, daß er den Sieg von Königgrätz für eine konservative Politik im Inneren ausnutze, mit dem Hinweis auf den Kronprinzen, der dieser Art Konservatismus doch auf alle Fälle ein Ende machen werde, abgelehnt.

Trotz dieser starken direkten wie indirekten Mitwirkung ihres Gemahls, trotz des Stolzes auf seinen kriegerischen Ruhm, konnte die Kronprinzessin der neuen Entwickelung eine reine Freude doch nicht abgewinnen. Persönliche Beziehungen erschwerten ihr die Aussöhnung. Sie hatte sich mit Enthusiasmus der nationalen Stimmung angeschlossen, die der Kampf um die Befreiung unserer Nordmark von der dänischen Herrschaft entfesselte und die ihr Ziel in einem selbständigen Herzogthum Schleswig-Holstein unter dem Herzog Friedrich von Augustenburg erblickte. Es ist vielen braven Männern schwer geworden, sich darin zu finden, daß diese Lösung unmöglich war; politische Ideen werden nicht bloß mit dem rechnenden Verstande, sondern mit dem Gemüt ergriffen, sie verdichten sich zu Gesinnungen, die man zwar nicht aus bloßem Eigensinn und Rechthaberei als unabänderlich behaupten soll, aber auch nicht wechseln kann wie ein Kleid.

So klar es heute ist, daß die Verbindung mit Preußen auch für die Schleswig-Holsteiner selbst das Segensreichste war, so war es doch im Jahre 1863 unmöglich, daß die nationale Aufwallung im deutschen Volke sich dieses Ziel setzte, und es ist mir stets als eine große Unbilligkeit erschienen, daß Sybel in seiner „Begründung des Deutschen Reichs“ den Herzog Friedrich mit Ironie, ja geradezu mit Spott behandelt. Er that doch nur, was die Nationalgesinnten in Deutschland von ihm verlangten, und war ein Mann, wie die Kronprinzessin mir einmal versicherte, der nie sich selbst, sondern immer nur das Allgemeine Beste im Auge hatte. Sie empfand das Unrecht, das diesem von ihr so hoch geschätzten, ihr verwandten und befreundeten Fürsten geschah, auf das Bitterste und sah in dieser Stimmung auch das, was sonst geschah, mit weniger günstigen Augen an.

Das, was sie gewünscht, gehofft und gewollt hatte, war es ja doch noch lange nicht, und wie langsam und stückweise vollzog sich der Fortschritt! König Wilhelm wollte sich von den Männern, die die schwere Konfliktszeit treu mit ihm ausgehalten, nicht trennen. Noch Jahre lang mußte Preußen einen so unglaublichen Justizminister wie den Grafen Lippe ertragen, und ein Mann von den Bildungs-Idealen des Herrn von Mühler stand bis 1872 an der Spitze unseres Kultusministeriums. Nun kam Falk — aber er brachte den Kulturkampf. Die Kronprinzessin hatte keinerlei Sympathien für den Katholizismus als solchen, aber sie huldigte der Vorstellung von der freien Kirche im freien Staat. Der italienische Minister Marco Minghetti, zu dem sie freundschaftliche persönliche Beziehungen pflegte, schien ihr darüber die richtigsten Grundsätze zu haben, und — wie man auch über die taktische Nothwendigkeit der Bismarck'schen Politik in dieser Frage denken mag — heute haben sich ja auch die eifrigsten alten Kulturkämpfer jenen Anschauungen sehr genähert.

Als nun der Kulturkampf zu Ende ging, kamen die Schutzzölle, der Antisemitismus, das Sozialistengesetz, die soziale Gesetzgebung — lauter Dinge, die dem politischen Ideal, das die Kronprinzessin treu im Herzen trug, schnurstracks widersprachen.

Als sie mich einmal fragte, welcher Partei ich denn angehörte, sagte ich — es waren schon einige humoristische Wendungen vorausgegangen: — „Kaiserliche Hoheit, ich bin konservativer Sozialdemokrat.“ „So“, antwortete sie spitz und fast böse, „das ist ja recht hübsch auf beiden Seiten um das Richtige herum.“

Die Entwicklung, die in diesem Scherzwort angedeutet ist, hielt die oppositionelle Stimmung der Kronprinzessin nicht nur wach und lebendig, sondern verschärfte sie in gewisser Beziehung noch. In der Konfliktszeit hatte sie sich damit trösten können, daß der größte und gebildetste Theil des Volkes hinter ihr und ihren Anschauungen stehe; sie hatte der sicheren Hoffnung gelebt, daß über kurz oder lang ihre Weltanschauung, wie sie in England herrschte, so auch in Preußen und Deutschland siegreich durchbrechen müsse. Nun mußte sie sehen, wie der größte Theil der Männer, auf deren Mitarbeit sie gebaut hatte, theils Kompromisse schloß, die manches opferten, theils überhaupt sich anderen und neuen Ideen zuwandte. Die einzige Partei, deren Bestrebungen noch einigermaßen mit ihrem Ideal zusammentrafen, die Fortschrittspartei, schwand zu einem kleinen Häuflein dahin, und wenn man

sie darauf hinwies, unter welcher Führung diese Gruppe stehe, so konnte sie auch nicht mehr sagen, daß sie ihr gefiele. Freilich, gegen Rudolf Virchow ließ sich nichts einwenden, und diesem ausgezeichneten Manne bewahrte sie stets ein großes Vertrauen. Aber im Ganzen konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß sie mit ihrer Gesinnung in Vereinsamung gerathen sei. Als die nationalliberale Partei sich spaltete, und endlich der linke Flügel sich mit der Fortschrittspartei zur freisinnigen Partei verschmolz, schien einen Augenblick andere Verhältnisse heraufziehen zu sollen. Es ist mir nicht bekannt, ob die neue Partei mit dem kronprinzlichen Paare Beziehungen gehabt oder sie gesucht hat; jedenfalls zeigte sich ja sehr bald, daß diese Fusion eine gänzlich unfruchtbare verfehlte Gründung war, wie sie sich ja auch nach wenigen Jahren wieder aufgelöst hat. Ich lobte einmal sehr Georg von Bunsen, weil er rechtzeitig die Unmöglichkeit einer Politik der „freisinnigen Partei“ gegen Bismarck eingesehen und den einzig möglichen Ausweg, den Rücktritt aus dem öffentlichen Leben gewählt habe. Die Kronprinzessin widersprach zwar, aber sagte doch eigentlich nichts Positives dagegen.

Man hat der Kaiserin Friedrich nachgesagt und vorgeworfen, daß sie englisch gesinnt gewesen und geblieben sei. Man wird nunmehr erkannt haben, daß, so weit die Thatsache richtig ist, sie nicht auf einer blinden Voreingenommenheit beruhte, sondern mit den tieferen Wurzeln ihrer ganzen Weltanschauung zusammenhing. Die Heimath durch Auswanderung oder durch Verehelichung in ein anderes Volk zu wechseln, ist für jeden tiefer empfindenden Menschen schwer, und die hohe Frau hing mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüths an dem Lande ihrer Geburt. Diese Empfindung mit einer warmen und wahren Liebe zu Deutschland zu verbinden, wäre ihr an sich nicht schwer geworden. Ihr über Alles geliebter Vater war Deutscher, im Grunde ja auch die Familie ihrer Mutter; sie nannte sich von Geburt an nicht bloß Prinzeß royal von Groß-Britannien und Irland, sondern auch Herzogin zu Sachsen; von Kindheit auf hatte sie ebensoviel und vielleicht mehr deutsch als englisch gesprochen; die deutsche Wissenschaft, Kunst, Literatur, Musik erfüllte sie mit Begeisterung. Sie wünsche, sagte sie einmal zu mir, die Einheit zu vertreten, die in den beiden Völkern der Deutschen und Engländer vorhanden sei.

Indem nun Preußen-Deutschland keineswegs, wie sie und mit ihr Viele der besten Deutschen, ich erinnere nur an Rudolph Gneist,

gehofft hatten, eine ähnliche politisch-soziale Bahn einschlug wie England, sondern aus den abgelebten ganz neue und eigenthümliche Lebensformen entwickelte und endlich sogar in starke internationale Spannungen mit England trat, wurde jene Vorstellung unrealisirbar. Die Differenz, die sie so gern überbrückt hätte, trat klaffend zu Tage, und wenn die Deutschen nun ihr neues Staatswesen und seine Fortschritte rühmten, so war sie viel zu ehrlich und temperamentvoll, um mit ihren abweichenden Ansichten, die nun eben die englischen waren, zurückzuhalten. Sie wußte wohl, daß sie dadurch unpopulär wurde, und empfand es schmerzlich, aber sie hätte ihr ganzes Selbst aufgeben müssen, um anders zu sein. Ich erzählte einmal im Jahre 1888, wie Kaiserin Katharina II. von Rußland sich als Fremde im russischen Volke dadurch ihre Stellung gemacht habe, daß sie, die Freigeistin, die Freundin Diderots, öffentlich stundenlang vor den Heiligenbildern kniete; man müsse auch den nationalen Götzen opfern. Sie verstand mich wohl, sagte aber, sie wisse nicht, wie sie dies anfangen solle.

Ganz falsch ist es, hiermit in Zusammenhang zu bringen, daß im Hause manches englisch eingerichtet und viel englisch gesprochen wurde. Es giebt keine Hausfrau, die nicht Vieles aus den Gewohnheiten ihres Elternhauses in das ihres Mannes übertrüge, und was die Sprache betrifft, so liegt die Sache viel einfacher. Man kann eine fremde Sprache weder lernen noch beherrschen ohne unausgesetzte Uebung. In fürstlichen Häusern, wo man nothwendig mehrere Sprachen gebrauchen muß, werden daher auch stets mehrere Sprachen gesprochen. Es ist einfach eine Sache der Pädagogik. Man kann von Prinzen kaum sagen, welches im strengen Sinne des Worts ihre Muttersprache sei. Pädagogische Nachtheile, die man von dieser Sprach-Hypertrophie vielleicht erwarten möchte, sind nach meiner Erfahrung nicht besonders bemerkbar, ebensowenig besondere Vortheile schnellerer oder reicherer geistiger Entwickelung. Die zweite, vielleicht auch dritte Sprache ist eine werthvolle Fertigkeit, die man sich durch Uebung erhält. Das ist Alles und wird in allen fürstlichen Häusern ziemlich dasselbe sein. Hier und da macht es sich vielleicht einmal in einem fremden Accent geltend; wenigstens habe ich einmal gehört, die Engländer machten es ihrem Königshause zum Vorwurf, die Herrschaften sprächen das Englische mit deutschem Accent. Die Kaiserin Friedrich hatte in ihrem Deutsch, so vollkommen sie es sprach, einen leisen englischen Accent, den ich aber nur anfangs, später, als ich mich daran gewöhnt hatte, nicht mehr

heraushörte. Ihre Kenntniß des Deutschen erstreckte sich nicht nur auf die hochdeutsche Schriftsprache, sondern auch auf die Dialekte. Fritz Reuter kannte sie durch und durch und flocht wohl drastische Redewendungen von ihm in's Gespräch: „Wat den Eenen sin Uhl is, is den Annern sin Nachtigall.“ Wenn Herr von Normann, ebenso wie ich geborener sprachlicher Landsmann Fritz Reuter's, zusammen platt sprachen, so „högte sie sich mächtig darüber.“

Der Gegensatz deutsch-englisch entlud sich natürlich häufig in Diskussionen wie in Neckereien. Ich verlangte einmal von Mr. Fox, dem englischen Gesellschafter der älteren Prinzen, der mit diesen oft zum Besuch im Neuen Palais war, einem sehr feinen, liebenswürdigen Mann, er solle mir sagen, wie „ein verrückter Engländer“ in der englischen Sprache selber heiße. Er antwortet trocken „a man, who does what he likes and does not care for other people's opinions“, was ihm ein lautes „Bravo, Mr. Fox,“ aus dem Munde der Herrin eintrug.

In deren Augen galt ich natürlich als ein großer England-Gegner. Ich hatte dem Prinzen Waldemar einmal erzählt von den kleinen Jungen in den Straßen von London, die, wenn ein Herr bei Schmutzwetter über den Damm will, schnell einen Uebergang fegen und dafür einen Penny erhoffen. Mein Prinz hatte das so ausgelegt, daß die Straßen in London sehr schmutzig seien. „Aha,“ hieß es, „das hat ihm Dr. Delbrück gesagt.“

Noch kurz vor seinem Tode, als wir in den Circus Renz fuhren, fragte er mich: „Herr Doktor, ist es wahr, daß London größer ist als Berlin?“ „Ja wohl, viel größer.“ Kurze Pause, dann sagte er — „aber wir haben die meisten Soldaten.“ Der Zusammenhang ist nicht schwer zu errathen.

Daß die dürftige märkische Landschaft den Kürzeren zog bei dem Vergleich mit den herrlichen grünen Matten Englands, seinen Parks mit den uralten Bäumen, ist natürlich. „Hier wächst ja nichts als Kiefern und Kartoffeln“ — „und die Helden“, fügte Jemand aus der Umgebung hinzu. „Ja,“ erwiderte die Kronprinzessin, „das muß man ihnen lassen, tapfer sind sie.“

Der Leser hat bereits bemerkt, welche Freiheit der Diskussion im kronprinzlichen Hause waltete. Bei aller Leidenschaft für ihre eigne Ueberzeugung hatte die Kronprinzessin doch viel zu viel Freude an der Debatte, um sie zu beschränken. Sie ertrug jeden Widerspruch, weil sie sich fähig wußte, sich mit ihm auseinanderzusetzen, und es hat mir nichts geschadet, daß ich aus meinem

eifrigen Bismarckianismus kein Hehl machte. Auch sonst fehlte es nicht an Diskussions-Objekten. Ich warf mich auf zum Propheten Böcklin's, den die hohe Frau nicht gelten lassen wollte. Auf dem Marsch über die Insel Capri ist der Naturgenuß für uns fast zu kurz gekommen, weil die Böcklin-Debatte, sich stundenlang hinziehend, die Geister völlig in Anspruch nahm.

In den „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck wird die Kaiserin Friedrich viel freundlicher angesehen, als die Kaiserin Augusta. Das wird daher rühren, daß, obgleich sie, wie wir gesehen haben, im stärksten inneren Gegensatz zu ihm stand, zuletzt doch eine gewisse Annäherung stattgefunden hat. „Wir stehen besser miteinander als Sie denken," sagte sie einmal zu mir im Jahre 1888, und als ich von den schnöden Preß-Angriffen auf Allerhöchstihre Person sprach, erwiderte sie, davon wisse der Kanzler gar nichts; solche Dinge drängen nicht bis zu ihm hin.

In den achtziger Jahren hatte der Fürst sich dem Kronprinzen einmal genähert und ihm mit unverkennbarer Absicht gesagt, Preußen könne ebenso gut mehr in konservativem und mehr in liberalem Sinne regiert werden, je nachdem der Monarch es befehle.

Eine wirkliche innere Uebereinstimmung zwischen der Kaiserin Friedrich und dem Fürsten Bismarck hat natürlich niemals stattgefunden, und als dieser im Jahre 1890 nun wirklich zurückgetreten war, sagte die hohe Frau einmal mit einer gewissen Bitterkeit zu mir, „warum war es denn jetzt möglich?" Ich antwortete, „weil wir die Alters-Versicherung jetzt durchgebracht hatten", und denke auch heute, daß die zukünftige Geschichtsschreibung so ungefähr diese Antwort geben wird. Der wahre Grund, weshalb der Begründer des Reiches zuletzt abtreten mußte, war, daß nach 27jährigem, unendlich fruchtbarem Walten seine Ideen erschöpft waren. Er hatte weder nach innen noch nach außen ein positives Programm mehr. Im Inneren widersetzte er sich all den einschneidenden Reformen, die die Ressort-Minister in der Finanz- und in der Gemeinde-Verwaltung, in der Gewerbeordnung, im Heer seitdem durchgeführt haben, und nach außen hielt er das Prinzip der Saturirung fest, das Deutschland von der Weltpolitik ausschloß. Ein Staat aber, der nicht vorwärts geht, geht zurück. Alle Dankbarkeit und alle Verehrung für die weltgeschichtliche Größe des Fürsten Bismarck darf uns nicht abhalten auszusprechen, daß sein Rücktritt im Jahre 1890 für eine fort-

schreitende glückliche Entwickelung des Deutschen Reiches und des deutschen Volksthums eine absolute Nothwendigkeit war.

Die schwerste Beschuldigung, die Fürst Bismarck gegen die beiden Kaiserinnen erhoben hat, ist, daß sie das Wohl und Wehe der deutschen Armee einem sentimentalen Mitgefühl für die Welthauptstadt Paris aufgeopfert und indem sie durch Einwirkung auf die beiden hohen Gatten das Bombardement verhinderten, den Krieg verlängert hätten. Die vollkommene Absurdität dieser Beschuldigung ist in diesen „Jahrbüchern" (Bd. 68 u. Bd. 96) eingehend nachgewiesen worden. Fürst Bismarck, dessen eindringender Verstand sonst eigentlich alle Lebensgebiete beherrschte, verstand, wie dabei an einer Reihe von Aussprüchen dargethan, gerade von militärischen Dingen sehr wenig und wußte sich, obgleich die sämmtlichen strategisch mitsprechenden Offiziere, Moltke, Podbielski, Bronsart, Verdy, Brandenstein, Hindersin, Kleist, Blumenthal mit dem König und dem Kronprinzen darin völlig einig waren, daß sowohl eine förmliche Belagerung wie ein Bombardement eine ganz zwecklose Kraftverschwendung sein würde, diese Auffassung nicht anders als durch unerlaubte Einflüsse zu erklären. Der einzige hohe General, der ihm beistimmte, statt ihn aufzuklären, ihn in seinem Irrthum bestärkte und deshalb als der eigentlich Schuldige an dieser unseligen Wirrniß anzusehen ist, ist Roon. Ich habe lange vergeblich nach einer Erklärung für diese unbegreiflich erscheinende Haltung gesucht, glaube sie aber jetzt gefunden zu haben. Man erinnere sich jener Aeußerung Moltke's, der Kriegsminister gehöre nicht ins Hauptquartier, sondern müsse von der Hauptstadt aus der Fürsorge für die Armee obliegen. So einleuchtend richtig das ist, so hat Roon doch weder 1866 noch 1870 die Selbstüberwindung gehabt, zu Hause zu bleiben, während die Armee in den Krieg zog. Es lag ihm um so ferner, als bis dahin er, nicht Moltke, der nächste militärische Berather des Königs gewesen war. Indem er nun für das Strategische mehr und mehr vor Moltke zurücktreten mußte, gerieth er in die üble Lage des fünften Rades am Wagen, und das erzeugte in ihm eine psychologisch nur zu erklärliche Fronde-Stimmung gegen den Generalstab. Schon am Abend der Schlacht bei Gravelotte war es zu einem Zusammenstoß gekommen. Der Kriegsminister war gewiß ein höchst bedeutender Mann, aber nicht eigentlich genial. Will man nachträglich die Frage aufwerfen, wie etwa der französische Krieg noch kräftiger geführt und noch schneller hätte zu Ende gebracht werden können, so war unzweifel-

haft die einzige Möglichkeit die, welche Blumenthal vorschlug. Der Feldmarschall hat es mir selbst erzählt, wie er in den Kronprinzen gedrungen sei, er solle sich vom König, gleich nach der Durchführung der Einschließung von Paris, zwei Armee-Korps geben lassen und mit den gesammten Truppen, die die Einschließung nach außen deckten, die Offensive ergreifen. Dann hätte man die Gambetta'schen Armeen auseinander gejagt, ehe sie gebildet waren. Heute, wo wir wissen, wie gering die Ausfallskraft der Pariser war, wird man die Ausführbarkeit dieser Idee wohl zugeben können. Aber wir werden es dem König und Moltke nicht verdenken, daß sie die schon so überaus schwache Einschließungs-Armee, die auf einen Gürtel von 11 Meilen vertheilt war, nicht noch mehr schwächen wollten, und auch Bismarck und Roon, die, wenn sie denn eine gesteigerte Leistung forderten, nur jenen wahrhaft großartigen Gedanken hätten unterstützen dürfen, kamen statt dessen auf die traurige Halbheit von Bombardement und Belagerung, die uns viele brave Leute und unsägliche Anstrengung gekostet hat, ohne irgend etwas zu nützen.

Bei der Zähigkeit, mit der sich die entgegengesetzten Vorstellungen zum Schaden des Andenkens der beiden Kaiser und der beiden Kaiserinnen noch immer in der öffentlichen Meinung behaupten, war es wohl nicht unangebracht, auch an dieser Stelle noch einmal den wahren Zusammenhang etwas eingehender darzulegen.

Um die religiöse Stellung der Kaiserin Friedrich zu verstehen, ist es auch wieder nöthig auf ihre Jugendeindrücke, auf die englischen Verhältnisse zurückzugehen. Der englische Protestantismus unterscheidet sich dadurch von dem deutschen, daß er einen viel ausgebildeteren Kirchenbegriff und reicher ausgestatteten Kultus, dagegen eine viel weniger ausgeprägte Dogmatik besitzt. Während der religiöse Genius des deutschen Volkes sich in immer erneuten Anläufen bemüht hat, das religiöse Geheimniß begrifflich zu fassen, die deutsche Kirchengeschichte seit Luther daher zum großen Theil in Dogmenstreitigkeiten verläuft, drehen sich die großen englischen Kirchenkämpfe immer um Verfassungsfragen und ihre symbolischen Exponenten im Kultus. Die gewaltige Bewegung des Puritanismus im 17. Jahrhundert hatte keinerlei dogmatischen Inhalt, sondern bewegte sich um anscheinend rein äußerliche Dinge. Tracht der Geistlichen, Bilder und Lichter in der Kirche, Kreuzschlagen, Empfang des Abendmahls sitzend oder knieend, an einem

Tisch oder vor einem Altar, als Hostie oder als Brod. Was endlich die Oberhand gewonnen hat, ist ein reich ausgestatteter Gottesdienst, feste äußerliche Formen, namentlich in der Sonntagsheiligung, eine ziemlich nebensächliche Behandlung der Predigt und daher auch des eigentlich Theologischen, des Dogmas.

Wer in einem derartigen Kirchenthume aufgewachsen ist, der wird an der deutschen Art des Gottesdienstes nur dann Gefallen finden, wenn angeborene Gemüthsart gerade der Betrachtungsweise der Predigt besondere Neigung entgegenbringt. Bei der Predigt hängt wieder sehr viel, fast alles von der Person der Prediger ab. Weder die Predigt, noch die Prediger, die sie in Berlin und Potsdam fand, konnten der jungen Prinzessin Victoria besonders zusagen. Ihr ganzes Wesen war auf Klarheit und rationelle Erkenntniß gerichtet; alles Mystische widerstrebte ihr. Konnten ihr Prediger, die sie intellektuell weit überschaute, religiöse Erbauung geben? Zu allem war die dogmatisch orthodoxe Auffassung der Religion, die am Hofe als die allein zulässige angesehen wurde, im engsten Bunde mit der politischen Reaktion, die die Ideale des deutschen Volkes mit Gewalt niederdrückte und am Boden hielt. So kam sie auch in ihrer Religion niemals in volle Harmonie mit dem Kreise, in dem sie lebte. Noch in ihren letzten Leidenstagen hat sie sich ein so sehr ernstes Buch, wie Harnack's „Wesen des Christenthums,“ vorlesen lassen, aber sie bestimmte durch Testament, daß bei ihrer Beisetzung keine Begräbnißrede gehalten, sondern nur ein Gebet gesprochen werden solle.

Einer besonderen kleinen Eigenschaft als Zeugniß ihrer in sich sicheren Geistesfreiheit möchte ich noch erwähnen. Es giebt bekanntlich viele sonst hochintelligente Menschen, die doch irgend einem kleinen Aberglauben in bestimmten Zahlen, Tagen oder Vorzeichen huldigen. Die Kaiserin Friedrich war völlig frei davon, obgleich sie, wie sie erzählte, einmal etwas erlebt habe, was einen Menschen, der sonst dazu geneigt sei, wohl hätte abergläubisch machen können. Als sie ihren dritten Prinzen geboren hatte, fragte der Kroprinz beim König an, wie er ihn nennen solle. König Wilhelm erwiderte, es sei ihm gleich, nur den Namen Ferdinand möge er nicht, der habe dem Hause kein Glück gebracht. Die kronprinzlichen Herrschaften beschlossen, den Sohn Sigismund zu nennen. Da geschah es, daß der Hofprediger bei der Taufe statt Sigismund Ferdinand sagte. Der König sah seinen Sohn

vorwurfsvoll an; es schien ja, als ob er ihm absichtlich diesen Tort angethan hätte. Die Sache mußte aufgeklärt werden; das Merkwürdige war, daß nicht etwa der Hofprediger vorher davon gehört hatte, daß der Prinz nicht Ferdinand heißen solle und eben deshalb in den Irrthum verfallen war, sondern es war wirklich reiner Zufall, daß er sich gerade mit diesem Namen versprochen. Aber das Wort König Wilhelms ist eingetroffen, dem kleinen Prinzen ist kein Glück beschieden gewesen, er ist 2 Jahr alt im Jahr 1866 während des Krieges gestorben.

Wie sehr fürstliche Persönlichkeiten unter anderen Bedingungen leben als andere Sterbliche, läßt sich besonders an Thatsachen erkennen, wo man es am wenigsten erwartet, und um so mehr möchte ich auch Folgendes noch erwähnen.

Man hat in Deutschland niemals gewußt, wie schön die Kaiserin Friedrich war. Das scheint bei einer Dame, die fortwährend den Blicken der Oeffentlichkeit ausgesetzt ist, so unbegreiflich, daß man es auf eine vereinzelte Aussage hin vielleicht noch bezweifeln möchte. Aber es ist nicht nur wahr, daß sie viel schöner war, als man im Volke wußte, sondern auch ganz gut erklärlich. Als sie in Deutschland ankam, war sie noch ganz unentwickelt; in den Bildern jener Zeit vermag man kaum eine Aehnlichkeit mit ihrer späteren Erscheinung zu entdecken. Frauen, deren Schönheit wesentlich mit auf der Intelligenz des Ausdrucks beruht, erreichen den Höhepunkt naturgemäß erst später als Andere, bei denen der regelmäßige Schnitt der Züge den schönen Eindruck macht. Nun war die Prinzessin Viktoria nicht nur noch unreif, sondern erschien an der Seite eines Mannes, der das Bild regelmäßiger Schönheit und von ungewöhnlich stattlicher Gestalt war. Sie selbst war keineswegs klein, aber neben ihrem Manne erschien sie doch so. So war der erste Eindruck der äußeren Erscheinung nicht zu ihren Gunsten, und dieser erste Eindruck ist nie überwunden worden — aus politischen Gründen: weil sehr bald die Zeit eintrat, wo sie in hohem Grade unpopulär wurde und eine derartige, nicht schematische, sondern ganz individuelle Schönheit auch etwas mit den Augen der Liebe und Verehrung angesehen werden will, um entdeckt zu werden. Es kommt noch dazu, daß die große Staatstoilette ihr am wenigsten stand, bei weitem nicht so gut wie das Hauskleid. Ich glaube dieses Urtheil wird man sich von Jedem, der der hohen Frau einmal näher getreten ist, bestätigen lassen können. Als ich mit meinem damaligen Reichstagskollegen,

dem verstorbenen Herrn von Wedell-Malchow, einem, wie ich glaube, sehr nüchtern denkenden Manne, einmal darüber sprach, stimmte er mir nicht nur zu, sondern sagte: „Wenn sie einen mit ihren braunen Augen so freundlich ansah, man hätte für sie durchs Feuer gehen können.“ Als der zu früh verstorbene Maler Christian Wilberg, der im Neuen Palais eingeladen war und im Sanssoucipark Studien machte, dort einmal mit mir von der Schönheit der Kronprinzessin sprach, sagte ich zu ihm: „Lachen Sie mich nicht aus, aber wissen Sie, in welchem Augenblick sie mir einmal besonders schön erschienen ist? — als sie gähnte. Können Sie mir das als Künstler erklären?“ Wilberg aber lachte mich gar nicht aus, sondern sagte, das sei ganz richtig beobachtet: sie habe einen so schönen Mund, daß selbst jene an sich unschöne Bewegung ihr vortheilhaft sei.

Die großen Nationen malen ihren Volkscharakter selbst in den volksthümlichen Erzählungen, Legenden und Sagen, die sie schaffen. Die Typen, die in Abraham, Isaak und Jakob, in Juda und Joseph, in Sarah, Rebekka und Rahel geschaffen sind, sehen wir noch heute allenthalben unter den Juden. Das große Spiegelbild der Deutschen ist das Nibelungenlied. Schon längst hat man erkannt, daß der grimme Hagen in dem Fürsten Bismarck wieder auferstanden war; im Kaiser Friedrich sieht das Volk eine blonde Siegfriedsgestalt; in der stillen Kraft Dietrich's oder Gernot's kann man Moltke erblicken; Volker, der zugleich ein Ritter und ein Spielmann ist und die Sorgen der Männer löst mit Geigen; Rüdiger, der in dem Konflikt der Freundschaft und der Ehre die Ehre wahrt; der Heißsporn Wolfhart, sie wandeln Alle unter uns. Sollte ein Sänger, der nach 1000 Jahren von der Begründung des Deutschen Reiches singt, aus der Kaiserin Friedrich eine Chrimhilde machen können? Die lieblichste Mädchenblume, in der unter dem Unrecht, das ihr geschehen, die Leidenschaft der Rache herausbricht und endlich alles Andere überwächst und verzehrt? Heiterer, ja fröhlicher Gemüthsart von Natur hat auch die germanische Königstochter des 19. Jahrhunderts den Umschlag in Verdüsterung und Verbitterung bis zu leidenschaftlichen Ausbrüchen durchgemacht, und der Vergleich würde daher ebenso gut gemacht werden können, wie etwa der zwischen Bismarck und Hagen, aber in Wirklichkeit fehlte doch gerade das Wesentlichste, nämlich die Leidenschaft der Rache. Die hohe Frau war treu in der Liebe und stark im Haß, konnte auch wohl hart sein — aber die Begier der Rache an ihren

Gegnern und Feinden habe ich nie an ihr bemerkt. Ich habe Persönlichkeiten im Auge, die wirklichen Verrath an ihr und ihrem Gemahl begangen haben — ich bin immer erstaunt gewesen, wie milde sie darüber urtheilte.

Als Historiker, der auch die Gegenwart schon mit der unbefangenen Wahrhaftigkeit der Wissenschaft anzuschauen und in den Einzelerscheinungen und Persönlichkeiten die allgemeinen Kräfte der Geschichte zu entdecken sucht, habe ich aus warmer Verehrung heraus, ohne Schmeichelei, dem Andenken der hohen Verblichenen gerecht zu werden versucht. Ich will schließen mit einem Bilde, das aus der Vergangenheit wechselvollen Tagen wie ein Sonnenstrahl das Treiben der Wolken und Nebelmassen durchbricht.

Im Frühjahr 1881, als ich schon nicht mehr im Dienst war, hatte ich die Ehre eingeladen zu werden, die Kronprinzessin auf einer Reise von Rom nach Neapel zu begleiten. Wir besuchten auch das Kloster Monte Cassino, das älteste im Abendlande und dieser Eigenschaft wegen von der italienischen Regierung bei der allgemeinen Säkularisirung mit der Einziehung verschont. Das Kloster liegt auf einem hohen Berge. Die Mönche sind Benediktiner; auch viele Deutsche waren da, durch den Kulturkampf aus Deutschland vertrieben und die Erlaubniß zur Rückkehr abwartend. Einer von ihnen war beschäftigt, die Klosterwände mit neuen Wandgemälden zu schmücken, und zwar im strengsten byzantinischen Stil. Die Kronprinzessin gewann diesen Kunstwerken keinen Geschmack ab, mir aber machten sie gerade in ihrer Steifheit den Eindruck eines ungeheuren Ernstes, die ganze Kraft der mönchischen Askese schien mir aus diesen Gesichtern zu leuchten. Wir besahen das Kloster und die Kirche, die nicht alt ist, sondern, aus der Barockzeit stammend, zwischen Mittelalter und Gegenwart wieder ein eigenes Zeitalter ausprägt. Aus dem düstern Dämmerleben der Klosterkirche traten wir auf eine große Freitreppe, vor uns in der Tiefe und Weite die Herrlichkeiten der Welt in dem blendenden Licht der italienischen Sonne.

Welche Kontraste waren in diesem Augenblick vereinigt! Voran schritt die protestantische Fürstin, Tochter der Königin von England, zukünftige deutsche Kaiserin, die schöne Frau, die wahre Inkarnation der modernen Bildung; neben ihr der Abt mit dem Amethystkreuz auf der Brust und dem feinen italienischen Prälatengesicht, dahinter die Hofdame, die schöne hochgewachsene Gräfin Pauline Kalkreuth, dann mit den Herren des Gefolges das schwarze Gewimmel der

sämmtlichen Mönche, die sich neugierig und ehrerbietig dem Zuge angeschlossen hatten. Der heilige Benedikt, der einst vor anderthalb Jahrtausenden an dieser Stelle das Kloster gegründet, Byzanz, das so merkwürdig zwischen Alterthum und Mittelalter steht, das Mönchthum, das unter allen Neuerungen der Zeit seine uralten Ideen der Weltflucht festhält, in einer Gruppe mit den vornehmsten Damen, Repräsentantinnen der Schönheit und Anmuth, des Germanenthums und des 19. Jahrhunderts. Die Größe der Natur und der in tausend Gestalten entgegengesetzter Art durch die Jahrhunderte sich entfaltende Reichthum des menschlichen Geistes in dem kleinen Ring eines Bildes und eines Augenblicks.

Geschrieben in Wengen i. d. Schweiz, September 1901.

Auf welche Weise ist das Wesen des Christenthums zu erkennen?

Von

Prof. D. Dr. Dorner.

Die neueste Theologie ist energisch damit beschäftigt, das Wesen des Christenthums festzustellen. Die Methode, welche in dieser Hinsicht befolgt wird, ist aber noch keineswegs über alle Widersprüche hinaus. In der Reformationstheologie, unter deren Einfluß die Gegenwart noch steht, ging man davon aus, daß die älteste Form des Christenthums die maßgebende sei. Man sah das Christenthum selbst als die Wiederherstellung des paradiesischen Zustandes an, nachdem die vorchristliche Welt einen tiefen Verfall und schließlichen Bankerott erlebt hatte. Der ursprünglich reine Zustand des Menschen, in dem er dem Naturgesetz gemäß lebte, welches unbedingtes Vertrauen auf Gott und ein dem göttlichen Willen und unserer Vernunftanlage entsprechendes sittliches Verhalten forderte, ist durch die Sünde verloren; in dem Dekalog ist dieses Ideal für den Menschen als Forderung erneuert, der durch die Sünde blind geworden war; das Christenthum hat wieder den Menschen in den paradiesischen Zustand zurückversetzt; er kann nun wieder volles Vertrauen zu Gott haben und diesem gemäß den göttlichen Willen thun, da er durch Christus erlöst ist. Dasselbe Schema der Geschichtsbetrachtung wandte man auf die Geschichte des Christenthums an. Das Christenthum war in seiner ersten Zeit vollkommen; es ist aber dann durch die römische Hierarchie verdorben und soll durch die Reformation wieder zu dem reinen Anfang zurückgeführt werden. Es ist hier also nicht etwa die Rede von einem Fortschritt in der Geschichte der Religion. Es ist vielmehr am Anfang das Vollkommene da; es wird verunreinigt, verschüttet, und man kehrt von dem Abfall wieder zu dem reinen

Anfang zurück. Hiernach muß also Derjenige, der das Wesen des Christenthums erkennen will, sich an das Urchristenthum halten.

Dieser Typus der Geschichtsbetrachtung ist für den größesten Theil der protestantischen Theologie bis heute maßgebend. Aber er hat nicht unbedeutende Abwandlungen erfahren. In der Reformationszeit sah man als die normale Zeit des Christenthums zwar das Urchristenthum vor Allem an; aber thatsächlich dehnte man doch die normale Zeit noch weiter aus. Man betrachtete die Konzilsentscheidungen über die Trinitätslehre und die Christologie als ebenso unantastbar ihrem Inhalt nach. Man kann wohl sagen, daß, wenn Calixt den consensus quinquesaecularis als maßgebend für das Christenthum ansah, er sich damit nicht allzuweit von der Ansicht der Reformatoren entfernte. Erst nach dieser Zeit der ersten fünf Jahrhunderte beginnt nach dieser Meinung eigentlich der Verfall der Kirche. Dabei war man natürlich der Ansicht, daß die nicänische Trinitäts- und die chalcedonensischen christologischen*) Formeln durchaus der Tendenz des Urchristenthums entsprechen.

Aber in der weiteren Entwicklung wurde sowohl diese Christologie als auch diese Trinitätslehre fraglich. Man ließ also den consensus quinquesaecularis fallen. Man forderte eine Erneuerung beider Lehren aus dem protestantischen Prinzip und so blieb man für die Frage nach dem Kennzeichen für das Christliche bei dem Urchristenthum und seiner Urkunde stehen; die Schrift sollte darüber entscheiden, was christlich sei. Von der urchristlichen Zeit an begannen Abwege und erst die Reformation hat den Rückgang zu der normalen Zeit versucht.

Allein nun kam die historische Untersuchung des Urchristenthums. Es stellte sich heraus, daß in dem Urchristenthum und in der Urkunde desselben bei Weitem nicht Alles so harmonisch aussah, als man gemeint hatte. Es waren da verschiedene Standpunkte vertreten. So war es nicht mehr so einfach, nach dem Urchristenthum das Christliche zu bemessen. In dem Urchristenthum selbst waren die stärksten Differenzen vorhanden. Wollte man also den Standpunkt festhalten, daß von einem vollkommenen Anfang das Christenthum ausgegangen sei, so mußte man das Erste im Urchristenthum, den Anfang desselben in Christus ins Auge fassen.

Das ist nun der Standpunkt Ritschl's und seiner Schule. Das

*) Die christologischen Erörterungen in dem alten Protestantismus, von den Dissenters abgesehen, setzten die Richtigkeit der chalcedonensischen Formeln voraus.

Christenthum ist zwar nicht in der gesammten neutestamentlichen Literatur vollkommen vertreten — schon im neuen Testament selbst sind die Spuren des Verfalls — aber es ist in Christus vollkommen vertreten. Es kommt also darauf an, Christus recht zu verstehen, wenn man das Wesen des Christenthums erkennen will. Die Geschichte des Christenthums wird dann so begriffen, daß Christus dasselbe in vollkommener mustergültiger Weise geoffenbart hat, daß dann durch griechische, römische, zum Theil auch jüdische Einflüsse dasselbe verdorben ist, und daß man nun in der Reformation und dann vollkommener in der neueren Zeit zu dem Anfang in Christus zurückgekehrt ist oder zurückkehren soll.

Aber auch diese Reduktion des wahrhaft Christlichen auf Christus läßt sich angesichts der Geschichtsforschung nicht mehr völlig durchführen. Einmal ist es nicht so einfach aus den Quellen wirklich festzustellen, was Christus selbst gewollt hat. Die Berichte sind sehr verschiedenartig, die Synoptiker geben ein anderes Bild als das Johannisevangelium. Was an letzterem historisch sei, ist erst zu untersuchen. Aber auch die synoptischen Berichte sind nicht so einfach. Schon der Begriff des Himmelreichs macht den Theologen viel zu schaffen, ob es künftig oder gegenwärtig ist, ob Christus nur ein künftiges Reich verkündet und eine entsprechende Vorbereitung in vertiefter Moral gefordert hat, oder ob mit der Gotteskindschaft und dem Brudersinn, der sich in universaler Liebe bethätigt, das Gottesreich schon Einzug gehalten hat. Je mehr das eschatologische Element hervortritt, um so weniger ist das „Christenthum Christi" von seinen Zeitvorstellungen frei. Ebenso ist es nicht selbstverständlich, daß die Erscheinung Christi nur die Vollendung alttestamentlicher Prophetie sei; andere meinen, das Christenthum sei aus dem Judenthum für sich nicht begreiflich, während die Ritschl'sche Schule dasselbe aus dem Judenthum allein verstehen will. Ferner ist es sehr fraglich, ob es berechtigt ist, Christus als eine aller Mystik, allem Erkennen des Göttlichen abgewandte Persönlichkeit zu betrachten, die nur mit dem praktischen Gottvertrauen, der Gottessohnschaft in diesem Sinne, eine universale Moral verband, welche zum Theil die größesten Schroffheiten in der ethischen Forderung aufstellt. Es wäre doch möglich, daß Christus weit mehr Erkenntniß in intuitiver Form, weit mehr unmittelbare Einheit mit Gott in Form ethischer Mystik gehabt hat, als man ihm zugestehen will.

Kurz, man kann sagen: Der neueste Versuch, das normale

Christenthum der Urzeit nur in Christus selbst zu finden, hat weit größere Schwierigkeiten, als der Versuch, der auf das ganze Urchristenthum zurückging, weil die Person Christi zu fixiren, weit eher in die Versuchung führt, ein subjektives Bild dem historischen unterzuschieben, weil die Quellen hier weit weniger ein gesichertes Resultat über die wichtigsten Fragen ergeben. Man schiebt so unwillkürlich die eigene praktische, antitheoretische, antimystische Tendenz diesem Urbilde unter. Es war doch schon so bei Schleiermacher, daß sein Christusbild nicht dem historischen Christus völlig entsprach. Wunder, Engel, Teufel, die ganze antike Weltanschauung, die Christus in Bezug auf den Bau der sinnlichen Welt theilt, ebenso seine Zukunftsvorstellungen wurden fallen gelassen. Aehnlich geht es den Ritschlianern, die auf Christus zurückgehen als den Vertreter des wahrhaft Christlichen. Sie streichen seine jüdischen Schlacken, in Bezug auf Zukunft, in Bezug auf Partikularismus, in Bezug auf das Gesetz, das er beobachtete, und heben nur die Züge heraus, die ihnen mustergültig scheinen. So ist an die Stelle der inspirirten Schrift die „Offenbarung in Christus“ getreten. An dieser Offenbarung soll nun das Christliche gemessen werden. In Wahrheit aber wird diese „Offenbarung“ auf dasjenige beschränkt, was dem Standpunkt der Betreffenden genehm ist. Kurz: Auch dieser Versuch, der im altprotestantischen Geiste gemacht ist, die Urzeit — nur reduzirt auf Christus — als maßgebend anzusehen, und von da an die weitere Geschichte als Abfall durch äußere fremdartige Einflüsse zu verstehen, von denen das Christenthum sich wieder befreien muß, scheitert daran, daß einmal Christi Geschichte schwer festzustellen ist, daß aber sodann jedenfalls bei ihm bestimmte Voraussetzungen vorhanden sind, die in seiner Zeit beruhen, daß seine historische Erscheinung zeitlich bedingt ist. So ist nun nur möglich, die zeitlichen Abzüge zu machen und dann das an dem historischen Bilde übrig zu behalten, was gewissermaßen als ewig gelten kann, was sich durch seine Einfachheit empfiehlt, was sich „an dem Gewissen“ eines Jeden bestätigt, also eigentlich nicht das historische Bild Christi, sondern Einiges aus demselben, das, was man eben für wesentlich, allgemeingültig hält.

Die neuesten Erscheinungen in dieser Richtung bestätigen auch diesen Eindruck. In seiner neuesten Schrift, „Die Anfänge unserer Religion“, bekennt der Baseler Theologe Wernle, daß Christus die jüdische Idee von einem äußeren Reiche Gottes erst allmählich, die jüdische Messiasidee aber in der eschatologischen Form niemals

überwunden habe, daß er an der antiken Weltanschauung mit Dämonen und Wunderglauben Theil gehabt habe. Trotzdem aber behauptet er, daß das „genuine Christenthum“, das Christus als jüdische Sekte zurückgelassen hat, doch in Christi Gottessohnschaft, in seiner Freiheit, in seiner Gesinnungsmoral enthalten sei und daß man sich stets an Jesus halten müsse, der als Uebermensch diese Offenbarung gebracht habe, die sich aber doch schließlich dadurch als rational erweist, daß sie sich an dem Gewissen bewährt. Je mehr man aber zugiebt, daß die historische Person Jesu eine zeitliche, vergängliche Seite an sich hat, um so weniger kann man sie als autoritative Offenbarung hinstellen, und kann sagen, daß in ihr das Christenthum seine höchste Form erreicht habe, oder seine allein maßgebende Form, um so weniger kann man eine Geschichtsauffassung aufrecht erhalten, welche das Urchristenthum oder Christus als die vollkommene Erscheinung des Christenthums ansieht, als das „genuine“ Christenthum, und von hier aus nur Verfall eintreten sehen und Rückkehr zu dem Genuinen verlangen.

Das hat nun Harnack auch eingesehen, indem er in seinem „Wesen des Christenthums“ zugiebt, daß man keine Zeit desselben als die absolut gültige Form betrachten könne, daß es vielmehr aus all seinen Phasen verstanden werden müsse. Es sind manche andere Theologen, welche diesen Satz zugeben und trotzdem noch nicht im Stande sind, ihn durchzuführen, weil sie das Genuinchristliche doch wieder mit dem Urchristlichen in irgend einer Form zusammenwerfen und dann einerseits das Christenthum mit der Urgestalt desselben identifiziren, andererseits aber die späteren Formen desselben doch nicht bloß als Abfall von dem genuin Christlichen verstehen wollen. Harnack ist es ebenso gegangen. Von der Position seiner Dogmengeschichte kann er sich nicht losmachen, die doch den ganzen Prozeß nach Christus als im Grunde verfehlt erkennt.

Wir können demgemäß sagen: die Methode, das Wesen des Christenthums zu bestimmen, ist in dem Protestantismus immer noch meistens bedingt durch die Vorstellung, daß die Urform des Christenthums — wenn auch in reduzirter Gestalt — die maßgebende Form desselben sei und daß aus ihr zu bestimmen sei, was das Wesen des Christenthums sei. Andererseits aber ist deutlich, daß die historische Forschung immer mehr diesen Standpunkt erschüttert hat und daß deshalb ein Theil der protestantischen

Forscher sich in einem wunderlichen Schwanken befindet, wenn er das Wesen des Christenthums historisch bestimmen will.

Für die Gegenwart, die mehr praktisch gerichtet ist, könnte man einen Erklärungsgrund für diese Erscheinung darin finden, daß man diejenigen Religionen im Vortheil glaubt, welche sich auf einen historischen Stifter berufen können, in welchem das Ideal der Religion als verwirklicht angeschaut, in welchem die Garantie gegeben wird, daß es sich nicht bloß um leere Träumereien, um unerfüllbare Wünsche handelt, ein Gedanke, den selbst Wundt sich angeeignet hat, wenn er meint, daß das Christenthum in Jesus das sittliche Ideal anschaue. Von diesem Gesichtspunkte aus wurzelt die Vorstellung, daß man in dem historischen Stifter das Wesen einer neuen Religion am besten verstehen könne, in dem religiösen Bedürfniß, welches in diesem Stifter die Garantie für eine wahre Gottesbotschaft, für ein wirkliches Sichherablassen des Göttlichen in die Menschheit, für die Realisirung des Ideals haben will.

Es wird schwerlich in Abrede gestellt werden können, daß in dem Stifter **auch** das Prinzip der von ihm gestifteten Religion gegeben ist. Aber die Frage ist nur, ob es auch in absoluter **Form** gegeben ist. Da zeigt sich denn aber bald, daß im Lauf der Geschichte das Bild des Stifters, je nachdem in concreto das christliche Prinzip verschiedene Formen annimmt, sich verschieden gestaltet und doch jedesmal zugleich die naive Voraussetzung gemacht wird, als sei dieses veränderte Bild mit dem historischen identisch. Es ist so, als ob man diese Person in der Gegenwart lebend vorstellte und nun auch ihr Bild mit den Farben der Gegenwart ausmalt. Nichts ist charakteristischer als der Wandel, den das Christusideal in der bildenden Kunst durchgemacht hat, und die Phasen, die es in der dogmatischen und ethischen Vorstellung den jedesmaligen Zeitvorstellungen gemäß durchlaufen hat. Kann man nun wirklich angesichts dieser Wandlungen sagen, die Rückkehr zu dem historischen Bilde, dem „genuinen Christus", zeige in **jeder** Beziehung eine Besserung? Eben das ist das Resultat der historischen Forschung, daß Christus in vielen Beziehungen auch ein Kind seiner Zeit war, und diese Seiten soll man nun auch verabsolutiren und sagen, das wahre Wesen des Christenthums ist nur in dieser historischen Person in ihrer historischen Form erschienen? Man sieht, hier ist eine im vulgären Protestantismus nicht überwundene Schwierigkeit vorhanden. Das Wesen des Christenthums kann man

nicht nach dem Urchristenthum allein bestimmen. Es wird also ein anderer Weg gesucht werden müssen.

Was die Bestimmung des Wesens des Christenthums so außerordentlich schwierig macht, das ist dies, daß diese Religion so disparate Erscheinungen in sich birgt, daß man zweifeln könnte, ob man überhaupt hier noch von einem einheitlichen Wesen reden kann. Was hat z. B. die päpstliche römische Kirche, deren Zentrum in der Kirchenverfassung gegeben ist, noch mit den Quäkern gemein, die jede kirchliche Organisation möglichst bekämpfen? So könnte man meinen, die Entwickelung des Christenthums sei die Geschichte seines Zerfalls; es werden die verschiedenen Erscheinungen nur noch durch einen gemeinsamen Namen zusammengehalten. Die entgegengesetztesten Standpunkte sind im Christenthum aufgetreten: Weltfreudigkeit und Weltbeherrschung wie Weltflucht, praktische, allem Erkennen abgeneigte Richtungen und einseitiger Intellektualismus, absolute Schätzung der Persönlichkeit und ihrer Selbständigkeit und Unmündigkeit derselben unter der Kirchenauktorität, Anerkennung der Rationalität des Christenthums und einseitiger Supernaturalismus, der das Christenthum für parador erklärt, das credo, quia absurdum est, der rein historische Charakter des Christenthums und der Versuch, dasselbe als das ewige Evangelium zu zeichnen. Das Christenthum wird als absolute Religion und als entwickelungsfähig bezeichnet, es wird als Erlösungsreligion aufgefaßt, die von Leid befreit oder von moralischreligiöser Schuld — oder als Religion, die die Vollendung des religiösethischen Lebens bringt. Es wird als psychologisch bedingt für eine bestimmte psychologische Eigenart brauchbar angesehen oder als allgemeingültig. Dazu kommt, daß es selbst in eine Reihe von Denominationen gespalten ist, die einander den christlichen Charakter absprechen. Es werden bestimmte Gebräuche und Zeremonien des Kultus, es werden bestimmte Dogmen als ihm wesentlich bezeichnet, die von Anderen als seinem Wesen nicht zugehörig angesehen werden. Kurz, es sind eine solche Fülle von Gegensätzen im Christenthum, wie kaum in einer anderen Religion, und nun zu bestimmen, was das Wesentliche des Christenthums sei, scheint beinahe aussichtslos, wenn man diese bunte Musterkarte von Erscheinungsformen desselben überschaut. Es ist kein Wunder, wenn die, welche das Wesen des Christenthums feststellen wollen, schließlich das dadurch zu bewerkstelligen suchen, daß sie Eine Erscheinungsform desselben als normal annehmen. Das bietet überdies noch den Vortheil, daß man nun auch dasjenige, was etwa Ver-

bildung des Christenthums ist, von dem normalen unterscheiden kann. Leugnet man dagegen, daß irgend eine Form des Christenthums absoluten Charakter trage, so hat man auch, wie es scheint, kein Mittel mehr, zu bestimmen, wo eine Abweichung von dem Christenthum vorliege.

Da wir nun aber gesehen haben, daß es unmöglich ist, das Wesen des Christenthums an der Urzeit oder irgend einer anderen Zeit*) als normaler festzustellen, so müssen wir entweder darauf verzichten, das Wesen des Christenthums zu verstehen oder es muß sich eine andere Methode zeigen, die uns dazu in den Stand setzt. Im ersten Falle würde man sich damit begnügen müssen, die verschiedenen Erscheinungen, die unter dem christlichen Namen vereinigt sind, als religiöse in ihrer Zeit zu begreifen, und die äußeren und inneren Bedingungen aufsuchen müssen, welche die Veränderungen veranlassen, die es zu Stande gebracht haben, daß schließlich das Christenthum sich in eine Vielheit verschiedener Richtungen und Denominationen aufgelöst hat, welche im Grund wenig mehr als den Namen gemein haben. Das Wesen des Christenthums zu erkennen, müßte man aber aufgeben. Im anderen Falle müßte man versuchen, ob es nicht möglich ist, ein gemeinsames Prinzip zu finden, das all den verschiedenen Erscheinungsformen zu Grunde liegt. Dieses müßte dann so umfassend und weit vorgestellt werden, daß alle Erscheinungsformen sich als Modifikationen desselben verstehen lassen. Dieses Prinzip selbst könnte aber mit keiner einzigen Erscheinungsform identifizirt werden. Denn sobald das geschähe, würden die anderen Formen als Abweichungen und Irrwege angesehen werden müssen, ein Standpunkt, der, beiläufig bemerkt, schon deshalb sehr bedenklich ist, weil er im Grunde dahin führen würde, daß jede Partei ihren Standpunkt für den allein christlichen erklärte, worauf es denn auch thatsächlich selbst da hinauskommt, wo man auf das Urchristenthum als den normalen Standpunkt zurückgeht, indem man dieses eben dem eigenen Standpunkt gemäß umdeutet, um so schließlich den eigenen Standpunkt als dem genuinen Christenthum gemäß hinzustellen.

Auf welchem Wege kann man nun das christliche Prinzip oder das Wesen des Christenthums feststellen?

Harnack ist der Meinung, nur auf historischem Wege lasse sich

*) Es ist nicht zu sehen, welche Zeit normal sein sollte, wenn es die Urzeit nicht ist. Die Gegenwart doch am allerwenigsten, in der die Kirchenspaltungen von selbst verbieten, eine Form der Partialkirchen zu verabsolutiren.

das Christenthum verstehen, und weist alle Spekulation mit dem Satze ab: latet dolus in generalibus! Versuchen wir, was sich auf dem historischen Wege erreichen läßt. Zunächst wird man jede Erscheinungsform des Christenthums im Zusammenhang ihrer Zeit verstehen müssen. Schon da wird aber die Aufgabe bestehen, die Grundrichtung von dem zu unterscheiden, was im Einzelnen hervortritt und oft nicht mit derselben harmonirt. So war z. B. die Grundrichtung des Urchristenthums in seinen Anfängen in dem Stifter selbst ein souveränes Bewußtsein der Gottesgemeinschaft, von dem aus das sittliche Leben sich als aus der innersten Gesinnung heraus entfalten sollte. Gott ist hier nicht der äußerlich befehlende Gott. Christus weiß aus sich selbst, was recht ist, und in der Gottessohnschaft, die nur wahre Gottesgemeinschaft ist, hat er eine optimistische Vorstellung von der Welt, die der gute Gott leitet, für die er sorgt. Diese Stimmung des Vertrauens giebt ihm die frische Energie des Handelns, die innere Ruhe, aus der heraus er die Weltzustände beurtheilt, das Mitgefühl mit allen Menschen, die er Gott entfremdet weiß, das ihn bestimmt, sie auch der Gottesgemeinschaft theilhaft zu machen; seine religiöse Auffassung ist auch die Quelle seines Handelns; er dringt darauf, daß Alles aus der innersten Gesinnung der Gotteskindschaft heraus, die Allen gelten soll, zu geschehen hat, daß Alles, was dieser Gesinnung widerspricht, zu verabscheuen ist. Da sein Gott der gnädige, gütige, ethische Gott ist, so muß diese Gesinnung eine ethische sein. Wie Gott Allen seine Wohlthaten gewährt, so muß der Gottessohn das Gleiche wollen. Daneben aber finden sich Bestimmungen, die hiermit nicht stimmen, von denen wir sehen, daß sie der Zeit angehören, z. B. sein Festhalten des jüdischen Gesetzes, seine Messiasvorstellungen, die Lohnidee, die nicht ganz überwunden ist, als Motiv für das Handeln, wenn auch der künftige, nicht der irdische Lohn in Aussicht gestellt wird, seine Vorstellung von dem baldigen Weltende, von der Parusie u. s. w. Es wird hier die Aufgabe sein, ihn so zu verstehen, wie er in seiner Zeit gewesen ist, sein innerstes Wesen, das Neue Charakteristische aus dem Durchschnittsbewußtsein herauszuheben, an dem auch er Antheil hat. So wird man nun auch die Grundrichtung einer Periode ausfindig machen müssen, das, was sie im Unterschied von anderen Perioden charakterisirt, z. B. die Grundtendenz der altgriechischen Kirche. Man wird aber zugleich fragen müssen, was ist denn dieser Richtung mit der Grundrichtung Christi gemeinsam; wo ist die

Differenz? Wie ist es zu dieser Differenz gekommen? Handelt es sich hier um eine Veränderung, die lediglich auf äußeren Einflüssen beruht, um das Eintreten des hellenischen Typus mit seinem intellektuellen, Erkenntniß suchenden und ästhetischen Interesse, oder ist hier eine Modifikation, die aus dem eigensten Wesen des christlichen Geistes hervorgeht? Ist die theoretische Ausgestaltung des Christenthums nur bedingt durch den theoretisch gerichteten hellenischen Typus oder ist es ein Bedürfniß des Christenthums selbst, zur Erkenntniß zu kommen? Kurz, man wird die Aufgabe haben, alle Veränderungen im Christenthum zu studiren, womöglich die hauptsächlichsten Veränderungen in der Geschichte desselben auf Grundtypen zurückzuführen und nun nach dem allen diesen Haupttypen gemeinsam zu Grunde liegenden Charakteristischen, Wesentlichen zu fragen. Mit der rechten Beantwortung dieser Frage hat man das Wesen des Christenthums fixirt. Es kommt dann darauf an, diese Grundtypen als Modifikationen dieses Wesens, das allen gemeinsam ist, zu erklären, sei es, in dem man die äußeren zeitlichen Bedingungen, das ganze Vorstellungsmaterial einer gegebenen Zeit, den Typus der herrschenden Nation und Aehnliches zuzieht, sei es, indem man zu zeigen versucht, daß das christliche Prinzip selbst von innen heraus zu einer Entwickelung drängt und so selbst seine verschiedenen Gestalten mit hervorruft.

Im Gebiet der Erforschung des Christenthums ist freilich das Herausfinden des Wesentlichen schon deshalb schwierig, weil nur zu oft hier die Objektivität des Urtheils durch die eigene Parteinahme für einen bestimmten christlichen Typus sehr stark getrübt ist. Davon muß natürlich derjenige absehen, der das Charakteristische des Christenthums erkennen will. Aber wenn auch dieser Wille besteht und man sich möglichster Objektivität befleißigt, so kann doch auch die Untersuchung noch falsche Wege gehen. Wenn man das Wesen des Christenthums in dem finden will, was allen seinen Erscheinungsformen gemeinsam ist, so scheint man zu übersehen, daß es in dem Christenthum Verfallsstadien giebt, in denen das eigenthümlich Christliche bedeutend zurücktritt. Wenn nun die vollkommenere Erscheinung des Christenthums gleich gewerthet wird mit einem Verfallsstadium der Kirche, und man aus beiden nur das Gemeinsame heraushebt, so ergiebt sich hier eine blasse Abstraktion, die vielleicht gerade das Beste nur darum nicht zu seinem Wesen rechnet, weil es nicht überall in allen seinen Formen sich zeigt. Es ist das ähnlich, wie bei der Erforschung des Sittlichen. Wenn

man das Sittliche bestimmen will aus den empirischen Handlungen der Menschen, so übersieht man, daß gerade hier die Empirie nicht mit dem Soll sich deckt, daß das ethische Ideal in dem empirischen ethischen Leben sich nicht völlig realisirt findet und aus demselben nimmermehr abstrahirt werden kann. Geradeso steht es hier. Wie man das Wesen der Religion nicht aus den empirischen Religionen erkennen kann, indem man das Allen gemeinsame aus ihnen abstrahirt, weil die niedrigen Religionen das Wesen der Religion nur äußerst unvollkommen darstellen, so kann man auch das Wesen des Christenthums noch nicht aus dem allen seinen Erscheinungsformen Gemeinsamen herausfinden, weil manche Formen desselben ein nur sehr unvollkommener Ausdruck desselben sind, dann aber gerade das, was die vollkommeneren Erscheinungsformen Charakteristisches haben, nicht zum Wesen des Christenthums gerechnet werden kann.

Man wird aber auch der Meinung, daß das allen Erscheinungsformen des Christenthums Gemeinsame das Wesen des Christenthums ausmache, die Frage entgegenhalten müssen, ob wirklich Alles, was den empirischen Formen des Christenthums gemeinsam ist, zu seinem Grundcharakter gehöre. In der That haben alle Formen des Christenthums — wenigstens die meisten oder alle kirchlichen Formen — solches gemeinsam, was gar nicht spezifisch christlich ist, nicht zu seinem Wesen gehört. Z. B. ist allen mit verschwindenden Ausnahmen gemeinsam der Glaube an Geister, Engel, Dämonen oder an bestimmte Sakramente. Man wird aber mit Recht fragen, ob dieser Glaube wirklich zum Wesen des Christenthums gehöre. Es kann vielmehr der Fall sein, daß Reste aus früheren Religionsstadien im Christenthum aufbewahrt und bisher noch nicht konsequent ausgeschieden sind, die mit seinem Wesen nichts zu thun haben und doch allen bisherigen empirischen Formen desselben gemeinsam sind.

Es ist nun auch in der That richtig, daß es eine sehr äußerliche, dem eigenthümlichen Wesen der Religion sehr fremdartige Methode wäre, wenn man nur das Gemeinsame herausheben wollte. Gemeinsam kann auch Zufälliges sein. Es kommt vielmehr darauf an, dasjenige Gemeinsame herauszufinden, was in dem ganzen Christenthum der leitende Gesichtspunkt ist, mag er sich bald in vollkommenerer Weise, bald unvollkommener durchsetzen, was der Kern des Christenthums oder wie man es

ausdrückt, sein Prinzip ist, dasjenige, was immer — mag die konkrete Ausgestaltung noch so verschieden sein — als der Grundtypus des Christenthums anzusehen ist, das, wodurch das Christenthum in all seinen Formen gegenüber den anderen Religionen noch als ein einheitliches Ganzes erscheint. Das ist gewiß auch allen seinen Formen gemeinsam; aber es wäre ein Fehlschluß, Alles, was seinen Formen gemeinsam ist, schon darum als zum Kern des Christenthums gehörig anzusehen.

Es ist hier in Betracht zu ziehen, daß eine bestimmte Religion eine lebendige Größe ist, ein organisches Gebilde, dem allerhand äußerliche Zufälligkeiten anhaften können, das aber doch eine innere Triebkraft besitzt, die sich nach den verschiedensten Seiten bethätigt. Eben diese Triebkraft gilt es zu erkennen. Eben daher kann man ihre Geschichte auch nicht als ein Konglomerat von Veränderungen auffassen, die nur von außen bedingt sind. Die oben abgewiesene Methode, eine konkrete Erscheinungsform mit dem Christenthum zu identifiziren, setzt immer voraus, daß man alle übrigen Formen durch äußere Einflüsse, die störend hereinwirken, zu erklären sucht. Gleich im Anfang soll diese Religion in der vollkommensten, adäquatesten Form erschienen sein. Man nimmt damit das Christenthum gänzlich aus dem Kreise aller anderen geistigen Größen aus. Es hat keine Entwickelung. Es erscheint sofort in abrupter Weise durch Offenbarung als eine überweltliche Erscheinung, die aber auch sofort in ihrem Eingehen in die Welt fortschreitenden Verunreinigungen ausgesetzt ist, deren sie sich im Laufe vieler Jahrhunderte nicht erwehren kann. Eine solche Erscheinung in der Geschichte müßte eigentlich den geschichtlichen Prozeß zum Stillstande bringen. Es kontrastirt sehr merkwürdig zu der angenommenen Vollkommenheit, daß dieses Vollkommene so gründlich dem Verderben ausgesetzt ist. Um ein solches himmlisches Gebilde rein zu erhalten, würde es nöthig sein, dasselbe möglichst zu isoliren, es ganz auf sein Gebiet zu beschränken und außer Zusammenhang mit den Einflüssen zu setzen, die es über ein Jahrtausend lang verdorben haben, mit der weltlichen Wissenschaft und Kultur, außer Zusammenhang mit den außerchristlichen Religionen und den besonderen Völkertypen, um seine anfängliche überweltliche Vollkommenheit zu erhalten. Diese Auffassung ist versucht worden, aber sie ist nicht durchzuführen, weil Wissenschaft und Kultur Produkte des ethischen Handelns sind, weil keine Religion haltbar ist, welche den Menschen um

solche Funktionen bringen will, die seiner Natur wesentlich sind, weil man keine historische Erscheinung aus ihrem historischen Zusammenhange herausreißen kann.

Wenn man also das Wesen des Christenthums auf geschichtlichem Wege verstehen will, so muß man versuchen, dasselbe als eine Kraft aufzufassen, die nicht bloß von außen störende Hemmungen erfährt, sondern die vielmehr darauf ausgeht, nach allen Seiten sich zu bethätigen, als eine Größe, die nicht nach jeder Seite sofort fertig auftritt, sondern die in sich eine Fülle von Möglichkeiten birgt, die in dem Laufe ihrer Geschichte hervortreten, und man muß versuchen, dieses Prinzip, diese innerste Kraft aus der unendlichen Fülle der Erscheinungen herauszuschauen. Die Berechtigung, nach dem Wesen des Christenthums zu fragen, ruht also in der That schon auf einer Voraussetzung, die zunächst aus dem historischen Thatbestand nicht hergenommen ist, daß nämlich die christliche Religion wirklich ein solches innerstes Prinzip habe, daß es hier möglich sei, das Wesentliche von dem Zufälligen zu unterscheiden. Hiermit ist aber schon eine bestimmte Ansicht von der christlichen Religion vorausgesetzt, nämlich die, daß sie ein Zentrum habe, ein sich gleichbleibendes Wesen. Rechtfertigen kann man diese Ansicht im historischen Gebiet nur dadurch, daß man aus diesem Prinzip die ganze Entwickelung des Christenthums verstehen, alle Formen desselben als Bethätigungen dieses Prinzips auffassen kann.

Aber dieses Wesen, das Prinzip selbst kann nun in folgender Weise thätig gedacht werden. Man kann annehmen, daß in dem Prinzip von vornherein verschiedene Möglichkeiten enthalten sind, die sich nach und nach entfalten. Wenn man z. B. annimmt, das Christenthum sei Erlösungs- und Vollendungsreligion: indem die Menschheit mit ihm die höchste Stufe der Religion beschreite, befreie es zugleich von den Hemmungen physischer und moralisch-religiöser Art, welche in den vorchristlichen Religionen noch nicht überwunden sind, so kann nun in der weiteren Entwicklung bald mehr die Seite der Vollendung, bald mehr die Seite der Erlösung hervortreten; während in der anfänglichen Form beides noch ungeschieden, sozusagen naiv nebeneinander besteht. In der That ist auch die griechische Kirche namentlich in der älteren Zeit geneigt, das Christenthum als die Vollendungsreligion aufzufassen, welche die vorchristliche Entwicklung zum Abschluß bringt, die römische Kirche dagegen hebt viel stärker die Sünde, die Uebel

hervor, sieht die vorchristliche Welt als schlecht an und ist deshalb geneigt, das Christenthum als Erlösungsreligion überwiegend aufzufassen, hat daher einen mehr pessimistischen Zug, gegenüber dem mehr optimistischen Zug der orientalischen Kirche. Oder man kann sagen, das Christenthum stelle von Anfang an eine unmittelbare, naive Vereinigung der jüdischen Transscendenz Gottes und der heidnischen Immanenz dar, oder eine Vereinigung des überweltlichen und des innenweltlichen Charakters. In seiner Entwicklung trete nun bald das Uebergewicht der Transscendenz hervor, bald das Uebergewicht der Immanenz, bis Versuche sich geltend machen, in bewußter Form beides zu verbinden. Oder das Christenthum wolle von Anfang an persönliche Religion sein, aber so, daß der Einzelne zugleich Glied des Reiches Gottes werde. Die weitere Entwicklung setze nun das eine Moment oder das andere ins Uebergewicht, um schließlich eine berechtigte Einigung beider Elemente in höherer, bewußterer, nach allen Seiten durchgearbeiteter Form zu Stande zu bringen. Oder man könnte sagen: Im Christenthum sei im Anfang die Gemüthsseite, der Affekt besonders stark vertreten und die Ethik demgemäß überwiegend persönliche Ethik der Gesinnung, in diesem unmittelbaren Bewußtsein sei auch die Anschauung Gottes, die Erkenntniß Gottes und eine dieser Erkenntniß entsprechende Weltanschauung in nuce enthalten. Die Folgezeit habe dann die unmittelbare konzentrirte Einheit, diesen unmittelbaren Zustand aufgelöst. Erkennen und Handeln sei auseinander getreten; erst spät sei wieder die unmittelbare Einheit des persönlichen Lebens betont worden, aber nun zugleich so, daß Ethik und Erkennen sich sofort daran angeschlossen habe. Oder: Im Christenthum sei eine ethisch bestimmte Einheit Gottes und des Menschen gegeben. Diese unmittelbare Einheit, diese naive Gottmenschheit sei dann Gegenstand der Reflexion geworden und es habe sich zuerst das Bestreben gezeigt, dieselbe so aufzufassen und praktisch darzustellen, daß die endliche menschliche Seite verkürzt sei; dann so, daß die göttliche Seite zurückgetreten und das subjektive menschliche Bewußtsein das Uebergewicht erhalten habe, bis in höherer bewußter Form die Einheit wieder unter Vermeidung von Einseitigkeiten hergestellt werde. Oder um noch ein Beispiel zu nennen: Das Christenthum sei von Anfang in Christus erschienen und von ihm so dargestellt, daß er verlangt habe, daß sein Bewußtsein der Gotteskindschaft und seine Reichsgottesgesinnung auf die Jünger übergehe. Diese naive Einheit

zwischen seiner Person und der von ihr vertretenen allgemeinen Grundrichtung sei später so auseinander gegangen, daß die Einen den historischen Glauben an den historischen Jesus, die Anderen den ewigen Kern des Evangeliums, die wahre Gottesgemeinschaft in ethischer Bestimmtheit besonders betont hätten und so das Christenthum bald als absolut allgemeingiltige rationale Religion, bald als historische Religion in Anspruch genommen werde, während eine höhere Einheit sich darin zeigen soll, daß man den ewigen Kern des Christenthums von Christus in die Welt eingeführt sein läßt, ohne deshalb die konkrete Art dieser Einführung selbst mit zu verabsolutiren.

Kurz, man kann das christliche Prinzip so auffassen, daß in ihm die in dem religiösen Leben vorher vorhandenen Gegensätze zu einer höheren Einheit gebracht seien, die erste Form dieser Einheit sei aber die naive, unmittelbare, in dem Innersten des Bewußtseins naiv vollzogene. Daher seien die einzelnen Glieder der Gegensätze wieder als besondere Momente hervorgetreten, ohne daß freilich je eines der Glieder des Gegensatzes völlig unterdrückt sei. Und schließlich gehe die Entwicklung dahin, eine vollere, bewußtere Einheit dieser Gegensätze herzustellen.

Wenn man so das Prinzip des Christenthums, sein Wesen auffaßt, so kann man von einer Entwicklung reden, die dasselbe von innen mit einer inneren Nothwendigkeit durchläuft. Sein Prinzip, das grundsätzlich die Einheit von Gegensätzen, die vorher einseitig vertreten sind, enthält, birgt nun eine Fülle von möglichen Versuchen, wie diese zunächst unmittelbar, naiv ausgesprochene und dargestellte Einheit bewußt und in der Mannigfaltigkeit der Aufgaben des Lebens durchgeführt werden soll, wo dann die eine oder die andere Seite des Gegensatzes in das Uebergewicht kommt, ohne die entgegengesetzte Seite gänzlich zu verdrängen. Man hat früher diesen Gedanken so ausgedrückt, daß man eine Grundidee dem Christenthum zu Grunde legte und nun diese Idee ihre Momente für sich heraussetzen ließ, so daß durch die Einseitigkeit eines jeden Momentes die Ergänzung hervorgetrieben wurde und so aus der Form der Unmittelbarkeit durch die Vermittlung der Gegensätze hindurch, die zu einer höheren Einheit geführt werden, die Entwicklung vor sich ging.

Nach dieser Ansicht ist das Wesen des Christenthums so zu bestimmen, daß es eine Einheit darstellt, welche sich in ihre Momente zu zerlegen und diese wieder zusammenzufassen, d. h.,

welche nach innerem Gesetze sich zu entwickeln bestimmt ist. Diese Auffassung steht der anderen gegenüber, welche das Christenthum der Hauptsache nach als eine von Anfang an fertige Größe ansieht, die nur durch äußere Einflüsse ihre Veränderungen erleidet. Endlich aber giebt es noch eine dritte Auffassung, welche diese äußeren Einflüsse für so bedeutend hält, daß sie das Christenthum beständig und zwar in solchem Maße verändern, daß man die verschiedenen durch sie herbeigeführten Erscheinungen kaum mehr als ein einheitliches Ganze betrachten kann.

Und in der That, wenn man die Veränderungen im Christenthum nur auf äußere Einflüsse zurückzuführen gewillt ist, wenn man nicht auch das als wesentlich dem Christenthum ansieht, von innen heraus sich zu entwickeln, so wird auch schwerlich etwas Anderes übrig bleiben, als entweder zu sagen: Das Christenthum ist eine feste Größe, die durch äußere Einflüsse gestört wird, die abzuwehren sind, oder zu sagen: Das Christenthum ist, wie Alles in dieser Welt, einer beständigen Umbildung durch äußere Einflüsse ausgesetzt und ist eben deshalb selbst eine fließende Größe, deren Wesen zu bestimmen eine illusorische Aufgabe ist.

Nur dann, wenn dasselbe ein Prinzip hat, das selbst von innen heraus zu einer Entwicklung treibt, ein Prinzip, das sich im Grundtypus gleich bleibt, das aber seinen Grundtypus von unvollkommeneren zu vollkommeneren Formen entwickeln kann, ist es möglich, anzuerkennen, daß das Christenthum eine einheitliche Größe sei und doch verschiedene Erscheinungsformen annehmen könne, die nicht bloß als Abirrungen zu beurtheilen sind. Diese Ansicht braucht übrigens durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß die bestimmten Verhältnisse der Zeit, daß die Eigenthümlichkeiten der Völker insbesondere Einfluß auf die einzelnen Erscheinungsformen des Christenthums ausgeübt haben; sie braucht auch durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß die Einflüsse der bisherigen Kultur im weitesten Sinne, in der Bildung der Vorstellungen, Anschauungsbilder, Begriffe, in der Sitte und den sittlichen Vorstellungen theils negativ, theils positiv sich im Christenthum geltend machen, theils so, daß ihre Bekämpfung, theils so, daß ihre Nachwirkung auf das Christenthum modifizirend wirkt. Es ist um so weniger bedenklich, dies zuzugeben, wenn sich herausstellen sollte, daß die Völkertypen in religiöser Beziehung dazu angelegt sind, bestimmte Momente des christlichen Prinzips besonders kräftig, wenn auch einseitig zu vertreten, wie z. B. die Griechen besonders geeignet

waren, das Christenthum nach der Erkenntnißseite auszubilden, wie die Römer, es nach der Willensseite auszugestalten, also das theoretische und das praktische Moment, die Beide im christlichen Prinzip enthalten sind, herauszubilden, jedoch so, daß weder das praktisch-ethische Moment von den Griechen, noch das theoretische von den Römern gänzlich vernachlässigt wurde. Und wenn nun, um dieses Beispiel gleich noch weiter auszunutzen, die Griechen bei ihrer theoretischen Arbeit sich der überkommenen Begriffe bedienten, so zeigt sich hierin zwar ein Einfluß einer bestimmten Entwicklungsstufe des Denkens, aber dieser Einfluß hat doch nicht gehindert, daß ganz neue Erkenntnißgebilde in Bezug auf den Gottesbegriff sich ergaben; vielmehr bemühte man sich ganz bewußt, zwischen demjenigen in den überkommenen Vorstellungen und Begriffen zu unterscheiden, was auf einer dem Christenthum nicht entsprechenden Grundlage ruhte, und demjenigen, was dem Christenthum, — das doch schließlich nur mit dem menschlichen Denken verstanden werden kann, wenn es überhaupt verstanden werden soll — in den hergebrachten Begriffen konform war. So haben die Begründer der Trinitätslehre z. B. ausdrücklich den Polytheismus und den abstrakten Monismus und Monotheismus ausgeschlossen, um eine in sich lebendige, selbstbewußte Gottheit zu gewinnen, die, wie in sich selbst genugsam, doch zugleich mittheilsam sein, der Menschheit sich selbst mittheilen sollte.

Gegen eine Auffassung des Wesens des Christenthums, welche dasselbe, unter Berücksichtigung der äußeren Verhältnisse, als ein Prinzip betrachtet, das sich selbst entwickelt, macht man nun aber den irrationalen Charakter der christlichen Religion geltend und den irrationalen Charakter der Persönlichkeit und der Individualität. Man hebt hervor, eine immanente Entwicklung mache weder den Weltlauf überhaupt, noch insbesondere das Christenthum begreiflich. Im Christenthum handle es sich um die Ueberwindung des Bösen; es beruhe auf göttlicher That; wie das Böse irrational sei, so sei auch die Gottesthat zur Ueberwindung des Bösen irrational. Auch erreiche ein allgemeines Prinzip niemals die Fülle und den Reichthum der konkreten Individualität und Persönlichkeit, die man anschauen müsse. Mit einem abstrakten Prinzip sei nichts gethan, am Allerwenigsten in der Religion. Nicht eine immanente Entwicklung des christlichen Prinzips könne man annehmen, sondern eine Offenbarung, die in ihrem Ursprung unbegreiflich sei, und die sich dem Willen präsentire; der Abfall von ihr finde thatsächlich

auch im Christenthum wieder statt und dürfe nicht durch eine Theorie der Immanenz beschönigt werden, welche überall nur einseitige Vertretung berechtigter Momente finde, nichts Absolutes kenne und Alles in das Relative auflöse. Kann man diesen Streit durch die geschichtliche Betrachtung entscheiden? Ich glaube, die Geschichte lehrt zunächst, daß eben im Christenthum auch dieser Gegensatz besteht: Es ist eine Religion, welche eine Entscheidung fordert, eine Verurtheilung des Bösen, ein Entweder — Oder. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Es macht Anspruch auf absolute Geltung; man kann nicht halbe Pakte machen. Es fordert grundsätzliche Umkehr, Bekehrung und will sie ermöglichen. Es scheint in dieser Hinsicht zu einem Dualismus zu führen zwischen dem bösen und dem guten Prinzip. Aber andererseits kennt es doch gerade wieder eine milde Beurtheilung des Sünders. Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet. Gott läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und Guten. Ja, Paulus ist der Meinung, daß Alles für die Erlösung bestimmt ist, daß das Gesetz gegeben sei, daß die Sünde um so mächtiger werde, damit sie schließlich durch die Gnade überwunden werde, ja, daß sie in der anfänglichen einseitigen Entwicklung der fleischlichen Seite des Menschen beruhe, die durch die pneumatische, geistige Macht überwunden werde. Der erste Mensch ist irdisch, der zweite, der die Vollendung bringt, ist geistlich, pneumatisch. Man wird deshalb sagen können, daß im Christenthum der Gegensatz des Irrationalen und Rationalen hervortrete und nach einer Lösung suche. Zunächst geschieht dies in unmittelbarer Form so, daß einerseits das Böse in aller Schärfe gekennzeichnet wird, aber nur als das Gegentheil des Guten, dessen Begriff vertieft ist. Die Gesinnung ist schon böse, nicht erst das Werk, und jede Zweiseeligkeit soll ausgeschlossen sein. Das aber führt gerade wieder zu dem Rationalen. Volle Harmonie mit Gott und mit sich selbst ist das Ziel, das erreicht werden soll, das gewiß nicht irrational ist. Gerade die Vereinigung aller Gegensätze auf Grund ihrer Vertiefung ist das Charakteristische des Christenthums. Es selbst ist sicher nicht irrational; es will vielmehr das Irrationale, sofern es das Böse ist, aufheben. Aber wie kommt das Irrationale überhaupt in die Welt? Woher kommt das sich selbst Widersprechende? Das Christenthum hat anfänglich nur beides unvermittelt anerkannt, das Irrationale des Bösen und die Vernünftigkeit und Weisheit in der Welt. Beides zu vermitteln hat es der

weiteren Entwicklung überlassen und die mannigfaltigsten Versuche sind gemacht worden, bald solche, die das Böse im Interesse der Weltharmonie abschwächten, bald solche, die die Weltharmonie und Vernunft in der Welt zu Gunsten der Irrationalität des Bösen preiszugeben schienen, bald optimistische, bald pessimistische Versuche, ohne daß die Einen oder die Andern die Herrschaft erreicht hätten. Nur darin war man einig, das Christenthum kann der moralischen Vernunft durch seinen Geist zum Siege verhelfen, weil es ethische Universalreligion ist. Das Irrationale ist also nicht das Letzte, sondern das zu Ueberwindende, mag es nun selbst wieder in dem Weltzusammenhange begriffen werden oder als Räthsel stehen bleiben. In keinem Falle ist es berechtigt, die göttliche Weisheit und Allmacht, die göttliche Güte zu Gunsten der Irrationalität der Welt fallen zu lassen. Das Christenthum ist gerade hierin nicht zum mindesten ethische Religion, daß es den Anspruch des Ideales aufrecht erhält und seine Realisirung durch den göttlichen Geist ermöglichen will, ohne den Gegensatz gegen das Ideal, der thatsächlich besteht, abzuschwächen. Es ist selbst jedenfalls nicht irrational. Das scheinbar Irrationale wird doch schließlich wieder in dem ganzen Zusammenhang so aufgenommen, daß die Welt eine Offenbarungsstätte göttlicher Weisheit bleibt, die aber doch wieder die höchste Vernunft ist.

Oder ist es irrational, weil es auf die Person, nicht auf bloß allgemein Vernünftiges dringt? Auch hier hat es einen Gegensatz in sein Prinzip aufgenommen, der zunächst in unmittelbarer Form geeint scheint. Die Person, die Individualität, der Einzelne wird nicht durch die allgemeine Vernunft vernichtet. Aber ebenso wenig wird das Allgemeingültige durch den Einzelnen vernichtet. Vielmehr jeder Einzelne ist als Träger des universalen göttlichen Geistes von unendlichem Werthe und der göttliche Geist wohnt in den Einzelnen als die sie treibende universale Kraft. Jeder ist Glied des Reiches Gottes. Das Reich Gottes aber realisirt sich in seinen Gliedern. Die Vernunft selbst ist eben nicht bloß allgemein, sondern am Einzelnen, die Einzelnen sind Träger des christlichen Prinzips. Das christliche Prinzip aber greift auch über die Einzelnen über und ist in keinem Einzelnen erschöpft. So bleibt an jenem Einwande nur das wahr, daß das christliche Prinzip eben nicht so abstrakt gedacht werden darf, als abstrahirte es von den einzelnen Personen, aber auch nicht so persönlich, daß es nicht doch wieder über jede Person übergriffe und ein Reich der Geister wollte.

Auch dieser Gegensatz ist im Anfang in unmittelbarer Form ausgeglichen und in der weiteren Entwickelung ist bald mehr die universale gemeinschaftliche, bald mehr die persönliche Seite im Uebergewicht hervorgetreten.

So ergiebt sich also, daß das Wesen des Christenthums als ein Prinzip gefaßt werden muß, das die tiefsten Gegensätze im religiös-ethischen Gebiete in sich befaßt und eben dadurch noch zugleich den Antrieb zu einer inneren Entwickelung in sich enthält, indem die unmittelbare Form der Einheit der Gegensätze überschritten wird. Indem dies geschieht, indem die einzelnen Momente für sich in das Uebergewicht kommen, können sie nach der Art menschlicher Entwickelung erst völlig ausgebildet und schließlich auch wieder zu einer bewußten, reicheren, umfassenderen Einheit erhoben werden.

Man könnte fragen, ob das einseitige Hervortreten der einzelnen Momente nicht wieder eine Auflösung des christlichen Prinzips bedeute, wenn dieses selbst doch gerade die Einheit der Gegensätze zum Inhalt haben soll. Allein die Sache ist die: wenn die einzelnen Seiten hervortreten, so geschieht es doch nicht so, daß das andere Glied des Gegensatzes völlig verschwindet, sondern nur so, daß auf der einen Seite das Uebergewicht ist. Wenn z. B. das christliche Prinzip die Vereinigung mit Gott zunächst in der unmittelbaren Form des Gefühls, der Intuition, der konzentrirten Persönlichkeit enthält, so tritt diese Vereinigung mit Gott in der griechischen Kirche in der Form des Erkennens hervor, und in der Form kultischer Anschauung. Allein in diesem Erkennen wird doch zugleich ein sittlicher Antrieb enthalten sein, der über die Herrschaft des Sinnlichen hinaushebt und eine universale Richtung des Willens gegenüber dem einseitigen autarkischen Egoismus veranlaßt. Diese einseitige Richtung wird nun freilich auch ihre Unvollkommenheit offenbaren; sie kann in die Fehler des vorchristlichen Hellenismus zurückfallen, aber doch nicht so, daß das antike religiöse Ideal erneuert würde. Der Gottesbegriff der griechischen Kirche ist christlich, Gott soll in sich sein und doch sich offenbaren. Die Immanenz und Transscendenz sind verbunden. Christus wird so vorgestellt, daß beide Seiten, die göttliche und die menschliche, dauernd verbunden sind; Christus ist keine Theophanie; er ist auch Mensch, er ist Gottmensch. Das Vergottetwerden ist nicht eine Auflösung des Menschen, sondern nur ein völliges Aufgenommenwerden in die Einheit mit Gott, in der aber das klare menschliche Bewußtsein

bewahrt wird. Wenn es also völlig erklärlich ist, daß diese einseitigen Richtungen im Christenthum die Fehler der vorchristlichen Religionen theilweise wiederholen, theils weil in den vom Christenthum ergriffenen Völkern diese als Reminiscenzen noch nachwirken, theils weil die vorchristlichen Religionen die eine Seite des Gegensatzes ausschließlich vertreten, so ist doch diese Wiederholung niemals ein völliger Rückfall, weil immer die andere Seite des Gegensatzes auch berücksichtigt ist. Sind Neigungen zu einer naturhaften Auffassung der Sakramente und ihrer magischen Wirkung vorhanden, so tritt auf der anderen Seite um so stärker die Forderung sittlicher Bethätigung in Werken hervor; zeigt die römische Kirche das Ideal der Weltflucht, das mit dem Neuplatonismus zusammenhängt, so tritt dem um so stärker die Tendenz auf Beherrschung der Welt, auf die Kirche als das die Welt beherrschende Reich Gottes gegenüber. Man wird also dabei bleiben können, daß das christliche Prinzip erst dadurch seinen Reichthum entfalten kann, daß es die ihm innewohnenden Momente heraussetzt, um sie dann schließlich in höherer Form zur Einheit zu bringen. Denn das darf man nicht übersehen, daß doch der Reichthum des christlichen Prinzips erst wirklich zum Bewußtsein kommen kann, wenn die in ihm enthaltenen Momente zu klarem Bewußtsein erhoben werden.

Gerade dieses eigenthümliche Wesen des Christenthums wird aber nicht nur durch seine eigene Geschichte deutlich. Es wird erst voll zur Klarheit kommen durch den Kontrast gegen die anderen Religionen. Indem man das ihm und diesen Gemeinsame und das sie Unterscheidende erkennt, wird es leichter in den verschiedenen Erscheinungen des Christenthums den Grundcharakter wieder zu erkennen, der ihr gemeinsamer Typus ist, der sie vor anderen Religionen auszeichnet. Das Wesen des Christenthums kann man also aus der Geschichte erst recht erkennen, wenn man nicht bloß bei seiner eigenen Geschichte stehen bleibt, sondern auch das von den anderen Religionen Unterscheidende heraushebt, wo der Geschichtsforscher denn z. B. finden wird, daß es eine Vereinigung der arischen und semitischen Linie darstellt, welche die Einseitigkeit beider überwindet, indem einerseits Gott nicht bloß überweltlicher Herr, transscendenter Wille, auch nicht bloß der Welt immanent wirkende Kraft oder Vernunft, sondern über die Welt übergreifender und doch sich ihr seinem Wesen nach mittheilender ist, der nicht bloß seinen Willen dem Menschen kundthut, sondern sich selbst dem Menschen mittheilt, sein Wesen in der Seele offen-

bart, so daß eine ethisch bestimmte Gottmenschheit möglich wird, die ebenso die Wesensverwandtschaft Gottes und des Menschen zeigt, wie die Erhabenheit Gottes über den Einzelnen. Es ließe sich nachweisen, daß die Trinitätslehre diesem Gedanken ebenfalls Ausdruck geben soll, sowie daß das Problem der Christologie kein anderes ist als an dieser Person sich das Verhältniß Gottes und des Menschen, die Einheit beider so klar zu machen, daß Keiner von beiden verkürzt wird.

Wenn man aber diese Vergleichung mit anderen Religionen vollziehen und dabei das Wesentliche der Unterschiede hervorheben will, wird man wohl nicht ohne die Spekulation auskommen können. Im Grunde genommen entstammt schon die Frage nach dem Wesen des Christenthums selbst der Spekulation. Denn die empirische Geschichtsforschung für sich würde diese Frage nicht stellen, die erst aus einer Reflexion über die einzelnen Geschichtsstadien entsteht. Die Spekulation hat es damit zu thun, das Wesen der Religion zu verstehen und die verschiedenen Arten und Stufen der Religion zu unterscheiden. Ohne daß man einen Ueberblick über die verschiedenen Arten der Religion hat, wird man schwerlich die Eigenthümlichkeit des Christenthums verstehen können. Welche Unterschiede bedeutsam sind, welche nicht, ob man überhaupt die Religionen als einheitliche Größen auffassen kann und worin es begründet ist, daß man ihnen einen einheitlichen Mittelpunkt zuschreibt, welches dann die zentralen unterscheidenden Merkmale für die Religionen sind, die sie trotz aller Wandlungen behaupten und die sie von einander unterscheiden, nach welchen Gesichtspunkten man sie zu unterscheiden hat, alle diese Fragen können nicht mehr auf historischem Wege entschieden werden. Wer glaubt, das Wesen des Christenthums auf rein historischem Wege festzustellen, dürfte sich über sich selbst täuschen. Er macht dabei allerhand Voraussetzungen, wendet allerlei Begriffe an, über die er sich keine wissenschaftliche Rechenschaft gegeben hat. Nur aus einer gründlichen Einsicht in das Wesen der Religion kann auch eine haltbare Eintheilung der Religionen hervorgehen, können diejenigen Momente hervorgehoben werden, welche wirklich für das eigenthümliche Wesen einer Religion bestimmend sind. Doch das hier auszuführen ist nicht der Ort. Nur darauf sollten diese Blätter hinweisen, daß die Erkenntniß des Wesens des Christenthums durchaus nicht so einfach ist, wie Manche glauben, und daß die Schwierigkeiten, welche hier vorliegen, nur durch die An-

wendung der rechten Methode der Forschung überwunden werden können.

Zugleich aber dürfte auch erhellen, daß eine Entscheidung über das, was dem Christenthum wesentlich ist, nicht dem populären Bewußtsein zustehen kann, das gewiß auch das Wesentliche desselben besitzen kann, aber in einer bestimmten Form, die durchaus nicht als die einzig christliche anzusehen ist, und mit allerhand Zuthaten, die vielleicht mit dem Christenthum nur in losem Zusammenhang stehen. Auch keine christliche Kirche ist im Stande, diese Frage zu beantworten, weil sie das Christenthum nur in einseitiger Weise darstellt, ebenso wenig kann die h. Schrift als die Quelle über das Urchristenthum aus den früher angegebenen Gründen hierüber entscheiden. Die Frage nach dem Wesen des Christenthums ist eine Frage, die nur durch die Wissenschaft beantwortet werden kann, und hieraus mag man ersehen, daß das Christenthum, in welchem diese Frage gestellt wird, eine Religion ist, zu deren Eigenthümlichkeit es auch gehört, durch immer tiefere Erkenntniß über sich selbst klar zu werden, eine Religion, die die Wissenschaft nicht entbehren kann.

Der Goethe-Schellingsche Plan eines philosophischen Naturgedichts.

Eine Studie zu Goethe's „Gott und Welt".

Von

Margarethe Plath.

In Goethe's Annalen findet sich unter dem Jahre 1799 gelegentlich der Erwähnung seiner Beobachtung des gestirnten Himmels die Notiz: „Bei allem diesem lag ein großes Naturgedicht, das mir vor der Seele schwebte, durchaus im Hintergrund." Zurückzuführen ist diese Idee eines Naturgedichts, von der Goethe auch in der Chronologie seiner Schriften spricht, auf die Anregungen, welche er in jener Zeit durch den Verkehr mit dem Kreise der älteren Romantiker in Jena empfing. Es giebt wenige literarische Epochen, die das Bild eines so regen geistigen Lebens bieten, wie die Jenaer Zeit von 1798 bis 1802, wenige, bei denen die Fruchtbarkeit eines lebhaften persönlichen Austauschs der Ideen so überzeugend zum Bewußtsein kommt. In dem gastlichen Hause A. W. Schlegel's vereinten sich Philosophen, Naturforscher, Dichter: Friedrich Schlegel und Schelling, Steffens und Ritter, Hardenberg und Tieck. Goethe stand diesem Kreise nah; fand er doch hier Interesse für Alles, was ihn bewegte. Nicht der Dichter allein, auch der Naturforscher wurde hier als Autorität angesehen, und bei der kühlen Ablehnung, die Goethe bis dahin in Fachkreisen mit seinen ihm so sehr ans Herz gewachsenen naturwissenschaftlichen Arbeiten erfahren hatte, mußte ihm diese Anerkennung doppelt erfreulich sein. Mit ihrem persönlichen Interesse hatten früher Herder und Frau von Stein jeden seiner Schritte begleitet. Beide waren ihm im Laufe der letzten Jahre fremd geworden, und wenn er für Vieles in der Freundschaft mit Schiller

Ersatz gefunden hatte — hier war eine Lücke geblieben: in eine Schrift wie Herder's „Gott“ hatte Schiller sich nicht hineinzufinden vermocht. Nun wurde diese Lücke ausgefüllt, und der Enthusiasmus, mit dem Goethe seine Ideen von der jungen, aufstrebenden Generation erfaßt sah, gab diesen Ideen bei ihm selbst neue Lebenskraft. Für die gesammte Weltauffassung, die er sich an der Hand Spinoza's und seiner naturwissenschaftlichen Studien gebildet hatte, fand er hier einen empfänglichen, wohl vorbereiteten Boden. Die Idee eines ästhetischen Monismus, mit dem man den Rationalismus der Aufklärungszeit zu überwinden hoffte, begeisterte jedes Glied dieses Kreises; ihr zum siegreichen Durchbruch zu verhelfen, war das Ideal, wonach man strebte. „In dem Kreise der Goethe, Fichte, Schelling, Schlegel“, schreibt Steffens, später auf jene Zeit zurückblickend, „bestand der bewußte, leidenschaftliche Wille, gemeinsam die philosophische Weltansicht zu vollenden, ihr in der Dichtung ergreifenden Ausdruck, im Leben Anwendung und Herrschaft zu verschaffen.“ — Also auch über den Weg zu dem erstrebten Ziele war man einig: die Poesie sollte dieser Philosophie den Sieg erkämpfen helfen. Nicht als ob man dadurch hätte die Kunst zu einer Magd der Philosophie herabwürdigen wollen — die Kunst selbst sollte durch diese hohe Aufgabe erst zu ihrer höchsten Entfaltung gelangen, und so gerade aus diesem Wechselverhältniß der Kunst und Philosophie als zweier gleichberechtigter Mächte, von denen jede die gebende, jede die empfangende war, eine neue Aera höheren geistigen Lebens hervorgehen. Das Verbindungsglied beider Elemente hoffte man in einer neuen auf Natursymbolik gegründeten Mythologie zu finden, und Friedrich Schlegel, der stets am schnellsten bei der Hand war, wenn es die Konsequenzen einer neuen Idee zu ziehen galt, schwärmte in den begeistertsten Ausdrücken von diesem Wundergebilde, durch das die Poesie den seit der Antike verlorenen Halt wiedergewinnen sollte. So bricht sich der Gedanke eines umfassenden philosophischen Naturgedichts Bahn, das sich den Schöpfungen eines Empedokles und Lucrez an die Seite stellen sollte. Steffens plant ein Epos des All. Hardenberg sucht in den unvollendet gebliebenen Lehrlingen zu Sais seiner Naturauffassung dichterische Gestalt zu verleihen. Am nächsten treten der Ausführung des Gedankens in jener Zeit Goethe und Schelling, und hatten sich diese beiden bedeutendsten Männer schon vorher nah gestanden, so wird durch das gemeinsame Streben ihre Verbindung nun um so enger.

Ein großes Ziel war es, das sich diese Geister gesteckt hatten. Denn was verstand man im Allgemeinen in jener Zeit unter Natur? „Der Mensch des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts", sagt H. von Stein in seiner Aesthetik der deutschen Klassiker, „sieht bei dem Wort Natur ein Gewirr und Gewimmel, ein Unzähliges vor sich, gleichviel von was, von Sternen, wenn es sich ums Große, von Infusorien, wenn es sich um den Wassertropfen handelt, von Atomen, Massentheilchen." — Als begeisterter Apostel der Natur trat dann Rousseau auf — aber was bedeutete ihm die Natur? Er sah in ihr vor Allem den Gegensatz zur Kultur, und zwar der historisch gewordenen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts — einen primitiven Zustand ohne Begriff des Eigenthums, ohne Theilung der Arbeit und Sonderung der Stände, ohne die zersetzenden Leidenschaften seiner Zeit. Es war ein Ideal, das er mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit pries, das aber in der historischen Realität nie existirt hat und dessen Realisirung doch auch nur als ein Durchgangspunkt, um zu einer neuen gesunderen Kultur zu gelangen, in Betracht kam. — Bei Kant finden wir verschiedene Definitionen des Begriffs Natur. Im weitesten Sinne faßt er sie als Inbegriff gegebener Gegenstände jeder Art von Anschauung. Innerhalb dieses Begriffs ist zu unterscheiden zwischen Natur im übersinnlichen und im empirischen Verstande. Natur im übersinnlichen Verstande ist der Inbegriff der Dinge an sich. Da diese aber nur Objekte einer nicht sinnlichen Anschauung sein können und dem Menschen allein die sinnliche Anschauung zu Gebote steht, so kommt diese Natur für ihn nur als Grenzbegriff, nicht als positive Größe — auch wenn sie als solche existirt — in Betracht. Natur im empirischen Verstande dagegen ist der Inbegriff der Erscheinungen, die durch die sinnliche Anschauung gegeben sind. Die empirische Natur heißt denkende Natur, sofern ihr Objekt die Seele ist, die mittels des inneren Sinnes angeschaut wird; sie heißt körperliche Natur als Inbegriff der Erscheinungen der äußeren Dinge, die durch die Anschauung der äußeren Sinne gegeben sind. Dieser letzte Begriff ist es naturgemäß, der hauptsächlich in Betracht kommt, wenn von Natur im Kantschen Sinne die Rede ist. Charakteristisch für diesen Begriff, der sich dem, was wir Sinnenwelt nennen würden, nähert, ist einmal, daß es ein Inbegriff von Erscheinungen nur, nicht von Dingen ist, und ferner, daß das geistige Element, da denkende und körperliche Natur als sich ausschließende Gegensätze gedacht sind, hier keine Stätte hat. Dieser

Dualismus auf theoretischem Gebiet findet sein Gegenbild in der Sphäre der praktischen Vernunft. Natur und Geist, Nothwendigkeit und Freiheit, Sinnlichkeit und Sittlichkeit stehen sich schroff gegenüber, und des Menschen Leben ist von einem steten Kampf zwischen beiden erfüllt.

In der geplanten Weise, als ein umfassendes Ganzes, kam freilich das Naturgedicht weder bei Goethe noch bei Schelling zur Ausführung. In der Eigenthümlichkeit der Aufgabe selbst, der Verkörperung des Ideals der modernen Poesie in einem spekulativen Epos über die Natur lag die Nothwendigkeit des Scheiterns. Aber es dauerte geraume Zeit, bis man sich zur Klarheit darüber durchrang. Bei Goethe können wir den Plan des Naturgedichts ungefähr ein Jahr hindurch verfolgen. Am häufigsten spricht er von demselben im Briefwechsel mit Knebel, der — charakteristisch für die Zeit — mit einer Uebersetzung des Lucrez beschäftigt war. Als Knebel das erste Buch seines Werkes an Goethe schickt, bekennt ihm dieser: „Indem ich es durchlas, hat sich manches bei mir geregt; denn seit dem vorigen Sommer habe ich oft über die Möglichkeit eines Naturgedichts in unsern Tagen gedacht“ (22. 1. 1799). Noch in dem Briefe vom 22. 3. 1799 lesen wir: „Jenes große Naturwerk habe ich auch noch nicht aufgegeben. Mir däucht, ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften, die ich an jene Studien gewendet, nicht besser nutzen, als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeite.“ Aber von da ab hören wir nichts mehr von dem Naturepos, und die schon in einem früheren Briefe an Knebel angedeutete Idee, daß man „einzeln versuchen“ müsse, „was im Ganzen unmöglich werden möchte,“ gewinnt festeren Boden. Schon im Juli 1798 (vgl. Brief vom 29. 6. 1798 und vom 16. 7. 1798) hatte Goethe einen solchen einzelnen „Versuch, das Anschauen der Natur, wo nicht poetisch, doch rhythmisch darzustellen“ an Knebel gesandt, ihn gebeten, diesen Versuch (es war die Metamorphose der Pflanzen) mit der „Lucrezischen Art“ zu vergleichen, und ein Gedicht „über die magnetischen Kräfte auf eben diese Weise“ in Aussicht gestellt. Wenn letzteres auch nicht zur Ausführung kam, so entstand doch nach und nach aus diesem Sinne heraus eine Reihe verwandter Gedichte, die Goethe später unter der Rubrik „Gott und Welt“ zusammenfaßte, und zu Denen auch Dauer im Wechsel, Bei Betrachtung von Schiller's Schädel gehören (vgl. Loepers Anmerkungen zu Goethe's Gedichten, Hempelsche Ausgabe, Band II, S. 514). Als „Splitter“ des großen Natur-

gedichts sind die Sprüche unter der Ueberschrift „Gott, Gemüth und Welt“ sowie das sechste Buch der Zahmen Xenien zu betrachten. Auf demselben Grunde ruhen die naturphilosophischen Partien des Faust, der damals gerade in ein neues Stadium seiner Entwicklung trat, und den Schelling später als eine Verwirklichung des Allgedichts anzusehen geneigt war.

Den ursprünglichen Plan des einheitlichen Naturepos hatte Goethe damals an Schelling abgetreten. „Goethe tritt Dir nun auch das Gedicht ab, er überliefert Dir seine Natur“, schreibt Karoline Schlegel im Oktober 1800 an Schelling. Und sie zweifelt nicht daran, daß er dieser Aufgabe gewachsen sei: „Ich sehe es klar, wie sich Deine Nachzeichnung der dichtenden Natur von selbst zu einem herrlichen Gedicht ordnen wird“ (24. 1. 1801). Schelling widmete sich mit Eifer dem Plan. Hatte Goethe zunächst an Lucrez als Vorbild gedacht, so schwebte ihm Dante vor, und er versuchte, indem er Theile der göttlichen Komödie übersetzte, sich Gewandtheit im Bau von Terzinen zu erwerben. Im Sommer 1800 wurde wirklich ein Anfang des Naturepos ausgearbeitet, aber dabei blieb es auch. Und wenn Schelling später das auf den großen Plan zurückzuführende Gedicht Thier und Pflanze veröffentlichte, so war er sich über die geringe Bedeutung desselben vollkommen klar und wollte durchaus nicht als Verfasser genannt sein. Von wahrem poetischen Werth sind die in augenscheinlicher Anlehnung an Goethe's Zueignung geschriebenen Stanzen, die er als Widmungsstrophen des Allgedichts zu Weihnachten 1799 an Karoline, seine dichterische Muse, sandte. Dem Keime nach wenigstens glaubte er später das Naturepos in seinem Identitätssystem geschaffen zu haben.

Welches sind nun die Elemente der Weltanschauung, die Goethe und Schelling in dem Naturepos dichterisch gestalten wollten?

Betrachten wir, um diese Frage zu beantworten, Goethe's Gott und Welt und die naturphilosophischen Schriften Schellings, so erscheint als Grundlage der Weltauffassung beider Männer jene poetische Form des Spinozismus, die der unter Leibnizens Einfluß stehende Herder geschaffen hatte, und die in seinem „Gott“ und in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ ihren klassischen Ausdruck gefunden hatte. — Goethe war von Herder persönlich in diese Ideen hineingeführt worden, und noch in ganz anderem Maße als einst in Straßburg blickt er zu der Zeit der Spinozastudien zu Herder als seinem geistigen Führer empor. — Schelling, dessen erste Schriften schon die Anlehnung an Herder

erkennen lassen, bezeugt die tiefe Wirkung, die die Ideen auf ihn übten, schon durch die Anlehnung des Titels seiner „Ideen zur Philosophie der Natur" an das Herdersche Werk. — So ist es erklärlich, daß wir die Verwandtschaft der Goethe-Schellingschen Weltauffassung mit den Gedanken Herder's fast durchgehends verfolgen können. Betreffs der Verwandtschaft der Goethe-Schellingschen Ideen unter sich drängt sich nothwendig die Frage auf, in welchem Grade wir Schelling als abhängig von Goethe zu betrachten haben. Eine maßgebende Beeinflussung Schelling's durch Goethe vor der persönlichen Berührung ist nicht nachweisbar. Freilich ist Goethe Mitarbeiter an den ersten Büchern der für Schellings Entwicklungsgang wichtigen Herderschen Ideen; aber Goethe selbst erkennt Herder in philosophischen Dingen stets als seinen Führer an, und erst durch das Medium Herderscher Auffassungs- und Darstellungsweise treten seine Gedanken in den Gesichtskreis Schelling's, so daß Herder jedenfalls der bei weitem überwiegende Einfluß zukommt. Auch die öftere Erwähnung Goethe's als Autorität betreffs der Farbenlehre und der Metamorphose der Pflanzen in Schelling's „Ideen" (1797) und seiner „Weltseele" (1798) fällt nicht genügend ins Gewicht, da Goethe hier für Schelling nur einer unter vielen ist, von denen z. B. Kielmeyer, von dessen Rede über die organischen Kräfte Schelling den Beginn einer neuen Epoche der Naturgeschichte datirt, für ihn eine ungleich größere Bedeutung hat. Wenn trotzdem die vor der persönlichen Bekanntschaft mit Goethe veröffentlichten grundlegenden naturphilosophischen Schriften Schelling's, die die Keime der in dieser ganzen Entwicklungsepoche Schelling's reifenden Gedanken enthalten, eine auffallende Verwandtschaft mit Goetheschen Ideen zeigen, so ist dies in erster Linie wohl auf eine ursprüngliche geistige Verwandtschaft mit Goethe zurückzuführen. Dazu kommt eine Reihe gemeinsamer Bildungsfaktoren: das Studium der Natur, die Beschäftigung mit Giordano Bruno, Spinoza, Hemsterhuys, Kielmeyer, vor Allem der Einfluß Herder's. Endlich muß die ganze naturwissenschaftlich-philosophische Strömung in Betracht gezogen werden, die in jener Zeit hervorzutreten beginnt, und die mehrfach ähnliche Anschauungen — wenn auch weniger klar und weniger umfassend — zeitigt. — Auf eignem Wege also ist Schelling zu einer Auffassung des Weltganzen gelangt, die sich in ihren Hauptpunkten mit der Goetheschen berührt. Nun tritt er Goethe nah, und durch den Verkehr mit dem verwandten Geiste gewinnen seine Ideen natur-

gemäß ihre Klärung und Ausgestaltung. Daß aber auch hier der „Granit“ seine innere Selbständigkeit zu wahren wußte, beweisen die in Folge des lebhaften persönlichen Austausches der Ideen freilich nur spärlichen Reste des schriftlichen Verkehrs zwischen Goethe und Schelling in jener Zeit. Das Verhältniß beider erscheint durchaus als ein auf gegenseitige Förderung gegründetes. Goethe selbst erkennt Schelling's Selbständigkeit wiederholt an; er bezeugt ihm, daß er sich in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten von ihm gefördert sehe (Aus Schellings Leben I, 246 und 324), und gesteht ihm nach der Lektüre eines seiner Aufsätze, daß seine Philosophie die einzige sei, zu der er einen entschiedenen Zug verspüre und die er in der Hoffnung zunehmender Uebereinstimmung eifrig studire (Aus Schelling's Leben I, 314). Noch viele Jahre später, in dem Aufsatz über die Einwirkung der neueren Philosophie gedenkt er dankbar dessen, was er Schellingen schuldig geworden.

Wenn es nun hier darauf ankommt, die Hauptzüge der Goethe-Schellingschen Naturauffassung unter Berücksichtigung ihrer Verwandtschaft mit Herders Ideen festzustellen, so ist von vornherein auf die Beantwortung der Frage über das Prioritätsrecht Goethe's oder Schelling's in Betreff dieser oder jener einzelnen Idee verzichtet worden, da sich diese Frage bei dem schon erwähnten Mangel schriftlichen Materials aus der Zeit des persönlichen Verkehrs schwerlich mit wissenschaftlicher Bestimmtheit lösen lassen wird. Daß Goethe in den einzelnen Abschnitten nach Schelling behandelt wird, ist lediglich dadurch bedingt, daß wir es bei dem Philosophen Schelling mit dem Versuch einer zusammenhängenden Entwicklung der Ideen, bei dem Dichter Goethe mit einzelnen leuchtend herausgehobenen Hauptpunkten zu thun haben, deren tiefere Bedeutung sich auf dem Hintergrunde der philosophischen Gesammtauffassung — auch wenn sie nur in großen Zügen geschildert werden kann — leichter erschließt.

I. Der Identitätsstandpunkt.

Ausgehend von der Anschauung, daß „alle äußere Form der Natur Darstellung ihres inneren Werkes“ sei, hatte schon Herder gegen die dualistische Auffassung von Geist und Materie gekämpft. „Wie können zwei Wesen gemeinschaftlich und innigharmonisch wirken, die, völlig ungleichartig, einander wesentlich entgegengesetzt wären?“

Schelling sah in der Ueberwindung des philosophischen Dualismus seine Lebensaufgabe. Für ihn war der Standpunkt der Identität eine Nothwendigkeit: „Unser Geist strebt nach Einheit im System seiner Erkenntnisse; er verträgt es nicht, daß man ihm für jede einzelne Erscheinung ein besonderes Prinzip aufdringe.“ Eine Erkenntniß der äußeren Welt ist dem Geiste, der allein das ihm Analoge aufzufassen vermag, nur möglich, wenn „das System der Natur zugleich das System unseres Geistes“ ist. Darum erklärt Schelling mit aller Schärfe: „Ich gebe nicht zwei verschiedene Welten, sondern durchaus nur die Eine selbige zu, in welcher Alles und auch das begriffen ist, was im gemeinen Bewußtsein als Natur und Geist sich entgegengesetzt wird.“ Die Natur ist ihm der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur.

Auf der Voraussetzung des Identitätsstandpunktes beruht auch für Goethe die Möglichkeit jeder philosophischen und wissenschaftlichen Forschung. „Denn das ist der Natur Gehalt, daß außen gilt, was innen galt.“ Deshalb wendet er sich mit scharfer Polemik gegen Alle, welche diese Identität — und damit die Möglichkeit, durch Naturbetrachtung zur Erkenntniß des Geistigen vorzudringen — leugnen, so gegen die Nachbeter von Hallers: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist“ in Ultimatum und Allerdings (vgl. dazu Goethe's Worte über Jacobi in den Biographischen Einzelheiten). Von Polemik frei findet der Gedanke der Identität im ersten Abschnitt von Epirrhema Ausdruck. Und zwar tritt bei Goethe der Monismus in seiner reinsten Form auf; denn wenn sich Spinoza's Einheitsidee zu einer ideellen Gleichsetzung von Ausdehnung und Denken gestaltet, die unter sich aber in absolutem Gegensatz stehen, von denen keins durch das andere begrenzt oder begriffen werden kann, wenn Schelling seine Ansicht zu der Lehre von der quantitativen Entgegensetzung von Geist und Natur ausbildet, so versteht Goethe unter dieser Identität eine wirkliche Einheit. — Wie weit diese vorausgesetzte Identität empirisch beweisbar sei, ist freilich für Goethe eine andere Frage. Weniger unserm eignen prüfenden Verstande haben wir die Erkenntniß der Einheit von Realem und Idealem zu danken, als dem freiwilligen Selbstoffenbarungsakte der Natur. Es giebt kein Geheimniß, „das sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter vor Augen stellte“. Aber nur dem Reinen offenbart sie sich, „den Unzulänglichen verschmäht sie.“

„Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

Aber wenn auch bei der „Endlosigkeit“ der Naturbetrachtung die rastlose Erforschung der Identität, einem Kantischen Postulate vergleichbar, als ein unerreichbares Ideal erscheint, so dürfen wir uns doch jeder einzelnen Erkenntniß erfreuen, falls sie durch ihre fördernde Wirkung ihre innere Berechtigung offenbart; denn:

„Was fruchtbar ist, allein ist wahr.“

II. Die intellektuelle Anschauung.

Das Mittel zur Erkenntniß der sinnlich-geistigen Natur kann naturgemäß auch nur ein solches sein, bei dem sich sinnliche und geistige Elemente mischen. Ein solches ist in der intellektuellen Anschauung, und zwar in ihr allein gegeben. — Es war dasselbe, was Spinoza intuitive Erkenntniß nannte, ein Erfassen des Einzelnen aus der Anschauung des Ganzen. — Herder hatte diese Gabe des geistigen Schauens, die Kant dem diskursiven menschlichen Verstande absprechen wollte, in hohem Maße besessen. Fichte, Friedrich Schlegel, Schleiermacher waren ihre begeisterten Verkünder. Schelling sah in ihr „das Höchste in unserm Erkenntniß.“ Er definirt sie als „ein Wissen, das zugleich ein Produziren seines Objekts ist —, eine Anschauung, in der das Produzirende mit dem Produzirten Eins ist“, und sieht also in ihr eine Art schöpferischen Akt des Ich. Vor allen Dingen fordert er sie für die Naturphilosophie. Begründet wird diese Forderung in der Schrift Fernere Darstellung aus dem System der Philosophie (1802): „Die intellektuelle Anschauung, nicht nur vorübergehend, sondern bleibend, als unveränderliches Organ, ist die Bedingung des wissenschaftlichen Geistes überhaupt und in allen Theilen des Wissens. Denn sie ist das Vermögen überhaupt, das Allgemeine im Besondern, das Unendliche im Endlichen, beide zur lebendigen Einheit vereinigt zu sehen. Der Anatom, welcher eine Pflanze oder einen thierischen Leib zergliedert, glaubt wohl unmittelbar die Pflanze oder den thierischen Organismus zu sehen; eigentlich aber erblickt er nur das einzelne Ding, das er Pflanze oder Leib nennt; die Pflanze in der Pflanze, das Organ im Organismus und mit einem Wort den Begriff oder die Indifferenz in der Differenz

zu sehen, ist nur durch intellektuelle Anschauung möglich." — In dieser Definition tritt aufs Schärfste der Unterschied des Goethe-Schelling'schen Begriffs der intellektuellen Anschauung von dem Kant's hervor. Für Kant ist der Begriff intellektuelle Anschauung, soweit menschliches Vermögen in Betracht kommt, eine Unmöglichkeit: Verstand und Anschauung, Geistiges und Sinnliches fallen für ihn auseinander. Der menschliche Verstand „kann nur denken und muß in den Sinnen die Anschauung suchen" (vergl. in der Kritik der reinen Vernunft den Abschnitt über transscendentale Deduktion der reinen Verstandesbegriffe § 16 ff.). Die Goethe-Schelling'sche intellektuelle Anschauung bringt diesem Dualismus gegenüber das monistische Prinzip zum Ausdruck, sofern sie als ein Akt gedacht ist, bei dem Sinnliches und Geistiges untrennbar in einander liegt, mit und durch einander wirkt. — Auch die Bezeichnungen Einheit und Mannigfaltigkeit haben bei Kant einen wesentlich andern Sinn als bei Goethe-Schelling. Bei Kant ist das Mannigfaltige die Fülle der Einzelwahrnehmungen in der sinnlichen Anschauung des Einzeldinges oder Einzelvorganges vergl. das Beispiel vom Haus und vom Gefrieren des Wassers a. a. O. § 26); das Einheitliche ist die synthetische Einheit des Bewußtseins, auf Grund deren Anschauungen allein Objekte für uns werden können (§ 17). Bei Goethe-Schelling handelt es sich um Einheit des Typus in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungsformen (Individuen), um Einheit des Entwicklungsgesetzes in der Mannigfaltigkeit der Entwicklungsphasen.

Als Goethe an der Hand Herder's 1784 sich zum ersten Mal eingehend mit Spinoza beschäftigte, war der Begriff der scientia intuitiva einer derjenigen gewesen, bei denen ihm seine geistige Verwandtschaft mit Spinoza am deutlichsten zum Bewußtsein kam. Daß in diesem Verstehen aus dem Ganzen heraus das eigenste Wesen des Goetheschen Geistes bestehe, hatte Schiller mit klarem Blick erkannt (vergl. Brief an Goethe vom 23. 8. 1794). Gegen die encheiresin naturae, der das lebendige Band fehlt, und der deshalb die einzelnen Theile zerstückelt in der Hand bleiben, hatte Goethe von früh an gekämpft (vergl. Hirzel, Der junge Goethe, Brief vom 14. 7. 1770). Von der sinnenden Natur, die nur von dem verstanden werden kann, der sich mit geistigem Auge in ihre Schöpfungen vertieft, sprach der Aufsatz über die Natur, der, wenn auch nicht von Goethe selbst herrührend, doch nach seinem eignen Zeugniß (vergl. seine Worte darüber an den

Kanzler von Müller) mit seinen damaligen Vorstellungen (um 1780) sehr wohl übereinstimmte. Daß wie Schelling auch Goethe in der intellektuellen Anschauung einen Akt selbständiger geistiger Produktion sah, bezeugt der Aufsatz über die anschauende Urtheilskraft, in dem Goethe sein Verhältniß zu Kant auseinandersetzt und betont, „daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Theilnahme an ihren Produktionen würdig machen.“ Aus dieser Idee heraus ist das Gedicht Weltseele entstanden (vergl. Goethe's Brief an Zelter vom 20. 5. 1826). Für Spinoza war diese scientia intuitiva der einzige Weg zur wahren Gotteserkenntniß gewesen. Auch Goethe sieht darin ihren höchsten Werth, ob er gleich nicht wie Spinoza eine adäquate Erkenntniß Gottes von ihr erwartet, sondern — durch Kant's kritischen Standpunkt beeinflußt — nur eine solche, wie sie innerhalb der Grenzen der beschränkten menschlichen Auffassungskraft möglich ist (vergl. Brief an Jacobi vom 5. 5. 1786).

III. Der immanente Gott.

Herder's Auffassung Gottes hatte in dem auf andächtigem Spinoza-Studium beruhenden „Gott“ (1787) ihren Ausdruck gefunden. Wohl hatte er manches Subjektive in Spinoza hineingetragen. Das Sein des großen Philosophen war ihm zu einer allwirkenden Kraft geworden, und indem er zugleich Gott als den Inbegriff der höchsten Weisheit, Güte und Schönheit faßte, hielt er sich von der bei Spinoza entschieden abgelehnten Uebertragung anthropomorpher Begriffe auf Gott nicht frei, so daß Kant mit Recht von einem „Synkretismus des Spinozismus mit dem Theismus“ sprechen durfte (vergl. Bernhard Suphan, Goethe und Spinoza 1783—86; Festschrift zur zweiten Säkularfeier des Friedrich-Werderschen Gymnasiums zu Berlin 1881). Aber in dem wesentlichsten Punkte war Herder dem großen Meister treugeblieben: in der Auffassung Gottes als eines der Welt immanenten Prinzips. Seine begeisterte Hingabe an diesen Gott des All bildete den Grundton des Ganzen; in Shaftesbury's Naturhymnus sah er den Widerglanz dessen, was ihn bewegte.

Für Schelling's Gottesbegriff ist der bekannte Brief an Hegel (vom 4. 2. 1795), in dem er dem Freunde erklärt, daß und in welchem Sinne er Spinozist geworden, bezeichnend: „Wir reichen weiter als bis zu einem persönlichen Gott.“ Auf ein extramundanes

Wesen, einen Gott außerhalb alles Existirenden, hatte man nach seiner Meinung nur verfallen können, nachdem man Spinoza zum Atheisten gemacht hatte. Es giebt auch für ihn keinen anderen Gott als den deus sive natura. „Die höchste Macht also oder der wahre Gott ist der, außer welchem nicht die Natur ist, sowie die wahre Natur die, außer der nicht Gott ist." Nicht starres Sein, sondern Kraft, Thätigkeit ist das Wesen dieses Gottes. Er ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit, das Eine in Allem; in jedem Theil der Materie ist er erkennbar, Alles lebt nur in ihm. Und so adoptirt Schelling Spinoza's: „Je mehr wir die einzelnen Dinge erkennen, desto mehr erkennen wir Gott", und ruft Denen, „welche die Wissenschaft des Ewigen suchen", zu: „Kommt her zur Physik und erkennet das Ewige." Diese Erkenntniß des Ewigen preist er im Bruno (1802) als die höchste Stufe irdischen Glückes: „Jene heilige Einheit nun, worin Gott ungetrennt mit der Natur ist, und die im Leben zwar als Schicksal erprobt wird, in unmittelbarer übersinnlicher Anschauung zu erkennen, ist die Weihe zur höchsten Seligkeit, die allein in der Betrachtung des Allervollkommensten gefunden wird."

Für Goethe's verwandten Gottesbegriff legen Gedichte wie Proömion, Eins und Alles Zeugniß ab. „Er hat der Welt sich einverleibt", heißt es von Gott Vater in dem Spruch „Dreieinigkeit." Die Natur in Gott, Gott in der Natur zu sehen, ist für Goethe „unverbrüchliches Gesetz." Als Jacobi später in seiner Schrift: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, die auch von seiten Schelling's eine heftige Polemik hervorrief, dem Kultus des Gott-Natur entgegentrat, wahrte sich Goethe seinen Standpunkt in dem als Erwiderung auf Jacobi's Werk gedichteten Groß ist die Diana der Epheser. Faust's Credo bleibt auch Goethe's eigenstes Bekenntniß; für ihn giebt es keine unantastbare historische Ueberlieferung, kein fixirtes Dogma bestimmter Zeiten:

„Die geschichtlichen Symbole —
Thörig, wer sie wichtig hält,
Immer forschet er ins Hohle
Und versäumt die reiche Welt."

In den heiligen Symbolen, die uns die Natur vor Augen stellt, liegt ihm die echte Wahrheit beschlossen. Und bleibt uns, die wir bestimmt sind, „Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht", auch das Letzte, Höchste versagt, so ist dies kein Grund zur Klage; denn „Deines Geistes höchster Feuerflug hat schon am Gleichniß,

hat am Bild genug." Darum: „Willst Du ins Unendliche schreiten, geh nur im Endlichen nach allen Seiten." Und so sucht Goethe das Göttliche in Kräutern und Steinen und findet darin reinstes Glück: „Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden." „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?" Er faßt diesen Gott als „ewiges lebendiges Thun", als „das Werdende, das ewig wirkt und lebt", und preist mit begeisterten Worten das beseligende Gefühl des Hingebens der eigenen beschränkten Persönlichkeit an diesen Gott des All.

IV. Die dynamische Naturauffassung.

Mit der Vorstellung Gottes als eines ein stetes Werden bedingenden Prinzips ist die dynamische Naturauffassung nothwendig gegeben. Vorbereitet durch Leibnizens Monadologie, war sie durch Kant zuerst wissenschaftlich begründet worden. Seine Auffassung der Materie als eines Produkts streitender Kräfte wird nun auf die gesammte Natur übertragen. —

Als ein System lebendig wirkender Kräfte wird in Herder's Ideen die Natur dargestellt. Ihrer keine kann untergehen. „Was wirkt, wirkt in seinem ewigen Zusammenhang ewig." Es giebt keinen Tod in der Schöpfung. Jede Zerstörung ist Uebergang zu höherem Leben. Weltuntergang bedeutet Welterneuerung. Leben ist das herrschende Prinzip, und mag es auch in den niederen Schöpfungen, den „todtgenannten Wesen", nur dunkel nach Existenz ringen, so ist es doch auch hier im Keim dem ahnenden Geiste erkennbar.

Aus der Natur des Geistes, dessen Wesen Kraft, Thätigkeit ist, und der nur ihm Analoges fassen kann, leitet Schelling in den Ideen zur Philosophie der Natur die Nothwendigkeit ab, die Materie als einen Widerstreit von Kräften vorzustellen. Er definirt die Natur als „ein in fortwährender Thätigkeit Begriffenes, in stetem Werden Befindliches, als eine auf dem Uebergang ins Produkt begriffene Produktivität." Etwas Todtes, ein abgeschlossenes starres Sein existirt nicht; Sein ist Wirken, und jedes Ding hat nur da Realität, wo es wirkt. Daher der (von Goethe humoristisch verwerthete) Begriff der Wirkung in die Ferne. — Das Leben, das bei Kant ein unerklärlicher Grenzbegriff der mechanischen Naturerklärung gewesen war, wird zum Centralbegriff des Universums.

Es ist das Ursprüngliche, das todte Produkt das Sekundäre. Das Leben besteht nicht in der Belebung „todter“ Körper, sondern die todten Körper sind als erloschenes Leben aufzufassen. „Was ist die Materie anders, als der erloschene Geist?“ Auch für Schelling bedeutet, „solange der Stoff konstant ist“, Weltuntergang nur Welterneuerung. Und wenn Herder ahnungsvoll von einem unsichtbaren himmlischen Licht- und Feuergeist gesprochen hatte, „der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt“, so erhob Schelling den Versuch, die sämmtlichen in der Natur thätigen Kräfte als Modifikationen einer und derselben Grundkraft darzustellen, zum Hauptthema seiner gesammten Naturphilosophie. Er ahnte die erst zwanzig Jahre später bewiesene Identität von Wärme und Elektrizität und durfte es noch erleben, daß seine Ideen durch Faraday's von ihm enthusiastisch begrüßte Entdeckung der Magnet-Elektrizität (1832) eine weitere Bestätigung fanden. Wenn Kielmeyer bestrebt gewesen war, in der organischen Welt ein einheitliches Prinzip nachzuweisen, das sich als Sensibilität, Irritabilität und Reproduktionskraft auf den verschiedenen Stufen des Lebens darstelle, so behauptete Schelling in der Weltseele kühn: „Ein und dasselbe Prinzip verbindet die anorganische und die organische Natur.“ — „Es muß eine Identität der letzten Ursache angenommen werden“, heißt es in dem Entwurf einer Naturphilosophie, „wodurch (als durch eine gemeinschaftliche Naturseele) organische und unorganische, d. h. die allgemeine Natur beseelt ist.“ Dieser Begriff der Weltseele, den Schelling in seinen philosophischen Schriften stets mit begeistertem Schwung feierte, regte ihn auch zu dichterischem Schaffen an. Schon bei den aus Dante übersetzten Terzinen ist es augenscheinlich die Schilderung des Wirkens und Wogens der Kräfte gewesen, welche ihn zu dem poetischen Versuch veranlaßte. Selbständig bringt er den Gedanken einer allmählich zum Bewußtsein ihrer selbst sich durchringenden Weltseele im Widerporst zum Ausdruck:

„Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt,
Die erste Blüth', die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neugebornem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht,
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel so Tag wie Nacht erhellt,

Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft,
Ist eine Kraft, ein Pulsschlag nur, ein Leben,
Ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben."

Auch Goethe's Pantheismus faßt den Zusammenhang des einheitlichen Weltganzen als einen Prozeß, in welchem die Natur sich ihrer selbst bewußt wird. Am prägnantesten verkörpert sich diese Idee in „Weltseele" und in der Gestalt des Erdgeistes:

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben.
So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Von dieser Auffassung der Natur als wirkender Kraft ist der ganze Faust getragen; sie klingt in jedem Splitter des großen Gedichts wieder. Himmelskräfte durchdringen das All. Sie sind ewig, lebendig. Ruhe und Tod giebt es nicht in der Schöpfung:

„Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen;
Das Ew'ge regt sich fort in Allen."

Leben ist oberstes Gesetz des All; es „wohnt in jedem Stern;" es regt sich in tausend Keimen. Und wie die Menge der lebendigen Einzelwesen schließlich ein großes lebendiges Ganzes darstellt, so ist auch jedes Einzelwesen für sich wieder als ein Komplex unzähliger Lebenselemente zu betrachten. Wenn Schelling — anknüpfend an Leibnizens Ausspruch, daß jedes Atom der Materie einem Garten voll Gewächse ähnlich sei oder einer Flüssigkeit, in der jeder Tropfen angefüllt ist von lebendigen Wesen — erklärt: „Aber jeder Zweig eines jeden Gewächses in diesem Garten und jeder Theil in jedem Tropfen dieser Flüssigkeit ist selbst wieder ein Meer von lebendigen Wesen", — ein Gedanke, der auch bei Herder anklingt, wenn er das lebendige Wesen mit der Wolke vergleicht, die aus lauter einzelnen selbständigen Wassertropfen besteht, wenn unser stumpfer Sinn auch deren Selbständigkeit aus der Ferne nicht wahrzunehmen vermag — so betont auch Goethe:

„Kein Lebendiges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles."

„Selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen selbständigen Wesen.“ — Lebendig ist die ganze Natur „vom Tiefsten bis zum Höchsten.“ Das Ineinandergreifen der einzelnen Lebensäußerungen stellt Goethe gern unter dem Bild des Webens dar, wie Schelling, den Vergleich adoptirend, hervorhebt (vergl. Antiepirrhema und die oben angeführten Worte des Erdgeistes). In das Gewahrwerden des Lebens, „des Höchsten, was wir von Gott und der Natur erhalten haben“, setzt er das Prinzip alles Erkennens.

V. Das Gesetz der Polarität.

Der Widerstreit der Kräfte in der Natur, der ihr den Charakter des Lebens verleiht, kann bei der ursprünglichen Identität dieser Kräfte nur in einer relativen Entgegensetzung bestehen, in der stets das Streben nach Ausgleichung herrschend bleibt; darum ist aller scheinbare Dualismus auf Polarität zurückzuführen. — Hatte schon Herder in der magnetischen Polarität die Möglichkeit aller Entwicklung gesehen, so erhob Schelling in der Weltseele das Gesetz der Polarität zu einem allgemeinen Weltgesetz. „In der ganzen Natur auf Polarität und Dualismus auszugehn“, erklärt er für das erste Prinzip einer philosophischen Naturlehre; denn „nur wo Gegensatz ist, da ist Leben.“ Nachzuweisen, daß es ein und derselbe Dualismus ist, „der von der magnetischen Polarität an durch die elektrischen Erscheinungen endlich selbst in die chemischen Heterogenitäten sich verliert und zuletzt in der organischen Natur wieder zum Vorschein kommt“, ist die Aufgabe des Entwurfs der Naturphilosophie (1799). Vor allen Dingen betont Schelling — mit wiederholter Beziehung auf Goethe — dies Gesetz auch für das Licht. „In der Polarität der Farben in jedem Sonnenbild“ sieht er „den Beweis einer in dem Phänomen des Lichts herrschenden Dualität.“ Zum Symbol des gesammten Naturlebens wird ihm der Magnet, bei dem sich das Gesetz der Polarität in seiner greifbarsten Form offenbart.

Goethe betrachtet Polarität als „eins der großen Triebräder der Natur, der Materie als solche eigen.“ Sie „schlummert“ in allen Körpern. Den Magneten erklärt er für „ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben“, und sieht in ihm „ein Symbol für Alles, wofür wir keine Worte und Namen zu suchen brauchen.“ Ein Gedicht über die magnetischen Kräfte

hatte er, wie oben erwähnt, im Sommer 1798 geplant, wahrscheinlich angeregt durch Eschenmayer's Schrift „Versuch, die Gesetze magnetischer Erscheinungen aus Sätzen der Naturmetaphysik, mithin a priori zu entwickeln“ (vergl. Goethe's Brief an Schiller vom 27. 6 1798). Als ein aphoristischer Ersatz desselben lassen sich die Sprüche 18—26 aus Gott, Gemüth und Welt betrachten, die „die Polarität alles Elementarischen an sich und als Gleichniß menschlicher ethischer Vorgänge“ behandeln (vergl. Loeper, Goethe's Gedichte, Band III, S. 11). Eine speziellere Behandlung findet die Polarität der Farben. Im Gegensatz zu der heutigen Theorie, welche die Farbe als das Resultat der Brechung des weißen Lichtstrahls in seine Grundfarben ansieht, verficht Goethe die Einheit des Lichts und giebt nur einen polaren Gegensatz zwischen Licht und Dunkel zu. Die Farben sind ihm Mischungen von Licht und Dunkelheit in verschiedener Gradation.

„Hell und Dunkel, Licht und Schatten,
Weiß man klüglich sie zu gatten,
Ist das Farbenreich besiegt.“

Die in Gott und Welt aufgenommenen Gedichte über Licht und Farbe, sowie die Xenien 363—367 tragen einen mehr oder weniger polemischen Charakter, während in den poetischen Sprüchen (27—41) dasselbe Thema rein didaktisch behandelt wird.

VI. Die Welt als Organismus.

Der Gedanke, daß Organisation die Tendenz sei, von welcher sich das Wirken der allgemeinen Naturkraft überall beherrscht zeige, kommt in Herder's Ideen wiederholt zum Ausdruck. Alles ist „voll organisch wirkender Allmacht“. „In der todten Natur liegt Alles noch in einem dunkeln, aber mächtigen Triebe. Die Theile dringen mit innigen Kräften zusammen: jedes Geschöpf sucht Gestalt zu gewinnen und formt sich. In diesem Trieb ist noch Alles verschlossen; er durchdringt aber auch das ganze Wesen unzerstörbar. Die kleinsten Theile der Krystalle und Salze sind Krystalle und Salze; ihre bildende Kraft wirkt in der kleinsten Partikel, wie im Ganzen, unzertheilbar von außen, von innen unzerstörbar.“ „Vom Stein zum Krystall, vom Krystall zu den Metallen, von diesen zur Pflanzenschöpfung, von den Pflanzen zum Thier, von diesen zum Menschen sehen wir die Form der Organisation steigen, mit ihr auch die Kräfte und Triebe des Geschöpfs vielartiger werden

und sich endlich alle in der Gestalt des Menschen, soweit diese sie fassen konnte, vereinen.“ Der Mensch scheint das Höchste, wozu eine Erdorganisation gebildet werden konnte. Er ist ein „Kompendium“ der Welt: „Kalk und Erde, Salze und Säuren, Oel und Wasser, Kräfte der Vegetation, der Reize, der Empfindungen sind in ihm organisch vereint und in einander verwebt.“ In ihm gelangt die organische Naturkraft zur Klarheit über sich selbst, manifestirt sich als Bewußtsein, als Seele, und auch in dieser Form wirkt das organische Prinzip weiter, bis es schließlich in der Humanität seine höchste Entfaltung findet.

Den Gedanken, daß die Welt unter Naturgesetzen ein organisches Ganzes sei, stellte Schelling in seiner ersten naturphilosophischen Schrift als wissenschaftlichen Grundsatz auf; er setzte damit den Organismus, welcher sonst nur ein beschwerlicher Anhang der Physik blieb, in ihren Mittelpunkt und machte ihn zum belebenden Prinzip des Ganzen. „Die Natur geht auf einen allgemeinen Organismus“, erklärt er im Entwurf einer Naturphilosophie. „Der Organismus“, heißt es an einer anderen Stelle, „ist nicht die Eigenschaft einzelner Naturdinge, sondern umgekehrt, die einzelnen Naturdinge sind ebensoviele Beschränkungen oder einzelne Anschauungsweisen des allgemeinen Organismus.“ Wenn Schelling Organisation als „den aufgehaltenen Strom von Ursachen und Wirkungen“ definirt, „der, innerhalb gewisser Grenzen eingeschlossen, in sich selbst zurückfließt“, so findet diese Bezeichnung ihre nähere Erklärung in dem Ausspruch: „Die einzelnen Dinge der Natur bilden nicht eine ununterbrochene oder ins Endlose auslaufende Reihe, sondern eine stetige, in sich selbst zurückkehrende Lebenskette, in welcher jedes Glied zum Ganzen nothwendig ist, wie es selbst das Ganze empfindet und keine Veränderung seines Verhältnisses erleiden kann, ohne Zeichen des Lebens und der Empfindlichkeit von sich zu geben.“ — „Vom Moosgeflechte an, an dem kaum noch eine Spur der Organisation sichtbar ist, bis zur veredelten Gestalt, die die Fesseln der Materie abgestreift zu haben scheint, herrscht ein und derselbe Trieb, der nach einem und demselben Ideal von Zweckmäßigkeit zu arbeiten, ins Unendliche fort ein und dasselbe Urbild, die reine Form unseres Geistes, auszudrücken bestrebt ist.“ Eine unorganische Natur als solche existirt nicht. „Die sogenannte unorganische Natur“, erklärt Schelling in der Schrift: Darstellung meines Systems der Philosophie (1801), „ist wirklich organisirt, und zwar für die Organisation (gleichsam als das allgemeine

Samenkorn, aus welchem diese hervorgeht)." Organische und unorganische Kräfte sind Zweige oder Erscheinungsformen einer Grundkraft. „An dem großen Obelisken in Rom läßt sich die ganze Weltgeschichte demonstriren; so an jedem Naturprodukt. Jedes Mineral ist ein Fragment der Geschichte der Erde. Aber was ist die Erde? Ihre Geschichte ist verflochten in die Geschichte der ganzen Natur, und so geht vom Fossil durch die ganze anorganische und organische Natur herauf bis zur Geschichte des Universums eine Kette." Darin, daß die Philosophie die einzelnen Gegenstände der anderen Wissenschaften: das Weltsystem, die Pflanzen- und Thierwelt, den Staat, die Weltgeschichte, die Kunst als Glieder eines großen Organismus begreift, „der aus dem Abgrund der Natur, in dem er seine Wurzel hat, bis in die Geisterwelt sich erhebt", sieht Schelling ihren wesentlichsten Vorzug.

Auch für Goethe ist die Welt ein großer lebendiger Organismus, in dem alle Wirkungen zusammenhängen, in dem Alles zugleich Frucht und Samen ist. „Wie alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem andern wirkt und lebt." „Durch Goethe's Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet," erkannte Alexander von Humboldt, wie er am 14. Mai 1806 an Karoline von Wolzogen schreibt, „in den Wäldern des Amazonenflusses wie auf dem Rücken der hohen Anden, wie von einem Hauche beseelt, von Pol zu Pol nur ein Leben ausgegossen in Steinen, Pflanzen und Thieren und in des Menschen schwellender Brust." Dieses Gefühl des lebendigen organischen Zusammenhanges, der inneren Einheit mit der Natur, das ihn Alles, was „im stillen Busch, in Luft und Wasser" lebt, als seine Brüder erkennen lehrt, ist in wissenschaftlicher wie ethischer Beziehung für Goethe von tiefer Bedeutung. Hatte Schelling im Allgemeinen über das Wesen des Organismus nachgesonnen, so vertieft Goethe sich mit liebevollem Blick in die Einzelheiten des organischen Lebens, und seinem stillen, treu beobachtenden Sinn erschließen sich nach und nach eine Reihe grundlegender Gesetze. Ihm gelingt es, die Einheit der organischen Schöpfung im Einzelnen nachzuweisen. Er erkennt die innere Identität der verschiedenen Pflanzentheile; er enthüllt die ursprüngliche Verwandtschaft der Wirbel- und Schädelknochen im thierischen Körper. Seine Ueberzeugung von der Analogie im Bau von Mensch und Thier führt ihn auf die Entdeckung des Zwischenkieferknochens. Auch für Goethe ist der Mensch das Kompendium der Welt. Er verehrt den, „der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war,

nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie Alle enthält: den Menschen." — Er geht den großen allgemeinen Bildungsgesetzen nach. Dem alten Glauben an eine äußerliche Teleologie versetzt er den letzten Todesstoß: „Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen." Nur eine im Wesen des Organismus begründete innere Zweckmäßigkeit giebt er zu: „Zweck sein selbst ist jegliches Thier." Er belauscht die „haushälterische" Natur, die mit der größten Fülle die größte Sparsamkeit vereint und jedes Uebergewicht, jeden Mangel ausgleicht:

> „Siehst Du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
> Irgend gegönnt, so frage nur gleich: wo leidet es etwa
> Mangel anderswo?"

Im Menschen kommen alle diese Bildungsgesetze zum reinsten, harmonischen Ausdruck; in ihm treten sie zugleich in eine höhere Phase ihrer Entwicklung: sie offenbaren sich als geistige Organisation. Ihr ungestörtes Wirken, „ruhige Bildung", ist Goethe's Ideal. Nur sie führt zu einer einheitlichen Auffassung des Weltganzen. „Das ganze Weltwesen", heißt es im Wilhelm Meister, „liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entspringendes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element; ja ich darf wohl sagen, auch Alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise dargestellt haben." Als höchste Offenbarung der geistigen Organisation gilt Goethe wie Schelling die Kunst. — Das Bewußtsein, als Glied des Gesammtorganismus unter den „ewigen, ehernen Gesetzen" desselben zu stehen, erfüllt ihn mit Trost und Frieden. Er begehrt keinen freien Willen. Wo Nothwendigkeit ist, „da ist Gott."

VII. Metamorphose und Typus.

Die äußere Offenbarung des das Weltall beherrschenden organisatorischen Prinzips ist die stete Metamorphose, in der alles Existierende begriffen ist. — Als eine Abwechselung von Gestalten und Formen sah Herder allen scheinbaren Untergang auf der Erde an. Wenn er schrieb: „Aller Zusammenhang der Kräfte und

Formen ist weder Rückgang noch Stillstand, sondern Fortschritt", wenn er die Organisation „als eine Leiterin zu höherer Bildung" faßte und das Wesen alles Lebendigen „in der Hinaufbildung von Niedrigem zu Höherem" sah, so dürfen wir hier schon den Keim zu der Lehre einer fortschreitenden Metamorphose erblicken. Der Flüssigkeit der äußeren Formen stellt Herder die Beständigkeit der ihnen zu Grunde liegenden Urform gegenüber und vermeidet so den Amorphismus des Spinozischen Systems. „Die Natur hat bei der ganzen Bildung ihrer Geschlechter nur einen Haupttypus, auf den sie es vom niedrigsten Wurm und Insekt anlegt, den sie bei allen Gattungen nach der verschiedenen äußeren Organisation des Geschöpfs im Kleinen zwar verändert, aber verändernd fortführt, vergrößert, ausbildet und beim Menschen zuletzt aufs Künstlichste vollendet."

Schelling erklärt in der „Darstellung meines Systems der Philosophie" (1801): „Die Organisation im Einzelnen sowohl als im Ganzen muß als durch Metamorphose entstanden gedacht werden." Kein Entstehen im chemischen Prozeß ist ein Entstehen an sich, sondern bloße Metamorphose. War Herder schon geneigt gewesen, das Eisen, „das sich allenthalben, auch im Wasser, Erde, Pflanzen, Thieren und Menschen findet" und „mit seinen magnetischen Kräften den ganzen Erdkörper zu regieren scheint", als Grundstoff der Erde zu betrachten, so behauptet Schelling kurzweg: „Alle Körper sind bloße Metamorphose des Eisens." Durch Metamorphose hat sich das Planetensystem gebildet. In beständiger „organischer Metamorphose" befindet sich das gesammte Universum. — Die durchgängige Verwandtschaft der eine stetige Reihe bildenden Entwicklungsformen ist, wie Schelling in der Einleitung zum Entwurf der Naturphilosophie ausführt, durch einen gemeinschaftlichen „Grundtypus" bedingt, „den sie — unter mannigfaltigen Abweichungen zwar — aber doch Alle darstellen." „Wir sehen nicht nur die verschiedenen Gattungen der Thiere und Pflanzen", heißt es im Bruno, „näher oder entfernter dieselbe Grundform ausdrücken, sondern auch, daß in den Individuen der Gattung sich genau dieselbe Anlage wiederholt."

Mit dem Studium der Metamorphose auf den verschiedenen Gebieten des organischen Lebens hat Goethe sich mehr denn vierzig Jahre beschäftigt. Sie war ihm zu einem Symbol des Lebens geworden. „Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Thieren, bis zum Menschen

und bei diesem auch," schreibt er an Boisserée. Er ist von der Nothwendigkeit dieses lebendigen Fließens auf allen einzelnen Gebieten, auch des geistigen Lebens tiefer als Andere durchdrungen, und klarer als Anderen offenbaren sich seinem andächtigen Auge die ewigen Urbilder, die der Fülle der äußeren Erscheinungen zu Grunde liegen und ihnen die innere Einheit wahren. Wenige Ideen Goethe's haben eine so reiche dichterische Ausgestaltung gefunden, und schon daraus läßt sich ihre Bedeutung für seine Anschauungsweise ermessen. In allgemeinster Form kommt der Gedanke des Typus und seiner wechselnden Manifestationen in der Parabase zum Ausdruck:

„Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart."

Im Faust verkörpert sich dieselbe Idee sowohl in der humoristisch gefärbten Gestalt des Proteus, wie in den ehrfurchtsvolles Schauern erweckenden Müttern, die „umschwebt von Bildern aller Kreatur, in Gestaltung, Umgestaltung des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung" finden. Insofern als beim Proteus die äußeren Manifestationen, bei den Müttern das stetige ideale Urbild in den Vordergrund gerückt ist, ergänzen sie sich gegenseitig. — Auf allen Einzelgebieten läßt sich die Idee der Metamorphose verfolgen. Die fortschreitende Umgestaltung des Universums schildern Weltseele, Wiederfinden, Allleben (vgl. westöstlicher Divan) und die Sprüche 11—17 unter Gott, Gemüth und Welt. Ihre spezielle Behandlung erfährt die Geognosie in den Zahmen Xenien (Buch VI., 368—371). Als Parallele sind die entsprechenden Partien der klassischen Walpurgisnacht anzusehen, die Caro (La philosophie de Goethe, Paris 1866) als ein „fliegendes Blatt" des großen Naturgedichts bezeichnet. Auch hier zeigt sich Goethe als Anhänger des Ideals der ruhigen Bildung: er entscheidet sich für den Neptunismus im Gegensatz zu der damals aufgekommenen extremen Gestaltung des Vulkanismus, der ihm als etwas Gewaltsames, Unorganisches erscheint. Zwar findet auch die vulkanische Kraft in der Gestalt des Seismos eine glänzende dichterische Verkörperung; aber nicht Anaxagoras, sondern Thales ist es, der schließlich den Sieg erringt: im Ozean sucht Homunkulus wahres Leben zu gewinnen.

„Alles ist aus dem Wasser entsprungen,
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ozean, gönn' uns Dein ewiges Walten."

So hatte Herder, mit Goethe über die „Uranfänge der Wassererde“ täglich sinnend, das Meer als den unerschöpflichen Lebensquell“ gefeiert, so Schelling das Wasser „für das fürnehmste der Dinge“ erklärt, „von dem alle Produktivität ausgeht, und in das sie zurückläuft.“ — Die Wandlungen des Wassers „über der Veste“, der Wolkenatmosphäre, finden ihre dichterische Gestaltung in den sieben durch Howard's Wolkenlehre angeregten Gedichten in Gott und Welt; verwandten Inhalts sind die meteorologischen Xenien (Buch VI, 372—374). — Die Metamorphose der Pflanzen war der erste Schritt auf dem Wege zur Ausgestaltung des ursprünglichen Planes gewesen. An der „Urpflanze“ war Goethe zuerst der tiefere Sinn des Typischen aufgegangen. Hatte er früher an die objektive Realität desselben geglaubt und eine konkrete Urpflanze zu finden gehofft, so ringt er sich allmählich zur Anerkennung der Idealität des Typus durch, nach dem alle Pflanzen gebildet sind, ohne successiv aus ihm entstanden zu sein, und Schiller ist es, der ihm die Augen öffnet (das Nähere über Goethe's Stellung zu Darwin und zur Descendenztheorie siehe in R. Steiner's einleitender Abhandlung zu Goethe's naturwissenschaftlichen Werken; Deutsche Nationalliteratur, herausgegeben von Joseph Kürschner, Band 114). — In der Metamorphose der Thiere kommt außer dem schon bei der Organisation erwähnten Gesetz der Oekonomie besonders das Gesetz der Wechselwirkung des Organismus mit den äußeren Lebensbedingungen zum Ausdruck. Auch hier wird die Beständigkeit des Typus betont.

„Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Aber die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.“ —

Im engsten inneren Zusammenhange mit den beiden eben erwähnten Gedichten steht, die höchste Stufe irdischer organischer Metamorphose behandelnd, das Gedicht Bei Betrachtung von Schiller's Schädel. „Was hier hinzutritt, ist der Geist, die in einem großen Menschen geoffenbarte Geisteskraft, und die durch sie in der festen Organisation bewirkte Umbildung, das „Geisterzeugte“ in dem „Meer, das fluthend strömt gesteigerte Gestalten“ (vergl. Loeper, Goethe's Gedichte, Band II, S. 533). — Tragen alle diese Gedichte einen mehr objektiven Charakter, so tritt in Dauer im Wechsel das subjektive Element, die Wirkung der Vorstellung des Weltalls als eines in stetem Wandel Begriffenen auf das Gemüth,

in den Vordergrund. Im eignen Innern gilt es das ewig Bleibende zu suchen, wenn der Erscheinungen Flucht uns mit Wehmuth erfüllt:

„Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in Deinem Busen
Und die Form in Deinem Geist.“

VIII. Die Positivität des Individuellen.

Das Individuum ist die besondere Erscheinungsform, in der sich der ewige Typus offenbart. Bei Spinoza, der die Inhärenz des Endlichen im Unendlichen betont, wird das Individuum zu einem Schatten, zu einer Negation, weil es das Absolute nicht frei von allen Schranken zum Ausdruck bringt. Eine solche Geringschätzung des Individuellen entsprach dem nivellirenden Rationalismus. Der neu auflebende Spinozismus erfuhr in dieser Hinsicht eine bedeutsame Umgestaltung: nicht der Gedanke der Inhärenz des Endlichen im Unendlichen, sondern der der Immanenz des Unendlichen im Endlichen wurde in den Vordergrund gestellt. Weil das Absolute nirgends als im Individuellen sich offenbart, so wurde das Individuelle für etwas Göttliches erklärt und zu einem ens positivum, wie es schon Leibniz gefaßt hatte, erhoben, — Herder war es, der, überall mit liebevollem Blick in das Individuelle sich versenkend, der jüngeren Generation über die Bedeutung desselben die Augen öffnete. Wenn er in den Ideen die Entwickelungsgeschichte der einzelnen Völker aus ihren eigenthümlichen Anlagen und Lebensverhältnissen abzuleiten suchte, wenn er der Poesie auch der unzivilisirtesten Stämme in ihrer Eigenart gerecht zu werden strebte, so war es stets die Ueberzeugung von der Berechtigung und dem Werthe des Individuellen, die ihn dabei leitete (vgl. über Herder's und Goethe's Verhältniß zu Spinoza die schon erwähnte Schrift von B. Suphan: Goethe und Spinoza 1783—86).

Schelling tritt in Herder's Fußstapfen, wenn er erklärt: „Die Bestimmtheit der Form ist in der Natur nie eine Verneinung, sondern stets eine Bejahung.“ Individualisirung ist für ihn das Endziel aller Organisation. „Alle Operationen der Natur in der organischen Welt“, heißt es in der „Weltseele“, „sind ein beständiges Individualisiren der Materie.“ Ueberall, „selbst in Metallen und Steinen“, ist dieser gewaltige Trieb zur Individualität erkennbar.

Als Manifestation des Ewigen ist das Individuelle göttlich: „Nur Gott vermag das Eigenthümliche an den Dingen zu schaffen, und es ist das Siegel der Göttlichkeit an ihnen.“ Nicht nur das Ganze als Ganzes ist göttlich, auch der Theil und das Einzelne ist es für sich: „Wessen ich mich rühme? Des Einen, das mir gegeben ward, daß ich die Göttlichkeit auch des Einzelnen verkündigt habe.“ Wie Leibniz faßt Schelling das Individuum als Abbild des Universums: „In jedem Individuum der Natur spiegelt sich das Ganze, das Unendliche.“ Es ist nur die letzte Konsequenz, wenn ihm das Individuelle in seiner Göttlichkeit schließlich unsterblich wird: „Jedes Ding ist in jeder Vollkommenheit, auch der seiner eigensten Individualität, ewig.“

Die Spinozistische Idee der Inhärenz des Endlichen im Unendlichen kommt bei Goethe in Gedichten wie Ganymed, Eins und Alles, zum Ausdruck:

„Im Grenzenlosen sich zu finden
Wird gern der Einzelne verschwinden.“

Daneben aber tritt die Freude am Individuellen von Jugend auf als ein Grundzug in Goethe's Charakter hervor. Sie veranlaßt ihn zur Mitarbeit an Lavater's Physiognomischen Fragmenten. Schon damals ist ihm das Individuelle etwas Göttliches, das man nur ahnend erfassen kann: „Individuum est ineffabile“, schreibt er an Lavater. Die stark ausgeprägte Individualität ist es, die ihn zu Männern wie Lavater, Basedow, Jung-Stilling hinzieht und auch für Spinoza sein erstes Interesse weckt. „Jeder ist selbst nur ein Individuum und kann sich auch eigentlich nur fürs Individuelle interessiren. Das Allgemeine findet sich von selbst. Wir benutzen's, aber wir lieben's nicht. Wir lieben nur das Individuelle.“ Erst durch ihre individuellen Manifestationen erhält die innere essentia ihre Realität: „Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?“ — Aus dieser Schätzung des Individuellen, wo es auch immer zur Erscheinung kommt, geht die Toleranz hervor, die Goethe jeder fremden Eigenart gegenüber zeigt. Er weiß, daß sich in jedem Kopfe die Welt anders spiegelt und erkennt darum jedem das Recht auf eine eigene Philosophie, einen eigenen Glauben zu. „Wie einer ist, so ist sein Gott.“ In seinen Augen ist es ein „löblicher Gebrauch, daß Jeder das Beste, was er kennt, er Gott, ja seinen Gott benennt.“ In den „Urworten“ spricht Goethe die Unveränderlichkeit der Individualität, des Dämon, wie

er sie hier bezeichnet, „mit wiederholter Betheuerung aus". „Das noch so entschieden Einzelne kann, so lange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch."

„Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Das Vermögen, im Individuellen das Göttliche, Unendliche zu schauen, ist Goethe in reichem Maße zu Theil geworden. Jedes Existirende ist ihm „ein Analogon alles Existirenden."

„Willst Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinsten erblicken." —
„Im Innern ist ein Universum auch." —

Der Glaube an die Göttlichkeit des Individuellen führt den Dichter gelegentlich bis zu der Annahme einer individuellen Unsterblichkeit. Dem spinozistischen „Eins und Alles" stellt er als Gegenstück das „Vermächtniß" zur Seite:

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!"

Unsterblichkeit erscheint ihm als ein Postulat, unbeweisbar, aber nothwendig:

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst Du uns Deine Gründe nennen?
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können!"

An Leibnizens Theorie von der Unvergänglichkeit der lebendigen Monas sich anschließend, betont er im Gespräch mit Eckermann: „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren." Der Begriff der Thätigkeit ist es, auf dem ihm diese Ueberzeugung ruht. „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag. Freilich sind wir nicht auf gleiche Weise unsterblich. Um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein." „Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will, gehört den Elementen an."

IX. Die Kunst als letzte Stufe aller Entwickelung.

Die dominirende Stellung, welche die Goethe-Schellingsche Weltauffassung der Kunst in dem großen Gesammtorganismus zuerkennt, dokumentirt am klarsten den tiefen Gegensatz, in dem sie

sich zum Rationalismus befindet. In diesem Punkte geht sie noch bedeutsam über die Anschauungsweise Herder's hinaus, der, wenn er auch der Schönheit einen wichtigen Platz einräumte, doch stets als Höchstes die Humanität und als Blüthe derselben die Religion angesehen wissen wollte. Er hatte damit einen wichtigen Schritt vorwärts gethan, denn indem er die Geschichte der Völker als eine einheitliche organische Entwickelung zu einem gemeinsamen höchsten Ziel, der Entfaltung der Humanität, betrachtete, überwand er den Rousseauschen Gegensatz von Natur und Kultur.

An Stelle des ethischen trat bei Goethe und Schelling das ästhetische Prinzip. „Es kann nichts Disharmonisches in der Natur und durch die Natur entstehen", erklärt Schelling im Entwurf der Naturphilosophie. Schönheit und Leben sind ihm oberste korrespondirende Potenzen des Universums. Ueberall tritt die Schönheit in der Natur hervor, „sobald der Mechanismus der Naturgesetze es zuläßt." Sie ist identisch mit der „unbedingtesten Vollkommenheit", die ein Ding haben kann; darum ist Schönheit „das nothwendige Prädikat" des Individuums auf der Höhestufe seiner Entfaltung, ja im Grunde genommen kann, da Schelling Schönheit als „endliche Darstellung des Unendlichen" definirt, jedes Einzelding auf jeder Stufe seiner Entwickelung, sobald man es unter dem Gesichtspunkte einer Manifestation des Göttlichen betrachtet, auf dieses Prädikat Anspruch machen. — Wenn Schönheit als oberste Potenz, das Universum also als Kosmos aufgefaßt wird, so ist es nur eine nothwendige Konsequenz, wenn Schelling in der Kunst, als der Darstellung des Schönen, den Schlußstein der gesammten organischen Entwickelung sieht. „Es ist eine ununterbrochene Reihe, die vom Einfachsten in der Natur an bis zum Höchsten und Zusammengesetztesten, dem Kunstwerk, heraufgeht." Aus der Wurzel der Natur wächst die Blüthe der Kunst hervor, das edelste und höchste Naturprodukt. Dieser organische Zusammenhang von Natur und Kunst läßt die Kraft des schöpferischen Genies nur als eine höhere Potenz der im gesammten Weltall thätigen Naturkraft erscheinen, die sich auf dieser Stufe von der Nothwendigkeit zur Freiheit, vom Unbewußten zum Bewußten durchringt. Aber das Unbewußte bleibt auch hier die eigentliche Grundlage. Das bewußte Gestalten und Bilden macht den technischen Faktor; der unbewußte schöpferische Drang, welcher als Naturtrieb wirkt, macht den poetischen Faktor. Das Mitwirken des Unbewußten dokumentirt sich in dem vollendeten Kunstwerk darin, daß dieses

weit mehr enthält, als in der Reflexion des Künstlers beabsichtigt war; sein Charakter ist eine „bewußtlose Unendlichkeit". Daher die Unerschöpflichkeit eines solchen Werkes, das, einer unendlichen Auslegung fähig, doch nie ganz in deutliche Vorstellungen aufzulösen ist. „Der Künstler", schreibt Schelling im System des transscendentalen Idealismus (1800), „scheint in seinem Werk außer dem, was er mit offenbarer Absicht darein gelegt hat, instinktmäßig gleichsam eine Unendlichkeit dargestellt zu haben, welche ganz zu entwickeln kein endlicher Verstand fähig ist." Das Geheimniß der Unergründlichkeit des Kunstwerks besteht darin, daß es, aus den Tiefen des Mikrokosmos hervorgegangen, vermöge des metaphysischen Zusammenhanges der Natur den Makrokosmos darstellt. Es ist ein Ebenbild des All, und zwar das höchste und wahrste. Als solches ist es zugleich die reinste Manifestation des Göttlichen; symbolisch verkörpert es das Unaussprechliche. So wird die Kunst zum „Organ" der Philosophie, die „ohne Poesie überhaupt nur todte Spekulation" ist. Philosophie und Kunst, Wahrheit und Schönheit bedingen sich gegenseitig, ja sie sind, wie Schelling im Bruno zu erweisen sucht, im tiefsten Grunde identisch: „Die höchste Schönheit und Wahrheit aller Dinge wird angeschaut in einer und derselben Idee." — „Einzig durch seine Wahrheit ist das Kunstwerk schön."

Als eine „Harmonie", von der jedes Einzelwesen nur ein Ton, eine Schattirung ist, faßt Goethe das Universum. Es ist die „lebendig reiche Schöne", mit lebendigen Schätzen „geschmückt".

„Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!"

Als eine Künstlerin, die nach ewigen, in ihr ruhenden Gesetzen nothwendig das Schöne hervorbringt, erscheint die gesammte Natur. Von der Auffassung der Thätigkeit des Künstlers als letzter Offenbarung der schöpferischen Naturkraft, der Kunst als höchsten Naturprodukts, erscheint schon „Der Wanderer" getragen:

„Schätzest Du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?"

Goethe selbst gelangt dazu, das ihm innewohnende Talent „ganz als Natur zu betrachten." — „Diese hohen Kunstwerke", schreibt er aus Italien, von den griechischen Statuen begeistert,

„sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden." — Der Faktor des Unbewußten bei der künstlerischen Produktion spielt auch bei Goethe eine bedeutsame Rolle. Aus einem „unerklärlichen Instinkt", dessen elementare Wirkung im ersten „Fetzen" des Ewigen Juden zum Ausdruck kommt, gehen die genialen Schöpfungen hervor. Der „dämonische Geist des Genies" hat den Dichter in der Gewalt, so daß er ausführen muß, was jener gebietet. Durch solch' „nachtwandlerisches Dichten" allein entsteht etwas wahrhaft Großes.

„All unser redlichstes Bemüh'n
Glückt nur im unbewußten Momente."

Wenn Goethe zu Eckermann von der „unbewußten Poesie" redet, „bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt", so sehen wir ihn wie Schelling in den Faktor des Unbewußten den Grund der Unerschöpflichkeit des Kunstwerks setzen. „Ein echtes Kunstwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unendlich." Ja Goethe erklärt geradezu: „Je inkommensurabler für den Verstand und unfaßlicher eine poetische Produktion ist, desto besser." — Als reinste Manifestation des Göttlichen ist die Kunst höchste Vermittlerin ewiger Wahrheit. Sie ist „die würdigste Auslegerin der Natur", das Schöne „eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben." — Den „Sinn der Wahrheit, der sich nur mit Schönem schmückt", feiert Goethe als Herrscher „im weiten Kunstgefilde", und so werden auch ihm Wahrheit und Schönheit identische Begriffe. Schelling's Bruno erregt seine lebhafteste Theilnahme: „Was ich davon verstehe oder zu verstehen glaube", schreibt er an Schiller, „ist vortrefflich und trifft mit meinen innigsten Ueberzeugungen zusammen."

* * *

Aus einer Unzahl von Einzeldingen und -Vorgängen war die Natur so zu einer großen lebendigen Einheit geworden. In stetem Wandel sah man diese Einheit begriffen, aber nicht der blinde Zufall oder ein fremder, außer ihr liegender Wille war es jetzt mehr, der diesen Wandel hervorrief sondern die Gesetze, die im Wesen dieses gewaltigen, mit höchster Schönheit geschmückten Organismus selbst gegeben sind und sich mit innerer Nothwendigkeit auswirken. Hatten Mechanismus und Atomismus in Kraft und Stoff die letzten Begriffe, die Ursachen aller Dinge gesehn, so

war nun an ihre Stelle der Begriff des organischen Lebens getreten. Aber wie dieser letzte und höchste Begriff immer etwas Geheimnißvolles, in keiner Einzeldefinition Aufgehendes behielt, so war man sich auch klar, daß das Wesen des großen Ganzen, in dem sich dies Leben auswirkt, nicht in ein paar tönende Worte eingekerkert werden könne: vom Gedanken der Eindeutigkeit der Natur schritt man zu der Erkenntniß fort, daß sie vieldeutig und für den Einzelnen begrifflich nie ganz zu erfassen sei. Das Bewußtsein von diesem Geheimnißvollen im Wesen und Walten der Natur hat für Goethe und seine Freunde, die es mit ihm als das Glück des denkenden Menschen empfanden, „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren", nichts Niederdrückendes, sondern es wirkt in ihnen eine Stimmung ehrfürchtiger Andacht, die dem Verhältniß des einzelnen Menschen zu der großen Mutter Natur etwas Persönliches, Intimes, ja etwas Religiöses giebt. — Die Harmonie des großen Ganzen spiegelt sich in der Seele des Menschen wieder: überwunden war der Kampf von Natur und Geist, von Sinnlichkeit und Sittlichkeit — auch hier „konnte wieder lieben, was einst auseinanderfiel." — Mit gleicher Liebe umfaßt die große Mutter Natur all ihre Kinder und freut sich an jeder Eigenart: so giebt es nicht mehr einen einzigen Maßstab der Vollkommenheit, sondern jeder, der auf seine Weise das, was ihm die Natur ins Herz pflanzte, zur höchsten Blüthe bringt, darf ihres Segens gewiß sein. Damit ist die wahrhafte sittliche Befreiung des Individuums gegeben.

Wir sehen die Weltauffassung, deren Elemente wir an uns vorüberziehen ließen, die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts beherrschen. Jedes Glied des immer weiter werdenden romantischen Kreises spiegelt sie wieder — jedes freilich in seiner eigenthümlichen Weise, so daß wir uns durch mancherlei Verzerrungen und Einseitigkeiten nicht dürfen irre machen lassen. Trotzdem das Naturepos ein Traum bleibt, gelingt es ihr, ihr hohes Ziel zu erreichen, das schon die Genieperiode, zum Theil aus ähnlichen Ideen heraus, aber wegen der Unklarheit und Maßlosigkeit der jugendlich unreifen Geister noch ohne nachhaltigen Erfolg erstrebt hatte: die Schranken des Rationalismus fallen. — Goethe und Schelling sind die Leiter der Bewegung, und so gebührt ihnen der Hauptantheil des Sieges. Wie sie auf ihre Zeitgenossen durch ihre Persönlichkeit sowohl wie durch ihre Schriften wirkten, davon giebt mehr als ein begeistertes Zeugniß Kunde. Von Goethe's Einfluß

auf Alexander von Humboldt, der in seinem Kosmos (1828) vielleicht der Verwirklichung des Naturepos am nächsten gekommen ist, war schon die Rede. Was Schelling für Steffens gewesen, bezeugt der begeisterte Dankesbrief, den dieser am 1. September 1800 an Schelling schrieb (vergl. Aus Schelling's Leben I, S. 307—309).

„Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst Du sie ganz, wie von des Berges Spitze,
Was wir zerpflückt mit unserm armen Witze,
Das ist als Blume vor Dir aufgegangen!"

So sang Platen, nachdem er die erste Vorlesung bei Schelling gehört hatte. — Daß der Mitwirkung des poetischen Elements — denn auch Schelling's Schriften sind, ob ihnen gleich die äußere dichterische Form fehlt, durchaus von poetischem Geiste getragen — ein großer Theil des durchgreifenden Erfolges zu danken ist, unterliegt keinem Zweifel. Mag dies poetische Element auf wissenschaftlichem Gebiete manchen Nachtheil im einzelnen im Gefolge gehabt haben, für die Verbreitung der Grundideen war es von höchster Bedeutung. — Und auch die Hoffnung, durch die Verbindung des Poetischen mit dem Philosophischen eine Steigerung des künstlerischen, des geistigen Lebens überhaupt hervorzurufen, ist nicht unerfüllt geblieben. Auf die „gemeinsame Wirkung unserer Poesie und Philosophie, die ja damals glücklich Hand in Hand gehen lernten", führt unter anderen R. Hildebrand „die neue Belebung des Geistes", die gegen 1800 zum Durchbruch kam, zurück.

Schelling selbst ist später andere Bahnen gewandelt. Die einseitige Versenkung in die Mythologie führt ihn der Theosophie in die Arme. Aber seine Schriften aus der späteren Zeit haben keinen Einfluß mehr auf die Entwickelung des geistigen Lebens der Nation. In der Naturphilosophie liegt der Schwerpunkt seiner Bedeutung; Goethe ist dem Gott — Natur bis ans Ende treu geblieben, und wenn bei dem veränderten Stande der Naturwissenschaft in unsern Tagen das Interesse an Schelling's Schriften mehr und mehr ein historisches geworden ist, so sammelt sich um „Gott und Welt" noch heut' eine stille Gemeinde.

Welt und Mensch.

Von

Johannes Rehmke.

Welt heißt uns die Gesammtheit des Wirklichen als die Einheit des Mannigfaltigen. Das Bedürfniß, das Vielerlei unserer Wirklichkeit in Eins zu fassen, erwacht nicht erst für das auf hoher Entwicklungsstufe stehende Bewußtsein, das in seiner Befriedigung etwa den Abschluß langer Ueberlegungen und Erwägungen findet; dies Bedürfniß ist vielmehr ein so ursprüngliches, daß sich behaupten läßt, der Mensch habe den Begriff „Welt", habe das Gegebene der Wahrnehmung als Einheit schon vor sich, sobald ihm nur irgendwie Mannigfaltiges in der Erfahrung gegeben sei. Und wie auch immer im Menschen und in der Menschheit Erfahrung und Erkenntniß zunimmt, der Gedanke von der Einheit des mannigfaltigen Wirklichen begleitet unverrückt diese Entwicklung und bildet die Grundströmung in dem Flusse der sich ablösenden Meinungen von der Wirklichkeit. Er steht auch in so inniger Verknüpfung mit der sich weitenden und vertiefenden Erfahrung vom mancherlei Wirklichen, daß die besondere Fassung der Einheit „Welt" mit der Erweiterung und Vertiefung der Erkenntniß wechselt und auf den verschiedenen Entwicklungsstufen des Menschen und der Menschheit eine verschiedene ist.

Aber nicht nur darin zeigt sich das menschliche Bewußtsein zu allen Zeiten als dasselbe, daß es die Gesammtheit des Wirklichen als eine Einheit begreift, sondern auch darin, daß ihm zu jeder Zeit die Einheit „Welt" wiederum aus unzähligen Einheiten besteht, die wir Dinge nennen oder wohl besser Einzelwesen (Individuen), sofern wir dem Sprachgebrauch gemäß unter „Ding" nur das materielle Einzelwesen verstehen. Auch diese Meinung, daß das Mannigfaltige unserer Wirklichkeitseinheit „Welt" aus

Einzelwesen bestehe, ist so ursprünglich, wie die Meinung von jener Einheit selber, und auch sie begleitet ebenso unentwegt den Entwicklungsgang, den das Bewußtsein in seiner wechselnden Auffassung von der Wirklichkeit beschreibt: so lehrt es uns die Geschichte der Menschheit überhaupt, so lehrt es uns insbesondere die Geschichte der Wissenschaft. Materialismus und Spiritualismus, Monismus und Idealismus, zu welcher von diesen Anschauungen sich auch der Mensch bekennt oder bekannt haben mag, sie alle stehen dazu, das Wirkliche sei Einheit von Einzelwesen. Mag der Materialismus diese Einzelwesen Ding oder Atom, der Spiritualismus Geist oder Monade, der Monismus aber Modus oder Erscheinungsweise, der Idealismus endlich Seele oder Bewußtsein nennen: bei all diesen verschiedenen Bezeichnungen des Wirklichen schimmert doch ein und dieselbe Grundauffassung heraus, von der sich eben trotz aller Worte und Bemühungen kein Mensch frei machen kann, daß nämlich die Welt eine Mannigfaltigkeit von Einzelwesen sei.

Die Geschichte dieses Einheitsbegriffes der aus Einzelwesen bestehenden Wirklichkeit, diese Geschichte des Weltbegriffs läuft in dem Bewußtsein der einzelnen Menschen, wie auch der Menschheit, in ein und derselben Weise ab. Anfangs wird die Einheit als bloße Anschauungssache begriffen; die Welt wird vorgestellt als räumliches Ganzes, in dem die Einzelwesen, ohne daß sie zu einander auch in innerer Beziehung stehend gedacht werden, beschlossen sind. Der Zusammenhang der Einzelwesen erscheint als ein rein äußerlicher, die Einzelwesen sind bloß bei und neben einander aufgestellt in der großen, sie umschließenden Welthalle. Zu dieser Anschauungseinheit „Welt“ gesellt sich aber bald als neuer Gedanke die innere Einheit d. i. der Wirkungszusammenhang der Einzelwesen unter einander, und so sind sie nun nicht mehr nur bei und neben einander da, sondern mit einander innig verbunden, ihr Zusammensein ist jetzt nicht mehr ein gegenseitig zufälliges, sondern ein nothwendiges, das eine Einzelwesen erscheint in seinem Dasein durch das andere Einzelwesen geradezu bedingt.

Je mehr dieser Gedanke der inneren Einheit sich im Weltbegriff entwickelt und festigt, um so mehr tritt gegen ihn der Gedanke der Anschauungseinheit zurück, um dann schließlich ganz wegzufallen, sobald eben erkannt wird, daß die Anschauungssache „Welt“, bei Licht besehen, für unser Vorstellen eine unmögliche Aufgabe sei, da kein Mensch die Gesammtheit des Wirklichen thatsächlich vorzustellen vermöge. Mag das unentwickelte Bewußtsein

sich mit der Welt als einem in sich geschlossenen Raum, sei es als Kugel oder wie immer sonst noch, leichthin abfinden, mögen im Alterthum selbst noch Philosophen, wie Xenophanes der Eleate und gleichfalls Aristoteles die Welt als begrenztes Raumganzes behauptet haben, so führt doch die Ueberlegung, daß ein begrenztes Ganzes nicht die Gesammtheit des Wirklichen darstellen könne, weil es als begrenztes noch Anderes fordert, welches als das jenes Ganze begrenzende doch auch noch zur Gesammtheit des Wirklichen gehören muß — diese Ueberlegung führt mit Nothwendigkeit zu der Erkenntniß, daß wir die Welt, soll sie die Einheit des gesammten Wirklichen bedeuten, nicht als eine Anschauungseinheit, nicht als ein Raumganzes, Kugel oder sonst etwas, behaupten dürfen.

Damit ist die dritte und letzte Stufe in der Geschichte des Weltbegriffs erreicht: „Welt" bedeutet nun nur noch die innere Einheit der Einzelwesen unserer Wirklichkeit, der Weltbegriff behauptet also nur noch die auf dem Wirkungszusammenhang stehende Einheit der Einzelwesen, und fordert, daß, wann immer ein Einzelwesen da ist, dieses im Wirkungszusammenhang mit anderen Einzelwesen da sei, da sein Dasein eben nur durch den inneren Zusammenhang mit anderen Einzelwesen überhaupt möglich erscheint.

Diese Erkenntniß räumt gründlich auf mit der meistens von der ersten Stufe des Weltbegriffs, der reinen Anschauungseinheit, her noch weiter mitlaufenden Meinung, daß die Einzelwesen, die sich im äußeren Zusammen bei und neben einander finden, ein jedes doch ein in sich selbst gegründetes Dasein hätten oder, wie die Alten sagten, Substanzen wären. Wenn im Gegensatz zu dieser Meinung von der Selbstherrlichkeit der Einzelwesen in der Welt der Monismus, wie wir ihn besonders deutlich bei Spinoza herausgearbeitet finden, nur von Einer Substanz wissen will, so hat er insoweit sicherlich Recht, als dadurch das selbständige Dasein der Einzelwesen verneint wird. Denn es giebt in der That nur ein Selbständiges, nämlich die innere, auf dem Wirkungszusammenhange der Einzelwesen ruhende Einheit d. i. die Welt. Wer im Stande wäre, ein Einzelwesen unserer Wirklichkeit, einen Stein oder ein Buch, aus seinem Wirkungszusammenhange mit seiner Umgebung herauszulösen, der würde es dadurch mit unfehlbarer Sicherheit nicht etwa zu ganz unumschränktem Sein, sondern vielmehr ins Nichtsein befördern. Freilich vermag dies Niemand, aber es ist nicht ohne Nutzen, auf die Sinnlosigkeit solchen Unterfangens hin-

zuweisen, weil die Anschauungsstufe des Weltbegriffs bei gar Vielen noch immer nicht ganz überwunden ist, sodaß sie immer wieder verführt werden zu meinen, das Dasein eines Einzelwesens sei auch ohne die Welt d. h. ohne daß das Einzelwesen in Wirkungszusammenhang mit anderen stehe, möglich. Von dieser Täuschung muß sich Jeder endgiltig frei machen und wissen, daß unsere Wirklichkeit eine Welt ist, sodaß in deren Wirkungszusammenhang jedes Einzelwesen mit seinem Dasein eingebettet liegt.

Die Wirklichkeit der Einzelwesen ist also ohne Wirken undenkbar, und die Erkenntniß des Wirkungszusammenhanges der Einzelwesen schafft den einzig sicheren Begriff von deren Einheit d. h. von der „Welt". Aber eben deshalb, soll anders unsere Wirklichkeit eine „Welt" sein, muß sie gerade aus Einzelwesen bestehen, denn ohne diese ist auch Wirken wiederum undenkbar, wie leicht gezeigt werden kann.

Wirken heißt „Veränderung verursachen". Soll also Wirken möglich sein, so muß etwas da sein, das Veränderung erfahren kann, das ein Veränderliches ist. Veränderliches kann aber nur das Einzelwesen sein. Man mache nur die Probe: immer wird sich zeigen, daß das, von dem man Veränderung aussagt, entweder thatsächlich Einzelwesen ist oder doch von uns als ein solches gedacht wird. Fälle der ersteren Gruppe sind: das Kleid, der Baum, der Garten, das Dorf, der Verein hat sich verändert: hier haben wir Einzelwesen zwar verschiedenster Art, aber doch wahrhaftige Einzelwesen, also thatsächlich Veränderliches vor uns. Fälle der zweiten Gruppe sind: die Farbe, die Gestalt, die Temperatur, die Dichtigkeit, der Fleiß, das Betragen, die Stimmung hat sich verändert: hier ist Veränderung ausgesagt von etwas, das zwar selber in Wahrheit nicht Einzelwesen, sondern nur Eigenschaft oder Bestimmtheit von Einzelwesen ist, aber es giebt sich doch als Einzelwesen gleichsam ausstaffirt, und nur auf Grund dieser Dichtung wird es uns möglich, es selber als Veränderliches zu behandeln, sodaß von ihm selber, anstatt, wie es allein korrekt ist, von dem Einzelwesen, dessen Bestimmtheit Farbe und Gestalt oder Fleiß und Betragen u. s. w. sind, Veränderung auszusagen. In Wahrheit verändert sich ja nicht die Farbe und die Gestalt, sondern einzig und allein das Ding in seiner Farbe und Gestalt, ebenso nicht der Fleiß und das Betragen, sondern einzig und allein der Mensch in seinem Fleiß und Betragen. Ueberall, wo man zu sagen pflegt, daß z. B. die Farbe sich verändert habe, ist die eigentliche

Thatsache die, daß jetzt eine andere Farbe da ist, als früher, daß das Ding jetzt eine andere Farbe, als früher, zeigt; das Ding also hat sich in seiner Farbenbestimmtheit verändert, aber es ist doch ein und dasselbe Ding früher und jetzt da, indessen an Stelle der früheren Farbe des Dinges ist jetzt eine andere da.

Selbstverständlich liegt mir die Pedanterie fern, den üblichen Ausdruck „die Farbe hat sich verändert" zur Bezeichnung für die Thatsache „das Ding hat sich in seiner Farbe verändert" als ein Vergehen, dessen man sich fortan nicht mehr schuldig machen dürfe, zu brandmarken. Nur dieses fordere ich, daß, wer die Thatsache dieser Veränderung in ihrer Wahrheit erfaßt hat, beim Gebrauch jenes verkürzten Ausdrucks nicht in die irrthümliche Auffassung, in Wahrheit verändere sich die Farbe doch selber, zurückfalle. An dem grundlegenden Satze, daß nur das Einzelwesen veränderlich sei, also auch nur Veränderung erfahren könne, ist unbeirrt festzuhalten.

Wie aber steht es mit dem beliebten Worte: „Die Welt verändert sich." Ich fürchte, wir können es weder als eigentlichen Ausdruck, noch als verkürzten Ausdruck einer thatsächlichen Veränderung gelten lassen. Zwar im Munde derer, die es aussprechen, soll es sicherlich eine thatsächliche Veränderung zum Ausdruck bringen, da ihnen die Welt ersichtlich eine Anschauungseinheit bedeutet, deren einzelne Stücke die unzähligen Einzelwesen seien; die Welt selber gilt ihnen daher offenbar auch für ein Einzelwesen, aus den Dingen zusammengesetzt, wie etwa das einzelne Ding aus seinen Theilstücken. Wir verstehen, daß auf dem Standpunkt solcher Wirklichkeitsbetrachtung das Wort „die Welt verändert sich" in demselben Sinne gemeint wird, wie der Satz „das Ding verändert sich."

Ist uns aber die Welt als Anschauungseinheit völlig fortgefallen, so fällt damit auch die Möglichkeit für uns weg, den Satz von der Weltveränderung in dem angeführten Sinne bestehen zu lassen, da uns ja Welt als die Einheit der unzähligen Einzelwesen nur den Wirkungszusammenhang dieser Einzelwesen bedeutet, so daß wir von der Welt als einem Einzelwesen nimmermehr reden können.

Ist also der Satz „die Welt verändert sich" als eigentlicher Ausdruck einer Thatsache nicht aufrecht zu erhalten, so bleibt noch die Frage, ob er nicht als verkürzter Ausdruck einer thatsächlichen Veränderung gelten könne. Wäre dies möglich, so müßte Welt eine Eigenschaft oder Bestimmtheit von Einzelwesen bedeuten, wie

die Farbe eine solche des Dinges ist, und das Einzelwesen, welches diese Welteigenschaft hätte, sich „in der Welt“ verändern, wie das Ding „in der Farbe.“ Das aber ist sinnlos, und somit erscheint der Satz „die Welt verändert sich“ schlechthin gerichtet, er muß rundweg abgewiesen werden, ihm ist kein Quartier mehr zu geben. Nicht die Welt selber, sondern nur die Einzelwesen der Welt sind Veränderliches.

Man halte es nicht für Pedanterie, wenn ich dem Satze von der Weltveränderung keinen Platz mehr zubillige: bedeutet die Welt d. i. die Einheit des gesammten Wirklichen, nichts mehr und nichts weniger als den Wirkungszusammenhang aller Einzelwesen, so liegt doch für jeden auf der Hand, daß von ihr schlechterdings nicht Veränderung auszusagen ist. Halten wir aber an diesem Sinn des Wortes „Welt“ nur streng fest, so werden wir uns sicher vor dem Rückfall, die Einheit des Wirklichen wieder als eine Anschauungseinheit zu behaupten und als ein Raumganzes vorzustellen, schützen, sowie den ewigen Verlegenheiten entronnen sein, die aus einer solchen, im eigentlichen Sinne des Wortes so zu nennenden, Weltanschauung sich ergeben. Wenn es auch unbestreitbar ist, daß jegliches Raumganze in der Welt, ob klein ob groß, ob Stein oder Haus, ob Deutschland oder Europa, ob Erde oder Sternhimmel, ein Einzelwesen und daher Veränderliches sei; trotzdem bleibt es dabei, daß das Wort von der Welt als einem Einzelwesen und einem Veränderlichen für uns heute keinen annehmbaren Sinn mehr haben kann.

Unser Weltbegriff als die im Wirkungszusammenhange begründete Einheit der Einzelwesen geht freilich, wie die andern Weltbegriffe auch, auf das Wirkliche sammt und sonders, auf das All; aber für unseren Weltbegriff kommen selbstverständlich Fragen, wie die nach der Größe des Alls, ob es endlich oder unendlich sei, gar nicht auf, denn das Einzige, was er fordert, ist überhaupt Mehrzahl von Einzelwesen, und was er darstellen und zum Ausdruck bringen will, ist eben nichts mehr und nichts weniger als die auf dem Wirkungszusammenhang beruhende Einheit der Einzelwesen. Darum erscheint es auch begreiflich, daß, obwohl uns Welt im eigentlichen Sinne diese Einheit der gesammten Einzelwesen bedeutet, auch da von „Welt“ geredet wird, wo die Einheit einer nur begrenzten Zahl von Einzelwesen gemeint ist, also gleichsam nur eine „Welt im Kleinen“. Mit Recht und ohne fürchten zu müssen, daß Verwirrung geschaffen werde, ist in

der That das Wort „Welt“ überall da zu verwenden, wo sich eine innere d. i. auf Wirkungszusammenhang beruhende Einheit von Einzelwesen findet; in diesem Sinne kennt unser Sprachgebrauch eine „vornehme Welt“, eine „Geschäftswelt“, eine „Welt, in der man sich langweilt“ u. s. f. Allerdings darin unterscheidet sich eine „Welt im Kleinen“ von der Welt im eigentlichen Sinn, daß jene wiederum selber ein Einzelwesen ist, während diese zwar, wie jene, Einzelwesen in sich faßt, aber selber nicht Einzelwesen ist. Jede „Welt im Kleinen“ fällt demnach auch unter den Begriff des Veränderlichen, die Welt im eigentlichen Sinne aber, wie wir wissen, nicht.

Eine „Welt im Kleinen“ scheint auch der Mensch zu sein. Er wird es sein müssen, wenn die Meinung Recht behält, daß er ein Einzelwesen ist, welches aus zwei Einzelwesen: Leib und Seele besteht, so daß also das menschliche Einzelwesen die auf Wirkungszusammenhang beruhende Einheit von Leib und Seele bedeuten muß.

Die Gedanken des Menschen über sich selber als Einzelwesen beginnen sicherlich stets mit der Meinung, er sei ein einfaches Einzelwesen. Sobald er aber das Leibliche und das Seelische als zweierlei Besonderes, das gar sehr von einander verschieden sei, an sich selber erfahren hat, gilt ihm, so lehrt die Geschichte der Menschheit klar genug, der Mensch auch sofort als Einheit zweier Einzelwesen, des Leibes und der Seele. Leibliches und Seelisches tritt ihm also mit dem Augenblick, wann es als solches in seiner Unterschiedenheit ihm gegeben ist, in die zwei Einzelwesen Leib und Seele auseinander, ohne daß er dabei den Gedanken, der Mensch als solcher sei ein Einzelwesen, fahren läßt; freilich ist der Mensch ihm nun nicht mehr, wie Anfangs, ein einfaches, sondern eben ein aus zwei Einzelwesen zusammengesetztes Einzelwesen.

Die Geschichte des Begriffes „Mensch“ als der Einheit von Leib und Seele bildet ein bemerkenswerthes Gegenstück zu der Geschichte des Weltbegriffes. Anfangs gilt die Einheit „Mensch“ auch bloß als Anschauungseinheit; der Leib und die Seele, welche letztere zunächst, gleich dem Leibe, als ein materielles Einzelwesen gefaßt wird, erscheinen als zwei besondere Dinge, bei- und aneinander gelagert, beschlossen im menschlichen Einzelwesen. Auch hier ist Anfangs das Zusammen von Leib und Seele noch keineswegs als ein nothwendiges, also noch keineswegs in dem Sinne gedacht, als sei das Dasein des einen bedingt durch das Dasein

des anderen Einzelwesens, wenngleich der Gedanke des Wirkens von Leib auf Seele und von Seele auf Leib schon mitläuft. Der Leib aber, so ist doch die Auffassung, kann auch ohne die Seele, und die Seele auch ohne den Leib bestehen.

In der Neuzeit erst schob sich der Gedanke einer auf den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele sich gründenden Einheit „Mensch" immer mehr vor, je strenger eben die Seele ihrem Begriffe nach vom Leibe unterschieden und als immaterielles Einzelwesen gefaßt wurde. Damit aber mußte zugleich die Anschauungseinheit von Leib und Seele mehr und mehr in die Brüche gehen; für ein immaterielles Einzelwesen kann es kein Neben, An, In und Außer geben, kann daher von einem räumlichen Zusammen des Leibes und der Seele nicht irgendwie im eigentlichen Sinne geredet werden. Immaterielles Einzelwesen hat schlechterdings keinen Ort, es ist thatsächlich nirgends, aber es ist doch.

Freilich, bis sich Diejenigen, welche Leib und Seele als die zwei Einzelwesen der Einheit „Mensch" festhalten, dahin durchgerungen haben, mit der Anschauungseinheit „Mensch" völlig zu brechen, braucht es viel, und gelingt dies endlich, so droht doch immer der Rückfall. Es geht hier so, wie bei der Auffassung der „Welt". Wie der Mensch sich schwer losreißen und gänzlich frei machen kann von der Anschauungssache „Welt", ebenso schwer wird es ihm auch, die Einheit „Mensch" nicht doch im letzten Grunde immer wieder auf ein örtliches Beisammensein von Leib und Seele zu stellen und demzufolge auch die Seele nicht als ein irgendwo im Leibe befindliches Ding zu suchen.

Aber auch diese Uebergangsstufe in der Auffassung vom Menschen als einer reinen Anschauungseinheit zur rein inneren, zur reinen Wirkungseinheit d. i. zu der auf Wirkungszusammenhang des Leibes und der Seele allein gegründeten Einheit, muß völlig überwunden werden, soll anders die Einheit „Mensch" gänzlich der Zufälligkeit entrissen sein und als nothwendige dastehen. Denken wir nämlich, wie billig, unter „Einheit" im strengen Sinne den nothwendigen Zusammenhang von Mehrerem, so kann Einheit von mehreren Einzelwesen nur in dem Wirkungszusammenhang der Einzelwesen gegründet sein: dieser Einsicht wird sich schließlich Niemand entziehen können. Mithin verstehen wir auch, daß die Geschichte des Menschbegriffs, sofern er die Einheit zweier Einzelwesen „Leib und Seele" darstellen soll, bei dem abschließenden Gedanken anlangen muß, das

Einzelwesen „Mensch“ sei die auf Wirkungszusammenhang beruhende Einheit von Leib und Seele.

Wie aber, wenn gegen den Gedanken eines Wirkungszusammenhanges von Leib und Seele überhaupt berechtigte Einwendungen gemacht werden könnten? Dann müßte sich mit einem Schlage das Bild gründlich verschieben, und da man doch von der Behauptung, der Mensch sei selber ein Einzelwesen, und ebenso von der anderen Behauptung, Leibliches und Seelisches sei als völlig Verschiedenartiges an ihm zu unterscheiden, nicht wird lassen können, so möchte man vielleicht zu der ursprünglichen Auffassung zurückkehren, nach welcher der Mensch ein einfaches Einzelwesen ist. Dieser Auffassung wäre dann freilich die ja nachher erst gewonnene Erkenntniß von Leiblichem und Seelischem, als dem zweierlei ganz Verschiedenartigen am Menschen, anzugliedern und das könnte dann eben nur so geschehen, daß Leibliches und Seelisches (nicht als zwei Einzelwesen, sondern) als zwei ganz verschiedenartige Bestimmtheiten des einfachen Einzelwesens Mensch zu gelten hätten.

Zweifel und Einwendungen gegen die Möglichkeit eines Wirkungszusammenhanges leiblicher und seelischer Einzelwesen treten schon in der Zeit der Uebergangsstufe hervor und zwar lange bevor die Einheit des menschlichen Einzelwesens einzig und allein auf Wirkungszusammenhang von Leib und Seele gegründet erscheint. Seit dem 17. Jahrhundert kommen sie besonders lebhaft auf. Den Anfang macht Cartesius und ihm folgen, bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, die führenden Geister des Festlandes, von denen ich nur Spinoza, Leibniz und Christian Wolf nennen will. Aber der Zweifel erhob sich nicht etwa unmittelbar gegen die Annahme, daß Leib und Seele wiederum zwei besondere, das Einzelwesen „Mensch“ ausmachende, Einzelwesen seien, sondern er beanstandete zunächst nur die Möglichkeit des Wirkungszusammenhanges von Leib und Seele. Daß freilich diesem Zweifel das Bedenken, ob auch Leib und Seele Einzelwesen seien, auf dem Fuße folgen mußte, wenn man anders den Menschen als ein doch mit Leiblichem und Seelischem ausgerüstetes Einzelwesen selber nicht fallen lassen wollte, habe ich schon angedeutet. Zu einem Einzelwesen vereint sein können ja thatsächlich nur solche Einzelwesen, die in Wirkungszusammenhang mit einander stehen; scheint nun Wirkungszusammenhang zwischen dem, was man bisher Leib und Seele des Menschen nannte, unmöglich zu sein, und soll doch der Mensch selber unbestritten Einzelwesen bleiben, so kann eben

das, was man des Menschen Leib und Seele zu nennen pflegt, nicht mehr für zweierlei Einzelwesen, sondern nur für zweierlei Bestimmtheiten des Menschen gelten, der nunmehr als einfaches Einzelwesen zu begreifen ist. Diesen folgerichtigen Gedanken vollzog Spinoza auf Grund des Cartesianischen Bedenkens gegen den Wirkungszusammenhang von materiellem und immateriellem Einzelwesen.

Das Bedenken des Cartesius war selber aber erst eine Frucht der von ihm herausgearbeiteten Ansicht, daß Wirken nur unter Gleichartigem stattfinden könne. Die Ansicht, angewandt auf die bei ihm besonders scharf betonte gänzliche Verschiedenheit von Leib als ausgedehnter und Seele als denkender Substanz, brachte jenes Bedenken hervor.

Wie steht es aber um diese Auffassung vom Wirken überhaupt? Ich denke mit David Hume, daß laut den Thatsachen unserer Erfahrung im Begriffe des Wirkens schlechtweg nichts anderes enthalten sein darf, als „Veränderung verursachen“. Dieser Begriff selber fordert mithin keineswegs von dem wirkenden und dem die Wirkung erfahrenden Einzelwesen Gleichartigkeit; also ist der nothwendige Zusammenhang, den wir Wirkungszusammenhang nennen, auch unter ungleichartigen Einzelwesen denkbar. Legt man freilich von vorneherein in den Begriff des Wirkens außer dem „Veränderung verursachen“ noch das „Uebertragen“ hinein, besteht man, mit anderen Worten, auf der irrigen Meinung, daß das wirkende Einzelwesen immer etwas, das es bisher selber besessen hat, auf das andere Einzelwesen übergehen lasse und so dessen Veränderung eben möglich mache, dann versteht es sich in der That von selbst, daß nur Gleichartiges auf Gleichartiges wirken könne, weil bei völliger Verschiedenheit natürlich das eine Einzelwesen auch nichts von dem anderen übernehmen kann.

Der auf solcher Meinung fußende Einwand gegen den Wirkungszusammenhang von Seele und Leib schwebt also ersichtlich ganz in der Luft und darf daher wohl ohne Weiteres an die Seite geschoben werden. Es ist aber doch von Interesse zu sehen, wie die in jener Meinung Stehenden ihrerseits die Thatsachen des Menschenlebens, welche man bisher durch den Wirkungszusammenhang zweier Einzelwesen, Leib und Seele, zu begreifen suchte, sich zurechtlegen. Daß sie, was man bisher als Einzelwesen, Leib und Seele, ansprach, für zwei Seiten oder Bestimmtheiten eines einfachen Einzelwesens „Mensch“ ausgeben, ist schon gesagt worden. Wie aber wollen sie

nun den Zusammenhang des Leiblichen und Seelischen klar machen? Ich schicke hier voraus, daß dieser Zusammenhang dem Menschen von jeher offenbar nur bei Veränderungen zum Bewußtsein kommt, und zwar näher bei solchen, die er an sich selber erfährt; konnten es doch nur die Veränderungen in Leib und Seele sein, die den Menschen auf den Gedanken brachten, Leib und Seele ständen, weil doch Veränderung stets auf ein Wirken hinweist, in Wirkungszusammenhang.

Daß der Mensch sich leiblich und seelisch verändere, ist ja ein unbestrittener Satz; daß Gehirnveränderungen und seelische Veränderungen des Menschen in innigem Zusammenhange stehen, ist nicht minder unbestritten. Es fragt sich nur, wie dieser Zusammenhang richtig zu deuten sei. Kann er nicht Wirkungszusammenhang sein, kann nicht Hirnzustand eine seelische Veränderung, und Seelisches nicht eine Hirnveränderung verursachen, was ist denn jener innige Zusammenhang? Der Gegner antwortet: Seelenleben und Gehirnleben bezeichnen zwei besondere Veränderungsreihen, die das Einzelwesen „Mensch“ in seiner leiblichen und seiner seelischen Bestimmtheit durchmacht, und da der Mensch zu jeder Zeit eben leibliches und seelisches Einzelwesen ist, so wird er, sobald er sich in seiner leiblichen Bestimmtheit verändert, immer zugleich auch in seiner seelischen Bestimmtheit sich verändern. Jedem Gliede seiner seelischen Veränderungsreihe muß, so heißt es, ein Glied in der leiblichen Veränderungsreihe entsprechen, so daß in der That die Entwicklungen der beiden Lebensreihen des menschlichen einfachen Einzelwesens sich als parallele darstellen. An die Stelle des Wirkungszusammenhanges ist hier also der Parallelismus gesetzt, um das offenbar innige Verhältniß des Seelenlebens und Leibeslebens zu erklären.

In einem Punkte erscheint der Parallelismus auf den ersten Blick weniger leistungsfähig als der Wirkungszusammenhang: die Behauptung, daß Seelisches und Leibliches zwei wesentliche Bestimmtheiten des Menschen seien, wird zwar wohl die „Parallelität“ von gegebenen Leibes- und Seelenvorgängen als eine irgendwie mögliche Thatsache verständlich machen können, niemals aber deren Nothwendigkeit, niemals den inneren und innigen Zusammenhang von Leibes- und Seelenleben begründen können, wie es durch die Behauptung ihres Wirkungszusammenhanges zweifellos geschehen wird. Wenn auch Seelisches und Leibliches die wesentlichen Bestimmtheiten eines einfachen Einzelwesens wären, so folgte daraus noch keines-

wegs, daß dieses, wann immer es sich seelisch verändert, zugleich auch leiblich sich verändern müsse. Man schaue nur auf ein Ding mit den zwei wesentlichen Bestimmtheiten Gestalt und Farbe: verändert sich das Ding, wann immer es die Farbe wechselt, auch zugleich stets in der Gestalt oder umgekehrt?

Der Parallelismus vermag also das thatsächliche Zusammen von Leibes- und Seelenleben gerade in seiner Nothwendigkeit nicht verständlich zu machen; so erscheint er denn nackt auf die einfache Behauptung gestellt: „Es ist so, die Nothwendigkeit besteht", und bleibt damit gegen den Wirkungszusammenhang als Erklärungsmittel jener Thatsache schon weit zurück. Ferner aber führt die von diesem Parallelismus behauptete Lückenlosigkeit der beiden Veränderungsreihen — Seelenleben und Hirnleben — als paralleler Reihen, die in ihren einzelnen Gliedern sich entsprechen müssen, unausweichlich zu einer Behauptung, welche noch weniger diese Theorie zur Empfehlung geeignet erscheinen läßt, ich meine die Behauptung von „unbewußtem" Seelischen im Menschen. Es liegt allerdings, das muß man zugestehen, Methode in solchem Vorgehen: sollen in der That die beiden in ihren Gliedern sich angeblich völlig entsprechenden Veränderungsreihen, das leibliche und das seelische Leben, in dieser ihrer Parallelität lückenlos sein, so muß ohne Frage die seelische Reihe in den Zeiten, in welchen der Mensch das Bewußtsein verloren hat, wie in der Ohnmacht, in der tiefen Narkose und dem traumlosen Schlafe, „unbewußtes" Seelisches enthalten Dies ist der zweite dunkle Punkt in der Parallelismustheorie, wie sie, auf Spinoza's Metaphysik aufgebaut, uns in der Geschichte zuerst entgegentritt.

Daß gegen diese Parallelismustheorie die hergebrachte Ansicht, zwischen Leib und Seele bestehe Wirkungszusammenhang, sich aufrecht erhalten konnte, wird nicht Wunder nehmen, wenn man die schwache Begründung jener Theorie bedenkt. Aber während des 18. Jahrhunderts erwuchs ein anderer Gegner in dem Neumaterialismus, wie ihn u. A. der Franzose de la Mettrie und der Deutsche, in Paris lebende Baron von Holbach („Système de la nature") vertraten, der aber besonders wieder während der mittleren Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in Deutschland nicht geringen Anhang gewann in Folge der schriftstellerischen Bemühungen von Jakob Moleschott, Karl Vogt und Ludwig Büchner („Kraft und Stoff"). Dieser Neumaterialismus suchte den innigen Zusammenhang von Gehirnleben und Seelenleben, wenn ich so sagen darf,

als Schöpfungszusammenhang zu verstehen. Die Gehirnvorgänge sollen nach ihm das Seelenleben schaffen d. i. aus nichts ins Dasein rufen.

Hier zeigt sich ein anderes Bild, als beim Parallelismus. Hatte der Parallelist behauptet, mit jeder Gehirnveränderung sei seelische Veränderung und mit jeder seelischen auch Gehirnveränderung verknüpft, so läßt der Neumaterialismus zwar den letzten Theil dieser Behauptung stehen, denn ohne Schöpfer (Gehirnvorgang) giebt es auch ihm keine Schöpfung (Seelisches); aber er erklärt doch andererseits keineswegs, daß alle Gehirnvorgänge etwas Seelisches schüfen — kennt er doch nur bewußtes Seelisches —, sondern gar viele Gehirnvorgänge bestehen ihm ohne seelisches Gefolge als deren Schöpfung. Jedoch auch das Licht des Neumaterialismus erwies sich als ein Irrlicht und löschte aus unter dem scharfen Luftzuge der seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts wieder aufkommenden Kantischen Philosophie; es mußte aber überhaupt verlöschen, da der Satz, Leibliches schafft Seelisches, Materielles bringt Immaterielles aus sich selber hervor, einen Widerspruch in sich selbst bedeutet.

Um dieselbe Zeit, als der Neumaterialismus das Feld räumen mußte, begann aber wiederum unter der Fahne des Parallelismus mit erneuter Lebhaftigkeit der Ansturm gegen die Meinung, Wirkungszusammenhang bestehe zwischen Leib und Seele. Jedoch ist es meistens nicht Parallelismus im eigentlichen Sinne, was unter dieser Fahne ficht. Zwar tritt thatsächlich zuerst der alte echte Parallelismus, der in Spinoza's Metaphysik wurzelt, wieder auf den Plan, ihm aber folgen dann zwei andere Kämpen, die den Namen „Parallelismus“ nur mit viel Nachsicht zugebilligt erhalten können.

Wie aber, so fragen wir vorerst, kam es zu diesem erneuten Ansturm gegen den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele, der trotz aller Anfechtungen doch wieder Oberwasser gewonnen hatte? Die Veranlassung dazu war der Siegeszug des von R. Mayer, Joule und Helmholtz festgelegten Gesetzes von der Erhaltung der Kraft oder, wie man später nach dem Vorgange der Engländer sagt, von der Erhaltung der Energie.

Dieses Gesetz will, daß die gesammte Energie in der Dingwelt in Ansehung der Quantität zu allen Zeiten ein und dieselbe sei und bleibe; die Größe der Energie, heißt es, ist trotz aller Veränderung der Dinge in der Welt immer gleich.

Mit dem Energiegesetze aber, meint man, sei, da zugestandenermaßen das Einzelwesen Seele ein Nichtding sein muß, Wirkungszusammenhang von Leib und Seele unvereinbar. Man macht dabei stillschweigend die ungeprüft hingenommene Voraussetzung, daß alles Wirken ein Uebertragen sei, daß mithin das wirkende Einzelwesen eben im Wirken immer etwas einbüße, das andere dagegen etwas gewinne, jenes also in etwas abnehme, dieses aber zunehme und zwar um gerade ebenso viel, als das wirkende abgebe. Besteht diese Voraussetzung zu Recht, so erweist sich das Energiegesetz nur als ein besonderer Fall der in ihr ausgesprochenen angeblichen Wahrheit, denn aus dieser geht unmittelbar hervor, daß nur dasjenige Einzelwesen, das Energie abzugeben hat, Energieveränderung eines Dinges wirken könne, und daß andererseits jede gewirkte Energieveränderung Energiezunahme sein müsse. Ist es dann ferner auch wahr, daß die gemeinte „Energie“ eine Bestimmtheit nur der Dinge allein und nicht auch der Seelen sei, so erscheint vollends Wirken der Seele auf das Ding, also Energieveränderung des Dinges durch die Seele schlechtweg ausgeschlossen.

Nun hat man wohl durch Ausdehnung des Begriffes „Energie“ auch auf seelische „Arbeit“ diesem Ausschluß vorbeugen wollen. Ließe sich im Sinne des Energiegesetzes ebenso von Seelenenergie wie von Dingenergie reden, so wäre das Gesetz sehr wohl mit Wirkungszusammenhang von Leib und Seele zu vereinigen, sogar unter Beibehaltung des Satzes, daß alles Wirken ein Uebertragen sei. Der Wirkungszusammenhang von Leib und Seele würde dann eben auf der „Umsetzung“ körperlicher Energie in seelische, sowie seelischer in körperliche Energie beruhen. Mir scheint aber bei der völligen Ungleichartigkeit des Körperlichen und des Seelischen das Unternehmen aussichtslos zu sein, dem Worte „Energie“, welches dann doch das Gemeinsame körperlicher und seelischer „Arbeit“ bezeichnen müßte, einen annehmbaren Inhalt zu verschaffen. Die völlige Ungleichartigkeit der beiden Einzelwesen schließt eben jedes gemeinsame Kennzeichen ihrer besonderen „Arbeit“ und damit die Möglichkeit eines gemeinsamen Maßes für die verschiedene Arbeit von Ding und Seele aus. Wir thun daher recht, das Wort „Energie“ und das Energiegesetz ausschließlich der körperlichen Arbeit und dem Wirken von Ding auf Ding zu belassen.

Trotzem aber kann ich doch der Forderung, aus Anlaß des Energiegesetzes den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele

für unmöglich zu erklären, nicht nachkommen. Ich muß vielmehr den dieser Forderung zu Grunde liegenden Satz, daß Wirken ein Uebertragen sei, beanstanden und frage mich nun, ob nicht dennoch ein gangbarer Weg sich finden lasse, der zum Frieden zwischen dem Energiegesetz der Dingwelt und dem Wirkungszusammenhange von Leib und Seele führe.

Doch zuvor sei noch ein kurzer Blick geworfen auf die erneuten Versuche, durch den Parallelismus die fragliche Angelegenheit zu begleichen. Den eigentlichen, auf Spinoza's Metaphysik sich gründenden Parallelismus haben wir schon besprochen und können ihn auch jetzt ruhen lassen, denn er bietet nach dem Aufkommen des Energiegesetzes an Gesichtspunkten nichts Neues und ist heute schon, dürfen wir sagen, zum alten Eisen geworfen. Ich erwähnte aber zweier anderer Versuche, die auch unter der Fahne des Parallelismus gehen und, da sie den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele vor allem im Blick auf das Energiegesetz in der Dingwelt nicht meinen annehmen zu können, den innigen Zusammenhang von Leibes- und Seelenleben mit dem Energiegesetz auf eine eigene Weise in Einklang zu bringen suchen. Lassen wir ihnen aber den Titel „Parallelismustheorie“, obwohl sie ihn, streng genommen, nicht verdienen, so wollen wir den einen näher die Parallelismustheorie mit materialistischem Vorzeichen, den anderen die Parallelismustheorie mit spiritualistischem Vorzeichen nennen. Während die eigentliche Parallelismustheorie sich auf Baruch Spinoza stützt, steht bei jener Immanuel Kant, bei dieser Hermann Lotze zu Gevatter.

Leibliches und Seelisches sind nach der Parallelismustheorie mit materialistischem Vorzeichen nicht immer zusammen gegeben, der eigentliche Parallelismus wird also von ihr verworfen. Es giebt nämlich, lehrt sie, viele Leibes- und auch im Besonderen Gehirnvorgänge, denen kein seelischer Vorgang zur Seite steht; aber freilich giebt es keinen seelischen Vorgang, dem nicht ein bestimmter Gehirnvorgang entspricht. Ferner gilt ihr „der Zusammenhang der physischen Erscheinungen unter sich als ein unvollständiger und unterbrochener, der Zusammenhang der physischen Vorgänge aber als ein stetiger und ohne Unterbrechung.“ Beim Neumaterialismus ist zwar der philosophische Untergrund ein anderer als hier, von diesem aber abgesehen, läßt sich wohl behaupten: dasselbe sagt der Neumaterialismus auch, nur mit ein bischen anderen Worten. Eben deshalb darf auch diese Parallelismus-

theorie als die mit materialistischem Vorzeichem benannt werden. Ihren philosophischen Untergrund freilich bildet die Ansicht, Körperliches und Seelisches seien verschiedene Erscheinungsweisen eines und desselben ihnen zu Grunde liegenden Unerkennbaren; hieraus eben soll der Erklärungsgrund für den innigen Zusammenhang des Seelischen und Leiblichen gewonnen sein. Aber ich sehe nicht, wie dieser Untergrund so etwas möglich machen kann, da man doch betont hat, daß nicht einer jeden physischen Erscheinungsweise eine psychische entspreche. Ist es wahr, daß Körperliches und Seelisches, welches am Menschen zusammen auftritt, verschiedene Erscheinungsweisen einer und derselben „Sache" seien, und ist es ebenfalls wahr, daß manches Körperliche am Menschen sich bietet, ohne daß mit ihm entsprechendes Seelisches zugleich gegeben sei, so sehe ich auch keinen Hinderungsgrund für die andere Annahme, daß auch manches Seelische gegeben sei, ohne daß zugleich „entsprechendes" Körperliches sich biete. Es findet sich denn diese Parallelismustheorie im Grunde ebenfalls nur auf die nackte Behauptung gestellt: „So ist es! Wann immer Seelisches gegeben ist, entspricht ihm ein Körperliches, nicht aber umgekehrt." Weil aber die „Sache", deren angebliche zwiefache Erscheinung Seelisches und entsprechendes Körperliches sind, selber völlig Unerkennbares ist, und weil wir aus unserer Welt auch rein gar nichts zur vergleichenden Aufklärung der dunklen Behauptung heranbringen können, so entzieht sich eben diese Behauptung von der, allem Seelischen und Körperlichen, diesem selber völlig Unvergleichbaren, identisch zu Grunde liegenden „Sache" ganz und gar unserem Verständniß.

Was endlich die Parallelismustheorie mit spiritualistischem Vorzeichen betrifft, so ist sie mit ihrer Schwester darin einig, daß Leibliches und Seelisches keineswegs immer im Menschen zusammen gegeben seien; also auch von ihr wird der eigentliche Parallelismus des Leibes- und Seelenlebens verworfen. Jedoch im geraden Gegensatz zu der Schwester lehrt sie, daß es Seelisches gebe, dem keine leibliche Erscheinung entspreche, daß jedoch andererseits kein leiblicher Vorgang gegeben sei, dem nicht Seelisches zu Grunde liege. Nach ihr ist es der Zusammenhang der körperlichen Vorgänge unter einander, der ein „unvollständiger und unterbrochener" genannt werden muß; der Zusammenhang der seelischen Vorgänge unter einander dagegen gilt ihr als ein stetiger und ohne Unterbrechung. Den philosophischen Untergrund dieser Theorie bildet

die Ansicht Lotze's, das Seelische sei das eigentlich Wirkliche, das Körperliche aber nur die Erscheinungsweise des Seelischen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß das innige Verhältniß von Leibes- und Seelenleben wohl seine Erklärung aus diesem metaphysischen Grunde gewinnen könne. Wenn nämlich angenommen werden darf, daß alles Körperliche, demnach auch das Gehirn mit seinen Vorgängen, eine „Wirkung des Seelischen ins Bewußtsein" sei, wie sich ein Vertreter dieser Theorie treffend ausdrückt, so läßt die Innigkeit der Verknüpfung des Körperlichen mit dem Seelischen nichts zu wünschen übrig, denn ein innigeres Verhältniß, als das von Ursache und Wirkung, ist in unserer Welt nicht zu finden. Ferner muß hervorgehoben werden, daß diese Theorie auch das Energiegesetz in der Dingwelt durchaus unangetastet läßt, da dieses ja nach ihr nur die Erscheinungen d. i. die „Wirkungen des Seienden ins Bewußtsein" betrifft, also das Wirken von Seele auf Seele mit der in der Seele hervorgerufenen „Wirkung", welche das Körperliche, die Erscheinungswelt bedeutet, gar nicht berührt. Hat demnach etwa diese Parallelismustheorie das Problem zu Aller Zufriedenheit gelöst?

Woran stieß man sich doch, als der Wirkungszusammenhang von Leib und Seele Bedenken erregte? Ich meine daran, daß, bestände dieser, eben Ungleichartiges im Wirkungszusammenhang stehen würde. Und warum hatte man Bedenken, dies anzunehmen? Weil man von dem Satze ausging, alles Wirken sei ein Uebertragen, so daß nothwendig die Behauptung folgte, nur Gleichartiges könne in Wirkungszusammenhang stehen. Betrachten wir jetzt den Parallelisten mit dem spiritualistischen Vorzeichen, worauf er seine Lösung des Problems aufbaut. Wir sollten meinen, da nach ihm nur Seelisches wirken, und zwar nur auf Seelisches wirken kann (denn nur Seiendes wirkt und erfährt Wirkung), somit die Körperwelt als die bloße Erscheinung des Seelischen auch nicht etwa Wirkung erfahren, sondern nur eine Wirkung sein kann: wir sollten meinen, daß unser Parallelist den Satz, Wirken sei Uebertragen, welcher ihn doch erst auf jenen metaphysischen Unterbau gebracht hat, und mit dem er doch zuvor den Wirkungszusammenhang des Leibes und der Seele bei sich selber zu Fall gebracht hat, nun auch seiner eigenen Lösung des Problems zu Grunde legte. Dies geschieht aber offenbar nicht, sondern hier bedient er sich des von uns vertretenen Begriffes vom Wirken. Zwar der, nach dem Satze „Wirken ist Uebertragen" zu fordernden

Gleichartigkeit der in Wirkungszusammenhang stehenden Einzelwesen wird auch seine Lösung des Problems zufälliger Weise noch gerecht, da ihm das, was wirkt und das, was Wirkung erfährt, gleicher Weise ein Seelisches ist. Aber, und dies ist die Hauptsache, wenn Wirken Uebertragen ist, so wird Gleichartigkeit der Einzelwesen doch nur aus dem Grunde unbedingt zu fordern sein, weil dabei die Wirkung nothwendig eine solche Bestimmtheit sein muß, die sowohl dem wirkenden Einzelwesen als auch dem anderen, das die Wirkung erfährt, zukommen und eigen sein kann, denn sonst würde sie nicht von jenem auf dieses zu „übertragen" und von diesem nicht zu „übernehmen" sein. Was aber bietet uns nun thatsächlich diese parallelistische Theorie? Nach ihr ist die Wirkung der im Wirkungszusammenhang stehenden seelischen Einzelwesen, die ihrerseits Seiendes sind, nur Erscheinung, das heißt etwas, das als solches sich von allem Seienden völlig abhebt, da Ungleichartigeres als Seiendes und Erscheinung gar nicht gedacht werden kann; dazu kommt noch im Besonderen, daß Seelisches und Körperliches als Gegebenes zweifelsohne ebenfalls in völliger Ungleichartigkeit dastehen.

Wenn diese Parallelismustheorie trotz alledem festhält an der Behauptung, das Körperliche sei „Wirkung von Seelischem ins Bewußtsein", also in ein Seelisches, so muß sie den Satz „Wirken ist Uebertragen" augenscheinlich aufgegeben haben, da doch keinem Einzelwesen etwas ihm völlig Ungleichartiges eigen sein kann, und mithin Körperliches nicht gedacht werden kann als etwas, das von einem seelischen Einzelwesen auf ein anderes übertragen werde.

Hier befindet sich die Theorie also offenbar in einem Zwiespalt. Aus diesem giebt es für sie aber scheinbar eine Rettung, indem nämlich die sogenannte Erscheinung d. i. das Körperliche auch selber für Seelisches ausgegeben wird. Dann ließe sich offenbar der Satz „Wirken ist ein Uebertragen", mit dem sie den Feldzug zunächst gegen den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele begonnen hatte, auch bis zu Ende beibehalten. Freilich zeigt sich dann sofort das Bedenkliche, daß nun die völlige Verschiedenheit des Körperlichen und Seelischen als Gegebenen nicht mehr festgehalten werden darf, also eine Auffassung aufgegeben werden muß, die zu den ursprünglichsten Bestandstücken menschlicher Weltauffassung gehört.

Wollen wir aber auch dem Parallelisten zugeben, daß die Seele als Bewußtsein das Körperliche in der That zu eigen habe,

indem sie es wahrnimmt, so müssen wir doch, wenn der Parallelist dieses Zueigenhaben des Körperlichen seitens der Seele doch auch weiterhin als die „Wirkung von anderem Seelischen in die Seele als Bewußtsein", und zwar in dem Sinne vom Wirken als einem Uebertragen gefaßt wissen wollte, zweierlei zu bedenken geben. Erstens würde dann das wirkende Seelenwesen die Wahrnehmung oder Vorstellung (die „Erscheinung"), welche es eben in seinem Wirken auf die andere Seele übertragen müßte, selber nicht mehr haben können, wenn die Wirkung aufgetreten ist d. h. wenn die andere Seele diese Wahrnehmung oder „Erscheinung" bekommen hätte — was widersinnig ist. Zweitens aber müßte der wirkenden Seele noch dazu in den Fällen, in welchen sie nachweisbar sich dessen selber nicht bewußt ist, was als Wahrnehmung oder „Erscheinung" von ihr in die andere Seele angeblich gewirkt wird, diese selbe Erscheinung eben unbewußt d. i. als eine „unbewußte" Wahrnehmung oder Vorstellung eigen gewesen sein —, was ebenfalls widersinnig ist, denn „unbewußte" Wahrnehmung im strengen Sinne des Wortes ist ein Widerspruch in sich.

Indeß unser Parallelist bewegt sich gar nicht weiter auf dieser Gedankenbahn, sondern springt kurz entschlossen, nachdem er nur erst den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele mit dem Satze „Wirken ist Uebertragen" vor sich niedergeschlagen hat, in unser Lager zurück, läßt jenen Satz Satz sein und steht selber zu unserer alten Behauptung: „Wirken ist Veränderung verursachen", die es eben nicht kümmert, ob das im Wirkungszusammenhang Stehende Gleichartiges oder Ungleichartiges sei. Sollte aber der Spiritualist darin Recht haben, daß nur Seelisches das eigentlich Seiende sei, so ist die Behauptung freilich, daß Wirken nur unter Seelischen stattfinden könne, eine selbstverständliche, aber wir müßten dann immerhin dabei doch noch wieder betonen, wie der Umstand, daß all das im Wirkungszusammenhang stehende Seiende thatsächlich dann gleichartig wäre, für die Möglichkeit des Wirkens der Seelen unter einander doch ein völlig gleichgiltiger und zufälliger bliebe.

Thatsache ist es aber, daß der Parallelismus mit spiritualistischem Vorzeichen bei der eigenen Lösung des Problems sich desjenigen Begriffes vom Wirken bedient, der ihn, wenn er nur diesen gekannt und allein benutzt hätte, grundsätzlich gegen den Wirkungszusammenhang von Ungleichartigem, wie wir als solches Leib und Seele kennen, garnichts hätte sagen lassen.

Steht die Sache so, dann dürfte es sicherlich eines Versuches werth sein, dem Gedanken nachzugehen, ob nicht doch Wirken von Seele auf Leib und von Leib auf Seele denkbar sei, ohne daß wir uns mit dem Energiegesetz der Dingwelt in Widerspruch setzen. Wenn dieser Versuch angängig ist, so möchte er, sofern er überdies keiner metaphysischen Hilfsmittel sich zu bedienen genöthigt sein würde, vor den anderen Versuchen schon dadurch ein Beträchtliches voraus haben.

Um aber für diesen Versuch freie Bahn zu gewinnen, haben wir zuvor die Behauptung, Wirken sei ein Uebertragen, in ihrer völligen Haltlosigkeit aufzudecken.

Ist Wirken ein Uebertragen, so muß jede Wirkung eine Zunahme für das Einzelwesen, das die Wirkung erfährt, bedeuten, und da jede Veränderung eine Ursache hat, also selber eine Wirkung sein muß, so wird Veränderung eine Zunahme des sich verändernden Einzelwesens bedeuten müssen. Mit anderen Worten: Ist Wirken ein Uebertragen, so kann es in der Welt keine Veränderung geben, die nicht für das, die Wirkung erfahrende Einzelwesen ein Mehr, eine Zunahme darstellte. Hiergegen aber erhebt unsere Erfahrung tagtäglich so offenkundig Widerspruch, daß schon darin Veranlassung für uns genug läge, der entgegengesetzten Behauptung, Wirken sei nicht ein Uebertragen, Gehör zu geben.

Ferner: Ist Wirken ein Uebertragen, so erscheint es andererseits auch folgerichtig, daß nicht nur dasjenige Einzelwesen, welches die Wirkung erfährt, sondern zugleich auch das wirkende Einzelwesen selber eben als Wirkendes (d. i. Uebertragendes) eine Veränderung erfahre, jedoch freilich — und das ist wohl zu beachten — nicht, wie jenes erstere Einzelwesen, eine Zunahme, sondern gerade umgekehrt eine Abnahme erfahre, da es selber ja in diesem seinem Wirken angeblich etwas an ein anderes Einzelwesen abgiebt.

Wir haben nun schon vorher festgestellt, aus dem Satze „Wirken ist Uebertragen“ folge, daß alle Veränderung, da sie ja ausnahmslos Wirkung ist, nur eine Zunahme für das sich verändernde Einzelwesen bedeuten könne. Dieser Folgesatz steht aber in augenscheinlichem Widerspruch mit dem soeben gleichfalls aus dem Satze „Wirken ist Uebertragen“ gewonnenen Folgesatze, daß die geforderte Veränderung des wirkenden Einzelwesens selber nicht eine Zunahme, sondern nur eine Abnahme dieses Einzelwesens sein könne. Wenn sich aber zwei zu einander in geradem Gegensatz stehende Behauptungen aus einem und demselben Satze unanfechtbar folgerichtig

ableiten lassen können, so beweist dies mit der wünschenswerthesten Klarheit, daß dieser Satz selbst einen Widerspruch in sich birgt. Auch dieses wäre schon allein Grund genug, die Behauptung, Wirken sei ein Uebertragen, abzuweisen.

Endlich: Ist Wirken ein Uebertragen und folgt daraus, daß das wirkende Einzelwesen als Wirkendes eine Abnahme erfahren müsse, so steht dies Letztere auch mit dem allgemein anerkannten Grundsatze „Jede Veränderung hat eine Ursache" in Widerspruch, weil darin ja behauptet wird, daß das wirkende Ding eben als wirkendes sich „von selber" verändere. Die Behauptung geht also ersichtlich dahin, daß das, eine Veränderung am anderen Dinge wirkende Ding bei diesem seinem Wirken eine Veränderung erfährt, welche nicht Wirkung ist, also keine Ursache hat. Der Widerspruch, in dem sich diese Behauptung von der Veränderung des wirkenden Dinges mit dem Grundsatze, „Jede Veränderung hat eine Ursache" befindet, ist gleichfalls schon Grund genug für uns, um den ihr zu Grunde liegenden Satz „Wirken ist Uebertragen" für völlig gerichtet zu erachten.

Wer zu Gunsten jener Behauptung aber etwa noch vorbringen möchte, daß das wirkende Ding ja selber die Ursache seiner eigenen Veränderung sein könnte, der hätte sich zu der kühnen Meinung verstiegen, daß das auf ein anderes Ding wirkende Ding zugleich auch auf sich selbst wirke.

Hier würde zu den alten, schon genannten Schwierigkeiten dann noch vor Allem die neue hinzukommen, daß das wirkende und das Wirkung erfahrende Ding ein und dasselbe einfache Einzelwesen sein müßten. Ich muß gestehen, daß auch diese Schwierigkeit mir eine unüberwindliche zu sein scheint, da die Behauptung, ein einfaches Einzelwesen verändere sich durch sich selbst, gleichfalls mit dem Grundsatze „Jede Veränderung hat eine Ursache" in Widerspruch steht. Denn der Sinn dieses Grundsatzes ist doch zweifellos dieser: „Jedes Auftreten einer Veränderung in einem Einzelwesen hat seine Ursache d. i. seine Bedingung oder nothwendige Voraussetzung in anderen, mit jenem zusammen gegebenen Einzelwesen.

Indem wir den Satz „Wirken ist Uebertragen" mit vollem Rechte zurückweisen, wollen wir aber die Thatsache, daß in dem Wirkungszusammenhange, den die Dinge unter einander aufweisen, das eine Ding Energiezunahme erfährt, während zugleich das andere Energieabnahme erleidet, noch zurechtlegen. Wir haben es hier mit der „Wechselwirkung" in der Dingwelt zu thun und müssen

entsprechend dem Grundsatze „Jede Veränderung hat eine Ursache“ die Veränderung, welche das sogenannte wirkende Ding, das als solches eben die Veränderung eines anderen Dinges verursacht, erfährt, daraus erklären, daß dieses andere Ding zu gleicher Zeit auf das sogenannte wirkende seinerseits einwirkt. So ist also in der Wechselwirkung das eine sowie das andere Ding ein wirkendes und Wirkung erfahrendes Einzelwesen zugleich. Wir sehen auch hieraus wieder, daß im Begriff des Wirkens selber weder etwas von Zunahme noch von Abnahme, sei es des wirkenden, sei es des die Wirkung erfahrenden Einzelwesens, schon enthalten ist und gesagt sein darf.

Dann aber steht auch andererseits nichts im Wege, nicht nur die Zunahme, sondern auch die Abnahme, die ein Einzelwesen erfährt, da ja Beides Veränderung ist, als eine besondere Wirkung zu begreifen, und wir werden nun, wann immer ein wirkendes Wesen abnimmt, diese Veränderung selbstverständlich nicht etwa dem Umstande, daß es auch gerade wirkt, zuschreiben, sondern sie vielmehr als eine Wirkung begreifen, die das Einzelwesen zu der gleichen Zeit, da es selber wirkt, seinerseits von anderen Einzelwesen erfährt. Diese Einsicht eröffnet auch allein den Weg zum Verständniß aller Wechselwirkung, der wir in unserer Welt begegnen.

Wäre alle Veränderung, die wir in der Welt feststellen können, entweder eine Zunahme oder eine Abnahme, die das Veränderliche d. i. das Einzelwesen erfährt, wäre mithin auch die Veränderung, die das Ding jemals in seiner Energie erfahren kann, entweder Energiezunahme oder Energieabnahme dieses Veränderlichen, so könnten wir auf Grund des soeben Erörterten mit vollem Recht behaupten, jegliche Energieveränderung des Dinges könne, soll anders das Gesetz von der Erhaltung der Energie in der Dingwelt unangetastet bleiben, nur durch ein anderes Ding, welches seinerseits aber zu gleicher Zeit die entsprechende umgekehrte Energieveränderung als Wirkung von anderem erfährt, gewirkt werden. Erfährt ein Ding Energiezunahme, so muß das andere Ding, welches, wie man sagt, die Veränderung bewirkt, zu gleicher Zeit selber eine entsprechende Energieabnahme gewirkt bekommen, und erfährt jenes erstere eine Energieabnahme, so muß das diese Abnahme bewirkende Ding zu gleicher Zeit eine entsprechende Energiezunahme bewirkt bekommen. Dies ist nun auch in der That immer der Fall, wo wir von Wechselwirkung der Dinge reden können;

thatsächlich wirken in diesen Fällen beide Dinge zugleich auf einander und verändern sich demnach gegenseitig. Das eine wirkt in dem anderen eine Energiezunahme, das andere zu gleicher Zeit in dem ersteren eine Energieabnahme. Daraus erhellt auch, nebenbei bemerkt, daß sich ein Ding in seiner Energiegröße niemals durch sich selbst verändern kann, denn das hieße, das Ding nähme in seiner Energie zu gleicher Zeit ab und zu.

Wir werden also rundweg zugestehen müssen, daß Energiezunahme sowie Energieabnahme eines Dinges einzig und allein durch das Wirken von anderen Dingen möglich sei.

An diesem Punkte setzt der neueste, zu gleicher Zeit von Sigwart und mir unternommene Versuch ein, das Energiegesetz und den Wirkungszusammenhang von Leib und Seele aus dem anscheinenden Widerspruch zu erlösen und mit einander in Einklang zu bringen, indem darauf hingewiesen wird, daß die verschiedenen Energieveränderungen des Dinges keineswegs alle entweder Energiezunahme oder Energieabnahme sein müssen; neben diese zwei quantitativen Energieveränderungen trete vielmehr noch die qualitative Energieveränderung in ihren beiden Gestalten des Wechsels von potentieller in kinetische Energie und des Wechsels von kinetischer in potentielle Energie. Da das Energiegesetz nun einzig und allein den quantitativen Wechsel d. i. Energiezunahme und Energieabnahme für die gesammte Dingwirklichkeit verneint, so wird das Auftreten eines bloß qualitativen Wechsels die Kreise dieses Gesetzes in keiner Weise stören können.

Man möchte aber vielleicht die Frage aufwerfen, ob denn qualitative Energieveränderung eines Dinges möglich sei, ohne daß zugleich quantitative Energieveränderung dieses Dinges eintrete. Ich meine, an und für sich könne dies doch keineswegs bestritten werden; wer sich sträubt, dieses einzuräumen, wird finden, daß er es dem heimlich noch immer in ihm mitlaufenden irrigen Satze, Wirken sei ein Uebertragen, zu danken habe.

Kann aber auch der rein qualitative Energiewechsel eines Dinges in seiner Möglichkeit überhaupt nicht bestritten werden, so haben wir doch sofort diese Möglichkeit in bestimmter Weise einzuschränken, weil unsere wissenschaftliche Erfahrung wenigstens da, wo es sich um Wirkungszusammenhang der Dinge unter sich handelt, keinen einzigen Fall von qualitativem Energiewechsel kennt, mit dem nicht zugleich ein quantitativer, also Energiezunahme oder Energieabnahme, verbunden wäre. Es ist klipp und klar, daß, wo

ein Ding auf ein anderes wirkt und etwa in letzterem, wie man sagt, potentielle Energie in kinetische „ausgelöst" wird, dabei zugleich eine Energiezunahme dieses Dinges immer zu verzeichnen sei, und daß umgekehrt, wo ein Ding auf ein anderes wirkt und in letzterem kinetische Energie in potentielle „gehemmt" wird, auch zugleich Energieabnahme dieses Dinges gegeben sein werde.

Aber wenn auch das ganze Gebiet, in dem überhaupt Wirkungszusammenhang der Dinge unter sich in Frage steht, also das gesammte Gebiet der sogenannten Naturwissenschaften, ohne Zweifel in Wegfall kommt, so bleibt trotzdem die Möglichkeit bloß qualitativer Energieveränderung eines Dinges bestehen, nur muß selbstverständlich dasjenige, dessen Wirkung diese Veränderung sein soll, etwas ganz anderes sein, als ein Ding. Ein solches Nichtding ist aber eben die Seele, und daher darf der Gedanke keineswegs schlechtweg von der Hand gewiesen werden, daß die Seele, wenn sie auf den Leib wirkt, nur eine qualitative Energieveränderung, insbesondere des Gehirns wirke. Setzen wir diese Möglichkeit, so werden wir weiter zweierlei Wirken der Seele auf den Leib annehmen dürfen, nämlich ein „auslösendes", sofern an einen Wechsel von potentieller zu kinetischer Energie gedacht wird, und ein „hemmendes" Wirken, wenn der Wechsel von kinetischer zu potentieller Energie des Leibes ins Auge gefaßt wird.

Der Unterschied des Wirkens von Ding auf Ding und des Wirkens von Seele auf Ding bestände im Allgemeinen dann darin, daß die Wirkung dort eine qualitative und quantitative zugleich, hier dagegen nur eine qualitative ist.

Durch diese Aufstellung wird augenscheinlich das Energiegesetz in der Dingwelt in keiner Weise berührt, denn die Energiegröße in der Dingwirklichkeit überhaupt, um die es sich ja allein für dieses Gesetz handelt, bleibt bei aller von der Seele gewirkten Energieveränderung des Leibes, die ja eine ausschließlich qualitative ist, völlig ein und dieselbe. Der Naturwissenschaft, welche in Maß und Zahl die Vorgänge in der Dingwelt zu begreifen sucht, kann daher diese Aufstellung in keiner Weise Beunruhigung schaffen oder lästig werden, denn ich wüßte nicht, wie sie dadurch auch nur irgendwie gehindert werden sollte, der quantitativen Bestimmung körperlicher Veränderungsreihen als solchen nachzugehen und zu völlig lückenlosen Feststellungen zu gelangen.

Aber wenn auch das Energiegesetz in der Dingwelt unserer Behauptung, daß die Seele auf den Leib wirken könne, sofern eben

die Wirkung rein qualitative Energieveränderung bleibt, nichts in den Weg legt, so ist noch das Bedenken übrig, ob nicht doch umgekehrt das Wirken des Leibes auf die Seele mit diesem Gesetze in Widerspruch gerathe. Jedoch auch dieses Bedenken dürfte zu heben sein. Erinnern wir uns nur dessen, daß in dem Begriffe des Wirkens nicht etwa die Forderung mit enthalten ist, das wirkende Einzelwesen müsse, weil es wirke, sich verändern, da das Wort „das Einzelwesen wirkt" im Allgemeinen nur den Sinn vertreten kann, das Einzelwesen in dieser seiner augenblicklichen Bestimmtheit verursache d. h. sei die Bedingung oder nothwendige Voraussetzung für das Auftreten einer Veränderung an einem anderen Einzelwesen. Somit kann auch von dem Leibe, der eine Veränderung in der Seele wirkt, gesagt werden, daß er als so wirkender nicht auch selbst eine Veränderung zu erfahren brauche weder in der Quantität noch in der Qualität; und seine etwaige zu gleicher Zeit eintretende eigene Veränderung steht, wie die aller anderen Einzelwesen, auf einem ganz anderen Blatte, das von ihm nicht als wirkendem, sondern eine Wirkung erfahrendem Einzelwesen handelt. Man mache sich nur erst von der hergebrachten Meinung, daß Wirken ein Uebertragen sei, frei, und die Behauptung, daß der Leib auf die Seele wirken könne, wird selbst vor dem uneingeschränkten Energiegesetze so einwandsfrei erscheinen, wie die andere Behauptung, daß die Seele auf den Leib wirke.

Heute stehen sich in der Frage, wie der innige Zusammenhang von Leib und Seele richtig begriffen werde, thatsächlich nur noch zwei Lösungsversuche gegenüber. Der eine liegt vor in der Parallelismustheorie mit spiritualistischen Vorzeichen, der andere geht darauf aus, jenen Zusammenhang in althergebrachter Weise als Wirkungszusammenhang zu fassen und klarzustellen. Eine besondere Form dieses Versuchs ist von mir in dem zuletzt Entwickelten gegeben.

Ich meine aber, der Versuch, das menschliche Einzelwesen als Einheit von Leib und Seele aus dem Wirkungszusammenhange von Leib und Seele, die freilich dann selber auch Einzelwesen sein müssen, zu begreifen — dieser Versuch vermag, sowohl vor den Thatsachen der Erfahrung überhaupt, als auch im Besonderen sogar vor dem ganz uneingeschränkten Energiegesetze in der Dingwelt, die Probe wohl zu bestehen, und er hat vor den sogenannten Parallelismustheorien sammt und sonders den nicht zu unterschätzenden Vorzug aufzuweisen, daß er mit gar keinem metaphysischen Ballast segelt.

Frankreichs koloniale Zollpolitik.

Von

Dr. Paul Mohr-Berlin.

Zwei wichtige Fragen bewegen seit einigen Jahren das kolonialpolitische Leben Frankreichs, die sich in die Schlagworte verdichtet haben: Autonomie financière und Assimilation douanière. Das erstere besagt, daß die Kolonien, soweit möglich, finanziell selbständig gestellt werden, das zweite, daß nur eine Zollgrenze Mutterland und Kolonien umschließen solle, so daß ungehindert die Erzeugnisse der Kolonien und Frankreichs zum Austausch gelangen.

Die erstere Frage, so weit sie die Finanzpolitik betrifft, soll hier außer Betracht bleiben; an dieser Stelle soll nur die Frage der Zolleinigung resp. die Frage der Zollbegünstigung, die ja auch in Deutschland eine größere Rolle in der Kolonialliteratur spielt, näher geprüft und beleuchtet werden.

Die Schutzzollpolitik keines Landes bietet so viel des Interessanten und Lehrreichen wie die Frankreichs. Den französischen Staatsmännern hat stets mehr oder weniger die Idee eines geschlossenen Handelsstaates vorgeschwebt. Diesem Ideal hat man mit wechselnder Kraft immer zugestrebt.

Bei der Betrachtung der Wirkungen einer Kolonialpolitik hat man sich gewöhnt, in der Regel nur die Handelsziffern des Ein- und Ausfuhrhandels als Maßstab für die Wirkungen der eingeschlagenen Zollpolitik zu nehmen. Diese Art von Beurtheilung muß aber nothwendig, so einseitig in Anwendung gebracht, zu falschen Schlüssen führen — vorzüglich bei Betrachtung der Erfolge einer kolonialen Zollpolitik. Denn nicht minderen Einfluß als die Zollpolitik haben die innern Verhältnisse einer Kolonie, der Grad ihrer Verkehrsentwickelung, die Art ihrer Finanzverwaltung, der Reichthum ihrer Bodenschätze, die Nähe oder Weite ihres Absatz-

marktes, die Lage zum Weltmarkt, kurz, verschiedene sehr bedeutende andere Momente. Dennoch hat man in Frankreich sowohl bei den Berathungen über das Kolonialbudget wie in der Presse sich vorwiegend bei Untersuchung der Wirkungen der Zollpolitik auf die Statistik gestützt.

Auch in Deutschland ist die Frage der Zollbegünstigung kolonialer Produkte eine brennende geworden. Sie gehört zu den wichtigsten kolonialpolitischen Fragen, die auf das Gebiet der großen Handelspolitik hinüberspielen. Wie bekannt, sind die Meinungen über das was vortheilhafter, ob Zollbegünstigung oder Nichtbegünstigung, noch recht getheilte und während sich die Deutsche Kolonialgesellschaft für Begünstigung erklärt hat, haben sich hochangesehene Großkaufleute entschieden ablehnend ausgesprochen.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat durch eine Umfrage bei den unmittelbar interessirten Pflanzungs- und Handelsgesellschaften wie bei sonstigen Sachverständigen festgestellt:

1. daß eine Unterstützung der jugendlichen Kulturen unserer Kolonien, gegenüber den in Zeiten höherer Produktenpreise angelegten Kulturen ausländischer Kolonien dringend erforderlich ist;
2. daß eine solche Unterstützung in Form einer Zollbefreiung bezw. Begünstigung zum Mindesten auf die tropischen und subtropischen Plantagenprodukte, Kaffee, Kakao, Thee, Mais, Tabak und Gewürze sich erstrecken sollte;
3. daß eine Zollbefreiung bezw. Begünstigung der unter 2 angeführten Produkte auch für den Fall, daß die Maßregel nur auf eine bestimmte Dauer sich beschränken sollte, den Kulturen einen dauernden Erfolg sichern würde;
4. daß eine Zollbefreiung bezw. Begünstigung der unter 2 genannten Produkte erwarten lasse, daß die wirthschaftliche Erschließung unserer Schutzgebiete durch Bildung neuer kapitalkräftiger Plantagengesellschaften gefördert würde.

Diese Ansichten hat die Deutsche Kolonialgesellschaft sich zu eigen gemacht und in einer Eingabe an den Herrn Reichskanzler vertreten. Ohne irgend wie sich in die bekannten Streitfragen, ob koloniales Protektionssystem oder Freihandel hineinzumischen, ist man von rein sachlichen Erwägungen ausgegangen. In der Presse haben sich längere Erörterungen daran geschlossen und man hat vielfach auf die französischen kolonialen Förderungsbestrebungen

hingewiesen und sie zum Vergleich herangezogen, wobei bedauerlicherweise zu Tage trat, wie wenig man die gegenwärtige französische koloniale Zollpolitik noch in Deutschland kennt; nicht weniger unrichtig ist die Beurtheilung dessen, was man in Frankreich für die Zukunft erstrebt.

Daher sei hier eine Darstellung der allerdings nicht ganz einfachen zollpolitischen Verhältnisse versucht:

Worin besteht die zollgünstige Behandlung der französischen Kolonien?

Eine zollbegünstigende Politik kann dadurch zustande kommen, daß entweder ein Theil einseitig ohne Gegenleistung den andern begünstigt, oder dadurch, daß beide Theile sich gegenseitig Zollbegünstigungen zugestehen. In Frankreich finden wir einmal gegenseitig geübte Begünstigung von Mutterland und Kolonie. Das Beispiel ist Algier. Algiers Erzeugnisse werden zollfrei nach Frankreich eingeführt, wie auch umgekehrt französische nach Algier — abgesehen von dem munizipalen Octroi de mer, der noch zu besprechen ist.

Ferner aber finden wir einseitige Begünstigung des Mutterlandes von Seiten der Kolonie. Mit andern Worten: Die Waaren des Mutterlandes sind bei der Einfuhr in die Kolonie von eigentlichen Zollsätzen befreit, während die wichtigsten Erzeugnisse der Kolonie, nämlich die kolonialen Verzehrungsartikel auf dem Markte des Mutterlandes keiner Begünstigung theilhaftig sind, vielmehr hohen Finanzzöllen unterliegen. — Eine kleine Aenderung ist jüngst insofern eingetreten, als der französische Minimaltarif für koloniale Artikel etwas ermäßigt, der Generaltarif dagegen bedeutend erhöht wurde.

Gehen wir nunmehr an eine genauere Prüfung der gesetzlichen Grundlagen für die zollpolitische Behandlung der Kolonien.

Es sind zwei Gruppen von französischen Besitzungen zu unterscheiden, die eine auf die das Gesetz vom 11. Januar 1892 anwendbar ist und die andere, auf die es nicht angewendet werden kann.

Zu der ersteren Gruppe gehören:

1. Martinique und Guadeloupe, 2. St. Pierre und Miquelon, 3. Neu-Caledonien, 4. Gabun, 5. Réunion und Mayotta, 6. Algier, 7. Indochina, 8. Guyana.

Zu der zweiten Gruppe, auf die der Generalzolltarif des

Mutterlandes vom 11. Januar 1892 durch internationale Verträge nicht verwendbar ist resp. nicht angewendet wird, gehören:

1. Senegal, 2. Guinea, 3. Elfenbeinküste, 4. Kongobecken, 5. Obock, 6. Nossi-Bé, 7. Diégo-Suarez, 8. St. Marie de Madagascar, 9. Die ostindischen Plätze, 10. Die ozeanischen Besitzungen.

Was das Verhältniß Algiers zu Frankreich betrifft, so ist hier am entschiedensten der Gedanke einer Zolleinigung, gegenseitig sich gleich begünstigender Behandlung zum Ausdruck gelangt. Noch bis zum Jahre 1843 bestanden in Algier Ausfuhrzölle für Ausfuhrartikel nach Frankreich, bis zum Jahre 1851 sogar für Waaren nach dem Ausland, die Jahre 1857, 1867 und 1884 bezeichnen die beginnende Wandlung und die Zolleinigung.

Für Indochina ist die Zolleinigung mit dem Mutterland seit 1887 durchgeführt, d. h. es trat der hohe Generalzolltarif in Geltung und außerdem wurde durch besondere Zölle die Ausfuhr nach Frankreich begünstigt. Das Prinzip erlitt aber hier schon Schiffbruch, indem man den eigenthümlichen Lebens- und Bedürfnißverhältnissen der Kolonie Rechnung tragen mußte und für zahlreiche Lebens- und Genußmittel einen Sondertarif aufstellte, der aber auch noch zu hoch und zu wenig ausgedehnt war, sodaß er 1889 und 1893 verbessert werden mußte. Seit 29. Dezember 1898 ist auch für bestimmte Hauptausfuhrwaaren ein Ausfuhrzoll in Geltung. Zudem aber — und das ist der entscheidende Punkt — wichtige Ausfuhrartikel Indochinas mußten bei der Einfuhr nach Frankreich einen hohen Finanzzoll zahlen. Es ist also Frankreich einseitig begünstigt, während Indochina sich durch seinen dreifach abgestuften Zolltarif gegen das Ausland drei indochinesische Mauern errichtet hat.

In gleicher Weise ist der Generalzolltarif auf die in der Gruppe I genannten Kolonien Martinique und Guadeloupe, St. Pierre und Miquelon, Neu-Caledonien, Gabun, Réunion, Mayotta ausgedehnt. Nur sind auch hier besondere Tarife resp. Abänderungen des Generalzolltarifs eingeführt, um den nothwendigsten Bedürfnissen der Kolonie Rechnung zu tragen. Neben diesen Zolltarifen, die die Einfuhr aus fremden Ländern allein treffen, haben aber die meisten Kolonien noch einen sogenannten octroi de mer, der für die Kolonien selbst erhoben wird. Dieser ist öfters ziemlich hoch und geeignet, den Handel zu erschweren, ohne besonders zu nützen. Ein Beispiel ist Neu-Caledonien. Es ergiebt sich daher folgendes Bild:

Algier hat gegen das Ausland

a) seinen Maximaltarif im Falle das betr. Land nicht meistbegünstigt,

b) seinen Minimaltarif für die meistbegünstigten Länder.

Algier hat gegen alle Länder, einschließlich Frankreich, seinen munizipalen octroi de mer, der ziemlich hoch ist, wozu noch die surtaxe de pavillon kommt, der Aufschlag für Einfuhr auf nicht französischen Schiffen.

Der octroi de mer beträgt

	per 100 kg
bei Kaffee	30 Frcs.
„ Stärkezucker . . , ...	10 „
„ Zucker roher und Farin	15 „
„ „ raffinirter	20 „
„ Thee	25 „
„ Pfeffer	35 „
„ Muskatnuß, Muskatblüthe, Vanille	100 „
„ Zimmt und Zimmtkassia . . .	45 „
„ Nelken und Nelkenstengel . . .	40 „

Die Alkoholika unterliegen noch einer besonderen Abgabe nach bestimmten Merkmalen, meistens 50 Frcs. per hl.

Welches waren die Wirkungen dieser Maßregel? Unter dem Vorbehalt, daß der Ausfuhrhandel nur ein nicht immer genau anzeigender, allein brauchbarer Barometer, der die Handelsbewegung und damit die Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte anzeigt, sehen wir Folgendes:

Frankreich kaufte von Algier in Millionen Francs Waaren:

1891 . . .	186.7	1896 . . .	196.8
1892 . . .	195.3	1897 . . .	237.9
1893 . . .	142.4	1898 . . .	224.4
1894 . . .	207.7	1899 . . .	279.7
1895 . . .	245.7		

Algier kaufte von Frankreich:

1891 . . .	207.1	1896 . . .	217.9
1892 . . .	189.6	1897 . . .	216.1
1893 . . .	184.8	1898 . . .	225.5
1894 . . .	199.3	1899 . . .	260.4
1895 . . .	203.2		

Mutterland und Kolonie kauften sich also fast gleichviel ab, ersteres im Zeitraum von 1896—99 etwas mehr (939.8 Mill. gegen 919.8) vom letzteren.

Der Bedarf Algiers vom Ausland war demgegenüber ziemlich gering, im Durchschnitt der Jahre 1895—1998 53 Mill. Frcs.

Hiervon gänzlich verschieden hat sich die Handelsbewegung der zukunftsreichsten französischen Besitzung, Indochina, gestaltet.

Indochina*) kaufte von Frankreich im Jahre 1886 für 15.5 Mill. Frcs., 1890 für 20.5 Mill. Frcs., 1900 für 74 Mill. Frcs., d. h. 1900 hat es $3^1/_2$ mal so viel französische Waaren gekauft wie 1890. Es betrug die französische Einfuhr in Prozent der Gesammteinfuhr:

1890	31 Proz.
1895	31 "
1897	40 "
1899	47 "
1900	40 "

Die Einführ ist demnach innerhalb der letzten 10 Jahre beständig im Wachsen geblieben.

Man betrachte folgende Uebersicht:

	Indochinas Gesammteinfuhr	
	von Frankreich	von dem übrigen Ausland
1890 . . .	20.5 Mill. Frcs.	43.3 Mill. Frcs.
1891 . . .	21.7 " "	46.1 " "
1892 . . .	18.4 " "	50.2 " "
1893 . . .	18.9 " "	49.1 " "
1894 . . .	20.1 " "	47.8 " "
1895 . . .	28.3 " "	61.7 " "
1896 . . .	30.5 " "	50.5 " "
1897 . . .	35.7 " "	52.4 " "
1898 . . .	44.4 " "	58.0 " "
1899 . . .	55.2 " "	59.2 " "
1900 . . .	74.0 " "	111.8 " "

Die Einfuhr von dem übrigen Ausland wuchs um 156 Proz., diejenige aus Frankreich um 270 Proz. Die Ausfuhr nach Frankreich stieg von 2.3 Mill. Frcs. (1890) auf 34.7 Mill. Frcs. (in 1900).

*) D. s. Cochinchina, Annam, Cambodscha, Tongking, Laos und ein paar Schanstaaten, heute 940 000 qkm mit 22—25 Mill. Bewohner.

diejenige nach dem übrigen Ausland von 54.6 Mill. Frcs. auf 120.9 Mill. Frcs. Auch hier ist das Bemerkenswertheste das rasche Anwachsen des französischen Handels.

Eine Betrachtung im Einzelnen aber ergiebt einen sicheren Fortschritt der Kolonie. Die Finanzen, dieses „Antlitz des Staates", um ein öfter zitirtes Wort L. von Stein's zu gebrauchen, sind höchst erfreulich. Indochina erzielt bereits Ueberschüsse, es steuert zu den Militärlasten 10 Mill. Frcs., für 1901 ist sein Budget auf 22 998 000 Piaster, seine Ausgaben auf 22 982 000 Piaster veranschlagt. Es ist im Begriff, sich ein Eisenbahnnetz von fast 2000 km zu beschaffen, wozu es eine Anleihe von 200 Mill. Frcs. aufgenommen hat.

Sein Außenhandel wird von Jahr zu Jahr blühender. Die Zahlen des Gesammt-Außenhandels sind geeignet, geradezu verblüffend zu wirken.

Von 1890 bis 1900 betrug die Zunahme 218 Proz.!

Der Gesammt-Außenhandel enthält den Ein- und Ausfuhrhandel, den Küsten- und den Transitverkehr.

Gesammt-Außenhandel:

1890	145	Mill. Frcs.
1897	257	„ „
1898	298	„ „
1899	361	„ „
1900	471	„ „

Hierzu kommt noch die wachsende innere wirthschaftliche Entwicklung. Der Reisanbau gewinnt weiter an Ausdehnung, zahlreiche neue Kulturen entstehen, Indochina wird ein Kautschuk exportirendes Land, Annam führt schon ansehnliche Quantitäten Thee aus.

Lehrreich sind folgende Uebersichtszahlen:

	Pfeffer aus Saigon	Thee aus Annam	Kautschuk aus Indochina	Badian-Oel aus Tongking
		in tons à 1000 kg		
1897	1323	10	—	41
1898	2325	39	—	24
1899	2016	137	52	27
1900	2538	180	339	45

Den wichtigsten Ausfuhrartikel aber bildet der Reis, von dem Frankreich gleichfalls steigende Mengen bezieht.

Ausfuhr von Reis aus Cochinchina und Kambodscha:

	nach Frankreich	n. fr. Kolonien	nach Europa	nach Hongkong
		in tons à 1000 kg		
1897 . . .	86 979	15 723	134 661	306 608
1898 . . .	151 230	22 993	18 930	420 552
1899 . . .	107 376	11 933	83 260	504 289
1900 . . .	140 965	18 580	43 914	451 802

Ausfuhr von Reis:

	nach Singapore	nach Ländern, bisher nicht angeführt, Asiens und Ozeaniens (meist Java und Philippinen).
1897 . . .	120 423	87 174
1898 . . .	22 179	47 352
1899 . . .	32 197	84 998
1900 . . .	38 409	188 664

Die Gesammtausfuhr betrug demnach:

1898 . . . . 733 236 tons
1900 . . . . 882 334 „

Sind das Erfolge der französischen Kolonialpolitik oder nicht?

Zudem muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß einzelne der Ausfuhrzölle auf Gewürze eine exorbitante Höhe haben, die geeignet erscheint, die Ausfuhr dieser wenig rentabel zu machen, so z. B. möchten wir den Rückgang in der Ausfuhr des Kannehls so erklären. Auch sind verschiedene Ausfuhrzölle, wie die auf Baumwolle, nicht recht angebracht.

Im Ganzen und Großen aber dürfte das Richtige getroffen sein, durch den Spezialtarif werden die chinesischen Nahrungsmittel zum Theil befreit, zum Theil nur wenig belastet, durch den Generaltarif aber werden die fremden Waaren schlechter behandelt und die französischen begünstigt.

Beachtenswerth ist noch, daß bez. der britischen Kolonien und der französischen ein Handelsabkommen nicht existirt, der englisch-französische Meistbegünstigungsvertrag vom 28. Februar 1882 umfaßt nur England auf der einen und Frankreich und Algier auf der andern Seite

Wenden wir uns nun von Asien nach Afrika, wo Frankreich sich ein größeres Kolonialreich (9,7 gegen 8,5 Mill. qkm) als England gegründet hat. *)

Auch hier sehen wir den Handel der meisten französischen Kolonien in einem geradezu beispiellosen Aufschwung.

*) Vgl. die deutsche Kolonialzeitung: Artikel. Theilung Afrikas. 1901.

Der Gesammthandel von Madagaskar betrug:

1896 erst . . .	17.5	Mill. Frcs.
1898 bereits . .	26.6	„ „
1899 stieg er auf	35.9	„ „
1900 auf . . .	50.6	„ „

Der madagassische Handel hat sich demnach in vier Jahren verdreifacht.

Wie nicht anders zu erwarten bei einer jungen aufstrebenden Kolonie, ist die Einfuhr bedeutend größer als die Ausfuhr.

Dieselbe betrug:

1889 . .	2.0 Mill. Frcs.,	davon aus Frankreich	1.5 Mill. Frcs.
1895 . .	6.2 „ „	„ „ „	1.7 „ „
1898 . .	21,6 „ „	„ „ „	17.0 „ „
1899 . .	27.9 „ „	„ „ „	24.3 „ „
1900 . .	39.8 „ „		

Die Ziffer für 1900 ist noch nicht bekannt geworden, dürfte aber größter Wahrscheinlichkeit nach zum weitaus größeren Theil die französische Herkunft der Waaren anzeigen.

Bis zum Jahre 1897 bestand ein Werthzoll von 10 Proz. Dieser wurde durch Dekret vom 16. Oktober des genannten Jahres aufgehoben und durch den französischen Generaltarif ersetzt. Durch zwei andere Dekrete vom 28. Juli 1897 und 31. Mai 1898 wurde die Einfuhr, namentlich von Baumwollzeugen getroffen, in denen besonders die Amerikaner und Engländer den Markt beherrschten. Der erstere Tarif, der noch zu niedrig schien, wurde durch das 1898er Dekret verschärft, wodurch die Eroberung des Marktes den Franzosen gelang.

Zwei Ziffern zeigen den Umschwung:

	Einfuhr von verschiedenen Geweben: gesammte	französische
1896 . . .	7 020 000 Frcs.	1 830 333 Frcs.
1898 . . .	8 513 521 „	6 246 000 „
1899 . . .	846 775 „	7 994 086 „
1900 . . .	12 285 905 „	

Auch Neu-Caledonien, Réunion zeigen ein deutliches Anwachsen des französischen Handels und im Besonderen der französischen Einfuhr.

Gesammteinfuhr in Neu-Kaledonien:

1889 .	9.4 Mill. Fcs.,	davon aus Frankreich u. franz. Kolonien	4.0	Mill. Fcs.
1895 .	7.3 „ „	„ „ „ „ „ „	3.8	„ „
1899 .	10.9 „ „	„ „ „ „ „ „	6.5	„ „
1900 .	12.1 „ „	„ „ „ „ „ „	6.0	„ „

Gesammteinfuhr in Réunion:

1887 . . .	17.5 Mill. Fcs.,	davon aus Frankreich	7.8	Mill. Fcs.
1892 . . .	25.0 „ „	„ „ „	11.9	„ „
1896 . . .	21.0 „ „	„ „ „	11.8	„ „
1899 . . .	20.9 „ „	„ „ „	12.8	„ „
1900 . . .	22.0 „ „	„ „ „	13.6	„ „

Welches sind nun die Begünstigungen, die das Mutterland den Kolonien für die Octroyierung des französischen Zolltarifs gewährt hat bezw. noch gewährt.

Nossi Bé erhielt 1892 die Vergünstigung, zum halben Zollsatz des Mutterlandes: 100 kg Vanille, 15 000 Liter Rum einzuführen, desgleichen St. Marie de Madagaskar: 2500 kg Gewürznelken, 4 000 Liter Rum, die französischen Besitzungen in der Südsee: 110 kg Vanille.

In entsprechender Weise erhielten Guadeloupe für Kaffee, Kakao, in Bohnen und gemahlen, Kakaobutter, Chokolade, Vanille; Hinterindien für Pfeffer, Piment, Gewürznelken; Réunion für Kaffee, Vanille die Vergünstigung bei der Einfuhr dieser Erzeugnisse nach Frankreich den halben Zoll zahlen zu dürfen. Die Vergünstigung wurde jedoch nur bei direkter Einfuhr und nach Ausstellung eines Ursprungszeugnisses ertheilt. Erwägt man nun, daß die Zölle Frankreichs für die genannten Artikel ziemlich hoch sind, so kann man nicht behaupten, daß die Vergünstigung sehr groß ist. Auch haben die genannten Produkte, wie sie oben ihrer Quantität nach für das Jahr 1892/93 gegeben wurden, für den Gesammtaußenhandel eine nur beschränkte Bedeutung und fallen nicht sehr ins Gewicht.

Das Gleiche finden wir bei den nicht dem französischen Generalzolltarif unterworfenen Kolonien. Auch hier ist die Begünstigung nur auf einzelne Kolonialprodukte ertheilt und nach bestimmten, in jedem Jahr erhöhten Quantitäten.

Untersuchen wir hier zuerst die Handelsverhältnisse in der Senegalkolonie! Die Geschichte der handelspolitischen Regelung dieses Besitzes ist ein ziemlich getreues Spiegelbild der Handelspolitik Frankreichs in den letzten Jahrhunderten. Von 1626, dem Jahr der Gründung der Senegalkompagnie, bis 1816 ist die Zeit

der großen Kompagnien und Handelsmonopolgesellschaften. Es ist die Zeit des alten Pacte coloniale, deren Wesen man in die bezeichnenden Worte zusammenfaßte: „Tout de la métropole, tout à la métropole, tout par la marine métropolitaine“. Von 1816—1848 bezw. 1863 herrschte ein gemilderter Pacte Coloniale. Man wollte, verführt durch die reichen Kulturen der Antillen und Indiens, hier etwas Aehnliches schaffen. Ein französisches Brasilien sollte hier entstehen. Baumwollpflanzungen wurden angelegt, Versuche gemacht mit dem Anbau von Indigo, Kaffee, Cochenille, Rum. Jedoch alles schlug fehl. Nur der Erdnußhandel begann sich gut zu entwickeln. Neben Kautschuk und Gummiexport ist der Erdnußhandel das charakteristische Merkmal des Senegalhandels. Es werden jetzt beinah an 100 000 tons Erdnüsse im Werthe von ca. 14—15 Mill. Frcs. exportiert. In früheren Jahren erzielten sie auf den europäischen Märkten sehr viel höhere Preise, aber die Konkurrenz der egyptischen und indischen Nüsse haben einen großen Preissturz zur Folge gehabt. Der Senegal ist eine Kolonie Bordeaux', jedoch sendet die meisten Einfuhrwaaren wie Dachziegeln, Kalk, Cement, Seifen rc. Marseille, Bordeaux liefert seine Weine, Indien neben England senden ihre Baumwollzeuge; namentlich die aus den französisch-indischen Plätzen stammenden Guineazeuge erfreuen sich großen Absatzes. Sie werden zu einem Zoll von 0,375 Frcs. per ein Stück von 15 m gegen 1,275 Frcs. für fremde Baumwollzeuge eingeführt, was zu einer großen Bewegung unter den französischen Hochschutzzollpolitikern der Richtung Méline's geführt hat. Die Zollsätze der Senegalkolonie sind durch die Dekrete vom 20. Juni 1872, 14. Juni 1881, und 2. Dezember 1890 festgesetzt. Es sind Werthzölle. Ihnen unterliegen sämmtliche Waaren, woher sie auch kommen mögen.

Zu diesen Zöllen kommen aber noch gewisse Aufschlagszölle, von denen nur die fremden Waaren getroffen werden, sodaß sich eine kleine Zollvergünstigung für französische Waaren ergiebt.

Einfuhr von Guineastoffen ins Senegalgebiet:

	französischer Ursprung	fremder Ursprung	Gesammtwerth
1895 . . .	1 289 434 Frcs.	1 029 112 Frcs.	2 318 546 Frcs.
1896 . . .	1 644 736 „	2 321 636 „	2 966 372 „
1897 . . .	1 079 396 „	1 221 333 „	2 300 729 „
1898 . . .	1 196 395 „	1 527 711 „	2 724 106 „
1899 . . .	1 642 945 „	2 179 304 „	3 822 249 „
	6 852 906 Frcs.	8 279 096 Frcs.	15 132 002 Frcs.

Im Mittel im Jahr:

französische Baumwollartikel . .	1 370 582 Frcs.
fremde „ . .	1 656 819 „
	3 026 401 Frcs.

Daß die französische Industrie in diesen allerbilligsten Textilfabrikaten gegen die englische nachsteht, ist allgemein bekannt.

Seit 16. Januar 1901 ist auf Kautschuk ein Ausfuhrzoll von 5 Proz. gelegt. Vorher seit 1880 betrug er 1,50 Frcs. pro Doppelzentner. Im Flußgebiet des Kasamannca ist aber der 7 proz. Werthzoll geblieben.

Die Werthzölle für die Einfuhrwaaren betrugen 7 Proz., ebenso die Ausfuhrzölle.

Die Einfuhr aus Frankreich ist stark im Zunehmen begriffen, sie hat die ausländische schon überholt. Das Land wird jetzt nach seiner im Anfang der 90 er Jahre erfolgten Befriedung überall erschlossen. Vom Senegal zum Niger wird eine Eisenbahn gebaut.

	Gesammteinfuhr:	Davon aus Frankreich:
1889 . . .	22.9 Mill. Frcs.	8.9 Mill. Frcs.
1892 . . .	24.2 „ „	12.2 „ „
1895 . . .	28.2 „ „	15.1 „ „
1898 . . .	33.1 „ „	16.1 „ „
1899 . . .	50.0 „ „	30.7 „ „
1900 . . .	46.8 „ „	29.0 „ „

Die Ausfuhr betrug: 1899 . . . 23.5 Mill. Frcs.
1900 . . . 32.9 „ „

Der Gesammt-Ausfuhr- und Einfuhr-Handel:

1892 . . .	41.5 Mill. Frcs.
1895 . . .	40.7 „ „
1898 . . .	62.3 „ „
1899 . . .	73.6 „ „
1900 . . .	79.5 „ „

Auch hier eine günstige Entwickelung!

Was die übrigen westafrikanischen Besitzungen anbetrifft, Guinea*), Elfenbein-, Dahome- und Kongogebiet, so gelten in Guinea 7 Proz. Ausfuhrwerthzölle, in Dahome galt ein Zolltarif vom 1. April 1890 bis 1. März 1893 für alle Waaren. Darauf

*) Siehe hierzu meinen Aufsatz in der Rundschau für Geographie und Statistik. Wien. Augustheft. Französisch-Guinea.

ist nur eine Verzehrsteuer eingeführt, die nicht sehr hoch ist. Nur für Seesalz beträgt sie 6 Frcs. pro Tonne, für Steinsalz 14 Frcs.

Um den Werth der gewährten Zollvergünstigungen später beurtheilen zu können, werden wir gleichfalls die Hauptausfuhrartikel näher betrachten müssen. Von Dahome ist nur ein schmaler Küstenstreifen von etwa 5000 Quadratkilometern dem Handel erschlossen. Dahome ist das Land der Kokospalme. Seine Ausfuhr besteht vornehmlich in den Erzeugnissen derselben.

Es wurden ausgeführt:

	an Palmöl	Palmkernen	Kokosnüssen
1890 . . .	5224 tons	14 653 tons	32.5 tons
1899 . . .	9650 „	21 850 „	45.6 „

Gesammt-Ausfuhr- und Einfuhr-Handel:

1892 . . .	13.6	Mill. Frcs.
1895 . . .	21.0	„ „
1898 . . .	17.5	„ „
1899 . . .	25.0	„ „
1900 . . .	28.2	„ „

Gering ist noch die Ausfuhr von Copra, Kola- und Erdnüssen, sowie an Kautschuk*).

Von Kotonu wird zum Niger eine Eisenbahn gebaut, die Vorstrecke zur Transsahara-Bahn — Kotonu-Algier**).

Welch' ein Stolz für Frankreich: Keine französische Kolonie ohne eine Eisenbahn, dieses wichtigste Hilfsmittel moderner wirthschaftlicher Entwickelung! Welche Beschämung für Deutschland, hinter Frankreich und England, nein auch **Portugal** so unendlich zurückzustehen.

Wollen wir warten, bis der Verkehr von unsern Häfen abgezogen, bis die Handelsgewohnheiten mit dem Verkehr sich andern fremden Erzeugnissen zugewandt? Auch unsere Kolonien sind nicht für Verwaltungsbeamte da, sondern für Kaufleute und sonstige Erwerbtreibende.

Doch zurück zu den französischen Kolonien! Dahome baut seine Bahn, das sei hier noch bemerkt, zum Theil aus den Ersparnissen der Kolonie! Das Rezept sei zur Nachahmung empfohlen.

*) Vgl. meinen Aufsatz „Dahome" in Heft 16 der kolonialen Beiträge 1901.
**) Vgl. meinen Aufsatz: Frankreichs Erfolge und Pläne in Innerafrika. Wolf's Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Heft 6. 1901.

Die Elfenbeinküste produzirt außer den Erzeugnissen der Kokospalme noch Kautschuk, Kaffee und Mahagoniholz. Die Goldausfuhr ist im Rückgang.

Die Elfenbeinküste existirt als selbständig verwaltete Kolonie erst seit 10. März 1893. Seit diesem Zeitpunkt ist es also erst möglich, ihre wirthschaftliche Entwickelung zu verfolgen.

1896	Gesammthandel . . .	9.3	Mill.	Frcs.
1898	" . . .	10.5	"	"
1899	" . . .	12.2	"	"
1900	" . . .	17.1	"	"

Der Gesammtaußenhandel von Kamerun, einem Gebiet von 495 000 Quadratkilometern, betrug 1898 = 13.8 Mill. Mk., war demnach noch um 4.9 Mill. Mk. größer als der Handel der rund 300 000 Quadratkilometer großen ungesunden Elfenbeinküste. Im Jahre 1900 aber betrug der Handel

der Elfenbeinküste = 13.8 Mill. Mk.

fast gleich dem gesammten Ein- und Ausfuhrhandel Deutsch-Ostafrikas im Jahre 1899*). Der Gesammthandel Kameruns für 1899 ist bedauerlicher Weise jetzt 1901 noch nicht einmal bekannt geworden.

Die Ausfuhr all dieser Gebiete besteht aber zum größten Theil in den natürlichen Bodenerzeugnissen und edlen Hölzern. Unsere Kolonie Kamerun könnte demnach auch schon andere Erfolge aufweisen.

Ausfuhr der Elfenbeinküste:

	Palmkerne	Palmöl	Kautschuk**)	Ebenholz	Kaffee	Gold
			in tons à 1000 kg			
1896 . . .	1247	5012	141		. . .	
1897 . . .			198			
1898 . . .	2266	4331	290	12 696	41	101 kg
1899 . . .	1972	4571	633			
1900 . . .	3107	4340	1052	13 420	247	8 "

Die Kautschuk- und Mahagonigewinnung wird auch in Zukunft noch größeren Umfang annehmen, da die westlichen Theile der Kolonie sowie das Hinterland noch unausgebeutet sind. Das

*) Der Handel Deutsch-Ostafrikas war 1899 nur 14.7 Mill. Mk., beträgt also bedeutend weniger als derjenige Dahomes.

**) Es ist interessant zu sehen, wie sich der Export der andern afrikanischen Kautschuk-Exportgebiete verhält. Lagos und Angola exportiren von Jahr zu Jahr weniger, die englische Goldküste, Kamerun mehr.

beste Mittel hierzu wird die Eisenbahn bilden, die von Alidjean-Adjamé nach dem Kong geplant ist. Der Bau der Bahn ist bereits im Jahre 1900 durch das Comité des travaux publics des colonies gebilligt worden, die Vorstudien nähern sich jetzt ihrem Ende, sodaß 1902 mit dem Erbau selbst begonnen wird.

Die blühendste der erwähnten Kolonialbesitzungen Frankreichs ist Guinea, das etwa 260 000 qkm groß ist, demnach um 230 000 qkm kleiner wie Kamerun ist und doch dessen Handel übertrifft.

Gesammthandel:			
1892 . . .	7.6	Mill.	Frcs.
1895 . . .	10.3	"	"
1898 . . .	16.8	"	"
1899 . . .	24.9	"	"
1900 . . .	24.0	"	"

Hinsichtlich der Herkunfts- und Bestimmungsländer steht an erster Stelle England. Aus dem Vereinigten Königreich kommt der Hauptausfuhrartikel: die Baumwollgewebe, ebendahin geht die Kautschukausfuhr, da der Londoner Markt noch die besten Preise zahlt. Für Frankreich sind Havre und Marseille die Hauptmärkte, aber auch Bordeaux gewinnt an Bedeutung.

Frankreich liefert in der Hauptsache Metallwaaren, Wein und Reis.

Ausfuhrprodukte:

	Kautschuk	Palmkerne	lebendes Vieh	Gummi
		in 1000 Frcs.		
1897 . . .	4899	435	488	266
1898 . . .	5939	398	513	207
1899 . . .	6993	413	866	255

Zollbegünstigt ist die Einfuhr von Kaffee und Bananen, von dem ersteren können 1900/1901 25 tons, von dem letzteren Artikel 250 tons nach Frankreich eingeführt werden.

Die letzte der hier zu berücksichtigenden französischen Besitzungen ist Fr. Kongo mit Gabun 1.8 Mill. qkm groß.*) Zollpolitisch betrachtet zerfällt sie in zwei Theile. In dem frühern Gabun ist die Einfuhr französischer Waaren zollfrei, im übrigen Kongogebiet unterliegen sämmtliche Waaren einem Zoll von 6 Prozent.

*) Der unabhängige Kongostaat ist 2.3 Mill. qkm, also fast noch einmal so groß.

Der Gesammthandel war:

1892 . . .	5.6	Mill.	Frcs.
1895 . . .	10.5	„	„
1897 . . .	8.8	„	„
1898 . . .	10.5	„	„
1899 . . .	13.3	„	„

Die französische Kongokolonie hat mannigfaltige Wechselfälle erlitten, von denen auch die Statistik ein getreues Abbild wiedergiebt.

Der Reichthum des Landes besteht in Kautschuk, Elfenbein, und Edelhölzern. Die Kolonie ist auch darum für Deutschland interessant, weil circa 41 Gesellschaften das Land zu wirthschaftlicher Erschließung erhalten haben. Das Vorbild zur Beleihung dieser Gesellschaften bot der unabhängige Kongostaat. Jedoch das berühmte, beinahe berüchtigte Vorbild hat nicht viel geholfen, aus mehreren Gründen brach eine ökonomische Krisis aus, über deren eigentliche Ursache man noch heute streitet. Leute, die sonst ziemlich freihändlerisch gesinnt sind, schoben sie auf die Begünstigungen, die der Kolonie zu Theil werden, obgleich sie sich damit widersprechen, da doch ein Nichtzollzahlen, ein laisser-aller, in ihrem eigensten Prinzip liegen müßte. Andere wiederum, denen große Landgesellschaften ein Dorn im Auge, schoben sie auf die großen Konzessionen, wieder andere, denen die ganze Richtung nicht paßt, gaben dem mangelnden französischen Kolonisationstalent die Schuld. Richtig dürfte sein, daß mehrere Gründe die Krisis verschuldet, nicht am wenigsten die hohen übertriebenen Anforderungen an die Gesellschaften. Auch ist die Kolonie zweifellos zu umfangreich. Um auch finanziell besser wirken zu können, müßte sie getheilt werden, damit nicht theilweise aufs Hauptbudget der Kolonie die Kosten der Eroberung und Befriedung fremder Gebiete, wie das Scharibecken und der Tschadseeländer zurückfallen, wodurch wieder andere Aufgaben leiden.

Im Einzelnen seien die Zahlen der Hauptausfuhrartikel angeführt:

Ausfuhr von:

	Kautschuk		Elfenbein in tons à 100 kg		Edelhölzer	
		Mill. Frcs.		Mill. Frcs.		Mill. Frcs.
1896 . .	546	Werth 2.6	95		3679	
1897 . .	518	„ 2.4	105		5523	
1898 . .	578	„ 2.7	102		2886	
1899 . .	670	„ 3.0	100	Werth 1.8	5753	Werth 1.1
1900 . .	656		152		6475	

Danach ist die Ausfuhr eine höchst bedeutende.

Wenig ins Gewicht fällt die Ausfuhr von Kaffee (34 tons in 1900), Kakao (14 tons), zwei Artikel, die Zollvergünstigung bei der Einfuhr nach Frankreich erhalten.

Ohne Zweifel gegenüber dem Kongostaat sind diese Erfolge gering. Dort finden wir, daß sich die Hauptausfuhrwaare in 12 Jahren verhundertfacht hat.*) Aber mit welchen Opfern ist dies von dem im Namen der Zivilisation handelnden Staat erreicht worden! Die stets wiederkehrenden Revolten sind der Beweis hierfür.

Die Entwicklung von französisch Kongo wird eine langsamere sein, sie beginnt schon jetzt günstige Ansätze zu zeigen. Man beachte, daß z. B. an Kokusnüssen 688 tons, an Palmöl 112 tons, an Piassava 107 tons im Jahre 1900 ausgeführt wurden. Außerdem hat man Eisen und Petroleumquellen gefunden, es dürften demnach die Aussichten jener Gesellschaften nicht so ungünstig sein.

Keineswegs aber ist die zeitweilige Krisis, wie manche mit den einschlägigen Verhältnissen mangelhaft betraute Leute versichert haben, auf die Zollbegünstigung der wenigen Tonnen Kaffee und Kakao zurückzuführen.**)

Wir sind jetzt an den Punkt angelangt, wo wir die Ergebnisse der vorangestellten Untersuchung zusammenfassen können.

Die bisherige französische Schutzzollpolitik in Bezug auf die Kolonien hat Folgendes auf das Unzweideutigste bewiesen:

1. Die vollständige Unmöglichkeit eines einheitlich Mutterland und Kolonien umschließenden Außenzolltarifs, sowie die Unmöglichkeit einer Zollunion zwischen Mutterland und Kolonien.

---

*) 1887 Ausfuhr von Kautschuk 30 tons im Werthe von 116 768 Frcs.
1898 „ „ „ 2133 „ „ „ „ 15 850 987 „
1899 „ „ „ 3746 „ „ „ „ 28 160 917 „

**) Tunis nimmt eine gesonderte Stellung ein. Die Zolleinigung ist hier erst im Stadium der Vorbereitung. Die fremden Waaren zahlen bei der Einfuhr nach Tunis einen Zoll, während die französischen Waaren zum größten Theil zollfrei sind. In Folge dessen ist der Handel Frankreichs mit Tunis gleichfalls in starkem Anwachsen.

	Handel von Tunis mit Frankreich	Gesammtaußenhandel
1896 . . .	47.3 Mill. Frcs.	80.9 Mill. Frcs.
1897 . . .	57.8 „ „	90.5 „ „
1898 . . .	71.5 „ „	97.0 „ „

Die Gründe dafür sind zu finden:

1. in der außerordentlichen Verschiedenheit der Kolonien nach Lage, Produktion und Konsumtion;
2. in dem Umstand, daß Frankreich als Wirthschaftsgebiet zu klein ist, um die sämmtlichen Produkte seiner Kolonien in sich aufzunehmen. Es ist aber auch nicht in der Lage, die sämmtlichen Verbrauchsgegenstände seiner Kolonien nach Quantität und Verschiedenartigkeit zu produziren.

Billiard in seinem Büchlein über französische Kolonialpolitik und Organisation sagt daher mit vollem Recht, daß in dem Augenblicke, wo eine kolonisirende Nation nicht das aufzunehmen vermag, was eine Kolonie in der reichen Fülle ihrer Kräfte zu produziren vermag, es eine gesunde Politik erfordert, dem Ueberfluß einen Abzugskanal nach dem Ausland zu eröffnen. Das einzige Privilegium, welches man rechtmäßiger Weise als Preis für die Opfer der ersten Okkupation und des militärischen Schutzes zu fordern vermag, ist ein gewisses Begünstigungssystem, d. h. sei es eine volle Zollfreiheit, sei es das Benefiz eines Tarifs, der bedeutend niedriger ist als derjenige, der der fremden Konkurrenz auferlegt ist. In Summa, eine derartige Situation ist nur eine Anwendung des protektionistischen Systems, in dem das Mutterland die Rolle der meistbegünstigten Nation spielt.

Billiard beurtheilt auch demgemäß die englische Kolonialpolitik ganz richtig, wenn er schreibt:

Man ist versucht zu fragen, zu welchem Zweck eine Nation sich die Kosten und Opfer einer fernen Eroberung auferlegen würde, wenn alle Völker sich in Bezug auf den Handel vollkommenster Gleichheit erfreuen sollten. Dennoch seit einem Jahrhundert ist dies die beständige Politik einer europäischen Macht, die nicht im Rufe steht, sich dupiren zu lassen — Englands Potitik. Es findet den Grund in der unbestreitbaren industriellen und kommerziellen Ueberlegenheit Englands. Es riskirt nichts durch seine Konkurrenz. Andererseits indem es sich eines Marktes bemächtigt, schützt es sich gegen die Eventualität, daß jemand anders diesen Markt ihm verschließen könnte.

Deutschlands Industrie kann mit der englischen auf dem ausländischen Markt in den hier in Betracht kommenden Artikeln zweifellos rivalisiren, darum ist es für Deutschland nicht nothwendig, seine Kolonien gegen den englischen Wettbewerb zu schließen.

Eine andere Frage ist aber die, ob Deutschland die Erzeugnisse seiner Tropengebiete durch Zollbefreiung bei der Einfuhr nach Deutschland begünstigen soll. Hierdurch wird kein ausländischer Staat geschädigt. Diese Zollbefreiung soll eine der nothwendigen Ermunterungen für die Kolonien sein, sie ist als eine zeitweise Maßregel gedacht. Es berührt den in seinen Forderungen bescheidenen Kolonialfreund geradezu komisch, wenn diese Bescheidenheit der Forderung, gerade ihre Beschränkung, als eine Herabsetzung der Maßregel von gegnerischer Seite ausgebeutet wird. Daran hatte der Kolonialfreund wohl kaum gedacht, ebensowenig die da draußen unter der sengenden Tropensonne und unter tausenden Gefahren hart arbeitenden und kämpfenden Pflanzer!

In Frankreich nun liegen die Verhältnisse anders. Frankreich ist nicht die industriell und kommerziell überlegene Macht, daher sucht Frankreich seine Kolonien mit einem hohen Schutzzoll zu umgeben. Daß es hierdurch Erfolge erzielt hat, ist nicht zu leugnen.

Zwei Richtungen stehen sich nun dort gegenüber. Die eine, geführt von Méline, will einmal nichts Anderes wie die Thüren Frankreichs und seiner Kolonien soweit wie möglich zuschließen. Zum zweiten will es, daß das Mutterland ein industrielles Monopol auf den Kolonialmärkten genießt. Keine Industrien und keine Begünstigung von Industrien auf dem Kolonialboden.

Die zweite Richtung geht dahin, ein System der Reziprozität zwischen Mutterland und Kolonien zu schaffen. Der eine Part soll nicht allein oder auf Kosten des andern begünstigt werden. Daher freie Oeffnung der Zollpforten für die Kolonialartikel der Kolonien.

Das von deutscher Seite erstrebte Ziel stellt sich demnach als ein anderes heraus. Unsere jungen Kolonien sollen erst marschiren lernen. Wenn sie aber groß geworden und erstarkt sind, dann werden sie es ohne künstliche Mittel können. Daß auch noch andere Mittel nothwendig sind, wird nicht in Abrede gestellt. Wege, Eisenbahnen, Brückenbauten, kurz, alle Kommunikationsmittel sind durchaus eine Nothwendigkeit.

Die deutsche Kaffee-Einfuhr betrug 1899 156 137 Tons im Werthe von 128 Mill. Mark, die von rohen Kakaobohnen 18 272 Tons im Werthe von 28,9 Mill. Mark. Der Zollertrag für ersteren 62,5 Mill. Mark, der für letztere 6,2 Mill. Mark.

Der Zollertrag für Kaffee aus deutschen Schutzgebieten betrug 18 000 Mk., der für Kakao 81 200 Mk.

Für Mais und Gewürze ist er noch niedriger gewesen.

Der Zoll für Kaffee beträgt 40 Mk. per 100 kg,
„ „ „ Kakao „ 35 „ „ 100 „
„ „ „ Gewürze „ 50 „ „ 100 „

Das sind für eine Tonne schon hübsche Summen. Vielleicht geht die Deutsche Kolonialgesellschaft noch einmal vor und plädirt für die Zollfreiheit obiger tropischer Kolonialprodukte, soweit sie aus deutschen Kolonien stammen.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher.

Von

F. Kuntze.

Die oben stehenden Worte des alten Matthias Claudius wird Niemand vergessen, der jemals in fröhlicher Tafelrunde geschwärmt und gesungen hat. Aber von Allen denen, die sie heute noch singen oder gesungen haben, ist sicherlich Niemand, der die Mahnung des Dichters befolgt und seinen Becher, mag er Wein oder Bier enthalten haben, wirklich mit Laub oder Blumen umwunden hätte. Und so könnte man denn versucht sein zu fragen, ob es denn zu Claudius' Zeiten anders war als heute, oder ob damals wirklich der Brauch geherrscht hat, die Gläser beim fröhlichen Gelage zu umkränzen. Die Wendung könnte möglicher Weise schon damals eine bloße Phrase, eine dichterische Redeblume gewesen sein. Es ist auch nicht gerade leicht, sich die Bekränzung der Becher vorzustellen, wenn man an die kleinen Gläser mit breitem Rande und engem Grunde denkt, die heute vielfach im Gebrauch sind. Aber bei den großen dickbauchigen Römern, die damals gewöhnlich verwendet wurden, ist es möglich, ebenso auch bei den oft gebrauchten Deckelgläsern und noch mehr bei den großen Humpen — Schauer oder Schäuer nannte man sie wohl mit einem merkwürdigen, noch nicht erkärten Wort —, die beim Rundgesange herumgingen. Es giebt aber auch einige positive Zeugnisse, die den fraglichen Brauch bestätigen. Was Voß in dem im Jahre 1776 in Flensburg gedichteten „Rundgesang auf dem Wasser" erzählt:

> „Die Mägdlein kränzten uns zum Mahl
> Mit Rosmarin und Raut'
> Und bunten Blumen den Pokal,
> Wie eine junge Braut"

bezieht sich doch zweifellos auf einen wirklichen Vorgang, und auch die Worte, die Klamer Schmidt im Jahre 1809 an die Gräfin Anna Stolberg richtet:

„Anna, kränze des Mahles Becher mit Laube, wie sie der deutsche Mann Unser Claudius liebt!"

sind doch gewiß mehr als eine bloße Reminiszenz an das Rheinweinlied. Noch deutlicher aber ist, was Körte in seiner Biographie Gleim's von seinem Helden und dessen Freunden Schmidt und Klopstock berichtet. „Bei trübem Wetter", sagt er, „gingen sie zum Weinschenk Schmidt, in dessen großer Rosenlaube sie musenbegeistert die Becher und die Scheitel mit Rosen kränzten, daß es dem Wirthe oft wunderbar schien, noch ehe ein Becher geleert war, eine solche Begeisterung zu finden", und auf Aehnliches deutet was gleich darauf folgt: „Einst aber — es war eine mondlichte Juninacht und die Rosen standen in voller Blüthe — da kamen vom Baden erfrischt, die Freunde zum gewohnten Wirth. Alter Rheinwein blinkte bald auf dem blanken Marmortische, und die duftenden Rosen erweckten in den Dichtern anakreontische Lust. Gleim der undurstigste unter den Dreien, gab dem Wirthe verheißende Winke, und alle Rosen wurden gepflückt, der Tisch und der Saal damit bedeckt. Die Flasche stand halb, die Becher ganz unter Rosen" — ein Vorgang, den Klopstock viele Jahre später in der an Gleim gerichteten humorvollen Ode: „Der Wein und das Wasser" ebenfalls dargestellt und auf Grund weiterer lustiger Erlebnisse ergänzt hat. In engster Verbindung mit dem eben geschilderten Vorgang steht dann die bekannte Strophe der bald darauf — in den ersten Tagen des August 1750 — gedichteten Ode: „Der Zürcher See":

„Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen
Bess're, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt."

Und dies ist, so scheint es, die Stelle, wo zum ersten Male in der deutschen Literatur von der Becherbekränzung die Rede ist. Hagedorn, von dem man es sonst wohl erwarten könnte, gedenkt der fraglichen Sitte nirgends, ebensowenig die Anakreontiker Gleim, Götz, Uz, und auch bei den Bremer Beiträgern sucht man vergeblich nach dahin zielenden Stellen. Auch Klopstock selbst enthält sich der Wendung in seinen späteren Oden. Um so häufiger

trifft man sie bei allen, die von Klopstock angeregt und beeinflußt sind, besonders bei Klamer Schmidt, Matthisson, den Göttingern Hölty, Boie, Fritz Stolberg, Voß und deren Gefolgschaft, zu welcher auch Ernst Moritz Arndt in seinen Erstlingsgedichten gehört; aber auch ferner Stehende eignen sich die Wendung an, nicht nur Goethe, der im „Neuen Pausias“ die beiden Liebenden der Szene gedenken läßt, wo das Mädchen den Becher des Jünglings kränzte, so daß eine Rosenknospe hinein fiel, sondern auch Wieland, der im Diogenes (Werke XXI. S. 79, Hempel) bei der Schilderung eines Gastmahles sagt: „Kleine rosenbekränzte Becher weckten den attischen Scherz und das feine Lachen“ — um gar nicht von dem laubumkränzten Becher zu reden, den der alte Nestor in Schiller's Siegesfest der bethränten Hekuba reicht, womit es, wie sich später zeigen wird, noch eine besondere Bewandtniß hat. Bei dem häufigen Gebrauch sinkt dann die Wendung bald zu einer bedeutungslosen Formel herab, die als ein konventioneller Schmuck namentlich des Trinkliedes noch lange fortbesteht. Wenn E. M. Arndt, um ein deutliches Beispiel zu geben, in einem Liede, das er im September 1807 in Schweden gedichtet hat, sagt:

„Herbei den alten Wein
Und lustig angeklungen,
Schling' Rosen um das Haar,
Schling' Rosen um den Wein.“

so ist das schon aus dem Grunde nicht ernsthaft zu nehmen, weil im September die Rosenzeit in Schweden ebenso wie anderswo vorüber ist. Und in Rückert's hübschem Scheideliede, das mit den Worten beginnt:

Als sie mir den Becher kränzte
Bei der Liebe frohem Mahl,
Sah ich, wie in Thränen glänzte
Ihres Auges feuchter Strahl

soll die Phrase offenbar nur sagen, daß die Liebende dem Geliebten zum letzten Male den Becher kredenzte. Aber die Wendung „als sie mir den Becher kränzte“ ist edler, als wenn es hieße: „als sie mir den Wein kredenzte“ und weckt durch die Vorstellung von duftigen Blumen oder grünem Blätterschmuck eine festliche Stimmung. Ebenso zu beurtheilen ist auch das Goethesche (Westöstlicher Diwan IX, 11):

Von meinen Liedern sprechen sie
Fast rühmlich wie vom Eilfer,
Und Blum' und Zweige brechen sie,
Mich kränzend und den Eilfer

wo natürlich die doppelte Bekränzung auch nicht wörtlich, sondern symbolisch zu nehmen ist. Schließlich bedeutet den Becher kränzen nichts Anderes, als „fröhlich trinken“ oder „das Leben“ genießen. So schon in Mahlmann's Versen:

Weg mit den Grillen und Sorgen,
Färbt doch Aurora den Morgen,
Blüht uns das Leben doch schön!
Frühling und Rosen erglänzen,
Laßt uns die Becher bekränzen,
Singend die Reise bestehn,
Bis uns Cypressen umwehn!*)

Oder in Brentano's Kriegsrundgesang:

Aber nun den Becher kränzet,
Stoßet an in hohem Ton,
Daß es klinget, daß es glänzet,
Auf den hohen Wellington.

Und leicht verständlich ist Matthisson's Mahnung:

Morgen Schatten und Asche,
Kränzt mit Myrthen die Becher.

Uebrigens nimmt der Gebrauch der Formel mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts merklich ab. Die Romantik mit ihrer mondbeglänzten Zaubernacht hat für das Trinklied nicht viel übrig, und die nun heranbrechende Zeit der schweren Noth weist die Dichtung in Bahnen, die weit abliegen von den Spielplätzen, auf denen sich noch die Hainbündler in harmloser Heiterkeit tummelten. Brentano's vorhin angeführte Verse können als Ausnahme die Regel nur bestätigen. Nur der alte Klamer Schmidt bekränzt bis an sein selig Ende die Becher, mag er seinen Freund Lucanus oder andere im Klopstock'schen Odenstil ansingen. Schenkendorf dagegen, um nur ein paar der klangvollsten Namen herauszugreifen, Chamisso und Uhland enthalten sich, so viel ich sehe, der Formel durchaus.

Auch der rein bildliche Gebrauch der Phrase scheint heute so gut wie erloschen zu sein. Man findet ihn zuweilen bei älteren Dichtern, zumal bei solchen, die eine Neigung zu akademischer Stilisirung haben. Schon Klopstock sagt im Messias (18, 339):

---

*) Das Lied findet sich bekanntlich — allerdings in wesentlich abweichender Fassung — in allen Kommersbüchern. Der oben mitgetheilte Originaltext der ersten Strophe steht in der Gesammtausgabe von Mahlmann's Werken: Leipzig 1839.

> Ihr habt die schäumenden Becher
> Eurer Gifte, die Wollust kränzt, und die Lache des Hohnes
> Unter die Leute getragen.

Dann Matthisson:

> Er (der Geweihte nämlich) sieht um Platons Kelch die Rosen
> Heitrer Weisheit wieder glüh'n,
> Roms Ruinen sich entmoosen
> Und Athens Gefilde blüh'n.

Oder Hölderlin, der im Empedokles den Helden sprechen läßt:

> Und herrlich wohn' ich, wo den Feuerkelch
> Mit Geist gefüllt bis an den Rand, bekränzt
> Mit Blumen, die er selber sich erzog,
> Gastfreundlich mir der Vater Aetna beut.

Und Grillparzer, dessen Sappho spricht:

> Ihr habt der Dichterin vergönnt zu nippen
> An dieses Lebens süß umkränztem Kelch!
> Zu nippen nur, zu trinken nicht,
> O seht! Gehorsam eurem hohen Wink
> Setz' ich ihn hin, den süß umkränzten Becher
> Und trinke nicht.

Ganz anders freilich, wenn Platen in einem seiner Ghaselen sagt:

> O nimm die Rosen auf und um den Becher schlinge,
> Daß duftig sei der Trank, gewobne Rosenringe.

Hier ist die Aufforderung, den Becher zu kränzen, wieder ganz wörtlich zu verstehen, der Dichter will offenbar das orientalische Kolorit, das seine Ghaselen ja tragen sollen, durch diese Wendung verstärken. Vollkommen richtig empfunden, weil in den persischen Gedichten die Rosen eine hervorragende Rolle spielen, wenn auch die Sitte der Becherbekränzung wenigstens bei Hafis nicht vorkommt.*)

Woher kommt nun aber diese Floskel, deren Entwicklung wir soeben in kurzen Zügen gegeben haben, und der ihr zu Grunde liegende Brauch? Hat Klopstock beides erfunden und durch die erwähnte Ode in Umlauf gebracht, oder geht das heitere Spiel, das er mit seinen Freunden in der Halberstädter Rosenlaube be-

*) In einer der Rückert'schen Nachdichtungen Dschelaleddins Rumi heißt es zwar: „Die Rose kränzet unsres Festes Becher.“ Ich zweifle aber, ob die Worte des Originals damit genau, und nicht nur dem Sinne nach, wiedergegeben sind.

ging, auf ältere Sitte zurück? So viel ist wohl klar, daß die Becherbekränzung in innerem und äußerem Zusammenhange steht mit dem älteren Brauche, das Haupt beim festlichen Mahle oder Zechgelage zu bekränzen. Dahin zielende Phrasen finden sich bei Hagedorn und den Anakreontikern massenhaft, und schon Günther singt:

> Das Haar bekränzt, das Glas gefüllt,
> So leb' ich, weil es Lebens gilt
> Und pflege mich bei Ros' und Myrthen.

Die Sitte ist bekanntlich antik. Die Griechen und später nach griechischem Muster auch die Römer kränzten sich beim Gelage das Haar, ja zuweilen auch den Nacken, daß die Blumen über die Brust herabhingen. Es wird berichtet, man habe das gethan, weil der Blumenduft für ein wirksames Mittel gegen die üblen Folgen des Rausches gegolten habe. Das ist jedoch wohl spätere Auslegung, in Wahrheit sind die Kränze beim Mahl ein Rest des bei feierlichen Opfern und Opferschmäusen herrschenden Brauches; denn aus den Opferschmäusen haben sich die Symposien abgelöst. Als nun im 18. Jahrhundert die Literatur der Alten auch in weiteren Kreisen bekannt geworden war, und namentlich Horaz und die unter dem Namen des Anakreon gehenden Trink- und Liebeslieder sich einer wachsenden Beliebtheit erfreuten, kam man auf den in beiden Quellen häufig geschilderten Brauch zurück. Indem man das Haar mit Blumen oder Zweigen schmückte, wollte man ein Gegengewicht schaffen gegen die wüsten Trinkersitten, die damals im Schwange waren, und die Grazien, die der deutschen Tafelrunde gänzlich fehlten, einführen. Der Wein sollte das Bier, die grünlichen Römer die großen Paßgläser verdrängen, und der Blüthenkranz um die Stirne dem Gelage festliche Weihe und reizvollen Schmuck verleihen. Auch die Göttinger hielten an dieser Sitte noch fest. Voß giebt in einem Schreiben an Brückner eine anschauliche Schilderung eines Festmahls, bei dem die Theilnehmer in feierlicher Tafelrunde mit Eichenlaub bekränzt dasaßen. Später schwindet die Sitte; dagegen wird in Trink- und Burschenliedern allmählich das Kränzen der Haare zur stereotypen Floskel, und auch der bildliche Gebrauch der darauf zielenden Redensarten begegnet lange und häufig genug. Ganz so wie es mit der Sitte der Becherbekränzung und den darauf sich beziehenden Phrasen gegangen ist. Das ist keine Frage: der Becherkranz ist die un-

mittelbare, aus denselben Voraussetzungen und denselben Empfindungen entsprossene Fortsetzung der Haarbekränzung. Aber ist jene Sitte auch wie diese aus dem Alterthum abgeleitet? Und hat sie hier in derselben Weise wie die letztere bestanden?

Man hat es jedenfalls, als die Sitte aufkam, geglaubt: Klopstock, da er die thauende Rose mit dem Sokratischen Becher in Verbindung brachte, Wieland, der die rosenbekränzten Becher bei der Schilderung eines griechischen Gastmahls anbringt, und auch Goethe ist jedenfalls der Meinung gewesen, daß er in dem oben erwähnten „neuen Pausias" mit der Becherbekränzung einen antiken Zug in das Gemälde antiken Lebens verwoben habe. J. H. Voß aber erklärt in der „Rosenfeier" (1794) geradezu:

> Schön mit Rosen umwunden
> Kreist, wie die *Griechen erfunden*,
> Um die Tafel der Festpokal.

Es ist auch unzweifelhaft, daß uns das Bekränzen der Becher gerade so antik anmuthet, wie das Bekränzen der Haare. Sieht man sich jedoch in der Literatur der Alten um, so sucht man vergeblich nach Zeugnissen, die darthun könnten, daß der erstgenannte Brauch beim Gelage wenigstens, worauf es hier allein ankommt, jemals geübt worden sei. Weder Horaz noch Anakreon, der echte wie der unechte, wissen etwas davon. Und in dem klassischen Gemälde eines griechischen Symposions, das Xenophanes, ein Zeitgenosse des Solon, entworfen hat, werden zwar Salböl und Kränze für das Haupt herumgereicht, aber von der Bekränzung der Mischkrüge oder Trinkschalen ist nicht die Rede. Auch auf bildlichen Darstellungen von Symposien kommen zwar bekränzte Zecher, aber bekränzte Becher oder Trinkschalen meines Wissens nicht vor. Woher hat denn nun Voß, der doch nicht ins Blaue hinein zu phantasieren liebte, seine Wissenschaft?

Man könnte zunächst an das bekannte Homerische κρητῆρας ἐπ εστέψαντο ποτοῖο denken und meinen, daß hier ein Mißverständniß vorliege. Aber schon der alte Damm giebt die Wendung in seiner Homerparaphrase richtig wieder. Ebenso wissen die späteren Uebersetzer Fritz Stolberg, Bürger und Voß selbst, daß darunter die Füllung, nicht die Bekränzung der Mischkrüge zu verstehen ist. Das Fragment des Komikers Alexis, der zur Zeit Alexander's des Großen gelebt hat, wo jemand erzählt, daß er einen Mischkrug geputzt und mit Epheuzweigen umwunden habe — leider erfährt

man nicht, zu welchem Zweck, es scheint ein sakraler gewesen zu sein — dies Fragment hat Voß ebenso wenig gekannt, wie ein anderes, wo wiederum ein Unbekannter berichtet, er habe einen mächtigen mit Ephen gekränzten Becher mit frommer Anrufung auf den Retter Zeus geleert. Dagegen führt Voß in der Anmerkung zu Vergil's Georgica II, 527, zur Bekräftigung seiner vorhin angeführten Behauptung eine bekannte Stelle aus dem Oedipus auf Kolonos an, wo der Chor den Oedipus auffordert, einen Mischkrug zu kränzen und den Eumeniden, deren Hain er entweiht hat, zur Sühne eine Spende darzubringen. Aber der Zweck ist hier ein rein sakraler, und der Mischkrug soll nicht mit Laub oder Blumen, sondern mit Wollfäden umwunden werden. Die Stelle beweist also nicht, was hier in Frage steht; mit demselben Recht könnte man auch zu Gunsten der von Voß behaupteten und offenbar von seinen Zeitgenossen getheilten Meinung die Stelle aus Theokrit (II, 1 ff.) anführen, wo kein Mischkrug, sondern wirklich ein Becher, — freilich auch nur mit Wollfäden — umwunden wird, um als φίλτρον, d. h. als Liebeszauber verwandt zu werden.

Eine deutlichere Sprache scheinen die lateinischen Dichter zu reden. Tibull schildert (II, 87 ff.) ein ländliches Fest altitalischer Hirten, die sogenannten Palilien: Dabei lagern sich die Leute im Freien, errichten aus den Kleidern, die sie vorher mit Laub geschmückt haben, Zelte und stellen die umkränzten Becher auf (coronatus stabit et ante calix). Die Stelle deutet jedoch garnicht auf stehende Sitte oder Gewohnheit, die Bekränzung der Becher könnte auch ein reines Spiel des Zufalls oder der Laune sein. Aber wie dem auch sei, maßgebend für die römische Sitte ist diese Schilderung, wie man leicht erkennt, keineswegs. Und dasselbe gilt auch von zwei Stellen des Statius, wo von der Bekränzung der Becher die Rede ist. Das eine Mal (Thebais VIII, 218 ff.) wird von einem Freudenmahl erzählt, das die Thebaner veranstalten, als sie den Tod des Amphiaraos erfahren haben; mit den Worten: ubique serta coronatumque merum schließt die Schilderung. Das andere Mal (Silvae III, 1, 68 ff.) lesen wir, wie ein vom Dichter und seinen Genossen zu Ehren der Diana begangenes Fest plötzlich von Sturm und Gewitter unterbrochen wird, worauf die bekränzten Mischkrüge oder Becher — redimita vina steht im Text — eiligst von den Dienern fortgeschafft werden. Es ist klar, daß weder diese phantastisch ausgemalte Szene noch die Schilderung eines Festmahls der Heroenzeit für die Feststellung

wirklicher Zustände, sei es der griechischen oder der römischen Welt, irgendwie in Betracht kommen kann. Allein davon ganz abgesehen, wer sähe nicht, daß die eben angeführten Formeln des Tibull wie des Statius, coronatus calix, merum coronatum und redimita vina, dem Vergil nachgebildet sind, der das vina coronare und cratera coronare mit einer unwesentlichen Nüance einige Male gebraucht (ein Mal in den Georgica und drei Mal in der Aeneis) und diese Phrase in die römische Literatur eingeführt hat? Diesen Sachverhalt wird Niemand verkennen, der auch nur einigermaßen mit der Wanderung und Wandlung rednerischer oder dichterischer Formeln Bescheid weiß. Aber auch Vergil hat die Phrase nicht selbständig erdacht, sondern sie wieder von Homer entlehnt, indem er damit die schon erwähnte, in den Homerischen Gedichten so häufig gebrauchte Formel κρητῆρας ἐπεστέψαντο ποτοῖο wiedergiebt. Das hat schon Servius, der alte Ausleger des Vergil, gesehen, er meint jedoch, daß sich die Vergilischen Wendungen nicht nur wörtlich, sondern auch inhaltlich mit der Homerischen Formel decken und wie diese das Auffüllen der Mischkrüge bedeuten sollen.*) Daß dies ein Irrthum ist, hat schon Voß erkannt, er hat in der bereits erwähnten Anmerkung zu Vergil's Georgica gezeigt, daß Vergil den Homer gründlich mißverstanden hat, indem er im Sinne der späteren Zeit das griechische ἐπιστέφεσθαι als ein Bekränzen (coronare) verstand — aber freilich diese Meinung auf Gründe gestützt, die wir eben erst widerlegt haben, da er annimmt, daß Vergil mit der Bekränzung der Mischkrüge einen Gebrauch seiner eigenen Zeit in das heroische Zeitalter eingeführt habe. Davon kann, wie gesagt, keine Rede sein, und so begeht

*) So ist die Phrase auch späterhin noch lange verstanden worden. Den Wein krönen bedeutete im 16. Jahrhundert „voll einschenken", auch im französischen wurde couronner le vin so gebraucht. Vergl. Das d. Wtb. V, 2384. In einem lateinischen Burschenliede aus dem 16. oder 17. Jahrhundert heißt es:

Si potastis, iam levate
Et crateras coronate, (schenkt ein)
Et bibatis iterum.

So übersetzt noch Schlegel Shakspere: Julius Caesar IV, 3: Fill, Lucius, till the wine o'erswell the cup durch: Füll, Lucius, bis der Wein den Becher kränzt. Auch in der englischen Poesie wird to crown the cup für „voll einschenken" gebraucht, so schon von Chapman, der damit das Homerische ἐπιστέφεσθαι ποτοῖο wiedergiebt. Dann öfter von Milton, ja auch von Neueren, wie z. B von Scott, Marmion I, 15: a mighty wassel-bowl he took and crowned it high with wine. So auch Shelley Adonais XXXII und Moore: One bumper of parting. Den Becher kränzen heißt dagegen to wreath the cup.

denn Voß, indem er für spätrömische Sitte hält, was erst aus dem Vergil abgeleitet ist, eine handgreifliche petitio principii. In der Hauptsache behält er aber Recht, auch die Römer haben, wie aus den zitirten Stellen des Tibull und Statius hervorgeht, die fragliche Vergilische Wendung, nicht anders als Voß verstanden. Vossens Irrthum aber mögen auch schon Klopstock und seine Freunde gehegt haben: als sie im Halberstädter Wirthsgarten die Rosen brachen, um ihre Gläser damit zu schmücken, werden sie die angeführten Stellen der lateinischen Dichter, besonders des Vergil, im Sinne gehabt und geglaubt haben, damit eine allgemein gültige antike Sitte nachzuahmen. Wenn sie zu ihrem Zwecke Rosen nahmen und keine Blattgewinde, worauf sie die genauere Betrachtung ihrer Vorbilder am Ende geführt hätte, so ändert das an der Sache nichts. Indem sie den Kranz um den Becher für antike Trinkersitte hielten, wußten sie andererseits, welche Rolle beim antiken Gelage die Rosen spielten; da ergab sich die kritiklose Verbindung der Rosenkränze und der Becher ganz von selbst. Mehr im Sinne des Vorbildes ist Schiller's laubumkränzter Becher, den er muthmaßlich direkt aus Aeneis III, 525 entnommen hat, wo es heißt: Tum pater Anchises magnum cratera corona induit implevitque mero*).

So hat also ein doppeltes Mißverständniß einen Brauch herbeigeführt, dessen Spuren, wie wir gesehen haben, in dem Phrasenschatz der deutschen Dichtung so lange Zeit hindurch deutlich wahrnehmbar sind: Virgil hat den Homer mißverstanden, und Klopstock und die Seinen sich eines Anachronismus schuldig gemacht**). Am allerwenigsten kann es sich um Nachahmung

*) Er hat sich auch die Gedankenlosigkeit, wenn man es so nennen will, seines Vorbildes angeeignet. Denn in der Aeneis wie im Siegesfest geht die Bekränzung auf hoher See vor sich. Woher da das frische Laub und die frischen Zweige? Aber der Dichter kann sich solche Fragen verbitten. Wenn er Kränze braucht, müssen sie eben da sein. Anders ausgedrückt: An beiden Beispielen sieht man deutlich, wie dichterische Wendungen allmählich zum konventionellen Zierrath werden. Ob die Phrase in jedem Falle genau paßt oder nicht, ist gleichgültig: wenn sie nur klingt und die Phantasie anspricht.

**) Daß auch Wieland in der oben angeführten Stelle des Diogenes die Becherbekränzung einführt, muß bei einem so feinen Kenner des Alterthums Wunder nehmen. Ob er sich durch die Erinnerung an Klopstock's „Ode an den Zürcher See“, die er jedenfalls halb auswendig wußte (s. Muncker Klopstock I, S. 220) zu einem so stilwidrigen Zuge hat verleiten lassen? Die „kleinen Becher“, von denen er redet, dürften Reminiszenz aus Xenophons Symposion II, 26 sein, wo Sokrates aus kleinen Bechern zu trinken empfiehlt. Möglich, daß die gleiche Stelle auch Klopstock bei seinem „Sokratischen Becher“ im Sinne hatte.

griechischer Sitte handeln, und Voß hat sich, wenn er dies in der oben erwähnten Ode ausgesprochen hat, ebenso geirrt wie Klopstock sich irrte, als er sich einen Zögling der Griechen nannte. In Wahrheit ist dieser beim Horaz in die Schule gegangen, wie auch unsere Formel und die bei ihrem Gebrauch vorausgesetzte Sitte aus der lateinischen Dichtung stammt. Trinkergebrauch, um es noch einmal zu sagen, ist die Bekränzung der Becher im Alterthum niemals gewesen. Weder bei den Römern noch bei den Griechen. Doch scheint es nach spärlichen oben angeführten Zeugnissen, daß bei den letzteren wenigstens für sakrale Zwecke Mischkrüge oder Trinkbecher hin und wieder bekränzt worden sind.

In Persien.

Von

Paul Rohrbach.

Von Bagdad nach Basra.

Auf dem Tigris, 28. Februar bis 4. März 1901.

Es scheint mir ganz merkwürdig, dies Kulturintervall im Vorwärtskommen, das für mich jetzt zwischen dem babylonischen Tieflande und dem Aufstieg zum hohen Iran liegt. Von Bagdad nach Basra gehen englische Flußdampfer; von Basra nach Buschir, dem persischen Haupthafen am Golf, und weiter nach Bombay unterhält gleichfalls eine anglo-indische Dampfer-Gesellschaft wöchentlichen Personen- und Frachtverkehr. Gewöhnlich sollen die Schiffe so schlecht wie möglich korrespondiren, und man bekommt 5 bis 6 Tage in Basra zu sitzen — im Sommer sicher eine Tortur, jetzt im Frühjahr bloß eine langweilige Aussicht. Wenn man viele Monate lang fast ausschließlich zu Pferde unterwegs gewesen, im Sattel von Ararat bis Ninive, bis ans Mittelmeer und wieder zurück nach Babylon hinunter gegangen ist, so kommt einem dies mühelose „faule" Dahingleiten mit Maschinenkraft auf dem breiten geduldigen Rücken des Stromes beinahe als eine der Männer unwürdige, nur für Frauen und Greise entschuldbare Kultursimpelei vor — aber schön ist es doch, und ich habe gar keine Eile nach Basra zu kommen. Während des Niedrigwassers (d. h. 9—10 Monate im Jahr) fahren die Dampfer auf dem Tigris nur bei Tageslicht — der vielen scharfen Krümmungen und der Seichtigkeit des Fahrwassers wegen. Heute Vormittag, einige Stunden abwärts von Bagdad, passirten wir Seleucia-Ktesiphon. Von der griechischen Stadt steht garnichts mehr aufrecht, von der parthisch-sassanidischen noch der kolossale Tak i-Kesra, d. i. „Bogen

des Chosru". Man sieht das 30 Meter hohe parabolische Gewölbe beim Vorüberfahren in nächster Nähe; wahrscheinlich ist es die Audienz- und Thronhalle der sassanidischen Könige gewesen. Eine der beiden langen, hohen Flügelmauern, die sich rechts und links an den Bogen anschlossen, ist vor einigen Jahren zusammengestürzt, so daß der Tak i-Kesra jetzt ganz anders aussieht, als man ihn von altersher aus Abbildungen kennt. Leider wird sich die kühne Bogenspannung jetzt, nachdem die eine seitliche Stütze gefallen ist, wohl nicht lange mehr aufrecht halten können.

Wann wird wohl der Geschichtsschreiber des sassanidischen Reiches kommen? Ich glaube, er würde uns zwei wichtige Erkenntnisse bringen, nämlich erstens, daß was wir arabische Kultur nennen, im Grunde nichts Anderes ist, als die neupersische, und zweitens, daß ähnlich wie im Occident die römische Aera von Augustus bis auf die Dynastie der Severe, die Epoche der Sassaniden die eigentliche materiell und geistig gehobene Periode in der Geschichte des Gesammtorients ist.

Daß die Araber den Aristoteles nicht direkt, sondern durch die Perser bekommen haben, ist sicher, daß auch die dekadische Ziffernrechnung auf diesem Wege zu ihnen kam, ist wenigstens sehr wahrscheinlich, und daß der Hauptfundus der architektonisch-dekorativen Motive, die man später „arabisch" nannte, gleichfalls aus dem sassanidischen Kulturgebiet entlehnt worden ist, kann, soweit ich sehe, unschwer erhärtet werden.

Wann hätte andererseits das Morgenland eine ähnliche Stoß- und Widerstandskraft dem dazu noch unter römischer Herrschaft militärisch-politisch geeinten Occident gegenüber besessen, wie zur Zeit des neupersischen Staatswesens? In den letzten Zeiten der Partherherrschaft war das Uebergewicht Roms gegenüber der Schwäche der Arsakiden so groß geworden, daß es nur wegen des Unterganges der Severischen Dynastie nicht zu einer Eroberung des Ostens zum mindesten bis ans südliche Meer und der Fuß des iranischen Hochlandes gekommen ist. Aus eigener Kraft hätten die seit lange schon zerbrochenen und durcheinandergeschüttelten Völker am Tigris und Euphrat der Einverleibung ins Römerreich keinen Widerstand leisten können — ja schwerlich ein Bedürfniß dazu empfunden. Nächst der Wendung in den Verhältnissen des Abendlandes ist es mindestens ebensosehr die Ersetzung des kraftlos gewordenen Partherreiches durch die

Sassaniden gewesen, weswegen die politische und die Kulturgrenze der abendländischen Welt am Euphrat hat Halt machen müssen.

Das sassanidische Perserreich hat hundertfünfzig Jahre länger bestanden als das achämenidische; es ist zwar um Aegypten, Syrien und Kleinasien, zeitweilig auch um einige ostiranische Gebiete kleiner gewesen als dieses, aber dafür von größerer staatlicher Ordnung und Geschlossenheit, größerer militärischer Kraft und nicht geringerem materiellen Reichthum. Vollends was die Dynastie anbetrifft, so giebt es in der Weltgeschichte kaum noch ein zweites Herrschergeschlecht, das dreihundertfünfzig Jahre lang ein solches Großreich regiert und während dieses ganzen Zeitraums bis zuletzt keine Abnahme der kriegerischen Kraft und staatserhaltenden Energie in seinen regierenden Persönlichkeiten gezeigt hat!

* * *

Der Tigris macht wirklich wunderliche Krümmungen! Bald sehe ich die schneebedeckte Randkette des hohen Iran zur Rechten und dann wieder zur Linken; öfters ist der Hals einer stundenlangen, zu neun Zehnteln in sich zurücklaufenden Schleife des Stromlaufs nur wenige tausend Schritte breit. Die Ruinen von Ktesiphon sieht man auf diese Weise beinahe den ganzen Vormittag; drei Stunden, nachdem man die Westfront des Tak i-Kesra in der Fahrtrichtung des Dampfers vor sich erblickt hat, fährt man noch einmal von der entgegengesetzten Seite auf ihn zu. Das Schiff ist so besetzt, daß ich, erst am Vorabend von Babylon angekommen, keine Kabine mehr gefunden habe. Der Kapitän hat mir auf dem obersten Deck über dem Speisalon ein Zelt aus Segeln aufschlagen lassen, wo es sich während der warmen Frühlingsnächte herrlich kampirt. Von oben sieht man auch über den Rand der senkrecht zum Wasserspiegel abfallenden Erdufer hinweg, und der Blick kann ohne Hinderniß über die weite Horizontalebene des babylonischen Alluviums wandern, während die beiden Schaufelräder des Dampfers eine langgezogene hohe Doppelwelle hinter sich aufwerfen, daß das Wasser klatschend und brandend ans Ufer schlägt und die weichen Wände unterhöhlt, von denen fortwährend große Erdschollen in die hoch aufspritzende graugelbe Fluth hinabstürzen. Die Menge der Ueberbleibsel alter Siedlungen auf beiden Stromufern ist sehr groß. In ununterbrochener Reihe dehnen sich, soweit das Auge reicht, die Hügel, die das einstige Vorhandensein einer Stadt oder eines Dorfes bezeichnen — nicht hoch und spitz,

wie die Tells von Obermesopotamien, sondern flache, weithin ausgebreitete Erdanhäufungen. Trotzdem sind sie ihrem Ursprunge nach unverkennbar. Noch im 10. Jahrhundert n. Chr. waren die Tigrisbezirke unterhalb Bagdad's reich und bevölkert, obschon die Kultur hier nur noch ein Ueberbleibsel aus der sassanidischen Blüthezeit ausmachte. Dann ist sie, Stück um Stück, von der Peripherie zum Centrum hin abgebröckelt, bis zuletzt nichts übrig blieb als die Hauptstadt mit ihrer nächsten Umgebung. Außer Bagdad liegen nur noch einige wenige Kulturoasen am Tigris; die neuen Sultansgüter mit ihrer für hiesige Verhältnisse leidlichen Verwaltung und Bewirthschaftung bilden aber vielleicht den Ansatz zu einem bescheidenen ökonomischen Fortschritt.

Ktesiphons und Seleucias einstige Mauern sind als lange weiße Walllinien in der braunen Steppe noch deutlich zu sehen. Einer unserer Assyriologen, Hugo Winckler, hat jüngst die scharfsinnige Vermutung geäußert und in sehr überzeugender Weise begründet, daß Ktesiphon nichts anderes ist als das Opis Xenophon's und daß möglicherweise schon in der persischen Zeit der Sitz der Verwaltung des Landes nicht mehr in Babylon, sondern hier gewesen ist. Alexander der Große versuchte bekanntlich Babylon als Hauptstadt und Residenz zu restituiren, aber nach dem Tode des Königs wurde der Gedanke wieder aufgegeben und die neue Hauptstadt des Ostens, Seleucia, doch am Tigris, gegenüber Ktesiphon, gegründet. Erklären thäte sich dieser Wechsel durch die Aenderung des Euphratlaufes, die sich um jene Zeit vollzogen haben muß, insofern sich die Hälfte des Stromwassers einige Stunden oberhalb Babylon's in den zum Tigris und direkt auf Seleucia führenden Königskanal (Nahar Malka) warf und der im alten Bette verbleibende Rest nicht mehr hinreichte, um die Fortdauer des Schiffsverkehrs zwischen der Stadt und dem Meere aufrechtzuerhalten. Da gegenüber dem Nahar Malka damals der Hauptarm des großen Dijalastromes, des Wasserweges zu den „Medischen Pässen" mündete, so war damit in der That die Nothwendigkeit einer Verlegung der Hauptstadt an diesen Punkt gegeben. So erklärt sich also der Verfall Babylons. Es lag seit dem Abschwenken des Euphrat nach Osten abseits von der großen Hochstraße des Weltverkehrs, die vom Persischen Golf und den iranischen Ländern an die Mittelmeerküste führt. Man hat eine Nachricht aus dem Alterthum, wonach es scheinen könnte, als ob eine Reihe von Barragen, die in der späteren persischen Zeit im

Strombett des Euphrat gegen das Heraufdringen arabischer Seeräuber angelegt wurden, mit dazu beigetragen haben, daß jene für Babylon verhängnißvolle Spaltung des Euphrat sich vollzog. In der arabischen Zeit geschah weiter stromab etwas Umgekehrtes: der Tigris warf sich durch das jetzt Schatt el-Hai genannte Flußbett beim heutigen Kut el-Amara nach Westen zum Euphrat hinüber und die Vereinigung der beiden Flüsse erfolgte beträchtlich oberhalb der jetzigen Stelle ihres Zusammenflusses. In einem so vollkommen horizontal abgelagerten Schwemmlande wie Babylonien genügen mitunter ganz geringfügige Ursachen, um die größten Schwankungen in der Richtung der Wasserläufe hervorzurufen. So begann der Euphrat vor einigen Jahren oberhalb der Ruinen von Babylon fast sein ganzes Wasser durch den sogenannten Hindijé-Kanal nach Osten in die Depression des Nedschef am Rande der arabischen Wüste hineinzuführen und dort einen riesigen See zu bilden, während im alten Flußbett so wenig Wasser verblieb, daß man während der trockenen Jahreszeit auf seiner Sohle Brunnen anlegen mußte, um die Stadt Hilleh mit Trinkwasser zu versorgen. Jetzt wird unter der Leitung eines französischen Ingenieurs an einem großen Damme gearbeitet, der den Strom wieder nach Babylon und Hilleh zurückbringen soll. Das Werk hat auch guten Erfolg, aber leider benutzt man dazu die Ziegel Nebukadnezars von der großen Babilruine, dem nördlichsten und höchsten Ueberbleibsel der antiken Stadt. Der Franzose erklärt, mit dem schlechten Zeug, das heutzutage in der Nachbarschaft gebrannt wird, nichts anfangen zu können, das altbabylonische Material dagegen sei vortrefflich.

* * *

Es ist wehmüthig auf dem Tigris zu fahren! Wir haben nun den Schatt el-Hai hinter uns, durch den fast die Hälfte des Wassers direkt nach Süden zum Euphrat abgeht, und der Fluß ist so schmal geworden, daß die Maschine des Dampfers in den scharfen Biegungen nur mit halber oder Viertelskraft arbeitet, um das Aufrennen auf die Ufer zu vermeiden. Schon seit Stunden hat sich am Horizont etwas ganz Unwahrscheinliches, Unglaubliches gezeigt — aber je näher wir kommen, desto deutlicher wird es, daß dort wirklich ein großer Hain mächtiger, breitästiger Laubbäume am Ufer steht; darunter ein kleines weißes Weli, Iman Ali el-Gharbi. Es ist ein uraltes Heiligthum; der Hain hat

sicher schon zur altbabylonischen Zeit dagestanden und ist einem Gotte oder einer Göttin aus der großen Zwölfheit geweiht gewesen. Es wird nur wenige Kultusstätten im muhammedanischen Orient geben, die nachweislich nicht von den Eroberern aus der heidnischen, jüdischen, christlichen oder parsischen Vorzeit übernommen worden sind, sondern einen jüngeren Ursprung haben. Wenigstens habe ich es von Jerusalem bis Buchara an zahllosen Orten so gefunden, und die Sache ist auch sonst bekannt.

Auf Amram ibn-Ali, dem Hügel der inmitten der Ruinen von Babylon in seiner Tiefe die Reste des babylonischen Pantheons Esagila birgt, steht noch heutigen Tages eine muhammedanische Kapelle mit dem angeblichen Grabe Amrans, des Sohnes Alis; zu Erbil liegen unter der Moschee auf dem alten Burgberg sicher die Ueberbleibsel des Tempels der Istar von Arbela; in Ursa, an den Teichen der Derketo, haben nacheinander altsemitische, hellenistische, arabische, fränkische und türkische Heiligthümer gestanden. Zu Harran hat Saladin seine Moschee an die Stelle der christlichen Kathedrale gesetzt, die selbst erst den Mondtempel verdrängt hatte; in Jerusalem steht die sogenannte Omarmoschee über dem Platz des davidisch-salomonischen Jahwe-Altars; in Hebron und Dan werden heilige Eichbäume noch heute an denselben Stellen verehrt, wo ihre Vorfahren zur Zeit Sauls und Jerobeams rauschten. So ist auch der Imam Ali, dessen Asche angeblich der kleine, weiße Bau im Schatten des uralten Hains am Tigrisufer birgt, sicher nichts Anderes, als ein depossedirter Nachkomme des großen Gottes Marduk, der Nanna oder des Ea, der Götter von Sumir und Akkad.

Der Hain des Imam ist merkwürdig als ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß die vollständig waldlose Ebene von Babylonien, zum mindesten an den Ufern der Flüsse, an sich sehr wohl fähig ist, stattliche Baumbestände aufwachsen zu lassen, wenn man sich nur die Mühe giebt, sie anzupflanzen und zu erhalten. Hier mögen etwa hundert Bäume stehen (mir schienen es vom Schiff aus Pappeln und Tamarisken zu sein), meistens sehr stattliche Exemplare, die den Wuchs der höchsten Dattelpalmen mit ihren Kronen überragten, und zwischen dem Amanusgebirge an der Küste des Mittelmeeres und dem Persischen Golf giebt es am ganzen Euphrat und Tigris nichts dieser Gruppe Aehnliches.

* * *

Wir kommen immer weiter den Tigris hinab und haben Amara schon hinter uns. Zur Linken erstrecken sich unabsehbare Sumpfflächen, die durch den Kercha, den alten Choaspes, der die Ebene von Susa bewässert, gebildet werden. Der Spiegel des Tigris liegt hier höher als das Land zu beiden Seiten, weil sich der Strom beim Zurücktreten nach der Hochwasserperiode sein unmittelbares Ufergelände durch massenhafte Schlammablagerungen fortgesetzt erhöht. Im Frühling ist alles Land bis an den Fuß der iranischen Randketten ein ungeheuerer See. Der natürliche Damm längs des Tigrisufers staut das aus den Bergen kommende Wasser zurück und bildet auf diese Weise die Sümpfe. Nur durch einzelne Lücken in der Barriere ergießt sich der Ueberschuß dieser iranischen Tributäre in den großen Fluß. Diese kurz vor dem Zusammenfluß des Tigris mit dem Euphrat einströmenden Wassermassen sind sehr bedeutend und im Gegensatz zu dem trübgelben Tigriswasser dunkelblau und klar wie Krystall. Nachdem er den Hauptarm der aus den Sümpfen kommenden Zuflüsse aufgenommen hat, wird der Tigris mit einem Male doppelt so breit als bisher; lange fließt das verschiedenfarbige Wasser wie in zwei getrennten Betten nebeneinander her, dann wandelt sich die Farbe des Flusses in ein gemeinsames Graugrün. Uebrigens sollen auch das Euphrat- und Tigriswasser bis unterhalb Basra noch unvermischt nebeneinander fließen, so daß die Leute von Basra, das auf dem rechten Ufer liegt, ihr Wasser, soweit sie zu einem solchen Luxus in der Lage sind, sich vom linken Stromufer herüberholen lassen, um das angeblich wohlschmeckendere Naß aus dem Tigris zu bekommen.

Hier am Unterlauf der großen Ströme ist die älteste aller Religionen, von denen wir Kenntniß haben, entstanden. Die Kosmogonie wie die Götterlehre der Sumerier, die in der Folge von den Babyloniern und Assyrern übernommen worden ist, weisen deutlich auf ein Land wie dieses hin, in dem Ueberfluthung durch den Schwall der Gewässer und Wiederemportauchen mit dem Steigen der Frühlings- und Sommersonne mit einander wechselten. Von hier stammen die letzten Quellen der biblischen Genesis. So wenig denkbar es ist, daß auf dem Boden des dürren Palästina je die Vorstellung aufkommen konnte, am Beginn der Weltschöpfung sei die unendliche Wasserwüste als Ein und Alles dagewesen, so natürlich und verständlich ist dieser Zug des Mythus hier im Ueberschwemmungsgebiet der Zwillingsströme. Gerade die Region, wo jetzt Tigris und Euphrat zusammenfließen, ist im frühen Alter-

thum wahrscheinlich ein ungeheures Sumpfgebiet, eine salzige Lagune gewesen, die dann allmählich von den unausgesetzt hineingeschütteten Schlammanhäufungen angefüllt wurde. Wenigstens erklärt sich unter dieser Annahme noch am ehesten die Nachricht, Tigris und Euphrat hätten früher gesonderte Mündungen gehabt. Schon in der ersten arabischen Zeit aber reichte das feste Land annähernd ebensoweit nach Süden wie jetzt. Eben kommt der Signalmast von Korna auf der Landspitze am Vereinigungspunkt der Ströme, in Sicht.

* * *

Der Schatt el-Arab ist wirklich imposant! Wir liegen mitten auf dem Strom vor Basra und der Mondschein baut auf der breiten Wasserfläche aus weißen Lichtstrahlen und dem strudelnden Gekräusel der Strömung Brücken, so lang, daß es aussieht, als ob sie weit, weit ins Unendliche fortführten. Einen Augenblick wunderte ich mich draußen, daß der rasche Zug des Wassers nicht stromab, sondern aufwärts am Rumpfe des Schiffs vorbeistrich. Die Fluth hat eingesetzt! Noch ein beträchtliches Stück oberhalb der Vereinigung spürt man die Gezeiten in beiden Strömen. Das Land ist hier so flach, daß die Rückstauung des Flußwassers durch die Fluth genügt, damit all die zahllosen Kanäle, die landeinwärts abgehen, über ihre Ufer treten und die Felder bewässern. Diese Methode haben schon die ersten arabischen Eroberer vorgefunden und sich angeeignet; sicher stammt sie aus der ältesten Zeit. Unser Dampfer liegt gegenüber dem englischen Konsulat. Kaum daß die Maschine stillstand, so war auch schon ein Boot mit einem Schwarm von Gästen und den Reuter'schen Depeschen längsseit. Diese Telegramme kommen durch das Kabel von Bombay nach Fao an der Mündung des Schatt el-Arab, werden dort vervielfältigt und an die Interessenten in Basra und Bagdad geschickt, die abonnirt haben. Gewöhnlich sind sie in einer schauderhaften Handschrift geschrieben und beim Herstellen der Abzüge wird so wenig Sorgfalt und so schlechtes Papier verwendet, daß oft die Hälfte des (englischen) Textes nicht zu lesen ist. Groß habe ich den Verlust bisher nicht gefunden, denn alle Nachrichten sind auf eine so unverschämte Weise im englischen Interesse zurechtgestutzt und gefärbt, daß eine wirkliche Orientirung über die politischen Geschehnisse kaum möglich ist. Geradezu klassisch tritt das bei der Berichterstattung über den Burenkrieg zu Tage. Nicht eine Silbe über

den Ernst der Lage für England und die Erfolge der Buren! Die letzte ausführliche Europapost in Bagdad war vier Wochen alt; sie brachte die Nachricht von dem Einbruch der Buren in die Kapkolonie und den Vorsichtsmaßregeln in Kapstadt. Vorher war wochenlang keine Post angekommen, weil die französische Eisenbahn über den Libanon im Schnee stecken geblieben und die türkische Verwaltung viel zu gleichgültig war, um wenigstens die Briefschaften durch Extrasendung von Beirut nach Damaskus bringen zu lassen, wo die Beförderungsroute zu Pferde und Kameel durch die syrisch-arabische Wüste nach Bagdad den Anfang nimmt. Kein Mensch in Bagdad hatte aus den Reutertelegrammen etwas über die Fortschritte der Buren erfahren, obwohl man auf diesem Wege durchschnittlich 6 bis 10 Tage nach den Ereignissen über sie hätte orientirt sein müssen. Nun kamen Privatbriefe und einige Zeitungsnummern — ungeheures Hurrah für die Buren bei den Freunden in Bagdad und in Babylon, wohin ich die gute Kunde mitbrachte! Meine Reisegesellschaft auf dem Schiff ist fast ganz englisch. Trotz aller zur Schau getragenen Siegessicherheit stürzte sich männiglich doch mit ängstlicher Spannung auf die Reuterblätter. Neues steht wieder nicht drin; nur daß „Dewet hart verfolgt werde". Darob großer Jubel und unendliches Whisky-Sodavertilgen. Die Stimmung unter den Engländern von Bagdad bis hierher ist in Bezug auf Südafrika dermaßen nervös, daß um des Friedens willen dies Thema und überhaupt fast alle Politik wie Feuer gemieden wird; fällt einmal ein Wort, so giebt es gleich rothe Köpfe, und die Versicherung, über die Gewißheit des Sieges wie des guten Rechtes könne ein Engländer überhaupt nicht diskutiren.

Vor der Mündung der Ströme, den 8. März.

10 Uhr Vormittags — wir dampfen in den Persischen Golf hinein! Zwei weit auseinander liegende Gedankenreihen beschäftigen mich abwechselnd: das altbabylonische Epos und die modernste Phase in der Politik der am Golf interessirten Mächte. An die Mündung der Ströme führt jenes denkwürdige Heldengedicht auf den Keilschrifttafeln aus dem Schutte Ninives, das Lied von dem löwentödtenden Helden Gilgamesch, der von seiner Stadt Erech am Unterlauf des Euphrat nach der Küste wandert, um auf einer Insel weit draußen im Meere seinen Ahnherrn Hasisathra aufzusuchen und von ihm Heilung des Leidens zu erlangen, mit dem ihn Anu, der Vater der Götter, auf Bitten der Istar geschlagen

hat. Hasisathra ist der Xisuthros des Priesters Berosus, das Vorbild des Noah der Bibel. Istar war in verschmähter Liebe zu Gilgamesch entbrannt; aus Rache dafür, daß sie sich abgewiesen sieht, verfolgt sie den Helden mit ihrem Haß. Urhamsi, der Bootsmann, bringt ihn über das Wasser. Auf der Insel der Seligen findet er seinen Vorfahren, von dem er weiß, daß die Götter ihm Unsterblichkeit verliehen haben. Er fragt ihn, wie das geschehen ist, und als Antwort erzählt ihm Hasisathra die Geschichte von der Sintfluth:

Offenbart sei dir, Gilgamesch, die Kunde meiner Rettung,
Verkündet dir das Orakel der Götter.
Die Stadt Surripak kennst du, am Euphrat liegt sie.
Die Stadt ist alt, die Götter wohnten dort.
Eine Flut anzurichten trieb sie ihr Herz,
Alle die da waren: Ihren Vater Anu,
Ihren Berather, den streitbaren Bel,
Ihren Thronhalter Adar,
Ihren Fürsten Ennugi.
Der Herr unerforschlicher Weisheit aber,
Der Gott Ea, saß mit ihnen zu Rathe
Und ihren Beschluß verkündete er:
Du Sohn Ubaratutus, aus Surripak entstammt,
Verlaß das Haus, mache dir ein großes Schiff, vollende es.
Sie wollen vernichten den Samen des Lebens;
Rette du, was leben soll,
Bringe auf dein Schiff den Samen des Lebendigen von jeder Art.

— —

Alles, was ich Lebendiges hatte, brachte ich zusammen.
Des Feldes Vieh, des Gefildes Thiere,
Der Familie Glieder allesammt bracht' ich hinein.
Herein brach jene Fluth, wovon sie gesprochen.
In das Schiff ging ich, verschloß die Thüre.
Zur Morgenstunde, da brach ein Sturm los,
Erhob sich am Horizont, breit und schwer.
Ramman donnerte in der Mitte,
Nebo und Serru ziehen gegen einander.
Der Pestgott, der Verwüster, entfesselt die Wirbelwinde,
Die Wassergeister brachten Fluthen;
In ihrer Herrlichkeit fegten sie die Erde.
Himmelan stieg die Fluth des Gottes Ramman.
Zum Abgrund ward die lichte Erde,
Vertilgt alles Leben vom Antlitz der Erde,
Himmelan stieg die Fluth über alles Volk.
Der Bruder sah den Bruder nicht mehr an, die Menschen kannten einander nicht mehr.

— —

Nach dem Lande Nisir trieb mein Schiff,
Die Berge von Nisir hemmten das Schiff.
Aus sandt' ich eine Taube und sie flog fort, flog hin und wieder,
Fand keinen Ruheplatz und kehrte zurück.
Aus sandt' ich eine Schwalbe, und sie flog fort, flog hin und wieder,
Fand keinen Ruheplatz und kehrte zurück.
Aus sandt' ich einen Raben, und er flog fort;
Der Rabe flog fort und sah, daß das Wasser gefallen,
Kam wieder heran, watete und kehrte nicht wieder.
Da entließ ich die Thiere nach den vier Winden, brachte ein Opfer dar,
Einen Altar baute ich auf des Berges Gipfel.
Den Duft sogen die Götter ein,
Einsogen die Götter den Wohlgeruch;
Wie Fliegen schaarten die Götter sich zum Opfernden.

— —

Jetzt sollen Hasisathra und sein Weib
Vereint den Göttern gleich sein.
Wohnen aber soll Hasisathra in der Ferne,
An der Ströme Mündung!
Dann nahmen sie mich, versetzten mich in die Ferne,
Ließen an der Ströme Mündung mich nieder.

Wie doch die Landschaft hier nach ihrer Stimmung und ihren Formen zu diesem Stücke uralter Dichtung paßt! Man hat so unendlich viel mehr vom Reisen durch ein geschichtliches Land, wenn man etwas von den Aufzeichnungen der alten großen Zeugnisse von den einstmals dort geschehenen Dingen bei sich führt. Als ich auf dem Berge über Nazareth saß, habe ich aus dem Neuen Testament das 4. Kapitel des Lukas gelesen; durch Armenien bin ich auf der einstigen Marschstraße der Zehntausend mit der Anabasis in der Hand geritten und nie hat mich ein Stück Historie aus dem Alterthum tiefer bewegt, als der Bericht des Tacitus über den Cherusker und die Teutoburger Schlacht, als ich ihn unter den Buchen in jenem Wallring unter der Grotenburg las, der einst des Arminius Auszug und Siegesfeier in sich sah. Das Schlagen der Schiffsschraube und das Aechzen der Maschine aus dem tiefen Bauch des schwer geladenen Dampfers hervor geben freilich eine sonderbare Begleitung zu den viertausendjährigen Versen von Gilgamesch und Hasisathra, aber dieses seltsame vorweltliche Bild des Ineinanderfließens von Strom, Meer und Land, die endlosen Rohrsümpfe längs der schlammigen, kaum mit dem Auge festzuhaltenden Uferlinie und dahinter die unabsehbaren schwarzen Konturen der Palmenwälder — das Alles ist heute noch so

wie es damals war, und es macht einen Eindruck, es führt eine Stimmung herauf, in der sich jene Geschichte von dem Nationalheros der alten Babylonier, der dann ein Jahrtausend später seine Gestalt und seine Züge dem Herakles der Griechen leihen sollte, doch sehr, sehr anders liest, als zu Hause am Schreibtisch!

Politisch sind hier jetzt etwas aufgeregte Zeiten. Ich habe bei Russen, Engländern und Türken einen gleich schweren Stand, weil Jedermann trotz aller gegentheiligen Versicherungen überzeugt ist, daß ich in Sachen der Bagdadbahn hier bin und über irgend welche geheime Aufträge in diesem Punkte verfüge. Es kann sich eben schlechterdings Niemand erklären, daß wirklich nichts, garnichts geschehen sollte. Wir haben in Bagdad einen Konsul, Herrn Richarz, der in Bezug auf die Stellung und das Ansehen, die er bei den Eingeborenen wie bei den Europäern einnimmt, ungefähr das Ideal eines Vertreters des Deutschen Reiches in diesen Ländern ist, aber er ist eben Konsul und als solcher muß er ohnehin da sein, mit und ohne Bahn. Wenn wenigstens eine Persönlichkeit dauernd in Bagdad existirte, die wirklich und offiziell nur der Bahn wegen da ist! Der Orientale ist ja daran gewöhnt, daß eine Sache langsam geht, aber irgend etwas muß er doch sehen. Es ist noch ein so unendliches Material hier zur Bahnfrage zu sammeln, daß ein tüchtiger Vertrauensmann der deutschen Finanzgruppe, die das Unternehmen finanziren will, die wichtigsten und erfolgreichen Studien landauf und ab machen kann — und selbst wenn er das nicht in offensichtlicher Weise thut, sondern nur als anerkannter und bekannter Vertreter der Sache da ist, so wäre das schon für eine ganze Weile genug, um dem so peinlichen und unangenehmen Gerede ein Ende zu machen, die Deutschen und ihr Kaiser wollten wohl — aber sie könnten nicht.

Im Augenblick, d. h. seit einigen Tagen, tritt aber selbst die Bahnfrage hinter einem unmittelbarer naheliegenden und daher interessanteren Thema zurück: Ein russischer Handelsdampfer, der Kornilow, wird im Golf erwartet, und die Engländer sind darüber aus dem Häuschen. Daß der Persische Golf ein „britischer See“ sei, ist ihnen so vollständig zur Ueberzeugung geworden, daß das Auftauchen einer fremden Flagge und nun vollends gar der russischen ihnen förmlich als Herausforderung erscheint. Auf die Russen haben sie noch einen besonderen Zorn, seit kürzlich ein russischer Kreuzer sie im Golf genasführt hat. Die Geschichte (ich gebe die

Erzählung eines russischen Reisegefährten auf dem Dampfer wieder) soll sich folgendermaßen zugetragen haben. Der Russe lag im Hafen von Maskat und sollte seine Flagge hin und her an den Küstenplätzen zeigen. Fremde Kriegsschiffe sind den Engländern in diesen von ihnen „kontrolirten" Gewässern natürlich sehr unangenehm; der Resident in Maskat giebt also Ordre, daß zwei britische Kreuzer den Russen in der Weise eskortiren sollten, daß der eine ihm einen halben Tag vorauf, der andere ebensoviel hinter ihm her fährt. Beiläufig behauptete mein Gewährsmann, daß auch ein deutsches Kanonenboot vor einigen Jahren dieser Kontrole unterworfen worden sei. Der russische Kapitän hat jedenfalls etwas Aehnliches erwartet und sprengte daher einen falschen Termin für seine Abfahrt aus, löschte dann schon in der nächsten Nacht alle seine Lichter, ging unbemerkt aus dem Hafen und war schon in der Straße von Ormus, bevor die britischen Stationäre in Maskat ihren Dampf aufgemacht hatten. Einmal im inneren Golf, konnte er die Engländer auslachen, dann natürlich wußte niemand, in welcher Reihenfolge er die Häfen aufsuchen würde.

Der Kornilow soll den direkten Frachtverkehr zwischen Odessa und Buschir eröffnen; er hat Zucker, Petroleum und Manufakturen geladen und es heißt, daß er auch Basra anlaufen will. Die Engländer triumphiren schon im Voraus, daß ihm das nicht gelingen werde, denn irgend jemand hat herausgefunden, daß er 1873 in Glasgow gebaut sei und mit Ladung 24 Fuß tief gehe. Wenn dem so ist, so kann er allerdings nicht über die Barre an der Mündung des Schatt el-Arab, wo selbst bei Fluth nur ca. 20 Fuß Wasser sein sollen. Jedenfalls sprach ganz Basra, das, soweit es nicht türkisch-arabisch ist, englisch ist, von dem Fall. Die Engländer haben übrigens mit ihren eigenen Schiffsrhedern Noth genug. Als ich in Bagdad war, kam ein deutscher Landsmann, der als Assyriologe für die Ausgrabungen in Babylon bestimmt war, von Basra herauf. Er war mit dem englischen Schiff Afghanistan von Neapel durch den Suezkanal gegangen; in Messina passirte eine kleine Havarie und es mußten Kohlen ausgeladen werden. Dabei bemerkte die italienische Hafenpolizei, daß viele Kisten mit Gewehren und Munition an Bord waren. Sie avisirte das englische Konsulat und die Afghanistan wurde von Aden ab von einem Kriegsschiff beobachtet, das ihr bis Basra folgte. Die Gewehre sollten nämlich in Lingah oder Bender Abbas an der persischen Südküste ausgeschifft und auf dem Wege durch Persien und Afghanistan an die

Bergvölker verkauft werden, die an der Nordgrenze von Indien wohnen! Dies Geschäft ist ungeheuer einträglich, denn die Zufuhr von Waffen zu den Afridis, Orakzais rc., die der indischen Regierung soviel Noth machen, ist auf dem Wege durch das britische Territorium streng gesperrt und die Stämme zahlen ungeheure Preise für Hinterlader und Patronen. Das private Geschäft geht bei den Birminghamer Waffenfabriken und Kaufleuten doch so weit über den Patriotismus, daß sie unbedenklich die unfehlbaren Bundesgenossen der Russen bei dem so sehr gefürchteten zukünftigen Landkrieg um Indien an dieser gefährlichsten Stelle in der Flanke der anglo-indischen Vertheidigungsarmee mit modernen Gewehren bewaffnen, und wenn es selbst nur Peabodys oder Henry Martinis sind. Schließlich hat die Afghanistan dann ihre Kontrebande in Maskat ausgeschifft, wohin die Waffeneinfuhr nicht verboten zu sein scheint. Natürlich sollen die Hinterlader aber dort nicht bleiben, sondern sie werden in kleinen Partien bei Nacht und Nebel auf arabischen Segeldhaus nach der persischen Küste hinübergeschmuggelt und finden dann doch ihren Weg nach Tschitral, Gilgit u. s. w. Im entscheidenden Augenblick werden die Bergvölker selbstverständlich von den Russen auf dem Wege über das Pamir aus dem Vollen bewaffnet werden; für die Vorübung auf alle Fälle im Gebrauch der neuen Waffen, die ihnen durch diese Selbstverleugnung englischer Vaterlandsliebe ermöglicht wird, haben sie aber immerhin allen Grund, dankbar zu sein.

Gestern Nachmittag, nach langweiligen zweiundeinhalb Tagen Aufenthalt in Basra, gab es endlich Gelegenheit, mit dem Dampfer City of Glasgow nach Buschir weiterzukommen. Das Schiff sollte eigentlich direkt nach Bombay gehen, da sich aber noch einige Passagiere fanden, so war der Kapitän einverstanden, in Buschir auf der Rhede anzuhalten und ließ dorthin telegraphiren, daß man uns vom Lande abholen solle, denn die Schiffe sollen wegen des seichten Wassers vier Seemeilen vom Lande ankern müssen. Das Kabel im Golf ist unterbrochen und die Depesche muß über Konstantinopel-Tiflis-Teheran gehen; hoffentlich passirt auf dieser Reise kein Unheil mit ihr. Die Fahrt auf dem Schatt el-Arab war prachtvoll. Der Strom ist, wo er vereinigt fließt, breiter als die Elbe bei Hamburg; Palmenwälder säumen die Ufer. Als die Sonne über der arabischen Wüste versank, ließ unsere City die Anker vor dem persischen Hafenplatz Muhammera fallen; kurz vorher war im Vorüberdampfen an dem Punkte, wo die persische Grenze den

Fluß erreicht, der Salut zwischen dem Schiff und einer sonst sehr harmlosen Uferbatterie ausgetauscht worden. Ich lag im Tropenstuhl bei Whisky-Soda und Arrians Beschreibung des Mündungslandes der Flüsse Tigris, Euläus und Euphrat im 7. Kapitel des 7. Buches der Anabasis Alexanders. Arrians Euläus ist der Fluß Karun, der aus der Landschaft von Susa herabkommt, der persischen Königsstadt, von wo Alexander mit dem Heere aufgebrochen war, um an die Küste zu gelangen. Der König selbst fuhr auf dem Euläus herab bis ins Meer und gelangte von dort in den Tigris; das Heer wurde zu Schiffe durch einen Kanal von dem susianischen Fluß in den großen Strom gebracht. Dieser Kanal existirt noch heute; kurz vor seiner Mündung in den Schatt el-Arab liegt Muhammera. Ungefähr dort lagerten sich die Makedonen unter Hephästion und erwarteten den vom Meere durch den Schatt el-Arab heraufkommenden König; dann gingen sie alle vereinigt den Fluß nach Opis (Ktesiphon) hinauf, wo die große Meuterei ausbrach.

Als unser Schiff Anker gefaßt hatte, kam ein Schwarm Boote vom persischen Ufer her, um Güter in den Dampfer überzuladen; von den rothen Strahlen der eben versinkenden Sonne beschienen, sahen die heranrudernden Fahrzeuge purpurfarbig aus und die kurzen Riemen glänzten, wenn sie feucht aus dem Wasser in die Höhe kamen, wie metallbeschlagenes Gewaffen. Im Geiste sah ich statt ihrer den prachtvollen Strom von der zahllosen Makedonenflotte belebt, die das Heer der Veteranen und der neu eingestellten Asiaten nach Babylon in die Hauptstadt der neuen Weltmonarchie hinauftragen sollte, und wieder stieg in mir die Bewunderung für den König mächtig empor, der als erster und einziger unter allen abendländischen Herrschern eine Armee und eine Flotte auf den Gewässern der Semiramis und Nebukadnezars gehabt hat.

Unmittelbar am Ausfluß des Schatt liegt der Posten Fao, wo das indische Kabel endet und der türkische Ueberlandtelegraph nach Bagdad, Mossul und Konstantinopel seinen Anfang nimmt. Die Küste Arabiens ist hier so flach, daß sie ganz von der großen Schlamm- und Sandinsel Bubian verdeckt wird; dahinter liegt Kuweit, der Hafen, wo die Bagdadbahn enden soll. Die Engländer thun jetzt alles Mögliche, um den Sultan von Kuweit als „unabhängigen“ Herrscher hinzustellen, weil er in dem Falle nach der berühmten englischen Theorie vor der politischen Präponderanz Großbritanniens im Persischen Golf in ihre „Interessensphäre“ hineingehörte und sie die Anlage des Hafens am arabischen Ufer

alsdann verhindern zu können glauben. Bei Basra und überhaupt an einem Punkte innerhalb der Barre von Fao darf die Bahn aber auf keinen Fall enden, weil sonst die großen Seeschiffe überhaupt nicht bis an sie herangelangen könnten und überdies eine Blokade so unverhältnißmäßig leicht sein würde — brauchte doch nur eine Anzahl Minen im Schatt el-Arab gelegt zu werden!

Buschir, den 11. März.

Mein Faktotum ist verwundet und ich sitze wieder einmal unvorhergesehener Weise für eine Weile fest. Erst betrinken sich der brave Madat und der Boy gemeinsam in Dattelschnaps, so schauderhaft und fuselig wie ihn nur eine persische oder Bagdader Brennblase zu erzeugen vermag, dann spielen sie mit dem scharfgeladenen Revolver, und ehe sich's einer versieht, geht das Ding los und Madat hat eine Kugel in der Backe. Ich habe hier ebenso angenehme wie unvermuthete Gastfreundschaft bei einem Livländer gefunden, Dr. Werner, Arzt in russischen Diensten, der die Pest-Quarantänestation in Buschir verwaltet und schon ein ganzes Jahr hier am Golf sitzt, ohne freilich einen einzigen Pestfall erlebt zu haben. Gestern Abend, als schon Alles zur Abreise für morgen vorbereitet und die Maulthiere schon bestellt waren, kommt Madat schwankend und jammernd, blutüberströmt die Treppe herauf, zeigt auf seine Backe und wimmert in einem fort: Herr, nimm sie heraus! Herr, nimm sie heraus! Mit Noth und Mühe ist zu ergründen, daß er geschossen ist; er bekommt einen Verband und soll damit bis zum Morgen warten. Das ganze Zimmer ist voll Blutflecken und Fuselgestank; draußen auf der Treppe sitzt der Schuldige und heult! Heute früh konstatirt Dr. Werner, daß die Kugel tief im Kopfe sitzt und ohne Operation mit vielwöchentlichem Liegen im Lazareth (es giebt aber keins in Buschir) nicht herauszunehmen ist.

Ich muß also warten, bis der Mann mit seiner Kugel im Kopf weiter reiten kann. In einigen Tagen wird die Sache wohl soweit sein — wenn kein Wundfieber kommt. Welch ein Glück, daß diese Sache nicht irgendwo in der Wildniß passirt ist, wo es keine Aerzte giebt, oder in einer Türkenstadt, wie Mossul, wo es welche giebt, die schlechter sind, als keine!

Buschir ist gegenwärtig einer der politisch bewegtesten Plätze am Golf. Der Dampfer Kornilow wird auch hier täglich erwartet; außerdem ist der russische Generalkonsul, Fürst Dabischa, von

Ispahan heruntergekommen, um das Schiff zu empfangen. Meine bescheidene Person wird gleichfalls von Jedermann als hochpolitisch angesehen, bloß daß sich niemand einen Vers darauf machen kann, wer ich bin. Der Emir Toman (Zehntausendfürst, d. h. Gouverneur) hat hergeschickt und um meinen Paß bitten lassen — der ist deutsch, aber wozu wohne ich bei dem russischen Doktor, habe einen russischen Diener und spreche auch russisch? Und warum bin ich gerade mit dem russischen Generalkonsul zusammen eingetroffen? Das Alles giebt den Spionen aus der englischen „Residenz“ (Generalkonsulat) ungeheuer viel zu schnüffeln und zu zetteln und macht mir großen Spaß. Die englischen Vertreter hier im Osten haben manchmal auch eine recht schnurrige Auffassung von ihrem Dienst. Der Resident erwartet seine Gattin von Bombay und ist ihr heute früh mit dem Stationär (ein mäßiger Kreuzer) entgegengefahren — auf mehrere Tage. Und das thut der Mann jetzt, wo der energischste und bisher erfolgreichste aller russischen Beamten in Persien eben am Orte eingetroffen ist und seine Netze auszuwerfen anfängt, um möglichst viel persische und sonstige Fische aus dem Buschirer Handel für das neue russische Schifffahrts- und Frachtenunternehmen zu gewinnen!

Den 14. März.

Gestern war ein kleines Diner auf dem deutschen Konsulat und heute habe ich dem Fürsten Dabischa meinen Besuch gemacht. Seit kurzem haben wir nämlich auch einen Konsul in Buschir, Dr. Reinhardt, der unmittelbar vor meiner Ankunft vom Europaurlaub zurückgekehrt ist. Sein Haus, das eben in der Neueinrichtung begriffen ist, ist ein wahres Museum an orientalischen Kostbarkeiten und erlesenem Geschmack: Aegyptisches, Persisches, Türkisches, und das Eine immer schöner als das Andere. Dr. Reinhardt besitzt von seiner Dienstzeit in Kairo her zwei ägyptische Mumienporträts und einen antiken Schmuck, die wenige Museen in Europa zu kaufen in der Lage sein werden. Und dazu diese Sammlung von Teppichen. Man könnte neidisch werden — wenn sich der Gedanke überhaupt fassen ließe, je auch in den Besitz solcher Schätze zu kommen. Wie schade, daß die Dinge an einem so weltfernen Platz vergraben liegen! Das Bewußtsein, auch einen Vertreter und offiziellen Beschützer am Ort zu haben, giebt dem Deutschen auf der Reise doch ein ganz anderes Gefühl der Würde und Befriedigung gegenüber den Orientalen, als wenn man so ganz allein auf sich angewiesen ist. In der Türkei ist ja unser Name jetzt an sich

hoch, aber gerade aus diesem Grunde ist es besonders peinlich und beschämend, wenn man in den Städten des Inneren russische, französische und englische Vertretung antrifft, während es einen deutschen Konsul von Aleppo an auf der ganzen Route bis Bagdad nicht giebt.

Fürst Dabischa hat mir viel interessante Dinge erzählt. Ich fragte ihn, ob es wahr sei, daß in Bagdad und Buschir russische Generalkonsulate errichtet werden sollten, und er bestätigte es mir nicht nur, sondern fügte auch noch hinzu, daß ein Konsulat nach Basra käme (wo wir nichts haben!) und Konsularagenturen nach Achwas am Karun und nach Bender Abbas an der Ormusstraße. Das ist ein schwerer Schlag für England — und eine energische Mahnung für uns, schleunigst nach dem Unseren zu sehen! Ja, Rußland will sogar ein Kriegsschiff dauernd im Golf halten und in Buschir soll der Generalkonsul eine Kosakenleibwache haben, damit hierdurch ganz deutlich und zweifelsohne die Gleichberechtigung mit England markirt werde, das seinem Residenten fünfzig Mann indische Seapoys und einen bewaffneten Stationär zur Verfügung hält. Unglaublicher Weise läßt sich übrigens die Türkei schon seit lange das Gleiche in Bagdad gefallen, wenn auch der schöne weiße Raddampfer dort auf dem Tigris vor der Residency nach Bauart und Tiefgang nicht gerade beanspruchen kann, ein gefährliches Kriegsschiff zu sein. Wo ist Lord Curzon geblieben (der jetzige Vicekönig von Indien) mit seiner emphatischen Erklärung vor zehn Jahren: Persien vom Golf an bis hinauf nach Ispahan müsse von England jedem fremden Einfluß fest verschlossen gehalten werden, und sollte es darüber zum offenen Konflikt mit einer anderen Macht kommen! Fürst Dabischa antwortete mir auf meine Frage nach der gegenwärtigen politischen Stellung Englands in Südpersien, daß er es in Buschir nicht für wesentlich schwerer halte, als in Ispahan, den englischen Einfluß durch den russischen zu ersetzen, dort aber sei das Ansehen Englands bereits fast gleich Null und wenn auch noch ganz vorwiegend englische Waaren gehandelt würden, so seien doch im letzten Jahre auch bereits für eine Million Kran (400 000 Mk.) russische, von Norden her eingeführte, verkauft worden.

Von großer Bedeutung für das russische Eindringen in den Golf und den Süden Irans ist, daß die persische Zollverwaltung in belgischen Händen ist. Zwischen dem belgischen Kapital und der russischen Politik existiren in Ostasien freundschaftliche Be-

ziehungen; die Belgier, die hier im Dienste des Schahs stehen, werden sich schon aus dem Grunde gut mit Rußland stellen müssen, weil ein kräftiger russischer Druck in Teheran genügt, um sie nach Ablauf ihrer Kontrakte ohne Sang und Klang in die Heimath zurückkehren zu lassen.

Vom deutschen Interesse aus kann man den Einbruch der Russen in das politische und kommerzielle Golfmonopol der Engländer nur mit großer Befriedigung begrüßen. Bisher hat es keins unserer großen Schifffahrtsunternehmen gewagt, Beziehungen hierher aufzunehmen, weil man weiß, daß die beiden enorm kapitalkräftigen englischen Gesellschaften, die hier arbeiten, jede fremde Konkurrenz einfach so lange mit ihren Frachten zu unterbieten suchen werden, bis dem Eindringling der Athem ausgeht. Die russische Linie fürchtet sich davor nicht, weil sie — von der Regierung subventionirt wird. Auf diese Weise kann sie es mit den Engländern ruhig aufnehmen. Meiner Ansicht sollte man unsererseits die Gelegenheit benutzen, um eine oder die andere englische Linie einfach anzukaufen. Die Herren in London werden es erst mit der russischen Konkurrenz versuchen und dann, wenn der Einnahmeausfall durch die Frachtherabsetzung eine Zeit lang gedauert hat, werden sie zufrieden sein, für ihr schwimmendes Material einen guten Preis zu bekommen. Wie den Engländern das Geschäft über den Patriotismus geht, habe ich ja eben erst auszuführen gehabt, und daß sie nicht nur den Afridis Gewehre liefern, sondern auch ganze Schifffahrtslinien an deutsche Rhedereien verkaufen, hat man ja unlängst in Ostasien gesehen, wo zwei stattliche Flotten für den Küstenfrachtdienst Birma—Singapore—China für baares Geld aus englischen Händen in die des Norddeutschen Lloyd übergegangen sind. Also vivat sequens! Der Handel von Buschir ist für persische Verhältnisse sehr bedeutend und beträgt an 40 Mill. Mark; die Waaren gehen von hier auf dem Landwege bis nach Teheran hinauf.

Den 15. März.

Es thut mir sehr leid, daß ich nicht noch einige Wochen hier im Süden bleiben kann, aber Madat ist nun nach Dr. Werner's Ausspruch fähig zu reiten, wenn der arme Teufel sich auch noch schwach genug fühlt. Das Reiten ist für diese Leute aber wirklich nicht anstrengender, als für unsereinen Stubenarrest, selbst wenn sie krank sind. Sie hängen auf dem Pferde, als ob sie zu Hause

auf ihrem Pfühl hockten. Dazu möchte Madat auch nun so schnell wie möglich nach Hause. Heute kam er nach oben in mein Zimmer, fragte ob morgen abgereist werden solle und umfaßte meine Kniee: er wolle gern mit, nur solle ich ihn nicht in den Bergen zurücklassen, wenn er mir mit der Wunde nicht gut genug dienen könne. Die gute Haut ist wie ein Kind — der Doktor kann ihm zehnmal sagen, seine Wunde sei nicht gefährlich und die Kugel müsse vorläufig ruhig einheilen, er kommt doch immer wieder und bittet, sie herauszunehmen. Niemand kann ihm klar machen, daß das eine schwere Operation giebt, nach der er mindestens einen Monat festliegen muß — er fleht: nehmt sie nur heraus, dann kann ich noch am selben Tage wieder meinen Dienst thun!

Gar zu gerne ginge ich noch nach dem Karun, um die neue englische Karawanenstraße per Dampfer flußauf und dann in zwölf Tagereisen von Schuschter nach Ispahan kennen zu lernen, aber wie soll ich dann von da wieder nach Persepolis kommen, an dem mir doch Alles liegt — mehr noch als selbst an der Politik sammt Russen und Engländern. Mein Gewährsmann Fürst Dabischa sagt, die Karunroute, auf die sich die Engländer sonst viel zu Gute thun, sei nicht viel werth, weil auf der langen Ueberlandstrecke der Weg im Winter drei Monate wegen seiner Höhe durch Schnee gesperrt, im Sommer dagegen menschenleer ist, weil die anwohnenden Nomaden auf die Hochgebirgsweiden ziehen. Dagegen soll die andere Straße, die die indische Regierung von Quetta in Beludschistan her durch Seistan nach Ost- und Nordostpersien eingerichtet hat, gut funktioniren, was die Russen wegen der Konkurrenz mit ihrer Waareneinfuhr über Aschabad an der transkaspischen Bahn und Meschhed besorgt macht.

Und nun Abschied vom Golf — morgen geht's den Bergen entgegen und wieder auf das hohe Iran hinauf, von dem ich vor viereinhalb Monaten in die mesopotamische Ebene hinabgestiegen bin. Als Aushilfe für Madat ist ein persisch-armenischer Koch engagirt und für Menschen und Gepäck fünf Maulthiere sammt Treiber; dazu geht ein Telegramm von Dr. Reinhardt an die Gesandtschaft in Teheran, daß ich aufbreche. —

Kaserun, den 19. März.

Ich bin auf dem Wege ins Herz der alten Persis, in die Heimat der Könige, die von Achämenes und Ardaschir entstammen. Welch ein weltentlegenes Land ist dies! Welche Hindernisse der

Natur thürmen sich dem Reisenden, dem Kaufmann, dem Krieger entgegen, der diese Straße zieht!

Von Buschir aus sind wir anderthalb Tage über die Küstenebene bis an den Fuß der ersten Gebirgskette geritten, in der das Hochland von Iran sich nach Norden zu erheben beginnt. Das erste Stück des Weges wird noch mit einem Segelboot zurückgelegt. Man fährt von der Spitze der Halbinsel, auf der die Stadt liegt, quer über die Lagune nach dem Karawanenhalteplatz Schif; dort erwarteten uns die gemietheten Maultiere. Noch nie habe ich eine so merkwürdig gestaltete Küste gesehen, wie dort bei Buschir. Es ist ganz unmöglich, zu sagen, wo das Land aufhört und das Meer anfängt. Schif liegt auf einem niedrigen Hügel; ein schmutzig-verfallenes Karawanenrasthaus und eine Cisterne mit abscheulichem, salzig-ammoniakhaltigem Wasser sind die einzigen Anlagen für den starken Verkehr, der hier durchpassirt. Auf der einen Seite des Ortes liegt die Lagune, auf der anderen ein meilenbreiter Salzsumpf, abwechselnd von klaren Wasserlachen und grauem Schlamm erfüllt, in den die Tiere bis über die Fesseln einsinken. Seewärts geht dies Terrain allmählich in die zusammenhängende Meeresfläche, landeinwärts in festes Land über. Um die Mittagszeit, als wir in den Morast hineinritten, war draußen Ebbe und das Sumpfwasser rieselte unter den Füßen der Maulthiere zum Meerbusen ab; sein Salzgehalt ist so groß, daß jeder Tropfen, der ins Auge kam, förmlich brannte und Kleidung wie Thiere von den verdunstenden Spritzern ganz weiß getupft erschienen.

Die Sonne war schon fast am Untergehen, als wir endlich aufs Trockene kamen, d. h. eigentlich auch auf eine Art Insel, die aber nur noch durch einen schmalen Sumpfarm von dem Beginn der festen Ebene getrennt war. Das Trinkwasser war immer noch salzig, aber die Leute in dem Dorf, wo wir eine kleine Rast machten, hatten kein anderes; es war auch schon tauglich, Reisfelder zu bewässern. Als es dunkel wurde, kamen wir nach Chuschab, wo die Perser in dem englisch-persischen Kriege von 1857 eine Niederlage durch den britischen General Outram erlitten. Zwei kleine Mädchen trugen Wasser in einem kupfernen Gefäß nach Hause. Ich suchte ihnen mit Geberden und einigen persischen Brocken verständlich zu machen, daß ich trinken wollte; aber als Antwort setzten sie ihren Kessel zur Erde und liefen unter markdurchdringendem Geschrei davon. Während ich auf meine zurückgebliebenen Leute wartete, kam die junge Mannschaft des Dorfes

im Laufschritt mit Keulenstöcken herbei, und nun fiel mir ein, was ich im ersten Augenblick des Durstes wegen nicht bedacht hatte, daß für den Religionsfanatismus der Schiiten ein jedes Gefäß, das ein Ungläubiger mit seinen Lippen berührt hat, unrein und unbrauchbar wird. Die Dorfleute forderten für den Schrecken, den ich den Mädchen verursacht hatte, ein Geldgeschenk; während ich ihnen erklären ließ, daß sie wohl mit meiner Reitpeitsche, aber nicht mit meinem Geld Bekanntschaft machen könnten, tauchten plötzlich zwei Tüfenkdschi's (Flintenträger) auf und boten sich auf türkisch als Schutzwache für den Weiterritt durch die Nacht nach Borazjun an, wo ich in dem Telegraphenrasthaus das Nachtquartier bestimmt hatte. Diese Häuser (rest-rooms) sind für den Dienst des anglo-indischen Telegraphen erbaut; es giebt im ganzen sieben zwischen Buschir und Schiras. Einige sind zugleich Telegraphenstationen mit einem — in der Regel armenischen — Beamten; alle haben aber ein sauberes und mit einer guten Bettstelle versehenes Zimmer, das für gewöhnlich verschlossen steht und für die Beamten reservirt ist, die zu bestimmten Zeiten die Strecke auf und ab revidiren und Ausbesserungen vornehmen. Ein Paß, der vom englischen Telegraphendirektor in Buschir europäischen Reisenden ohne Schwierigkeit ausgestellt wird, gewährt das Recht, diesen Raum, wenn er nicht dienstlich belegt ist, zu Nachtquartier und Rast zu benutzen. Für diese menschenfreundliche Einrichtung sind schon viele Reisende der Telegraphenverwaltung von Herzen dankbar gewesen. Wenn ich an meine primitiven Lagerstätten am Urmiasee, in Mesopotamien und Syrien zurückdenke, so muthet es mich ganz unglaubwürdig an, daß ich hier ein Bett mit Drahtmatratze, zwei europäische Tische zum Essen und Schreiben, Stühle, Waschtisch und Glaskaraffe gefunden habe. Es regnet heute seit dem frühen Morgen heftig und wahrscheinlich kommen wir daher erst nachmittags fort, sodaß die fünf Reisetage von Buschir bis Schiras sich wohl zu sechsen ausdehnen werden.

Bis Borazjun reitet man durch die Ebene. Am nächsten Tage wird die Gegend leicht wellig, und um Mittag erreicht man eine Stunde hinter dem Dorfe Daliki endlich das Gebirge, das von der Küste aus den Eindruck machte, als ob es bis an seinen Fuß nur 3 bis 4 Stunden Reitens wären. Gleich der Eintritt in die Berge ist romantisch schön. Durch ein Gewirr von Schluchten und Spalten arbeitet man sich auf beschwerlichem Pfade zu einem

breiten Felsenthale durch, auf dessen Grund der reißende Dalikifluß dahinschießt. Hier ist die Straße in ziemlicher Höhe über dem Wasser schon vor alters ein langes Stück in die Bergwand des linken Ufers hineingehauen worden; dann wendet sie sich plötzlich und überschreitet auf einer imposanten, modernen Brücke den Fluß. Ich hätte garnicht geglaubt, daß heute noch in Persien so gebaut werden kann. Als wir uns näherten, ertönte aus dem Wachthaus jenseits der Brücke heftiges Flintengeknatter als Ehrenbezeugung seitens der dort stationirten trinkgeldhoffnungsvollen Regierungssoldaten. Was in der Türkei Bakschisch ist, heiß in Persien „enam“ (ich schreibe nach dem Gehör, der dumpfe Laut der zweiten Silbe liegt zwischen a und u). Enam, sahab, enam — damit trat der Befehlshaber der Soldaten an mein Maulthier heran und bot eine bewaffnete Eskorte bis zum Nachtquartier an. Für seine Höflichkeit erhielt er ein kleines Aequivalent in Silber; für die zerlumpten Krieger dankte ich. „Gefahr“ für den Reisenden scheint es mir hier noch weniger zu geben, als ich sonst im Orient gefunden habe, und bei einem wirklichen Ueberfall wären diese wahrhaft Falstaffschen Soldaten mit tödtlicher Sicherheit die Ersten, die davonliefen.

Der Blick von der Brücke, die Dalikischlucht aufwärts, ist landschaftlich einer der prachtvollsten von denen, die ich bisher im Orient genossen habe. Man sieht unmittelbar in eine wilde Hochgebirgswelt hinein. Die Berggipfel reichen schon an 3000 m heran; das Gebirge ist ungeheuer zerklüftet und zerspalten, dazu das Gestein einzelner Gipfel, Abstürze und Kämme von einem weithin leuchtenden Rothbraun, das mit grauen und grünlichen Partien wechselt. Gerade jetzt liegt auf den niedrigeren Hängen ein grüner Anflug von Frühlingsvegetation, von dem freilich über sechs Wochen nichts mehr vorhanden sein wird.

Eine Stunde reitet man noch längs dem Flusse, dann beginnt der Kotal i-malu, d. h. der „verfluchte Paß“, der erste der vier steilen Gewaltanstiege, die aus dem Küstenlande auf das hohe Iran hinaufführen und der mich lebhaft an die Felsentreppe des Serderria erinnert hat, über die hinter Rovandus der Weg aus dem alten Atropatene in das assyrische Vorland hinabsteigt. Zuerst windet sich der Karawanenpfad unter beständigem Steigen in eine Wildniß von Felsentrümmern und zerborstenen Bergmassen hinein, mehr dem von Steinblöcken erfüllten trockenen Bett eines Gießbachs gleichend, als einem seit Jahrtausenden von einem massen-

haften Waaren- und Personenverkehr verfolgten Wege. Dann fängt eine zu beiden Seiten von Mauern eingefaßte, mit breiten, gepflasterten Stufen versehene Zickzacktreppe an, die direkt eine ganz unglaublich steile Thalwand in die Höhe führt. Die Steine der Stufen sind aber durch den jahrhundertelangen Verkehr so glatt geschliffen, daß beladene Thiere ohne Gefahr des Stürzens und Beinbrechens hier weder hinauf noch hinunter können; sie klettern daher unter beständigem Geschrei der Treiber neben der Treppe auf einem Pfade in die Höhe, der zwar noch weit steiler und ermüdender ist, aber den beschlagenen Hufen etwas besseren Halt gewährt. Reiter müssen den größten Theil des Kotals, wenn sie ihren Hals lieb und Mitleid mit den Thieren haben, zu Fuß überwinden. Die Höhe des Aufstiegs ist 500 m; von der Paßhöhe geht es wieder etwas abwärts in eine schöne, kleine Ebene, über die man hinüber zu dem hübschen, palmenumstandenen Dörfchen Konar-tachteh reitet. Dort im Telegraphenhause gab es das zweite Nachtquartier.

Der gestrige Tag war der schwerste. Durch die Schlucht des Flusses Schapur arbeiteten wir uns an den Fuß des zweiten Kotals, der Kamarij heißt, hinauf. Dieser Kotal i-Kamarij soll eine der schlimmsten Passagen in ganz Persien sein, und nach der Anstrengung, die es kostete, ihn zu überwinden, will ich es wohl glauben. Die Risse und Rillen, durch die man abermals 400 m in die Höhe klettern muß, sind so eng und führen so steil aufwärts, daß die Maulthiere alle drei Minuten stehen bleiben und nicht weiter wollen. Dazu brannte die Sonne wie zu Hause im Hochsommer und von der Anstrengung des Emporklimmens im feinen Kalkstaub des Weges brach der Schweiß am ganzen Körper in Strömen aus. Mitten im Kotal begegnete uns eine Karawane von etwa fünfzig Eseln und es dauerte mindestens eine Stunde, bis wir an einander vorbei waren, denn die Passage zwischen den Felsen ist fast auf der ganzen Strecke so eng, daß Menschen und Thiere zum Theil buchstäblich übereinander wegklettern mußten. Als der Kotal überwunden war, kam wieder eine lange und breite Ebene und dann eine Felsenschlucht, an die ich nur noch mit einem wahren Schauder zurückdenke, der Teng i-Turkan. Man stelle sich vor, daß auf den Grund einer engen gewundenen Kluft hunderttausende von großen und kleinen, runden und kantigen Steinblöcken von den Maßen eines Hauses bis hinunter zum Kiesel herabgerollt sind, und daß der Weg, oder was sich so nennt, über sie hinweg oder

zwischen ihnen hindurch führt. Zu Pferde ist natürlich an kein Durchkommen zu denken; man reitet, so lange es noch menschenmöglich ist — dann muß man sich eine lange Stunde mit Springen, Straucheln und allerlei Balanzirkünsten weiterhelfen, bis die Kniee zu zittern anfangen und endlich die große Ebene von Kaserun erreicht ist, durch die dann in drei Stunden ein schöner und bequemer Weg bis zur Stadt hinführt. An einzelnen Stellen ist noch sichtbar, daß der Teng i-Turkan in früherer Zeit durch Kunstbauten bequemer passirbar gemacht war, aber das muß Jahrhunderte her sein. Seit der Blüthezeit der Sefawidendynastie im 17. Jahrhundert ist hier, von einzelnen nothwendigen Brückenbauten abgesehen, nichts mehr für den Verkehr geschehen. Da sich nach jedem Regenguß ein Wasserstrom durch die Schlucht ergießt, so würde eine Straßenanlage auf ihrem Grunde einer fortgesetzten sorgfältigen Erhaltung bedürfen, und dazu reicht es in Persien so gut wie anderswo im Orient noch viel weniger, als zu einem einmaligen Neubau.

Die Ebene von Kaserun ist eine der schönsten und gesegnetsten in der Persis und liegt trotz der Höhe von beinahe 900 m noch innerhalb des Palmenklimas. Hier sehe ich zum ersten Male die berühmten persischen Wasserleitungen, die hier zu Lande Kanat genannt werden. Es sind unterirdische Stollen, die sich oft stundenweit hinziehen, bis das Wasser durch sie an den Ort der Verwendung gelangt. Diese Art von Anlage liegt in der eigenthümlichen Bodengestaltung begründet. Fast ganz Iran besteht aus einer Menge abflußloser Depressionen von sehr verschiedener Größe und Höhenlage, die allesammt von Gebirgsketten umrahmt sind. Die größte dieser Senkungen wird von der ungeheuren „großen Salzwüste“ eingenommen, die in einer Länge von 1000 und einer Breite von 600 km ganz Iran in zwei von einander fast ganz getrennte Hälften theilt. Einige, wie das Becken des Urmiasees in Aserbeidschan, des Bachtegan in der Persis und des Hamun in Seïstan, weisen auf ihrem Grunde große Ansammlungen von Salzwasser auf; bei andern versickern und verdunsten die Niederschläge, die von der hohen Umwandung des Beckens herabfließen, ehe es zur Bildung perennirender Wasserarme kommt. Fast überall, wo man am Fuße der Abhänge, von denen die Thalmulde umgeben ist, gräbt, stößt man in der Tiefe auf ziemlich reichliche Wasservorräthe, die sich aber näher zur Mitte des Beckens hin rasch vermindern. Man teuft also an der Stelle, wo sich das Wasser

erfahrungsgemäß findet, eine Reihe von Brunnen ab, erweitert die Schachte an ihrer Sohle glockenförmig, um die Sammelfläche für das Wasser zu vergrößern, und verbindet sie durch unterirdische Röhren. Von diesem Brunnensystem aus wird nun gleichfalls unterirdisch und oft in großen Tiefen ein 1 bis 1½ m hoher Tunnel geradlinig vorgetrieben, durch den das Wasser fortfließt, bis es an die Stelle gelangt, wo es die Felder und Gärten eines Dorfes tränken soll. Der unterirdische Verlauf der Leitung ergiebt sich bei der geschilderten Bodengestaltung zum Theil durch die Niveauverhältnisse von selbst, zum Theil wird er auch dort, wo man an sich das Wasser schon zu Tage treten lassen könnte, noch beibehalten, um den starken Wasserverlusten durch Verdunstung in der Sommerhitze zu entgehen. Die Arbeit ist natürlich eine ungeheuere, um diese Leitungen herzustellen. Alle 15 bis 20 Schritt muß von der Erdoberfläche aus eine weitere Oeffnung senkrecht nach unten in den Wassergang hinein hergestellt werden, sowohl damit der unten arbeitende Mann Luft hat, als auch namentlich, um die ausgegrabenen Erdmassen nach oben zu entfernen. Durch diese Schachte wird auch eingestiegen, wenn der Kanat gereinigt werden muß. Meist sind sie oben oder unten eingedeckt, um das Herabstürzen von Erde in den Kanal zu verhindern. An einer Stelle, kurz vor Kaserun, wo der Inhalt eines großen Kanats zu Tage trat, habe ich eine annähernde Messung vorgenommen: der Querschnitt des fließenden Wassers betrug etwa 800 qcm und die Geschwindigkeit 50 cm pro Sekunde — es flossen also in der Sekunde 40 l vorbei. Das Quantum genügt, um ebenso viel Hektar Land dauernd zu bewässern, aber so wasserreiche Kanats sind nicht die Regel, und in der heißen Jahreszeit wird die Leistungsfähigkeit aller dieser Anlagen geringer.

Die ganze große Kaserunebene wird durch Kanats bewässert, aber es leuchtet von selber ein, daß diese Methode wegen der Masse von Zeit und Arbeit, die sie verschlingt, und des geringen Wassergehaltes, den sie liefert, eben doch nur auf solche nahe am Fuß einer Bergkette gelegenen Gebiete von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung — im besten Fall einige Stunden — Anwendung finden kann.

Schiras, den 23. März.

Am Nachmittag des sechsten Tages nach dem Aufbruch von Buschir bin ich in Schiras eingeritten: ein halber Tag ging unterwegs in Kaserun durch Regen verloren. Bald hinter Kaserun

kommt man an den Salzsee Famur und steigt von seinem Ufer, wo durch die anliegenden Sümpfe ein langer, alter Steindamm für die Straße gelegt ist, die außerordentlich steile, 250 m hohe Stufentreppe des Kotal i-Dochtar hinauf. Von der Paßhöhe geht es wieder ein Stück abwärts und eine neue, länglich beckenförmige Ebene, allseitig von Bergketten umgeben, nimmt den Reisenden auf. Sie heißt Dascht i-Barm und ist — eine große Merkwürdigkeit — fast ganz mit einem schönen, lichten Hain von stattlichen Bäumen, die mir eine Art Ulmen zu sein schienen, erfüllt. Allmählich wurde mir der Aufbau des Landes klar. Das Iranische Hochplateau erhebt sich in der Persis in einer Reihe übereinander liegender Terrassenstufen, deren jede von einer nach Süden lang und steil, nach Norden nur um ein Geringes abfallenden Gebirgskette umgürtet ist. Indem man eine Stufe nach der andern über je einen Kotal erklettert und sich durch die dazwischen gelagerten hohen Längsthäler stetig ostwärts schiebt, gelangt man schließlich, eine Tagereise vor Schiras, auf die oberste Fläche selbst, die aber ihrerseits auch noch von zahlreichen nordwest-südöstlich streichenden Bergketten durchzogen ist und auf diese Weise das System der einzelnen und abgeschlossenen Thalbecken fortwährend wiederholt. Die letzte Stufe ist die höchste; der Anstieg zum Kotal i-Pirisan (Paß der alten Frau) beträgt über 1100 m. Auf halber Höhe liegt der große Chan Mian-Kotal, wo ich in einem reservierten Zimmer der anglo-indischen Telegraphenverwaltung übernachtete. Auf der Paßhöhe (2300 m) waren wir bereits in ziemlicher Nähe der schmelzenden Felder von Winterschnee, die auf den benachbarten, weit über 3000 m ansteigenden Bergwänden lagen.

Schiras selbst liegt wiederum in einem weiten Thalbecken, das von vielen Kanats und einigen unbedeutenden oberirdisch fließenden Bächen bewässert wird. Ich genieße hier Gastfreundschaft im Hause eines deutschen Kaufmannes, eines unternehmenden Mannes, der es gewagt hat, als erster von uns der hier im Süden Persiens übermächtigen englischen Handelskonkurrenz die Stirn zu bieten, nicht wie die Russen, gestützt auf politische Omnipotenz des Vertreters seiner Nation in Teheran und Subventionen seiner Regierung, sondern allein der eigenen Kraft und Ausdauer vertrauend.

Ich war gespannt auf Schiras, das persische Dichterparadies, wo die beiden großen Lyriker Saadi und Hafis gelebt haben und begraben sind, und das uns Abendländern in der Phantasie als die Heimath der Rosen und Nachtigallen vorschwebt. Die Sache

verhält sich aber auch hier in Wirklichkeit nicht anders als mit den übrigen orientalischen Paradiesen, von denen ich nun schon ein halbes Dutzend gesehen habe: Damaskus, Urmia, Samarkand u. a. Zu Hafis Zeit mögen ja noch mehr Gärten die Stadt umgeben haben und schönere Bauten, als die jetzt ganz und gar nicht imponirenden Moscheen und Basare in ihr gestanden haben, aber mehr als Wasser, Bäume, Blumen und glasirte Ziegelbauten in einer völlig flachen, rundum von kahl verbrannten und vegetationslosen Bergen umgebenen Ebene, kann es auch damals hier nicht gegeben haben. Das aber genügt für den Morgenländer, um vom Lande entzückt zu sein, und ein Ruhm bleibt Schiras heute so gut wie damals: seine herrliche, unvergleichlich klare, belebende Luft. Auch die Rosen blühen schon, aber sie können sich mit der Pracht, zu der unsere Gartenkunst diese Blume entwickelt, bei Weitem nicht messen, und auch das Lied des Vogels Bülbül klingt in den Büschen der Hafisstadt kaum so süß und voll wie bei uns in Deutschland, wenn der Flieder blüht, der auch hier seine Heimath hat. Nun griff ich zum letzten Gliede in der Trias des persischen Anakreon, dem so alt berühmten Schiraswein — aber auch der ist die Verse nicht werth, die Hafis ihm gewidmet hat. Schön braun und goldig sieht dieser Rebensaft ja freilich aus, und man verplaudert auch gern ein Stündchen bei ihm, wenn es keinen Rheinwein oder Champagner giebt — Hafis, der Sufi, aber singt:

O des seligen Zustand's, wenn der Trunkene
So viel edlen Wein geschlürft,
Daß er nicht mehr weiß, ob zu den Füßen
Er den Turban oder den Kopf hinwirft!

Das bekommt ein deutscher Trinker mit diesem Wein denn doch nicht fertig. Ein anderes:

Wenn Alles, Alles, ewig vorbedacht,
Was soll ich machen?
Bestimmte mich zum Trunk die ew'ge Macht,
Was soll ich machen?

Der Vogel liebt die Flur, den Wald der Leu,
Hafis die Schenke;
So wollt' es Gott, der Alles wohl gemacht;
Was soll ich machen!

Und ein drittes:

Gieb mir von dem alten Weine,
Der den Pächter lang' genährt!

Reich' davon mir, daß der Zeitstrom
Rascher mir vorüberfährt!

Mach' mich trunken, daß ich nicht weiß,
Was mir in die Sinne fällt,
Und ich will Dir offenbaren
Alle Räthsel dieser Welt!

Ich bin ungeduldig hier in Schiras, bis alle Vorbereitungen für die Weiterreise getroffen sind, denn nun ich den alten Stätten von Persepolis und Pasargadä so nahe gekommen bin, dünkt es mir um jeden Tag schade, der noch vergeht, bis ich sie sehe. Eins ist mir freilich schon jetzt klar geworden, die negative Ergänzung zu meiner Erfahrung in Babylonien und Mesopotamien: der ganze Osten und selbst das Stammland der beiden persischen Monarchien hat an materiellem Schwergewicht und wirthschaftlich politischer Bedeutung zu allen Zeiten weit hinter dem Reichthum und der daraus sich ergebenden Wichtigkeit des westlichen Tieflandes zurückgestanden!

Dicht bevölkert kann die Persis nie gewesen sein, weil die Wassermenge viel zu gering ist. Damit ist aber gesagt, daß auch unter günstigeren politischen Verhältnissen als sie jetzt hier bestehen, die Zukunft für dies Land doch nie eine ähnliche werden kann, wie sie den Landschaften am Euphrat und Tigris und selbst Ländern wie Syrien in Kürze bevorsteht. Zwar ist zur Zeit der Sassanidenzeit die Menge der Kanats sicher größer gewesen als jetzt, wie zahlreiche Ruinen in von Natur wasserloser und heute unbewässerter Gegend beweisen — aber immerhin zieht dies System sich selbst von Natur enge Grenzen. Ohne die Kanats ist in dem größten Theil des Landes kein Wasser für den Landbau zu schaffen; da nun aber auf die beschriebene Weise vermittelst unterirdischer Leitungen und Brunnen doch keine hunderttausende oder auch nur zehntausende von Quadratkilometern bewässert werden können, die Menge des perennirend in Bächen und Flüssen fließenden Wassers aber gleichfalls sehr gering und der Regenfall absolut ungenügend ist, so wird es auch unter der besten Regierung dabei sein Bewenden haben, daß noch keine 10 pCt. der Persis als kulturfähig betrachtet werden können. Das ist wichtig für die weltwirthschaftlichen und politischen Folgen der bevorstehenden Annektirung Persiens durch Rußland, sei es, wie wahrscheinlich, als Protektorat gleich Buchara, sei es in mehr unmittelbarer Form. Rußland wird voraussichtlich hier wie in Turkestan darauf aus

sein, die relativ geringe Menge des bewässerbaren und anbaufähigen Landes, zumal in dieser südlichen Lage, zur Kultur der subtropischen Nutzpflanzen zu verwenden, um dadurch eine Zunahme der Bevölkerung erzielen und die Leute mit seinem sibirischen Getreide ernähren zu können. Ob diese Entwicklung eintritt, hängt in erster Linie davon ab, ob es den Russen gelingen wird, Persien zu verschlucken, bevor sie in Europa mit ihrem Latein zu Ende sind. Das gegenwärtige System des langsamen Verhungerulassens der Bauern, um den Getreideexport und die „aktive" Handelsbilanz aufrecht zu erhalten, verbunden mit rücksichtslosem Steuerdruck, ungemessener Kreditwirthschaft und Verschleierung der Budgets, kann noch eine ganze Weile vorhalten, und für Deutschland wäre das ein so großer Vortheil, daß man unter Umständen sogar helfend einspringen müßte. Kommt die Krisis in Rußland, die nicht ausbleiben kann, schon im nächsten oder übernächsten Jahr, so ist die Position der Festlandsmächte gegenüber England so ungünstig, daß die Engländer der Versuchung nicht werden widerstehen können, die Gelegenheit beim Schopfe zu nehmen und Europa zu vergewaltigen. Die russischen Ernten der nächsten Jahre und der Ausgang des Krieges in Südafrika sind die beiden Faktoren, die den Gang der Weltpolitik am entscheidensten beeinflussen werden — und einer von ihnen ist unsicherer als der andere. Die Reutertelegramme sind auch hier in Schiras von einer Farblosigkeit, daß ich eigentlich große Hoffnungen auf die Sache der Buren setze. Wenn selbst Lord Kitchener so wenig von Sieg zu melden hat, dann kann es nach den bisherigen Erfahrungen an allerlei verschwiegenen Gegenstücken garnicht gefehlt haben!

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Englische Literatur.

Von

Hermann Conrad.

Collins: Ephemera Critica. — Wer ist wer? — Hall: Uebersetzung des Beowulf. — Coleridge und Prothero: Neue große Byron-Ausgabe. — Bleibtreu: Byron's Geheimniß. — George Eliot: Zwei neue Ausgaben. — Biographie von Clara Thomson. — Merrick: Der Theaterdirektor; Die Weltkinder. — Die drei letzten Bände Erzählungen von Bret Harte.

John Churton Collins, ein älterer Gelehrter von einer sehr umfassenden literarischen Bildung, hat ein Recht, seine Ansicht über den gegenwärtigen Stand des heimathlichen Literaturstudiums vorzutragen; und wenn die englischen Journale, sofern sie Träger dieses Studiums sind, seinen scharfen Tadel als übertrieben hinzustellen und in wohlfeilem Spott abzuschütteln suchen, so giebt sein Buch: „Ephemera Critica, oder unverblümte Wahrheiten über die gegenwärtige Literatur",*) das in ernstem Tone und mit gründlichstem Wissen geschrieben und von gesunden kritischen Anschauungen diktirt ist, dem Ausländer interessanten Aufschluß über den Betrieb des Literaturstudiums und die gegenwärtige literarische Kritik in England.

Wer längere Zeit mit einiger Aufmerksamkeit die englische Journal-Literatur verfolgt, kann darüber nicht in Zweifel sein, daß die literarische Kritik jenseits des Kanals sehr im Argen liegt. Damit soll durchaus nicht ein generelles Lob der deutschen Kritik indirekt ausgesprochen sein: im Gegentheil, was wir selbst in größeren deutschen Tagesblättern von literarischer Kritik lesen, ist fast ebenso minderwerthig wie die entsprechenden Leistungen der englischen Blätter. Der Unterschied aber ist, daß bei uns

*) Ephemera Critica, or Plain Truths about Current Literature. Westminster, Constable 1901.

in leitenden Blättern, wie die „Vossische“, die „National-Zeitung“, die „Münchener Allgemeine Zeitung“ und in den vornehmen Zeitschriften nicht erst wer das kritische Wort führen kann, während die literarische Kritik auch der besten englischen Journale immer einen oberflächlichen Eindruck macht. Der englische Kritiker sagt uns regelmäßig, was er an dem sittlichen Verhalten und der Lebensanschauung der Hauptfiguren einer Dichtung billigt und was er nicht billigt; der sittliche Gehalt einer Kunstschöpfung scheint ihm noch immer ihren eigentlichen Werth darzustellen, während er doch nur einen Theil und keineswegs den wesentlichen Theil ihres Werthes ausmacht. Daneben wird das ästhetische Wohlgefallen und Mißfallen des Kritikers, welches offenbar der Hauptinhalt seiner Erörterungen sein sollte, mit wenigen gedankenlosen, ewig wiederholten Phrasen abgemacht; über das Warum seines Wohlgefallens und Mißfallens läßt sich selten Jemand dort graue Haare wachsen. Man kann sich nicht verhehlen, daß eine derartig fundamentlose Kritik das Höchste verwerfen und das Werthloseste in den Himmel heben kann; und die englische Literaturgeschichte bietet allerdings unzählige Beispiele für solche sinnlosen Urtheile, gefällt selbst von fachmäßigen Kritikern, wie z. B. Johnson. Durch die allgemein herrschende kritische Unfähigkeit erklärt es sich denn auch, daß es unter den Dutzenden von Schundromanen, die jeden Monat in England erscheinen, nicht einen giebt, über den ein Verleger in den betreffenden Reklame-Annoncen nicht eine Reihe von überschwänglich lobenden Urtheilen abdrucken könnte aus keineswegs unansehnlichen Blättern. Ich glaube mich nicht pharisäisch zu täuschen, wenn ich meine, daß selbst unsere unzuverlässigste Kritik bis zu diesem Niveau der Verwahrlosung nicht gesunken ist.

Die Erklärung dieser Zustände liegt meines Erachtens in der relativen Seltenheit rezeptiv-künstlerischer Begabung, die sich in dem sächsischen Stamme bemerkbar macht; in der Abwesenheit grundlegender Forschungen über das Wesen des Schönen, den Prozeß und die Technik des Kunstschaffens, und in dem Fehlen jeder geschmackbildenden Tendenz im höheren und höchsten Unterricht. Collins erblickt die Ursache nur in dem letzteren Umstande, und verlangt daher, daß die Literaturkunde auf der Universität von der alleinherrschenden Philologie losgelöst und mit philosophischen und geschichtlichen Studien verknüpft werden solle. Darin hat er allerdings Recht, daß ein philologisch begabter Dozent als solcher ganz unfähig sein kann, eine richtige Anschauung von der Entwicklung einer Literatur wie von dem künstlerischen Werth ihrer Produkte zu geben; und wenn er als Beleg der an englischen Universitäten herrschenden Mißstände den Kanon der Schriften anführt, deren Kenntniß für die vermittelst einer Prüfung in englischer Literatur zu erlangende akademische Würde erforderlich ist, so stimmen wir ihm bei in seiner Behauptung, daß die Verfasser dieses Reglements die altenglische Literatur allein gekannt, von der neuenglischen aber keine Ahnung

gehabt haben. Merkwürdig ist nun, daß er an die Stelle des sprachwissenschaftlichen englischen Studiums, das in gewissem Umfange doch auch für den Literaturhistoriker unerläßlich ist, eine mehrjährige Beschäftigung mit der antiken als Vorübung für das Studium der englischen Literatur setzen will. Damit würde der Student doch wohl nur aus dem Regen der altenglischen Philologie unter die Traufe der klassischen gerathen.

Das Buch enthält einige peinlich interessante Kapitel, in denen der Verfasser die Geschmacklosigkeit und wissenschaftliche Leichtfertigkeit zweier Universitätsdozenten auseinandersetzt, welche bisher in England für Koryphäen der Literaturwissenschaft gegolten haben, und einiger Literaten zweiter und dritter Ordnung, die er füglich hätte laufen lassen können. Wenn die englischen Studenten für ihre Studien auf so jammervolle Hilfsmittel angewiesen sind, wie sie diese ihre beiden Lehrer ihnen geschaffen haben, so braucht Collins keine mächtigere Thatsache für den Nachweis der allgemein herrschenden Gleichgiltigkeit, die man der ernsten Beschäftigung mit der neuen Literatur in England entgegenbringt.

Das Buch enthält eine Reihe von Essays über klassische und englische Literaturgrößen, die wohl nur insofern mit dem Hauptgegenstande zusammenhängen, als sie die bedeutende literarhistorische und philologische Bildung sowie den feinen Geschmack des Verfassers auf jeder Seite bezeugen, d. h. Eigenschaften, die ihm das Recht geben, auch über renommirte Gelehrte als Richter aufzutreten.

* * *

Das bekannte literarische Hilfsmittel ‚Who's who?' (Wer ist wer?), der englische Kürschner, ist in diesem Jahre in auffallend umfangreicher Gestalt erschienen; er ist um die Hälfte größer als die bisherigen Ausgaben. Das kommt daher, daß ein früher separat erscheinendes Buch, ‚Men and Women of the Time', ihm einverleibt ist. Wir finden also in dem gegenwärtigen Bande, der über 1200 gespaltene engbedruckte Seiten enthält, die Lebensverhältnisse nicht bloß der Dichter und Schriftsteller, sondern aller hervorragenden und hochgestellten Persönlichkeiten in England dargestellt — die Lebensverhältnisse, das ist der Vorzug, den das Buch vor unserm Kürschner voraus hat. Letzterer nennt neben den Schriften bekanntlich nur das Geburtsdatum und den augenblicklichen Wohnsitz der betreffenden Schriftsteller; ‚Who's who?' dagegen giebt in Kürze Auskunft über die Herkunft und Abstammung — und jetzt zum ersten Male die Verwandtschaft mit anderen hervorragenden Persönlichkeiten — dann über den Bildungsgang, die späteren äußeren Lebensschicksale und schließlich — echt englisch — den Lieblingssport und die Klubs der Persönlichkeiten. Andererseits steht das Buch hinter Kürschner zurück, insofern es nur anerkannte oder Berufsschriftsteller aufnimmt, während diejenigen Gelehrten, die hin und wieder eine selbständige Schrift, und sei es nur eine Doktor-Dissertation,

herausgegeben haben, unberücksichtigt bleiben. Außerdem enthält 'Who's who' eine Reihe von Angaben über Staatsbehörden, Orden, Vereine, Schulen u. A., die sonst in einen Staatskalender gehören.

* * *

Das angelsächsische Volksepos 'Beowulf' ist bei Swan Sonnenschein & Co. soeben (1901) in einer neuen Uebersetzung erschienen, von John R. Clark Hall, dem Verfasser eines angelsächsischen Lexikons. Uebersetzungen sind allerdings der einzige Weg, auf dem Nicht-Philologen zur Kenntniß dieses merkwürdigen Gedichtes gelangen können; denn der moderne Engländer versteht vom Angelsächsischen kaum ein einzelnes Wort, während wir in das Verständniß unserer mittelhochdeutschen Volksepen mit geringer sprachlicher Nachhilfe eingeführt werden können. So sind denn seit der Mitte des Jahrhunderts ein halbes Dutzend versifizirter Uebersetzungen in modernes Englisch erschienen, denen nur eine prosaische gegenübersteht, die von Earle (1892). Auch die vorliegende ist in Prosa; da mir die eben genannte unbekannt ist, so kann ich die Frage, ob die von Clark Hall einem Bedürfniß entsprach, nicht entscheiden.

Was die Sprache dieser Uebersetzung betrifft, so scheint das Verlangen nach archaischer Färbung den Autor zu demselben Fehler verführt zu haben, der uns in Simrock's Uebertragungen unserer mittelhochdeutschen Epen so unangenehm auffällt: er überträgt die Ausdrücke des Originals in die genau entsprechende moderne englische Wortform, die aber häufig den Sinn, welchen das Original ihr unterlegt, im modernen Englisch nicht mehr hat, mitunter sogar überhaupt nicht vorkommt. Und wenn er nun auch den andern Fehler unseres deutschen Uebersetzers, die Uebernahme verloren gegangener altdeutscher Wörter in den neuhochdeutschen Text, nicht nachmacht, so stoßen wir doch auch bei ihm oft genug auf Stellen, die nur ein Gelehrter vermittelst seiner sprachhistorischen Bildung verstehen kann. Uebrigens hätte auch eine wortgetreue Uebersetzung in rhythmischer Prosa gegeben werden, und so der nüchterne Eindruck, den das Ganze macht, vermieden werden können. Ich ziehe Hall's eingehende moderne englische Inhaltsgabe, welche kürzeren Abschnitten von 10 bis 20 Versen vorausgeht, der Uebersetzung vor.

Was mir an dem Buche als das für den Gebildeten eigentlich Werthvolle erscheint, ist die knappe und klare Behandlung der gesammten Beowulffrage, welche dem gelehrten Verfasser seine gründlichen Studien ermöglicht haben. Als Hauptquellen für die Information über dieses Volksepos nennt er neben einem englischen Buche von Th. Arnold die Untersuchungen der drei bedeutendsten deutschen Beowulf-Forscher, Gregor Sarrazin, Müllenhoff und ten Brink, und in seiner Bibliographie verzeichnet er selbst die Journal-Abhandlungen der reichen deutschen Beowulf-Literatur. Er gehört somit zu den wenigen Engländern, die Deutsch verstehen, und

ist also erhaben über jene Unwissenschaftlichkeit, welche ich in meinem vorigen Artikel gewissen englischen Gelehrten zum Vorwurf machen mußte; freilich, noch lächerlicher, als Shakspere zu behandeln ohne Kenntniß der deutschen Schriften über ihn, wäre es, ein Buch über Beowulf zu schreiben ohne Kenntniß der deutschen Beowulf-Literatur, die, von mehr als doppeltem Umfange der englischen gegenüber, auch die Hauptsache in dieser Frage geleistet hat. Die Beowulf-Forschung begann recht eigentlich erst mit dem Jahre 1850; die Schriften der ersten und der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verhalten sich etwa wie 1:15. Sie überstieg ihren Höhepunkt in den achtziger Jahren, in welchen etwa ein Drittel von den 200 Schriften über Beowulf geschaffen wurde.

Die Resultate, zu denen ihn seine Studien geführt haben, faßt Hall in wenigen Sätzen zusammen: Das (ca. 3000 Verse enthaltende) Gedicht wurde von Einem aufgezeichnet, der ein zum Christenthum bekehrter Angel war. Er war nicht etwa der Uebersetzer eines dänischen oder schwedischen Gedichtes, wenn auch das Lokal der Handlung in Dänemark und Schweden ist, sondern der Verfasser, der die volksmäßigen Gesänge über Beowulf in eine ebenso selbständige Form kleidete, wie der Verfasser unseres Nibelungenliedes. Er schrieb in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts.

Eine Reihe von Abbildungen, worunter die eines Wikingerschiffes und zweier Textseiten der einzigen vorhandenen Handschrift, mehrere Indices sowie sachliche und sprachliche Anmerkungen erhöhen den Werth des Buches.

* * *

Der Verleger Byron's, John Murray in London, ließ bald nach des Dichters Tode eine Gesammt-Ausgabe seiner Schriften, welche zugleich eine eingehende Biographie in sich schloß, herstellen von dem berufensten Manne, den es für diese Aufgabe in jener Zeit gab, dem Dichter und Freunde Byron's, Thomas Moore. Sie erschien unter dem Titel Works of Byron in den Jahren 1833/34 in 17 Bänden. Die ersten 6 Bände enthielten die Biographie des Dichters zusammen mit der Korrespondenz und Abschnitten aus seinen Tagebüchern. Dieses war bis jetzt das biographische Hauptwerk und zugleich die relativ reinste, von Vorliebe und Abneigung am wenigsten getrübte Quelle, aus welcher alle nachfolgenden Biographen geschöpft haben. Moore verhüllte die Schattenseiten im Charakter und Leben Byron's nicht, wenn er sie auch mit Schonung behandelte. Aber er ließ sich in jener Zeit, wo die straff wissenschaftlichen Prinzipien der heutigen Geschichtschreibung erst in der Entwickelung begriffen waren, von der Rücksichtnahme auf die lebenden Angehörigen des Dichters dazu verleiten, eine große Masse von Briefen, die nach seiner Ansicht den Dichter bloßstellen mußten, nicht abzudrucken. Ging er doch in dieser Rücksichtnahme so thöricht weit, den dunkelsten Punkt in Byron's Leben, die Trennung seiner Frau von ihm, unbeleuchtet zu lassen, obgleich ihm die

Gründe dazu besser bekannt sein mußten als nachlebenden Forschern. Durch diese Verdunkelung der ihm gravirend erscheinenden Thatsachen hat er das Andenken seines Freundes schwer geschädigt, indem er dem bösen Klatsch der Welt, die es nun einmal liebt, das Strahlende zu schwärzen, freie Bahn geschaffen hat.

Nach mehr als 60 Jahren hat sich die nämliche Verlagsfirma zu einer neuen Gesammtausgabe entschlossen, welche unter dem Titel ‚The Works of Byron' seit 1898 in zwei parallel laufenden Serien veröffentlicht wird. Die eine soll in 6 Bänden Byron's ‚Poetry' bringen, herausgegeben von Ernest Hartley Coleridge; die andere ebenfalls in 6 Bänden des Dichters ‚Letters and Journals', herausgegeben von Rowland E. Prothero. Von der ersten sind 4, von der zweiten 5 Bände bisher erschienen. Die Dichtungen Byron's werden hier in einer bisher unerreichten Vollständigkeit geboten, speziell die kleineren lyrischen Gedichte. Und was die Briefe und Tagebücher betrifft, so werden sie der Moore'schen Ausgabe gegenüber reichlich den doppelten Raum einnehmen. So z. B. enthält der 1. Band von Prothero, der die Jugendzeit (bis zum 22. August 1811) umfaßt, 168 Briefe; Moore giebt für diese Zeit nur 61, die große amerikanische Ausgabe von Halleck 78, die 1897 begonnene Ausgabe von Henley 88. Diese Sammlung enthält also endlich alle erreichbare Aufklärung über viele von Moore aus falsch verstandener Menschlichkeit verschleierte Partien von Byron's Leben, und damit ist endlich das Fundament geschaffen, auf dem eine authentische Byron-Biographie aufgebaut werden kann; denn von der Schöpfung einer solchen haben die Herausgeber selbst Abstand genommen. Die ganze Ausgabe ist mit reichlichen, die ganze bisherige Byron-Forschung verwerthenden Anmerkungen versehen, welche u. A. über alle in Frage kommenden Persönlichkeiten eine peinlich genaue Auskunft geben; den einzelnen Dichtungen gehen bibliographische und literarhistorische Einleitungen voraus.

Die Illustrationen der alten Ausgabe (34) — für jeden Band ein Vollbild und eine Titel-Vignette — waren alle Finden's ‚Illustrations to the Life and Works of Lord Byron' (3 Vol. 1833/34) entnommen; die viel zahlreicheren dieser sind es nur zum Theil, dagegen enthält sie eine Reihe bisher unbekannter Porträts in ausgezeichnet gelungenen Photogravuren

* * *

Die Wirkung dieser großartigen Ausgabe scheint sich in einem neubelebten Byron-Studium zu äußern. Mir liegen aus den letzten Jahren mehrere selbständige Schriften und Aufsätze über Byron vor, darunter Karl Bleibtreu's Drama „Byron's Geheimniß.*) Daß es sich bei diesem Titel nur um die geheimnißvolle Trennung der Gatten handeln

*) Zürich und Leipzig. Th. Schröter. 1900.

konnte, war zweifellos; und ich hielt es für möglich, daß der Verfasser aus der bisher nicht vorhandenen Zusammenstellung sämmtlicher im Laufe des letzten Jahrhunderts entdeckter Briefe und Schriften über diese Angelegenheit im 3. Bande der ‚Letters and Journals‘ (es sind 73 Nummern) eine neue Lösung des Räthsels gefunden hätte. Das war indessen ein Irrthum. Bleibtreu erklärt das Geheimniß durch ein anderes Geheimniß, dem er eine durch die bisherige Byron-Literatur unverbürgte, wie es scheint, phantastisch willkürliche Deutung giebt: er begründet die Trennung der Gatten durch Byron's Verhältniß zu ‚Thyrza‘.

Als Byron im August 1811 von seiner Orientreise zurückkehrte, erhielt er unter den Trauernachrichten, die ihn in England erwarteten, auch eine von dem Tode einer Geliebten, die ihm vor seiner Abreise sehr nahe gestanden hatte. Nichts ergriff ihn so tief als diese Nachricht; nach dem Bilde, das er von ihr in seinen Gedichten entwirft, muß sie, obwohl sicher der Mittelklasse angehörend, ein ätherisches Wesen gewesen sein von tiefer Empfindung, der sie in ihrem Gesange ergreifenden Ausdruck zu geben wußte, und von jenem sanften, hingebenden weiblichen Liebreiz, dem Byron niemals standhalten konnte, wo er ihm entgegentrat — sie war „seine Psyche“. Im Oktober sandte Byron drei Strophen über ihren Tod an seinen Freund Dallas, welche dieser in das Manuskript der beiden ersten Bücher des ‚Childe Harold‘, das ihm der Dichter übergeben hatte, einfügen sollte — es sind die 9., 95., 96. Strophe im zweiten Gesange. In demselben Monate folgte noch ein längeres „An Thyrza“ betiteltes Gedicht; und der Schmerz über ihren Verlust war noch im Februar des folgenden Jahres nicht überwunden: damals schrieb er das letzte der fünf Thyrza-Gedichte, welche den beiden ersten Gesängen nur in der ersten Ausgabe beigegeben wurden. Niemand von den Byronforschern weiß, wer Thyrza war; denn der Dichter hat nur wenige Zeilen zur Motivirung der Gedicht-Sendung an Dallas geschrieben, in denen er nichts Näheres über sie sagt und auch ihren Namen verschweigt. Vielleicht war sie die tieferstehende Mutter des Sohnes, an den Byron im Alter von 19 Jahren ein Gedicht richtete, vielleicht auch der illegitimen Tochter, die der Dichter gehabt haben *soll* und die als Medora Leigh in seiner Schwester Hause aufgezogen worden sein *soll*. Aber diese Vermuthungen lassen sich durch nichts stützen, sind ganz vage.

Das ist das Faktische über Thyrza, welche Bleibtreu in seinem Drama zu der Heldin eines sentimentalen Romans macht. In den an sie gerichteten Strophen kommt die Stelle vor:

> Du thatst für mich, was keine sonst gethan.

und eine andere, in welcher der Dichter schmerzvoll erwähnt, daß ihr Grab nicht einmal durch einen Stein bezeichnet sei. Man würde danach an einen Selbstmord denken können, wenn aus den Gedichten nicht zur Evidenz hervorginge, daß sie an einer Krankheit starb. Trotzdem kann

ich keine andere Quelle finden, aus welcher die Anregung zu der Bleibtreu'schen Erdichtung hätte geflossen sein können.

Thyrza ist in seinem Drama die Mutter der beiden illegitimen Kinder des Dichters. Als er im Juli 1809 seine Reise antritt, übergiebt er die Tochter, Medora, seiner Schwester Augusta Leigh und nimmt Thyrza mit dem Sohn auf die Reise mit bis Lissabon. Hier läßt er sie zurück, nachdem er sich im Geheimen mit ihr hat trauen lassen — Bleibtreu nennt das portugiesische Dorf Velha Beira als den Schauplatz dieser Handlung. Als Trauzeugen figuriren zwei englische Offiziere und bekannte Freunde des Dichters, Wingfield und Matthews, von denen bald darauf der eine „bei Albuera fällt", der andere ertrinkt. — Das ist frei erfunden: Wingfield war allerdings Offizier, er starb aber vor Coimbra am Fieber im Mai 1811. Matthews (nicht „Mathews") dagegen war Fellow eines Cambridger College und ertrank im Cam, im August 1811. — Im Laufe der Abwesenheit Byron's werden seine Briefe an die Geliebte immer seltener, und diese beschließt, ihn frei zu machen, da sie voraussieht, daß sie als seine Frau ihm immer im Wege stehen wird. Sie hält sich mit ihrem Kinde verborgen und läßt den Dichter nach dessen Wiederkehr durch ihren Bruder benachrichtigen, daß sie sich das Leben genommen habe. Anfang 1816 beschließen die Drei, die Geliebte, ihr Bruder und ihr Kind, nach Amerika überzusiedeln. Thyrza will aber zuvor unerkannt den Dichter noch einmal sehen und schleicht vermummt in Byron's Garten (in London!?) umher. Die eifersüchtige Lady faßt sie, schleppt sie ins Haus, und hier berichtet sie Alles, was sie auf dem Herzen hat, freilich äußerst vorsichtig! — indem sie die Heldin eines französischen Romans, den sie gelesen haben will, für ihre eigene Person einsetzt. Nach ihrer Entfernung erbricht Lady Byron in edler Aufwallung ihres Gemahls Pult, findet den Trauschein, die Namen der Zeugen stimmen u. s. w. u. s. w. — also ist sie die Konkubine Byron's, ihr Kind illegitim, ihr Gatte eines furchtbaren Verbrechens schuldig — d. h. genau genommen, so unschuldig wie Oedipus — sie läßt den Wagen sofort vorfahren und entflieht mit Ada.

Aber die Umstände, unter denen die Lady ihren Mann verließ, sind genau bekannt und ganz andere; und der Grund, aus welchem sie ihre Trennung durchsetzte, stand, obschon er mit Dokumenten nicht zu belegen ist, schon vor der oben genannten Prothero'schen Veröffentlichung für jeden Nicht-Pedanten fest. Warum also dieser bigamistische Roman? — Bleibtreu will Lady Byron, die er für eine sehr edle Frau hält, von dem Flecken reinigen, der ihr anhaftet, von der ruchlosen Verleumdung, mit der sie das denkbar reinste geschwisterliche Verhältniß zwischen ihrem eigenen Manne und ihrer eigenen Schwägerin beschmutzt hat; daher die Erfindung einer unbewußten Bigamie Byrons. Aber solche Romänchen vermögen leider nichts gegen die Thatsachen: gegen die eine, daß diese Frau niemals dazu hat bewogen werden können, sich der leichten Mühe zu unterziehen, den unerhörten aus

ihrem Kreise hervorgegangenen Verdacht durch eine öffentliche Erklärung zu entkräften, was sie als ehrenwerthe Frau und Mutter und Schwägerin hätte thun müssen; und gegen die andere, daß sie noch 30 Jahre nach dem Tode ihres Gatten, als dessen Tochter bereits lange einem vornehmen Haushalte vorstand, die Schamlosigkeit gehabt hat, ihre blödsinnige Einbildung der Gevatterin Beecher-Stowe als Wahrheit mitzutheilen, die dann mit ihrer Erlaubniß von den Ergüssen ihrer unreinen Phantasie den bekannten wohlriechenden Gebrauch gemacht hat. Lady Byron war eine von jenen Frauen, die mit dem Mantel studirter äußerlicher Korrektheit und der Formenfrömmigkeit, zu der auch ihre kalte Wohlthätigkeit zu rechnen ist, ihre sittliche Werthlosigkeit geschickt zu verhüllen wissen; und Byron mit seinen tausend Fehlern und Schwächen stand hoch über ihr in der Vornehmheit seiner Gesinnung.

* * *

Für die Verehrer großer Menschlichkeit, die von dem Pauken- und Trompeten-Lärm der pessimistischen und materialistischen Orgien der beiden letzten Jahrzehnte wohl übertönt, aber nicht vernichtet werden konnten, ist es ein freudiges Ereigniß, daß gleichzeitig zwei neue Ausgaben und eine Biographie George Eliots auf dem englischen Büchermarkt erscheinen. Die ersteren, eine würdige (Library Edition) und eine billige Volksausgabe, sind bei Blackwood; die letztere ist bei Kegan Paul, French, Trübner & Co. herausgekommen.

Selten hat eine große Dichterin ein ähnliches Schicksal gehabt wie George Eliot. In den Sechzigern und Siebzigern eine der gebietenden Persönlichkeiten der Weltliteratur — waren doch noch die Veröffentlichung von ‚Middlemarch‘ (1871) und von ‚Daniel Deronda‘ (1876) für England und Deutschland literarische Ereignisse ersten Ranges, die von den vornehmsten Zeitschriften eingehend gewürdigt wurden — ist sie seit ihrem vier Jahre später erfolgenden Tode fast wie verschollen gewesen. Der „moderne“ Realismus, der doch nur die Aeußerlichkeiten von dem tiefgründigen Realismus innerer Wahrheit, dessen Vertreterin sie war, erhaschen konnte, die leichthandige, drang- und kampflose Schaffensmethode der neuesten Dichter, welche, von allem Wissensqualm entladen wie sie waren, vor der Schwere ihrer philosophischen und historischen Bildung, vor der Wucht ihres ernsten Denkens ein Grauen beschlich, die oberflächlich materialistische Freidenkerei, welche in der unkirchlichen Religiosität, in dem feurigen praktischen Idealismus dieser Dichterin die furchtbarsten Widersacher sehen mußte, erklärten ihre Werke für veralteten Plunder, vermöge derselben brutalen Macht der Majorität, mit der sie die Werthlosigkeit der klassischen Schätze unseres eigenen Volkes dekretirten. Aber die Orgien haben ausgetobt; die mißleitete Jugend kehrt sich den verlassenen Altären des Idealismus und der christlichen Gesittung wieder zu, und die Hauptorgiasten, um nicht allein zu

bleiben, schleichen sich zurück auf die einstigen hochgelegenen Wege der Dichtkunst, von denen sie sich kopfüber in den Morast der Niederung gestürzt, und beginnen die alten Götter zu verehren, die sie verleugnet und verhöhnt hatten.

So wird auch G. Eliot wieder zu Ehren kommen; denn es ist eine Unmöglichkeit, daß eine Dichterin wie sie nur für zwei Jahrzehnte geschaffen haben sollte; den schuldigen Tribut, den ihr die nächste Nachwelt versagt hat, wird ihr die fernere bringen, und daher begrüßen wir mit Freuden das neue Bändchen der „Westminster Biographien“, das ihrem Andenken gewidmet ist. Das Lebensbild, das Clara Thomson uns in ihm entwirft, entspricht genau dem Programm dieser eigenartigen Bibliothek, das ich in einem früheren Artikel gekennzeichnet habe; es basirt auf gründlichem Studium des bisher Geleisteten, behandelt knapp und lebendig das Leben wie die Werke der Dichterin und zeichnet sich durch einen leichten, eleganten Stil aus. Außerdem enthält es mancherlei über Beziehungen zwischen G. Eliot's Leben und Dichten, ja auch über innere Erfahrungen der Dichterin, das dem deutschen Verehrer neu sein wird. Denn nach der Sammlung ihrer „Briefe und Tagebücher“ von ihrem zweiten Gatten J. W. Croß (1885) und meiner darauf gegründeten Biographie (1887) sind in englischen Journalen eine Reihe bisher unbekannter Korrespondenzen und persönlichen Erinnerungen veröffentlicht und zum Theil in der Biographie von Oscar Browning (1890) verwerthet worden. Tadeln müssen wir an diesem Buche, wie an den meisten derartigen englischen Produkten, daß die Verfasserin von der keineswegs geringfügigen deutschen Eliot-Literatur nichts weiß.

Das vorstehende Urtheil scheint in Widerspruch zu stehen mit dem früher von mir gefällten, daß diese zierlichen Biographien zu enge Rahmen bieten, um darin ausgeführte Bilder von so hervorragenden literarischen Persönlichkeiten, wie G. Eliot, vorzuführen. Aber es scheint nur so: die ganze Persönlichkeit G. Eliot's finden wir in diesem Bändchen nicht, weder die ganze Denkerin noch die ganze Dichterin. Das letztere war mit einiger Sicherheit vorauszusetzen: denn mit der Kunstkritik ist es schlimm bestellt in einem Lande, das die Aesthetik als Wissenschaft überhaupt nicht kennt, oder — genauer gesagt — das erst jetzt anfängt, die Gesetze des Kunstschaffens philosophisch zu erörtern. G. Eliot selbst, eine der genialsten Dichterinnen, war ein Opfer der in England herrschenden Geschmacksunbildung: wie hätte sie sonst solche dichterisch großartigen Ungeheuer schaffen können wie ‚Middlemarch‘, das doch der neuen Biographin wenig kritische Bedenken erregt? Gut komponirt ist mit Ausnahme des ‚Silas Marner‘ überhaupt keine ihrer Dichtungen; wenn nun Miß Thomson auch hin und wieder eine treffende Bemerkung macht, wie z. B., daß der Menschendarstellung in der „Mühle am Floß“ die richtige Perspektive fehle, so sucht man in ihrem Buche doch vergeblich nach

einer Charakteristik der G. Eliot'schen Kunst und nach einer Herleitung der Vorzüge und Schwächen derselben aus ihrer angeborenen Persönlichkeit und ihrer Entwicklung. Man hört nichts davon, daß G. Eliot als Dichterin geradezu einzig dasteht wegen ihres leidenschaftlichen philosophischen Forschungstriebes, der sich mit den Erzeugnissen ihrer dichterischen Phantasie zu einer widerspruchsvollen Mischung verbindet; daß sie trotz jenes Triebes die größte Dichterin war, welche die Weltliteratur kennt. Und man ahnt kaum etwas von ihrer soliden, mächtigen Individualität, neben welcher ihr Gatte, der Philosoph, der Dichter, der Natur- und Literaturhistoriker Lewes, den Eindruck eines Springinsfeld machte, wie er ja in der That als Fourier ihrer dichterischen Lebensfahrt seine Bedeutung hat. Wir erfahren nichts von der durchaus männlichen Natur des Geistes, der diesen zarten weiblichen Körper bewohnte, von der scharfen Denkkraft und der rücksichtslosen Wahrheitsliebe, mit der sie zum Kern unseres herben Erdenlebens vordrang und ihn vor aller Augen zerlegte: zu der furchtbaren Verantwortung, welche die unerbittliche Herrschaft des Kausalitätsgesetzes uns auferlegt, nicht nur für unsere Worte und Thaten, sondern auch für unsere geheimsten Gedanken und Empfindungen. Es wird nicht betont die seltene Verbindung eines so robusten Geistes mit dem reichsten Herzen, das in seiner heißen Liebe zu der leidenden Menschheit dieser als das einzige Linderungsmittel in ihrem Elend den Altruismus inbrünstig ans Herz legt. — Solche große Persönlichkeit kann niemals als Bildchen in dem zierlichen, engen Rahmen der Westminster-Biographien nachgeschaffen werden.

* * *

Leonard Merrick (eigentlich Miller), obgleich gegenwärtig nicht älter als 37 Jahre, gehört zu den gefeierten Größen der englischen Erzählungskunst; wenn seine Werke m. W. bisher auch nicht ins Deutsche übersetzt worden sind, so ist er doch von der deutschen Journalistik nicht unbeachtet geblieben, zumal in seinen letzten Schöpfungen. Der bedeutendste Roman, den er bisher geschrieben hat, ist ohne Zweifel „Der Theaterdirektor (The Actor-Manager).“ Da er selbst mehrere Jahre Schauspieler gewesen ist, so hatte er hier die Gelegenheit, sein Talent an einem durch und durch erfahrenen Stoff zu bethätigen; und er hat uns darin ein Bild des Bühnenlebens entrollt, das hinsichtlich der Frische realistischer Anschauung von Pinero in seinem reizenden Drama ‚Trelawny of the Wells‘ nicht übertroffen wird; die Heldin Blanche Ellerton ist eine der eigenartigsten Menschenschöpfungen der neuesten Epik. Uebrigens hat er sich in den letzten Jahren auch dem Drama zugewandt; mit welchem Erfolge, vermag ich nicht zu sagen.

Merrick ist als Novellist ein Anhänger des Prinzips der Einbändigkeit, das seine Vorzüge und Schattenseiten hat. Zu den letzteren gehört ohne Zweifel die Unmöglichkeit, auch nur die Hauptpersonen einer Dichtung

sich ausleben zu lassen in Gesprächen von epischer Breite und Gegenständlichkeit; von jenen figurenreichen Genrebildern, die uns bei Thackeray und George Eliot als entzückende Muster fein psychologischer Charakterisirungskunst entgegentreten, ist in diesen einbändigen Erzählungen nicht die Rede. Gerade die schwierigste Seite der epischen Kunst, die Fähigkeit, Menschen der verschiedensten Art mit wenigen charakteristischen Reden erkennbar zu zeichnen, welche ohne die Hellsicht und die Schöpferkraft des Genies undenkbar ist, wird so außer Uebung gesetzt. Sobald Massenszenen vorgeführt werden, fangen selbst so hervorragend begabte Dichter wie Hope an, uns das Aeußere, die Haltung, das Benehmen der einzelnen Personen zu schildern, wobei sie ihnen zur Bekräftigung ihrer Art höchstens ein paar abgerissene Reden zutheilen; d. h. sie beschreiben das Gemälde, das sie malen sollten.

Als Vorzug der Einbändigkeit dagegen muß es betrachtet werden, daß sie den Schaffenden die falsche Perspektive erschwert, zu der die englischen Epiker sonst einen unwiderstehlichen Drang zu haben scheinen. Der Leser kann gar nicht schlimmer angeödet werden als durch jene peinlich genaue Ausmalung von Figuren, die für die Handlung von geringfügiger Bedeutung sind, wie sie z. B. alle Dichtungen der Mrs. Ward entstellt.

Ein anderer Vorzug ist die Verpflichtung zu größerer Straffheit der Komposition, welche die Einbändigkeit auferlegt. Und dieses ist der Hauptvorzug Merrick's, der alle Nebenpfade, die von der Straße der Haupthandlung abgehen, unbeachtet läßt und den Leser auf dem geradesten, kürzesten Wege zum Ziele führt, ihn immer fesselnd und nie ermüdend. In dem neuesten Romane, „Die Weltkinder (The Worldlings)", finden wir den Helden, Maurice Blake, einen durch den Ruin seines Vaters verarmten Mann aus der gebildeten Mittelklasse der englischen Gesellschaft, nach einem verfehlten vierzigjährigen Dasein als Aufseher von diamantengrabenden Sklaven in Kimberley, von Gott und Menschen verlassen, im Besitz weniger Pfund und eines einzigen Freundes aus der nämlichen Menschenklasse, der in Folge eigenen Verschuldens von seiner Familie ausgestoßen worden ist. Nach wenigen Wochen sehen wir denselben Mann wieder auf einem alten, vornehmen Landsitz in Surrey als den einzigen Erben eines adligen Hauses, in einer Lage, die ihm jeden Augenblick erlaubt, „die Tochter eines Herzogs zu heirathen" — was nach den in England ungeschwächt herrschenden Standesvorurtheilen wohl als die Krönung des Daseins gelten muß. Zur Vermittlung beider Situationen dient ein Betrug. Der Vater seines Freundes ist plötzlich durch Erbschaft ein reicher Edelmann geworden und hat seinen verstoßenen Sohn nach 23jähriger Abwesenheit zurückgerufen, als der eben am Fieber verschieden war; und Blake, verführt von der Geliebten des Freundes, ist an seine Stelle getreten, da er diesem sehr ähnlich sieht und eine Entdeckung nach so langer Entfremdung und in Folge des Orts- und Milieuwechsels des alten Herrn wenig wahrscheinlich ist.

Dieses Motiv ist bereits aus Wilkie Collins ‚The New Magdalen' bekannt, wo der nämliche Betrug von einer Frau ausgeübt wird. Ein anderes finden wir in Ohnet's „Hüttenbesitzer" wieder: Komteß Helen erhört die Bewerbung des Helden aus Zorn über die Flatterhaftigkeit ihres geliebten Vetters und lernt ihn nach kurzem Zusammenleben ernstlich lieben. Der im Grunde seiner Natur ehrenwerthe Mann kann neben seiner edlen Frau nur unter Gewissensqualen leben, entdeckt sich ihr, als die Geliebte seines verstorbenen Freundes ihn in die Enge treibt, und wird von Sir Noel Jarvine, der den vermeintlichen Sohn ebenfalls liebgewonnen hat, zwar enterbt, aber mit einem anständigen Jahrgelde bedacht; Lady Helen bleibt ihrem Blake trotz alledem treu.

Die psychologische Kunst des Verfassers ist, wenn auch nicht sehr tief, doch hinreichend, um die wenigen Personen der Handlung glaubwürdig und den Situationen angemessen zu zeichnen. Auf den Höhepunkten der Handlung verfügt er über eine ansehnliche dramatische Kraft, die den betreffenden Szenen Wirkung verleiht. Er besitzt die Fähigkeit, knapp und anschaulich zu schildern, so das Leben in Kimberley mit seiner einen Straße von Palästen, umgeben von dem Schmutz und der Armuth der Lohnsklaven, welche die Mitglieder des Diamantminen-Ringes aussaugen. Der Styl ist leichtgeschürzt, klar und, wo es darauf ankommt, von glücklicher Schlagkraft. Kurz: wir sehen in Merrick einen, wenn nicht genialen, doch talentvollen Dichter vor uns, der seine Leser auf vortreffliche Art zu unterhalten versteht.*)

Man hat sich so daran gewöhnt, jedes Jahr auf dem Büchermarkt einen neuen Band Bret Harte scher Erzählungen zu finden, in dem Uninteressantes und Interessantes, dichterisch Werthloses und dichterisch Annehmbares wahllos aneinandergereiht war, daß man diesen Schöpfungen seit Jahren nicht mehr viel Beachtung schenkte. Die alten Argonautengeschichten fand man doch in keinem Bande. In den letzten Jahren indessen hat sich eine auffallende Veränderung in dem poetischen Gehalte der Bret Harteschen Erzählungen bemerkbar gemacht; es hat den Anschein, als ob ein indianischer Sommer in der Schaffenskraft des Dichters eingetreten wäre. In den letzten drei Bänden — „Mr. Jack Hamlin's Vermittelung und andere Geschichten"(1899) — „Vom Sandberg zur Fichtenwelt" (1900) — „Unter den Rothhölzern" (1901)**) — giebt es eine Reihe von Geschichten, deren Stoff, Führung und Darstellungskraft geradezu an jene ersten erinnern, die Bret Harte der Welt als einen hervorragenden Dichter zeigten. Ganz eigenartig und in jedem Zuge spannend ist die Geschichte, welche für den ersten Band den Titel hergiebt:

---

*) Die beiden genannten Dichtungen, sowie die früheren (‚The Man who was Good' — ‚This Stage of Fools' — ‚Cynthia' — ‚One Man's View') sind in der Tauchnitz-Kollektion.

**) ‚Mr. Jack Hamlin's Mediation, and other Stories' — ‚From Sand-Hill to Pine' — ‚Under the Redwoods' — bei Tauchnitz.

ein Quäker heirathet vielleicht nicht bloß aus christlicher Barmherzigkeit eine jener englischen Tanzsängerinnen, die glücklicher Weise unbesudelt durch den Schmutz ihres Berufes gegangen ist; und einer der Genossen der wüsten Zeit ihres Daseins, der sie in ihrer Zurückgezogenheit überfällt, wird wider seinen Willen dazu gebracht, den eifersüchtigen Mann über die sittliche Reinheit seiner Frau aufzuklären. Durch das scheinbare Hineinragen einer übernatürlichen Welt in die alltägliche fesselt und erregt „das Geheimniß von Sobrientes Brunnen“. Im zweiten Bande sind besonders frisch erzählt die gefährliche Liebschaft mit der „Nichte des Scharfschützen“ und die Abenteuer der „Schönen von Cañada City“. Die Krone des dritten ist unzweifelhaft die rührende Geschichte von der aufopfernden Güte von „Jimmy's großem Bruder“, und ein Vergleich der modernen „Seejungfer von Lighthouse Point“ mit der von dem alternden Heyse geschaffenen Wasserfrau dürfte zum Vortheil Bret Harte's ausfallen. Aber auch er gehört zu den Schriftstellern, wie Mark Twain und Kipling, die vieles leichthin, ohne inneren Drang schaffen, und alles, was aus ihrer Feder fließt, in Bände gesammelt der Nachwelt übergeben. So hätten wir auch in diesen drei Bänden manches gern gemißt, z. B. im letzten Bande den „Roman auf der Strecke“, einen wüsten Traum, der weder humoristisch noch symbolisch, auch nicht Mittel zu irgend einem dichterischen Zwecke ist, sondern um seiner selbst willen aufgezeichnet wird.

Philosophie.

Montaigne, ausgewählte Essais. Aus dem Französischen übersetzt von Emil Kühn. — Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).

Es war ein guter Gedanke, eine Auswahl der Essais des Michel de Montaigne auch für deutsche Leser durch eine gewandte und getreue Uebersetzung zugänglich zu machen. Denn wenn der Einfluß dieses eigenartigen Schriftstellers auch im neunzehnten Jahrhundert stark verblaßt und nicht mehr so stark wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ist, so begegnen wir doch seinen Spuren noch oft, nicht nur in der französischen, sondern auch in der englischen und deutschen Literatur. Es werden daher gewiß schon viele den Wunsch gehabt haben, diese „Essais“ genauer kennen zu lernen; aber das war bisher nicht ganz leicht, denn die Originalsprache des Montaigne bietet heut selbst dem Franzosen manche Schwierigkeiten, und der modernisirte Montaigne ist eben auch nichts anderes als eine Uebersetzung. Freilich giebt es auch ältere deutsche Uebertragungen, doch diese sind wenig geschickt und unfähig, uns den Mann näher zu bringen. In der vorliegenden Uebersetzung dagegen lesen wir die Essais, — soweit das überhaupt bei einem romanischen Denker möglich ist —, als ob sie

deutsch abgefaßt wären. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß in diese Auswahl noch der eine oder andere Essai aufgenommen worden wäre; besonders derjenige, in dem Montaigne den Glaubensstandpunkt des Sebonde in seiner „natürlichen Theologie" vertheidigt, weil hier der Unterbau der Gedankengänge Montaignes am meisten sichtbar wird.

Das Interesse, das wir heut noch diesen Essais entgegenbringen, ist allerdings, besonders für uns Deutsche, lediglich historischer Art. Montaigne ist ein Typus für jene romanische Geistesbewegung, in welcher der an und für sich heidnische Geist der Renaissance seinen Kompromiß mit der katholischen Kirche schließt. Jene Richtung auf die natürlichen Grundlagen des menschlichen Daseins, wie sie zuerst von den Hellenen rein erfaßt und dann im Cinquecento wieder aufgenommen wurde, erfährt doch in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eine wesentliche Aenderung. Die Bestrebungen der Jünger Loyolas und das Werk der Gegenreformation beginnen einen unverkennbaren Einfluß selbst auf solche Gemüther unter den Romanen auszuüben, die sonst jenen kirchlichen Bestrebungen fernstehen. Diese Wandlung des Zeitgeistes im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts tritt am deutlichsten in dem Schicksal Giordano Brunos zu Tage. Wäre dieser Denker ums Jahr 1500 hervorgetreten, man hätte ihn selbst am päpstlichen Hofe aufs höchste gefeiert; denn, was er sagt, athmet noch ganz die Stimmung, in der sich die Mediciäer berauschten. Aber es vergehen hundert Jahre, und die päpstliche Kirche muß sich dieses Geistes erwehren, weil sie fürchten muß, seiner nicht mehr Herr zu werden. Und so muß Bruno, ein Nachkömmling jener echten Renaissance, schon im Jahre 1600 eben wegen dieser Geistesrichtung auf dem Blumenmarkte zu Rom den Scheiterhaufen besteigen. Montaigne dagegen eröffnet bereits den Reigen derjenigen Denker, in denen das antik-heidnische Element der Renaissance auf neuer Grundlage seinen Frieden mit der katholischen Kirche schließt; und so entsteht auch auf geistigem Gebiet jener B a r o c k s t i l, der ja die fernere Entwicklung der französischen Kultur durchaus beherrscht. Aber damit ermattet auch jener frische, befreiende Hauch, der vordem auf allen Gebieten des Lebens neues Leben entfacht hatte, und etwas Grämliches, Altkluges, ja nicht selten Weltmüdes lagert sich über die Gemüther. Dieser Zug offenbart sich recht deutlich in der veränderten Werthschätzung der antiken Denker; um 1500 verehrt man Plato fast wie einen Heiligen, im Zeitalter des Montaigne dagegen werden bereits die latinisierten Stoiker und Cicero an seine Stelle gerückt. Der dem römischen Katholicismus homogenere Geist des Lateinerthums erringt damit wiederum den Principat, denn auch der Stoizismus wird nur in der lateinischen Beleuchtung gewürdigt.

Montaigne ist in gewissem Sinne ein origineller Schriftsteller, aber er ist kein originaler Denker. Die stärkste Seite seiner Beanlagung ist die gesunde Kraft psychologischer Beobachtung und eine darauf gestützte natur-

wüchsige Kritik, die sich eben an jenem latinisirten Stoizismus gebildet hat. Und dazu gehört, daß auch die Lehren des Sextus Empirikus für ihn nicht ohne Einfluß geblieben sind. Aber ihm, wie den Lateinern fehlt jener geniale Blick, der uns die Urzüge der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens von einer neuen, tieferen Seite zeigt. Was geboten wird, das sind nicht reine, ursprüngliche Kräfte, deren selbständige Handhabung den Menschen sittlich frei macht, sondern es sind moralisirende Ermahnungen und Maximen, die wohl von einem tiefen Zuge des Wohlwollens, der Sympathie und einer ethisch-ästhetischen Harmonie durchhaucht sind, die aber doch nicht die Kraft haben, die sittliche Autonomie der Persönlichkeit zu erzeugen. Infolgedessen hat uns auch heut dieser Moralismus der Lateiner und der Franzosen in Wahrheit nichts mehr zu sagen. Was Montaigne und dann weiterhin Pascal, La Rochfoucauld, Vauvenargues, Duclos u. s. w. gesagt haben, ist uns höchstens noch als historisches Zeugniß interessant; die innere Bedeutung dagegen ist gering, schon deshalb, weil sich bei den meisten Sätzen auch das Gegentheil mit demselben Recht vertheidigen ließe. Ja, man ist z. B. bei Cicero und ebenso bei Montaigne in Verlegenheit, anzugeben, woran alle diese moralisirenden Ermahnungen ihren Halt haben sollen. Sieht man aber genauer zu, so findet man, daß sie nicht aus reinen autonomen Prinzipien fließen, sondern daß bei dem einen die äußere Ordnung des römischen Staates, bei dem anderen die der römischen Kirche —, also durchaus heterogene Instanzen, — den nöthigen Rückhalt bilden. Uns Deutsche hat die Reformation und unsere klassische Philosophie und Literatur von dieser Art des Moralisirens frei gemacht.

Infolgedessen hat denn auch der jüngste Biograph des Montaigne (Les grands écrivains français. M. par Paul Stapfer) mit Recht behauptet, daß dieser Denker nichts Deutsches habe. Nichtsdestoweniger spricht er aber dann doch von einem Einfluß, den Montaigne auf Lessing, Goethe und Herder ausgeübt haben soll, ohne daß er einen Nachweis dafür zu führen im Stande wäre. Diese Art der Franzosen, einen Einfluß ihrer Schriftsteller auch da zu konstruiren, wo er schlechterdings nicht vorhanden ist, ist so charakteristisch, daß es interessant sein wird, diese Ansicht kennen zu lernen. So heißt es: »Le génie de Montaigne n'a rien d'allemand. Mais, lorsqu'un Allemand est français aux trois quarts comme l'était Lessing, et surtout personnifie la critique, il est impossible qu'il n'offre pas quelque analogie profonde d'idées avec le fondateur de la critique française. Voici donc du Montaigne, qui est du Lessing pur: ‚qui n'a jouissance qu'en la jouissance, qui n'aime la chasse qu'en la prise, il ne lui appartient pas de se mêler à notre école . . . L'agitation et la chasse est proprement de notre rôle . . . Nous sommes nés à quêter la vérité . . . Le monde n'est qu'une école d'inquisition'. Herder ne pouvait manquer d'être attentif aux chansons

populaires du chapitre Des Cannibales. Goethe y a fait illusion aussi, et l'esprit de Montaigne se retrouve dans sa façon d'envisager l'histoire par le côté poétique et moral, de défendre avec âme contre les errata pédantesques de l'érudition les belles légendes qui sont l'honneur et l'exemple idéal de l'humanité. Mais il est probable que Rousseau servit ici de trait d'union entre Montaigne et Goethe«.

Wenn wir nun demgegenüber auch behaupten, daß der Einfluß Montaignes auf die Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland gering ist, so ist doch seine Wirkung in Frankreich um so stärker gewesen. Wer jenen lateinischen Geist in der französischen Literatur verstehen will, wie er einerseits von einer gewissen rationalen Keckheit durchweht ist, andererseits aber doch das Band mit der Kirche festzuhalten vermag, wie die ganze Stilart dadurch bedingt wird, und wie die ästhetische Form dadurch allmählich das Uebergewicht über den ethischen Gehalt gewinnt, der wird sich den Zugang zu dem Verständniß dieser Richtung am sichersten erobern, wenn er von Montaigne seinen Ausgang nimmt. Und um dieses historischen Verständnisses willen verdient dieser Schriftsteller auch in Deutschland mehr als bisher gelesen zu werden. Aus diesem Grunde sei es nochmals gesagt, daß die vorliegende Uebersetzung mit Freuden begrüßt werden muß.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

September 1901.

(Das Ministerium Körber und die deutsche Regierungspartei. — Provinzen oder Departements. — Der alldeutsche „Trumpf“. — Das deutsche Landsmannministerium.)

Die lange Pause nach dem glänzenden Aktschluß, den sich der Reichsrath im Sommer durch gesteigerte Arbeitsfreudigkeit bereitet hat, naht ihrem Ende: am 22. Oktober soll der Vorhang der Parlamentsbühne wieder aufgerollt werden, damit das Spiel, das man nun wieder mit Ernst und aufrichtiger Theilnahme zu verfolgen begonnen hat, seinen Fortgang nehme. Wie sich dieser gestalten wird, das hängt nunmehr wesentlich davon ab, ob die Regie ihrer Aufgabe gewachsen ist, ob sie die handelnden Personen zu beeinflussen versteht, ob sie überhaupt die Eignung besitzt, einen guten Spielplan zu machen und dessen Einhaltung durchzusetzen. Das Ministerium Körber, das seinerseits nicht durch Zweifel über seine staatsmännische Befähigung und die Macht seiner Regierungsweisheit beängstigt zu werden scheint, da es keinen Personenwechsel und keine Verstärkung für nothwendig befunden hat, wird nun erst die Proben seines Könnens abzulegen haben. Was es bis jetzt geleistet hat, kann ihm kaum als Verdienst angerechnet werden, denn die Einbringung der großen Eisenbahnvorlage und die Anregung der Kanalbauten, für die in einer nur politisch nicht sachlich begründeten Hast nahezu dreihundert Millionen Kronen bewilligt wurden, war ein Beruhigungsmittel, dessen Anwendung keine besondere Geistesgröße erfordert hat, seine Wirkung war als unbedingt sicher auch von jenen politischen Dilettanten vorauszusehen gewesen, die nicht in die geheimnißvolle Wissenschaft eingeweiht sind, die in den Präsidialbureaus des k. k. Ministeriums des Innern gehütet wird. An der Auffangung der Millionen, die zur Herstellung von Tunnels, Bahnkörpern, Hoch- und Brückenbauten, Erdaushebungen, Zementmauerungen und nicht zum Geringsten zu technischen Vorarbeiten und sogenannten „Finanzirungen“ erforderlich sind, betheiligen sich so viele Persönlichkeiten, die auch in Bezirks- und Landeswahlkomités, in Parteileitungen und Aufsichtsräthen von Parteiorganen Sitz und Stimme

haben, daß man die Zurückweisung der zu dieser Sanyaktion gebotenen Gelegenheit nicht ernstlich in Rechnung ziehen konnte.

Dieses gemeinsame Bedürfniß auszubeuten, entsprang einer ganz richtigen und rechtzeitigen Erwägung, aber es war kein politisches Kunststück; Herr v. Körber wird nun, da das altbewährte und bequeme „Repetatur dosis!“ im vorliegenden Falle unmöglich angewendet werden kann, auf neue Mittel sinnen müssen, um das noch kaum zu Kräften gelangte österreichische Parlament davon zu überzeugen, daß ihm die Arbeit besser anschlagen werde, als die zwar körperlich anstrengende aber an die Geisteskräfte so geringe Anforderungen stellende Obstruktion, bei der die stadt- und landbekannten Schwachköpfe den Generalstab zu bilden pflegen. Er wird vor Allem die Aufgabe haben, das Interesse an sachlichen Fragen zu beleben, indem er ideenreiche Gesetzesvorlagen einbringt oder bei der Behandlung der sogenannten „Staatsnothwendigkeiten“ logisch zwingende Begründungen vorlegt und durch geistige Ueberlegenheit die Anerkennung seiner Forderungen erreicht.

Mit bureaukratischer Schimmelarbeit wird er nicht weit kommen. Führung, mit Einsicht und Klarheit vorbereitete Führung muß heute von der österreichischen Regierung verlangt werden, und es kann ihr auch Erfolg versprochen werden, weil die Parteien fast durchweg führungslos geworden sind und der sicheren Steuerung entbehren. Der führende Minister muß sich darüber entschieden haben, welche Parteien er um sich versammeln, mit welchen Stimmen er die nothwendigen Beschlüsse fassen lassen will, er muß wissen, was er diesen Parteien bieten kann, was er von ihnen zu fordern hat, und er muß sie davon überzeugen, daß sie nichts Besseres thun können, als diese Forderungen zu erfüllen.

Herr von Körber hat in der verflossenen Session den Vertretern größerer, ausschlaggebender Parteien wiederholt zu Gemüthe geführt, daß sein Verbleiben im Amte von gewissen Bewilligungen und Zustimmungen abhängig sei, er hat bei der Wahl in die Delegationen, die durchzusetzen er sich verpflichtet hatte, mit der Drohung seines Rücktritts die deutsche Volkspartei in letzter Stunde noch umgestimmt und für sich gewonnen. Damals wußte er kein besseres Argument in Anwendung zu bringen, als den Hinweis auf seine wahrscheinlichen Nachfolger, vor denen er die Deutschen warnen zu müssen glaubte; auf die Dauer wird der heilsame Schrecken vor der christlich-sozialen und feudalen Allianz, die angeblich vom Jesuiten-Pater Abel und seinen höchsten Beichtkindern schon bereitgehalten wird, an Intensität verlieren und dann wird das Ministerium der Arbeitsfreudigkeit sich auf eigene Leistungen berufen müssen, deren Werth von jenen Parteien anerkannt wird, mit deren Unterstützung es regieren will.

Zu diesen Parteien müssen die Deutschen gehören, und zwar jene Deutschen, die den österreichischen Staat kräftig und lebensfähig gestalten wollen und ihm die Fähigkeit zuschreiben, die in nächster Zeit in allen

Staaten zu erwartenden, sozialen Entwickelungen durchzumachen, jene Deutschen, die in der Erhaltung der Habsburgischen Monarchie die Erfüllung einer ihnen seit Jahrhunderten vorgezeichneten und heute bedeutungsvoller als je sich erweisenden nationalen Pflicht erblicken. Diese Deutschen in Oesterreich, die nicht verschämt und bedingt, nicht aus Eigennutz oder Byzantinismus, sondern, vollbewußt ihres Werthes, aus Ueberzeugung und mit bestem Gewissen für den Staat eintreten, zu dessen Pflegern und Vertheidigern sie durch die Liebe zum eigenen Volke berufen sind, diese Deutschen müssen von einer Regierung, die nicht nur von einem Tage zum anderen ihr Leben fristen, sondern feste Grundlagen für eine weiter ausgreifende Thätigkeit schaffen will, zur Mitarbeit herangezogen und vereinigt werden. Das ist erreichbar; es gehört vor Allem die unumwundene Erklärung dazu, daß diese Regierung niemals daran denken könnte, sich einer Reichstagsmehrheit zu bedienen, in der nicht die überwiegende Zahl deutscher Abgeordneten vertreten wäre. In diesem Sinne muß eine gute österreichische Regierung deutsch sein, von dieser Gesinnung muß sie auch den Monarchen in genauer Kenntniß erhalten, sie muß der Dynastie bei jeder ernsten Entscheidung vor Augen stellen, daß das Schicksal ihres Reiches von dem der deutschen Nation untrennbar ist, deren Ehre und Weltstellung auch ein Erbtheil der Deutschen in Oesterreich sein und bleiben muß. Der Kaiser soll wissen, daß er im eigensten Interesse seines Hauses der deutschen Bevölkerung niemals eine Rechtsentäußerung, ein Zurückweichen vor anderen Ansprüchen zumuthen darf, das ihrer unwürdig wäre.

Dies erfordert nicht, Ungerechtigkeit gegen andere Nationen zum System zu erheben, es erfordert nicht, ihnen eine Verwaltung aufzudringen, die ihnen den Eindruck einer Fremdherrschaft machen muß. Das Bedürfniß des Staates, die Zweckmäßigkeit, ist der einzige berechtigte Gesichtspunkt für die Einrichtung der Verwaltung, nicht irgend ein nationaler Anspruch, auch nicht die Berufung auf ein traditionelles Recht der Deutschen. Niemals würde die deutsche Staatssprache in Böhmen in Gebrauch kommen, wenn es dafür keine andere Begründung gebe, als die Theilnahme des Königs von Böhmen an der Wahl und Krönung der einstigen römischen Kaiser deutscher Nation oder den Wortlaut der Wiener Kongreßakte, die das Königreich Böhmen in die Grenzen des Deutschen Bundes aufnahm, und zwar nicht weil das deutsche Volk dies verlangt hat, sondern weil Fürst Metternich die Vorherrschaft Oesterreichs im Bunde durch eine möglichst große Zahl Quadratmeilen österreichischen Gebietes begründen wollte. Mit dem Deutschen Bunde haben wir gottlob nichts mehr zu schaffen, deutsche Patrioten können sich doch wahrhaftig nicht nach ihm zurücksehnen und die Deutschen in Oesterreich nur Freude und Genugthuung darüber empfinden, daß das „Bündniß“ an die Stelle des „Bundes“ getreten ist. Mit dem Bündnisse stehen und fallen wir; darum muß es unsere Sorge sein, daß unser Staatswesen des Bündnisses werth bleibe!

Die Elemente für eine deutsche Regierungspartei sind vorhanden; es ist auch gar nicht nöthig, sie besonders zu organisiren, Namen und Satzungen für sie zu erfinden. Sie mag sich immerhin, wie bisher aus verschiedenen Parteigruppen zusammensetzen, sie mag sich die schwerfällige Einrichtung eines „Klub-Obmänner-Verbandes" bewahren, daran freut sich die Differenzirungslust der Deutschen — aber vorhanden sein soll die Partei der Deutschösterreicher, ohne deren Zustimmung kein Gesetz, keine Steuer, kein Ministerium in Oesterreich zu Stande kommen darf. Ihr kann die ganze deutsche Volkspartei, ihr kann die deutsche Fortschrittspartei, der deutsche, verfassungstreue Großgrundbesitz angehören, von ihr werden sich die niederösterreichischen Anhänger des Dr. Lueger, die außer den antisemitischen überhaupt keine definirbaren Interessen haben, kaum fernhalten können; die an Zahl zunehmenden, christlich-sozialen Abgeordneten der Alpenländer werden ihre Reihen häufig, namentlich bei allen Fragen der politischen Verwaltung, verstärken. Eine Regierung, die mit diesen 120—150 Vertrauensmännern der Deutschen in Oesterreich vereinbart, was dem Staate geleistet werden muß, damit er den Anforderungen der modernen Gesellschaft zu genügen vermöge, wird auch den Tschechen und Polen gegenüber jene Sicherheit und Entschiedenheit des Auftretens gewinnens, die sie zur Einschränkung ihrer Begehrlichkeit nach nationalen Luxuseinrichtungen nöthigt.

Die „Alldeutschen" wird man unbesorgt ihre Wege gehen lassen. Es ist zwar recht unbequem, daß sie in neuester Zeit so viel Boden gewonnen haben, daß so viel kostbare Zeit mit absurdem Geschwätz und leidenschaftlichen Agitationen ohne sachliche Berechtigung verschwendet wird, aber man wird sich daran gewöhnen müssen, die radikalen Strömungen ihren Kreislauf vollführen zu lassen, bis sich ihre treibende Kraft für einige Zeit erschöpft; sie verursachen dabei weniger Schaden, als wenn man sie zu hemmen versucht, ehe ihre Sinnlosigkeit völlig erwiesen ist. Die Gruppe, die durch Lärm und bombastische Reden mehr als verdientes Aufsehen erregt, setzt sich aus zwei Klassen von Angehörigen zusammen, die kein gemeinsames Kampfziel besitzen, aber in der Wahl der Kampfmittel übereinstimmen. Die Einen betreiben Politik im großartigsten Maßstabe, ihre Phantasie ist erfüllt von pangermanistischen Plänen, denen sie Oesterreichs Bestand opfern zu müssen glauben; für sie gilt es als Bethätigung des Nationalgefühls, ihrem Unwillen über die Trennung der Deutschösterreicher von den anderen deutschen Stämmen bei jeder Gelegenheit Ausdruck zu geben, sie können ein ehrliches Streben nach Beruhigung und Klärung der österreichischen Verhältnisse nicht mit der „nationalen Idee" in Einklang bringen, deren burschenschaftliche Unbestimmtheit und Nebelhaftigkeit ihrem politischen Denkvermögen vollkommen entspricht. Je mehr Schwierigkeiten der österreichischen Regierung erwachsen, je mehr unvereinbare Forderungen erhoben werden, je größer die Unzufriedenheit

unter allen Völkern wird, desto näher glauben sie der Erfüllung ihrer Wünsche zu sein. Die Andern haben weder Umsturzgelüste noch glauben sie an die Realisirbarkeit dieser nationalen Utopien, aber sie finden aus taktischen Gründen das radikalste Gebahren der Deutschen in Oesterreich gerechtfertigt, weil es dazu dient, diese bisher so geduldigen und nachgiebigen Staatsbürger, die sich schon zu viel ererbten Besitz entreißen ließen, bei den Regierungen und bei der Krone gefürchtet zu machen. Wenn manche Mitglieder der deutschen Volkspartei bisher gute Beziehungen zu den „Alldeutschen" aufrecht zu erhalten bemüht waren, so geschah dies nur deshalb, weil sie dieselben zu taktischen Zwecken verwenden zu können glaubten.

Der neueste Programmwechsel der „Alldeutschen" in Böhmen, wo sie an rohem Rassenhaß mit den ungebildetsten und leidenschaftlichsten Tschechen wetteifern, die Heftigkeit ihres Kampfes gegen die Volks- und Fortschrittspartei, in den leider auch die akademische Jugend hineingezogen wird, endlich die lächerlichen Diktaturbestrebungen des Herrn Schönerer, der sich für eine das Haus Habsburg bedrohende Großmacht hält, machen es der Volkspartei ganz unmöglich, mit den „Alldeutschen" noch irgend welche Gemeinschaft zu pflegen. Sie wird auch bei den demnächst erfolgenden Wahlen zum böhmischen Landtage nicht anders als im Einverständniß mit der Fortschrittspartei vorgehen können.

Volksportei und Fortschrittspartei unterscheiden sich in ihrem politischen Programm gar nicht, dennoch läßt sich ihre Vereinigung zu einem parlamentarischen Körper nicht empfehlen. Die Mitglieder der Volkspartei sind zum größten Theil in den Alpenländern gewählt, die Fortschrittspartei hat ihren Sitz in den Sudetenländern und zieht die Wiener Liberalen an sich; diese geographische Begrenzung ist einestheils durch die Verschiedenheit der wirthschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse gerechtrechtfertigt, die trotz aller Versicherungen, an der nationalen Solidarität festhalten zu wollen, doch immer wieder zu gegensätzlichen Bestrebungen führt, sie ist andererseits dadurch geboten, daß die antisemitische Richtung der Volkspartei in Böhmen unbedingt eine Schwächung der Deutschen mit sich bringen würde, während in Steiermark, Kärnten, Tirol, wo das jüdische Kapital noch keine so große Macht ausübt, von einem Einfluß der Juden auf die Volksvertretung nicht gesprochen werden kann. Endlich stehen sich Deutsche und Slaven in Inneröstterreich in ganz anderer Vertheilung gegenüber als in Böhmen und Mähren. Dort sind die Beziehungen zwischen den Bevölkerungsschichten und dem Besitze viel einfacher, klarer und deshalb viel weniger von politischen Schwankungen abhängig, als im Norden der Donau, auch reicht die Kulturleistung der Slovenen nicht annähernd an die der Tschechen heran. In Krain befinden sich die Slovenen seit zwanzig Jahren im Besitze der Alleinherrschaft, die von den Tschechen in Böhmen so heiß erstrebt wird, dabei ist die

Gemeinde- und Landesverwaltung von Stufe zu Stufe gesunken, das Land wäre ohne Staatszuschuß nicht im Stande, seine Verwaltung zu bezahlen. In Kärnten und Steiermark dagegen stützt sich die deutsche Verwaltung auf eine unerschütterliche Mehrheit der deutschen Bevölkerung und auf eine Kapitalskraft, der nur der slovenische Klerus in manchen Gegenden mit Erfolg entgegenzuwirken vermag. Der slovenische Grundbesitz ist fast ganz in Kleinwirthschaften zersplittert, das Bürgerthum in den slovenischen Städten und Märkten unentwickelt, nur der Kleinhandel gedeiht in ihnen; die unternehmungslustigen, für größere Geschäftsanlagen befähigten Slovenen müssen in die Fremde ziehen und entnationalisiren sich, sobald sie zu Wohlstand und einer höheren Lebensführung gelangen. In Innerösterreich, wo die Slovenen durch ihr Uebergewicht in Krain ohnehin schon mehr Autonomie besitzen, als sie zu ertragen vermögen, würde die von Rudolf Springer in der „Nation“ (20. Juli 1901) empfohlene Bildung von kleineren, national möglichst wenig gemischten Verwaltungseinheiten, die nur nach Aufhebung der historischen Provinzen entstehen könnten, mit größter Energie bekämpft werden müssen. Damit würden nicht nur tausende von deutschen Städtebürgern in Kärnten und Steiermark der slovenischen Majorisirung ausgesetzt und politisch rechtlos gemacht werden, es würde die Verwaltung verschlechtert, der wirthschaftliche Fortschritt unterbrochen, es würde selbst den Slovenen damit der schlechteste Dienst erwiesen, der Süden des Reiches um einige Kulturstufen herabgedrückt werden.

Der Gedanke, die nationalen Kämpfe in Oesterreich durch Zerschlagung der Königreiche und Länder und die Einführung einer Departements- oder Komitats-Eintheilung abzuschwächen, im Reichsrathe nationale Kurien einzurichten, die Landtage aber ganz zu beseitigen, ist schon wiederholt erörtert worden. Ohne Zweifel besticht er durch den modernen Charakter, den das so umgestaltete Staatswesen annehmen würde, durch die Vereinfachung des bureaukratischen und parlamentarischen Apparates, die auf diese Weise erreicht werden müßte, durch die Verminderung der Gelegenheit zu Ausbrüchen nationalen Hasses, der namentlich in Böhmen eine für Deutsche und Tschechen gleich entwürdigende, verrohende Form angenommen hat. Aber erstens erfordert die Durchführung dieses Gedankens den Entschluß der Krone zu einem Gewaltschritte, zur Unterbrechung aller verfassungsmäßigen Thätigkeit, also zu einem Staatsstreiche, der die Bande zwischen der Dynastie und den Völkern einer höchst gefährlichen Kraftprobe aussetzen würde, und zweitens wird das ausschließlich national zergliederte Oesterreich noch weniger gleichartig regiert werden können, als der Verband von Königreichen und Ländern, in deren Mehrzahl — auch Böhmen, Mähren und Schlesien können ihr zugerechnet werden — die Verwaltung durch die Deutschen eingerichtet, von ihnen fortschrittlich entwickelt und bis heute geleitet worden ist.

Diese Aufgabe wird ihnen der österreichische Staat vorbehalten, auch wenn er nicht germanisirt werden sollte. Die „Alldeutschen" haben durch den redegewandten Mund ihres „staatsmännischen" Führers, des Herrn Karl Hermann Wolf, ihre Absicht verkünden lassen, Oesterreich zu germanisiren. Von Maria Theresia bis Alexander v. Bach wurde dieses Problem schon wiederholt zu lösen versucht, Erfolg ist keiner erzielt, die Nationalitätsgrenzen sind kaum merklich verschoben worden. Die bureaukratische Tünche, mit der Böhmen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts überstrichen war, hatte von Weitem allerdings ein deutsches Ansehen, aber sie verschwand sofort, als die Völker sich dazu ermannten, die Allmacht des Beamtenstaates zu brechen. Man kann mit höchster Spannung die Verkündung der Methode erwarten, mit der die Germanisirung Oesterreichs im zwanzigsten Jahrhundert endlich zur That gemacht werden wird. „Alldeutsch muß Trumpf sein", meint Herr Wolf. Wer wird wohl die Tschechen dazu bewegen, sich in das lustige Kartenspiel einzulassen, bei dem nur die Alldeutschen stechen können. An die Bajonette österreichischer Regimenter denkt der vortreffliche Schriftleiter und Sonnwendpriester wohl nicht, denn der Militarismus wird ja von seiner Partei mit sittlicher Entrüstung bekämpft, seine Anhänger benutzen jede Gelegenheit, um mit Offizieren zu krakehlen, gegen das Auftreten der Musikkapellen österreichischer Regimenter zu demonstriren, überhaupt das Verhältniß zwischen Bürgern und Berufsoffizieren zu einem möglichst unangenehmen zu gestalten. Also wer wird den alldeutschen Trumpf ausspielen? Wer wird die Tschechen zwingen, nicht nur das von den Deutschen in Böhmen bewohnte Land durch die Zweitheilung der deutschen Verwaltung zu überlassen, sondern auch Gericht, Schule und politischen Dienst in ihrer engeren Heimath, in der sie seit einem Jahrtausende nahezu unvermischt wohnen, ihren mehrwerthigen Nachbarn zu überlassen?

Bis das alldeutsche Trumpf-System vollständig aufgeklärt und zur praktischen Anwendung ausgereift sein wird, müssen sich die Deutschen so wie bisher bemühen, die arbeitsamsten, die verwendbarsten und dadurch einflußreichsten Bürger im österreichischen Staate zu sein, sie müssen gewisse Zugeständnisse an die deutsche Sprache als Verständigungsmittel um des Staates und nicht um ihrer Mehrwerthigkeit willen verlangen; denn diese muß von Fall zu Fall erwiesen werden, die Zeit der Dogmen ist vorüber, in der Politik gewiß noch bestimmter, als auf dem Gebiete des religiösen Glaubens. Vor Allem aber werden die Deutschen sich stets bereit finden lassen müssen, Regierungspartei zu sein, wenn man aufrichtig um ihre Mitwirkung an der Regierung wirbt. Nationale Parteien können nur eine einfache, gemeinverständliche Politik pflegen, ihre Vertreter brauchen keine Diplomatenkünste aufzuführen, in denen sie doch Stümper bleiben werden. Vertrauen sie einer Regierung, dann sollen sie sich auch offen und ehrlich zu ihr bekennen, denn das stärkt beide Theile; fürchten

sie aber Mißbrauch ihres Vertrauens, Täuschungen, Hinterhältigkeiten: dann in die Opposition, geschlossen, einig, ohne Leidenschaft, ohne Preisgebung der eigenen und der staatlichen Würde, aber unbeugsam und mit sachlicher Begründung!

In diesem Sinne erwarten wir beim Zusammentritte des Reichsrathes eine Klärung der Stellung der Deutschen zum Ministerium Körber. Es sollen dabei Bedingungen gestellt werden, vielleicht könnten sich diese auch auf die Besetzung eines oder des anderen Ressorts beziehen: dagegen dürften es die Deutschen kaum nothwendig haben, einen sogenannten Landsmannminister für sich zu verlangen. Wollen die Körber, Hartel, Böhm-Bawak, Spens-Boden, Call v. Rosenburg als Minister ihre deutsche Abkunft verleugnen und die Interessen der Deutschen preisgeben, dann wird sich kein ehrlicher Deutscher finden, der diesem Ministerium durch seinen Namen Vertrauen und Ansehen zuführt. Thun sie aber ihre Pflicht für Staat und Nation, dann werden sie wohl keines besonderen Mentors bedürfen. Es müßte wohl ein slavisches Ministerium sein, bei dem man den Deutschen eine besondere Vertretung einräumen müßte; ein solches dürfte aber durch einen Vertrauensmann der deutschen Parteien nicht verstärkt, es müßte vielmehr bekämpft werden. Die Deutschen in Oesterreich brauchen sich überhaupt keine andere Regierung gefallen zu lassen, als eine, die ihres Vertrauens würdig ist, und in dieser wird es immer auch Deutsche geben müssen, die wissen, was sie ihrem Volke schuldig sind. Das sind dann Landsmannminister. Warum sollen diese nicht ebenso viel Einfluß ausüben können, als Dr. Rezek, um den man auf deutscher Seite die Tschechen mit Recht beneidet? Mögen die Körber und Hartel nur so tapfer und unbekümmert um das Wohlgefallen, das sie erregen, wie es Rezek's Art ist, für ihre Landsleute eintreten, dann wird man sie gerne und vertrauensvoll an Rezek's Seite sehen. *

Der Abschluß der China-Expedition. — Die Reise des Zaren. — Der Katholikentag in Osnabrück. — Der Verein für Sozialpolitik in München. — Der Parteitag der Sozialdemokraten in Lübeck.

Statt einer eigenen Betrachtung über den Ausgang der China-Expedition haben wir vor zwei Monaten einen Abschnitt aus dem Nauticus-Jahrbuch wiedergegeben, der uns die Dinge in vortrefflicher Weise zu charakterisiren schien. Das Hauptgewicht war hier auf die Thatsache gelegt, daß trotz aller auseinander- und entgegenstrebender Tendenzen doch zuletzt die Einigkeit der Großmächte aufrecht erhalten und durch diesen zusammenhaltenden Druck China zur Unterwerfung gebracht worden sei. Diese trotz Allem immer wieder erreichte Einigung unter den Mächten ist

in der That das Entscheidende und weltgeschichtlich ein ganz außerordentliches Ereigniß. Die öffentliche Meinung in Deutschland hat wohl nicht gerade das Gefühl eines Triumphes, und man kann ihr das nicht verdenken, da ein materieller Siegespreis, den auch der Blindeste mit Händen greifen könnte, nicht vorhanden ist. Für denjenigen aber, der zu vergleichen weiß, hat die deutsche Politik thatsächlich sehr schöne und große Erfolge erreicht, die auf Generationen nachwirken und fruchtbar sein werden. Wir haben ohne wesentliches Blutvergießen zum ersten Mal eine große transozeanische Aktion durchgeführt und gezeigt, daß wir die Macht und den Willen haben, allenthalben auf der Erde in derselben Linie mit England, Rußland und Frankreich zu stehen. Aus dieser Linie können wir jetzt nicht mehr zurück, das ist eine mächtige Steigerung unserer moralischen Position unter den Weltmächten, so sehr, daß in Zukunft von diesem Punkt aus die deutsche Politik bestimmt werden wird.

Sieht man auf den äußeren Erfolg, so muß man freilich zugestehen, daß es die Russen gewesen sind, die die eigentliche Ernte eingebracht haben. Was uns gefehlt hat zum vollen Erfolge, ist die ernsthafte, auf das Volk in China wirkende Bestrafung der Rädelsführer der nativistischen Bewegung, namentlich des Prinzen Tuan und des Generals Tungfusiang. Erst wenn diese erreicht worden wäre, hätte man annehmen können, daß damit die fremdenfreundliche Richtung in China definitiv die Oberhand über die fremdenfeindliche gewonnen. Das haben die Russen uns verdorben und verhindert: indem sie sich als die Protektoren der Boxerführer aufstellten, erwarben sie sich deren Freundschaft und zukünftige Bundesgenossenschaft und steckten als vorläufigen Lohn die Mandschurei ein. Einen Rechtstitel auf diese Erwerbung haben wir ihnen freilich noch versagt; sie haben sie nur vorläufig, wie die Engländer Egypten. Wir mußten ihnen das zugestehen, da, so lange die Engländer in Südafrika beschäftigt sind, keine Macht da war, es zu verhindern, und wir auch sachlich gar keinen Grund haben, Rußland diese für Sibirien unentbehrliche Erwerbung zu mißgönnen.

Stände die Weltgeschichte still, oder hätte in diesem Augenblick wenigstens auf längere Zeit einen Abschluß erreicht, wie einst auf dem Wiener Kongreß, so hätten wir gewiß keine Veranlassung, mit dem Ergebniß zufrieden zu sein. Aber in einem solchen Zustande ist die universale Politik offenbar nicht. In China selbst kann jeden Augenblick ein neuer Ausbruch erfolgen und noch an vielen anderen Stellen des Erdballs sind die Dinge im Fluß. Es kommt darauf an, daß die autoritative Stellung, die sich Deutschland durch die chinesische Aktion erworben hat, im Laufe der Jahre in realen Gewinn umgesetzt werde. Wo und wie das geschehen soll, vermag der Außenstehende nicht zu erkennen, aber daß irgend welche Dinge in der Vorbereitung sind, ist deutlich genug. Man kann an die Erweiterung der deutschen Stellung in Afrika denken, besonders in dem

Augenblick, wo einmal Portugal genöthigt sein wird, seinen Kolonialbesitz aufzugeben; man kann an die Bagdad-Bahn denken oder sonst noch an Dieses und Jenes.

Die große Frage ist, was die Reise des Zaren Nikolaus zu bedeuten hat. Einige Motive giebt es, die klar zu Tage liegen. Die russischen Finanzen sind einmal wieder am Zusammenbruch. Die Aufgabe, mit den überaus dürftigen Mitteln des russischen Volkes eine Riesenweltmachtstellung zu behaupten, scheint trotz aller Fortschritte, die das russische Wirthschaftsleben gemacht hat, unlösbar zu sein. Man bedenke, daß Rußland nicht bloß in Heer und Flotte mit den reichen romanisch-germanischen Völkern wetteifert, sondern auch die langsame Naturentwickelung seines unermeßlichen Gebietes durch Staatsmittel künstlich zu treiben und zu fördern unternommen hat. Fast alle seine Eisenbahnen, ein großer Theil seiner Industrie existirt nur durch Staats-Unterstützung. Behauptet sich die soziale Ordnung des Landes, so mögen sich diese Auslagen in fernerer Zukunft wohl einmal rentiren. Vorläufig aber zehren sie mit einer unermeßlichen Gefräßigkeit an dem Mark des russischen Wirthschaftskörpers, der Landwirthschaft. Nur durch fortwährende Zufuhr westeuropäischen Kapitals ist der Riese aufrecht zu erhalten. Zar Nikolaus also mußte wieder einmal nach Frankreich reisen, um den Franzosen ein paar hundert Millionen abzuschmeicheln, und die Franzosen, obgleich sie schon ganz genau wissen, daß das russische Bündniß ihnen das Elsaß niemals wiedergeben wird, sondern im Gegentheil ihnen den dauernden Verzicht darauf auferlegt, sind doch eitel und illusionsbedürftig genug, den kaiserlichen Besuch mit recht viel baar Geld aufzuwiegen. Wiederum, damit kein falscher Eindruck entsteht, hat der Zar unterwegs eine Zusammenkunft mit unserm Kaiser gehabt, und um gar keinen Zweifel zu lassen, hat Kaiser Wilhelm bei den abgebrannten Nachbarn in Wyschtyten den originellen Besuch gemacht und die Ansprache gehalten. In der öffentlichen Meinung Deutschlands ist dieser Besuch und die Rede nicht gerade sehr freudig aufgenommen worden, aber der Werth und die Bedeutung als politische Demonstration ist doch wohl erreicht: es ist ein Zeugniß für die Solidarität der Monarchien. An diesem Punkt hat ja schon Fürst Bismarck eingesetzt, um der russisch-französischen Intimität entgegen zu wirken; mag Rußland Gründe haben, mit der französischen Republik in gewisser Beziehung zusammen zu gehen, dem gegenüber bleibt immer bestehen die nähere innere Verwandtschaft zwischen den beiden Kaiserreichen. Hülfe Rußland je den Franzosen zu einem Siege über Deutschland, so unterstützte es zugleich damit die Propaganda des republikanischen Gedankens. Darüber wird kein Zar so leicht hinweg kommen, und es ist gut, die Welt zuweilen an diese Interessen-Einheit der Monarchien zu erinnern.

Damit ist nun keineswegs gesagt, daß die deutsche Politik im Begriff

steht, praktisch mit der russischen zusammen zu gehen. Alle diese Freundschafts-bezeugungen können ebensogut bestimmt sein, einen inneren Gegensatz zu verstecken und zu verkleiden, damit er nicht plötzlich einmal gewaltsam herausbricht. Die Russen haben uns eben in China auf das Allerfeindseligste entgegengewirkt, und was zur Zeit eigentlich vorgeht, weiß man nicht, aber — und hier kommen wir wieder auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurück — das wird man mit Sicherheit annehmen dürfen, daß eine Störung des Friedens nicht zu erwarten ist. Wie in China trotz aller Divergenz zuletzt doch immer wieder ein Kompromiß gefunden worden ist, so wird vermuthlich noch ziemlich lange die Entwicklung sich auf rein diplomatischem Wege vollziehen. Statt sofort zum Schwert zu greifen, wägt man die Machtmittel vorher theoretisch ab und einigt sich, dem Ergebniß entsprechend, vertragsmäßig. Je größer die Rüstungen der Mächte werden, desto geringer wird die Neigung, sie thatsächlich anzuwenden. Dies ist der Weg und der einzig mögliche, auf dem man sich dem Gedanken des allgemeinen Friedens allmählich etwas nähert, und auch darum ist der Abschluß der Wirren in China von so sehr großer Bedeutung, weil es hier, wo nicht bloß die europäischen Großmächte, sondern außerdem noch die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan vertreten waren, gelungen ist, einen einheitlichen Willen auf ein praktisches Ergebniß thatsächlich herzustellen. Dazu gehörte, daß Deutschland in der Weise, wie es geschehen, zwischen Rußland und England balancirte. Es ist schwerlich anzunehmen, daß die Danziger Zusammenkunft oder der Besuch des Zaren in Frankreich hieran etwas geändert hat.

* * *

Die inneren Verhältnisse Deutschlands sind in der jüngsten Zeit recht gut durch drei verschiedenartige Kongresse illustrirt worden: den Katholikentag, die Versammlung des Vereins für Sozialpolitik und den Parteitag der Sozialdemokraten. Auf dem Katholikentag wurde ein neuer Kulturkampf verkündet, d. h. mit anderen Worten, das Zentrum ist wegen der Obedienz seiner Wähler in einiger Besorgniß und hält es deshalb für nöthig, den Argwohn des katholischen Volkes, daß es in seiner Religion gekränkt werden solle, wach zu erhalten. Wie wär's, wenn die Regierung neben den kleinen Geschenken, die die Freundschaft nähren, ihm auch mit einigen sanften Rippenstößen zu Hilfe käme? Die führenden Herren würden dafür vielleicht im Herzen am allerdankbarsten sein.

Der Verein für Sozialpolitik hat die Wohnungsfrage und die Handels-Verträge diskutirt. Die erstere Diskussion ergab das überraschende, aber ganz zweifellose Resultat, daß die Bodenspekulation, der man immer die Hauptschuld an den Uebeln des Wohnungswesens beigemessen hat, thatsächlich nur einen minimalen Einfluß ausübt. Die zweite Diskussion machte nach außen den Eindruck einer kaum entwirrbaren Zwiespältigkeit

der Meinungen. Der praktische Inhalt der Verhandlungen aber war das gerade Gegentheil. Die Divergenzen waren rein theoretischer Natur. Praktisch aber, und das muß aufs Stärkste betont werden, war man einmüthig darin, die Fortsetzung der Caprivischen Handelsvertragspolitik zu fordern. Die agrarische Forderung, daß Deutschland zum System des autonomen Zolltarifs zurückkehren solle, hat auch nicht einen einzigen Vertreter gefunden. Es kamen sowohl Vertreter der entschieden freihändlerischen wie der extrem agrarischen Richtung zu Worte. Da sie aber über das Postulat „Langfristige Handelsverträge“ sämmtlich einig waren, so schwindet die ganze Differenz, um derenwillen das schwere Geschütz der verschiedenen wissenschaftlichen Systeme aufgefahren wurde, auf höchstens 1—1½ Mark Zuschlag zu den Getreidezöllen, und darum wird das deutsche Volk sich schwerlich sehr echauffiren.

Es ist ganz der Standpunkt, den die „Preußischen Jahrbücher“ von Anfang an eingenommen haben und den der Handelsminister Möller auch kürzlich als Vertreter der Regierung zum Ausdruck gebracht hat: soviel wie irgend möglich für die Landwirthschaft, aber dabei unter allen Umständen Handelsverträge.

Da nun die Russen auf keinen Fall große, vielleicht aber auch gar keine Zugeständnisse in dieser Hinsicht machen werden, so ist es klar, daß der jetzige handelspolitische Zustand ziemlich unverändert fortgesetzt werden wird, und das wird auch garnicht so schwer zu erreichen sein.

Wie der Bundesrath auch den jetzt vorgelegten Tarifentwurf gestalten wird, mag er die Minimal- und Maximalsätze hineinnehmen oder nicht — man kann ja den Agrariern den Spaß machen, wenn ihnen so viel daran liegt —, sicher ist, daß der Reichstag nicht im Stande sein wird, den Entwurf mit seinen 1000 Positionen durchzuberathen und zu einem Gesetz zu gestalten. Obstruktion ist dazu garnicht nöthig, bloß reguläre Anwendung der Geschäftsordnung. Man hat mit einer Aenderung der Geschäftsordnung gedroht, aber daran ist garnicht zu denken, denn erstens würde dieses Beginnen sofort die wirkliche Obstruktion hervorrufen und zweitens sind auch auf der rechten Seite zu viele Persönlichkeiten, die im Herzen ganz froh sind, wenn sie über Maximal und Minimal nicht namentlich abzustimmen brauchen. Die Regierung wird also in die Verhandlung mit den andern Staaten eintreten, ohne gesetzlich gebunden zu sein. Sie wird sich ehrlich alle Mühe geben, für die Landwirthschaft herauszuschlagen, was herauszuschlagen ist, und der Reichstag wird den Vertrag, der endlich herauskommt, annehmen, oder sich darin finden müssen, daß die jetzigen Verträge weiter laufen. Obgleich damit die Forderung der Langfristigkeit nicht erfüllt wäre, so kann die Industrie doch unter solchen Umständen auch ohne sie auskommen, da eine Rückkehr zu verstärktem Hochschutzzoll-System auf autonomer Grundlage ein für alle Mal ausgeschlossen ist.

Anders ausgedrückt können wir die Lage folgendermaßen charakterisiren.

Entweder die Russen gestehen eine mäßige Erhöhung der Getreidezölle zu; es wäre z. B. nicht undenkbar, daß sie den Roggen auf 4, den Weizen auf 5 Mark erhöhen lassen. Dann stimmt die Linke gegen den Vertrag; die Agrarier aber haben die Wahl, ob sie dazu (natürlich mit Schelten) ja sagen, oder die jetzigen Verträge jährlich kündbar fortlaufen lassen wollen. Oder aber — die Russen gestehen überhaupt keine Zoll-Erhöhungen zu. Dann macht die Regierung den Vertrag wie 1893 mit Hilfe der Linken und Heranziehung der Polen, indem sie durch Drohung mit Auflösung und durch den Einfluß der Industrie von der Rechten so viel Stimmen abzweigt, wie zur Majorität nöthig sind.

Das hat Alles garkeine Schwierigkeiten. Diese beginnen erst, wenn es nachher gilt, die in ihrer Hoffnung getäuschten Agrarier wieder zu besänftigen und zu entschädigen.

Wie in München bei den Katheder-Sozialisten trotz aller theoretischer Divergenz die praktische Politik die praktische Mittellinie einzuhalten suchte, so ist es auch bei den Sozialdemokraten auf ihrem Parteitag in Lübeck gegangen. Die Sozialdemokratie ist von allen unsern Parteien die doktrinärste. Das liegt im Wesen der absoluten Opposition. Wer mit dem thatsächlichen Staat garnichts zu thun haben will, verfertigt sich ein theoretisches Staatsbild, ein Endziel, das als Ideal maßgebend sein soll. Je stärker nun aber die Partei geworden ist, desto mehr hat sie sich doch genöthigt gesehen, dem praktisch-politischen Leben näher zu treten, und an dieser Praxis gemessen ist denn auch bald die Phantastik jenes doktrinären Ideals an den Tag gekommen. Einer ihrer Führer hat sich endlich gefunden, der die Ehrlichkeit und die Courage gehabt hat, es den Genossen und der Welt zu sagen, daß es mit dem Endziel nichts sei. Herr Bernstein ist weder ein hervorragender Denker noch Schriftsteller. Was er gesagt hat, lag auf der Straße und ist von bürgerlichen Schriftstellern hundertmal gesagt worden. Seine Ausdrucksweise ist unbeholfen und schwerflüssig. Die Bedeutung seiner Rede liegt ausschließlich darin, daß er einer der angesehensten Führer und Märtyrer der sozialdemokratischen Sache war. Diesen Mann hat die Partei nun nicht gewagt von sich auszuschließen, sondern hat ihm in der allermildesten Form eine Verwarnung ertheilt, die ihm thatsächlich ganz freie Hand läßt, und er hat die Weltklugheit besessen, das als guter Kamerad nicht übel zu nehmen.

Ganz ebenso ist es mit dem Beschluß über das Verhalten der sozialdemokratischen Abgeordneten in den Einzel-Landtagen bestellt. Prinzipiell wird das Bewilligen des Budgets verboten, praktisch erlaubt.

Damit hat die Sozialdemokratie ihr bisheriges Wesen aufgegeben. Die Mauserung ist gewaltig fortgeschritten. Durch die geschlossenen Kompromisse ist die Entwicklung verlangsamt, aber thatsächlich haben Bernstein und der Opportunismus vollständig gesiegt. Der enthusiastische

Glaube an das Endziel des bevorstehenden Proletarierstaates mit allgemeiner Gleichheit und Glückseligkeit, der ein so wesentliches Element der Kraft der Partei war, ist verleugnet und damit zerstört.

29. 9. 01. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bergengrün. — David Hansemann. M. 10,—. Berlin, J. Guttentag.
Blom, A. — Deutsche Export-Revue. Jährlich 4 Hefte. Preis jährlich innerhalb Europas M. 5,—, ausserhalb M. 6,— excl. Porto. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Brandes, Dr. E. — Aus Fritz Reuter's Leben. Theil I 102 S. Theil II 70 S. Strasburg, A. Fabrich.
Calwer, R. — Die Meistbegünstigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1902. (154 S.) M. 3,—. Berlin—Bern. Akademischer Verlag für Sociale Wissenschaften, Dr. John Edelheim.
Davidsohn, R. — Forschungen zur Geschichte von Florenz. 3. Theil. (339 S.) M. 9,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Eleutheropulos, Dr. A. — Die Philosophie und die Lebensauffassung der germanisch-romanischen Völker auf Grund der gesellschaftlichen Zustände. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Fehling, F. — Kaiser Friedrich II. und die römischen Kadinäle in den Jahren 1227—1239. M. 2,40. Berlin, E. Ebering.
Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift No. 10, 12. Einzelnummer 40 Pf. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
Frobenius' Militär-Lexikon, Handwörterbuch der Militärwissenschaften. Lieferung 4—15. Berlin, Martin Oldenbnurg
Die Gesellschaft. August-, September-Doppelheft. M. 1,50. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Gor'ky, M. — Deutsch v. C. Berger. Tschelkasch. Bolesy. Lied vom Falken. (95 S.) M. 1,—. Leipzig, R. Wöpke.
Harnack, A. — Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet. Ausgabe in einem Bande. (790 S.) M. 10,—. Berlin, Georg Stilke.
Hasenclever, A. — Die Politik der Schmalkaldener vor Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges. M. 7,—. Berlin, E. Ebering.
Hauser, Otto. — Die niederländische Lyrik von 1875—1900. M. 2,—. Grossenhain, Baumert & Ronge.
Heinz, R. v. — Staffelzölle. (40 S.) Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Heyfelder, E. — Klassicismus und Naturalismus bei Fr. Th. Vischer. M. 1,60. Berlin, R. Gaertner.
Hirsch, G. M. — Chronologische Reformen. (35 S.) Breslau, Preuss & Jünger.
Hochfeld, M. von. — 52 Sonntagsgedanken. Berlin, W. Vobach & Co.
Die städtische **Handelshochschule** in Köln. (60 S.) M. 1,—. Berlin, J. Springer.
Hron, K. — Habsburgische „Los von Rom"-Kaiser. K. 1,20 = M. 1,—. Wien, Friedrich Schalk.
Issaleff, A. A. — Sozialpolitische Essays. Gr. Oktav. (VIII. 351 S.) M. 6,50. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nacht.
Japp, A. H. — Darwin, Considered mainly as Ethical Thinker, Human Reformer and Pessimist. London, John Bale, Sons & Danielsson.
Jensen, W. — Wilhelm Rabe. Moderne Essays zur Kunst und Literatur. Herausgeber Dr. Hans Landsberg. Heft 10. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Kekulé v. Stradonitz, St. — Der gegenwärtige Stand der Unruh-Frage in den Lippischen Erbfolgestreitigkeiten. (46 S.) Berlin, J. A. Stargardt.
Krabbo, H. — Die Besetzung der Deutschen Bisthümer unter der Regierung Kaiser Friedrichs II. 1212—1250. M. 6,—. Berlin, E. Ebering.
Mayr, Dr. G. v. — Zolltarif-Entwurf und Wissenschaft. M. 3,—. München und Berlin, R. Oldenbourg.
Mehring, F. — Aus dem literarischen Nachlass von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalles. Band I. (XII, 492 S.) gr. Oktav. Brosch. M. 7,—, geb. M. 8,50. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.
Meyer, Dr. Th. — Das Stilgesetz der Poesie. M. 4,—. Leipzig, S. Hirzel.
Müller, J. H. — Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als literarische Grösse. M. 1,—. Hamburg, Alfred Janssen.
Nestle, W. — Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. M. 15. Stuttgart, W. Kohlhammer.
Nordau, M. — Zeitgenössische Franzosen. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Zeitschrift für **Philosophie und philosophische Kritik.** Herausgegeben v. Prof. Dr. Rich. Falkenberg. Bd. 118. Heft 1. Leipzig, Hermann Haacke.
Romundt, H. — Der Platonismus in Kant's Kritik der Urtheilskraft. M. 1,50. Berlin, R. Gaertner.
Ruskin, John. — Sechs Morgen in Florenz. Aus dem Englischen v. A. Wilmersdoerffer. (220 S.) M. 4,—. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz.
Der Deutsche Schulmann. — Pädagogisches Monatsblatt. Heft 8. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt.

Varinius, O. — Räfsten med Karl XI.'s Formyndarstyrelse. I. (184 S.) Leipzig. Otto Harrassowitz, Upsala, Akademiska Bockhandeln.
Valentin, Veit. — „Die Klassische Walpurgisnacht" eine Literarhistorische ästhetische Untersuchung mit Einleitung über des Verfassers Leben von J. Ziehen. M. 5,40. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1901.
Wendland, W. — Versuche einer allgemeinen Volksbewaffnung in Süddeutschland während der Jahre 1791—1794. M. 7,—. Berlin, E. Ebering.
Allfeld, Dr. Ph. — Die Gesetze über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst über das Verlagsrecht. 2. Aufl. M. 1,20. München, C. H. Beck.
Breitenbach, Dr. W. – Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Heft 1 u. 2. Heft 1 M. 1,—, Heft 2 75 Pf. Odenkirchen, Verlag von Dr. W. Breitenbach.
Finnländische Rundschau, herausgegeben von Ernst Brausewetter. III. 4 Hefte jährlich. Jahrgang M. 6,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Kaerst. — Geschichte des hellenistischen Zeitalters. I. Band: Die Grundlegung des Hellenismus. M. 12,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Kreibig, Dr. J. — Die fünf Sinne des Menschen. M. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

November 1901. Einhundertundsechster Band. Heft II.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

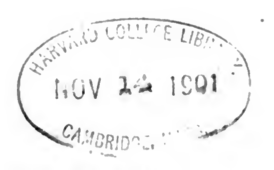
Inhalt: Seite

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1901.





Die Sibylle.

Von

Johannes Geffcken.

Am Stamm des christlichen Kanons wuchert die üppige Literatur der Apokryphen empor. Selbst die evangelische Kirche duldet wohl diese Schlinggewächse und Wildlinge des Glaubens, und mancher gute protestantische Christ mag noch heute annehmen, sie könnten immerhin einem verwehten Samenkorn heiligen Ursprungs ihr eigenthümliches Dasein verdanken. Eingehender als früher beschäftigt sich die Wissenschaft unserer Tage mit diesem Zwischenreiche religiöser Ueberlieferung. Und in einem gewissen Sinne hat die Forschung es hier auch nicht besonders schwer. Denn wo über das Alter und die Entstehung der Evangelien z. B. ein heftiger, unausgleichbarer Kampf tobt, wo Viele, weil sie sich in ihrem heiligsten Besitzthume angegriffen fühlen, die Waffe bitterster Unversöhnlichkeit führen, ja nach der Natur der Dinge auch führen müssen, kann hier auf einem anderen Boden, der nicht eigentlich mehr ein dogmatisch strittiger heißen darf, die Wissenschaft eine ruhige und sicher fortschreitende Arbeit leisten. Der erbauliche Werth der apokryphen Schriften freilich ist für unsere Zeit ein geringer, ihr historischer ein außerordentlich bedeutender. Die geschichtliche Erforschung des Wann? und Warum? dieser Bücher zeigt uns mit zunehmender Deutlichkeit das Auf- und Niederwogen religiöser Stimmungen, und kann in mehr als einem Falle den Hintergrund für die Gestalten und Vorstellungen unseres Glaubens schaffen.

Ein ganz geheimnißvolles Wesen haben nun seit den ältesten Zeiten die sogenannten Sibyllen getrieben. Man hat ja auf der Schule wohl einmal von den sibyllinischen Büchern im alten Rom gehört, ohne jedoch eine recht deutliche Vorstellung davon zu er-

halten, warum man denn in der Hauptstadt der Welt bis in späte Zeiten des Alterthums hinab sich bei diesen Schriften Rath und Trost in Noth und Drangsal geholt hat. Weiter mag sich mancher daran erinnern, wie fremd und wundertönig ihm der furchtbare Sang des Thomas de Celano einst ins Ohr fiel, jenes Dies irae, dies illa Solvet saeclum in favilla Teste David cum Sibylla. Und endlich gedenken wir der erhabenen Gestalten, jener mystischen Weiber, die unter den Propheten der sixtinischen Kapelle geheimnißvoll sinnend thronen, der Sibyllen Michel Angelos. Ziehen wir einmal die Hüllen von diesem Mysterium, nicht mit der plumpen Hand des rationalistischen Aufklärers, sondern pietätsvoll forschend, begierig die Wahrheit zu erkennen über das, was Jahrtausende lang die Menschen in Glaube, Hoffnung und auch Furcht bewegt hat.

Man sucht und findet heutzutage vielfach im Christenthume Anschauungen und äußere Formen griechisch-römischen Heidenthums. Vieles ist sicher, über mehr noch wird gestritten, ganz ohne Diskussion aber ist die jüdisch-christliche Sibyllendichtung eine direkte Fortsetzung heidnisch-religiöser Poesie. Nur der Unkundige redet heute noch ganz allgemein von dem heiteren Götterolymp der Griechen, aber kein historisch Denkender steht noch auf dem Standpunkt, den Schiller's Götter Griechenlands vertreten; wir wissen, daß die homerischen Gottheiten nicht die Altgriechenlands waren, daß auch das Hellenenvolk, „sich selbst und banger Ahnung überlassen", Grauengestalten geschaffen, daß es um die Gräber und um den Rabenstein Gespenster weben sah, wir wissen, daß es die Mühen der Askese kostete, die Wonnen ekstatischen Schauens genoß. Dreimal heilig ist der Stein von Delphi, um den nur der Rationalismus vergangener, überwundener Zeiten jenes Jesuitenkollegium weltkluger, schlau räthselnder Priester stellte. Hier antwortet man auf die Fragen aller Welt, hier ist das Zentrum religiösen Lebens für ganz Hellas. Aber wenn man auch hier Prophezeiungen hört, ein Prophetenthum im eigentlichen Sinne hat Delphi nicht erzeugt. Denn der Prophet wird nicht gefragt, sondern fast jederzeit im Widerspruch mit der ihn umgebenden Welt, voll der Gotteskraft, die in ihm, ihm selbst unbewußt schafft und wirkt, kündet er seine Sprüche, einerlei, ob sie gefallen oder nicht. Aus Asien, der alten Heimath aller Religionen, scheint das eigentliche Prophetenthum in die griechische Welt gekommen zu sein; mit dem ungriechischen, jedenfalls durch keine griechische Etymologie

bisher erklärten Namen Sibyllen bezeichnet, verkündigen predigenden Tones ekstatische Weiber, vielleicht schon im 8. Jahrhundert v. Chr., schwere Zeiten der Zukunft, reden von grauenhaften Vorzeichen. Der Sitz der ersten Sibylle ist auf ionischem Boden, in Erythrä gewesen; dort hat man vor nicht allzu langer Zeit ihre Grotte mit einem Epigramm gefunden, auf das wir, weil es aus später Zeit stammt, noch zurückkommen werden. Erhalten ist uns sonst von der eigentlichen antiken Sibyllenpoesie außer geringen Bruchstücken nichts, aber diese und die sonstigen Angaben der Schriftsteller gestatten in Verbindung mit der späteren jüdischen und christlichen Poesie dieser Art doch ein sicheres Urtheil.

Das Kennzeichen des griechischen Sehers ist es nun, daß er weiß „das jetzt Seiende, das Werdende und was früher war.“ Und so hat die älteste Sibylle ihre heilige Kraft bewiesen durch die Kunde der Vergangenheit, der Gegenwart und das Wissen von zukünftigen Dingen. Aber der Strom der Zeit läßt sich nicht schleusenartig zerfällen, die Welle, die eben noch plätschernd nahte, ist bald vorübergerauscht. In der Anschauung des Propheten, der seines heiligen Amtes waltet, giebt es keine genaue Abgrenzung von Gegenwart und Zukunft, es giebt überhaupt nur Zukunft; wenn heute das eintrifft, was er gestern ahnte, so schmilzt ihm das im göttlichen Rausche in eine Zeit zusammen, und es bleibt für ihn kommendes, von ihm erkanntes Ereigniß. Das soll man nicht einfach und bequem ein Orakel ex eventu nennen. Der Prophet, der da kündet, weil er muß, weil er nicht anders kann, ist ein Dichter, und für den Dichter giebt es nur die Gesetze des eigenen Innern. Dem Propheten gilt es gleich, ob heute, ob morgen oder viel, viel später sein Spruch eintrifft, ob er sich ganz oder nur theilweise unter seinen Augen erfüllt: einmal, früher oder später, muß Alles Wahrheit werden, denn Gott kann sich nicht irren. So steht es auch mit der Sibylle. Auch sie projizirt die vergangenen Dinge in die Zukunft, auch sie weiß, daß alles, was sie prophezeit, Nöthe der Völker, Kriege, Seuchen, Mißwachs einmal sich erfüllen muß. Es beirrt sie nicht, daß man ihr auf Erden und besonders in ihrem eigenen Vaterlande, im Vaterlande der Philosophie, in Jonien nicht glaubt; es bleibt das stete Schlußwort ihrer Prophezeiungen bis in späte Zeit hinab: ihr haltet mich alle für wahnsinnig, aber einmal wird alles Wahrheit werden.

Freilich darf man die Sibylle nicht in allzu große Nähe des israelitischen Propheten rücken. Die Sibylle ist keine greifbare

Persönlichkeit. Die erste Prophetin wird von anderen abgelöst, die mit neuen Sprüchen vor die Menge treten. So entsteht Sang auf Sang, wo eine Prophetin aufhört, setzt die andere ein, und da jede sich nur im Dienste des einen großen Prophezeiungsgedankens fühlt, immer nur das Werk der ersten fortsetzt, so bildet sich endlich im Laufe der Jahrhunderte die Tradition von einer uralten Seherin aus, die von Anfang an Alles so erkannte, wie es denn schließlich ward. Da konnte es nicht ausbleiben, daß man auch die alten Sagen von Ilions Fall mit in den Zusammenhang aufnahm, und da nun der Delphische Gott das epische Versmaß aus Delphi stammen ließ, so erklärte auch die Sibylle zuletzt im Bewußtsein ihrer heiligen Berufung ihre Sprüche für älter als Homer. Noch besitzen wir die Verse, in denen sie behauptet, der „Fälscher von Chios" habe sie bestohlen, ihr Gut, den Hexameter, die Darstellung der Kämpfe von Ilion ihr entwendet; freilich habe er nicht ungeschickt zu schreiben gewußt.

Eine analoge Erscheinung bieten eher die jüdisch-christlichen Apokalypsen. Auch hier lagert sich Schicht auf Schicht, neben alten Prophezeiungen stehen Sprüche jüngsten Datums, ein widerspruchsvolles Durcheinander von Zeiten und Anschauungen. Und auch das Schicksal dieser Literatur ist dasselbe, wie das der sibyllinischen. Alle Weissagungen, die bisher nicht eingetroffen sind, werden mit unerhörter Geduld von der gläubigen Menge auf spätere Zeiten übertragen und umgedeutet. Wer in allem dem bewußte Täuschung sieht oder stupiden Köhlerglauben, der werfe die Offenbarung Johannis ins Feuer.

Die Sibylle mochte lange nichts in ihrem Vaterlande gelten, aber die scheinbare Erfüllung so vieler ihrer Sprüche schaffte ihr doch eine Gemeinde der Gläubigen. Und bald machte sich die Prophetin denn auch auf, um in weiteren Kreisen zu wirken. „Ueber die ganze Erde bin ich gegangen", sagt sie selbst in jenem erythräischen Epigramm. Sie hat ihren ionischen Felsensitz verlassen, ist nach Delphi gekommen, wo ihr Standort lange gezeigt wurde, und hat da, „ihrem eigenen Bruder Apollo zürnend", wie sie in einem ihrer Gedichte sagt, gesungen. So ist sie eine Konkurrentin Delphis geworden, obwohl ihre ganze Eigenart, wie wir gesehen, von der des apollinischen Orakels weit verschieden war. Dafür trifft sie dann, wie sie in einem andern Spruche singt, der Pfeil des neidischen Gottes und erlöst im zehnten Geschlechte die Seherin von der Fessel des uralten Leibes. Sie bleibt also im letzten Grunde sterb-

lich, wenn sie auch gelegentlich im Hinblicke auf ihr unendliches Alter und ihre dämonische Kraft die Abstammung von einer Nymphe nicht leugnet und sich ein Mittelding zwischen Göttin und Mensch nennt. Zu dieser Erkenntniß ihrer menschlichen, der Gottheit nur als Gefäß dienenden Natur ist es kein direkter Gegensatz, wenn sie sich, wie oben einmal, als Apollos Schwester (sonst auch wohl Gattin oder Tochter) bezeichnet; das ist nichts weiter als eine Erinnerung an die Zeit, da sich das junge Prophetenthum vermaß, den alten Gott aus seinem Ansehen zu verdrängen.

Noch eine andere wundervolle Sage spiegelt die feindliche Stellung der Sibylle zum Orakelgotte wieder. Mit Recht hat man von den Kassandrarufen der Sibylle gesprochen. Der Name der Kassandra ist bei uns fast sprichwörtlich geworden, ist tief in das Bewußtsein unserer heutigen Sprache eingedrungen; Niemand hat schöner als unser Schiller den Seelenschmerz der hohen Seherin empfunden. Aber auch diese erhabene Gestalt ist keine unmittelbar gegebene. Homer kennt Kassandra noch nicht als die niemals gehörte Unglücksprophetin, erst im 5. Jahrhundert erscheint sie in dieser Rolle. In der großen Tragödie der Orestie, im Agamemnon wirkt die Kassandraszene wie eine Tragödie für sich. Kassandra hat Apollons Liebe getäuscht und nun von ihm den Fluch empfangen, mit ihren Prophezeiungen keinen Glauben zu finden: das ist, da eine ähnliche Sage auch von der Sibylle erzählt wird, ein Reflex vom Kampfe der Sibylle mit Apollo, vom Charakter ihrer Prophezeiungen. Auch das Alterthum fühlte das, indem es die Sibylle gelegentlich mit Kassandra identifizirte.

Denn freilich ist sie eine Unglücksprophetin. Die nicht sehr zahlreichen Fragmente dieser Poesie und vor Allem die später noch zu besprechenden erhaltenen jüdisch-christlichen Bücher verkünden fortwährend Schrecken und Wunderzeichen, Kriege, Städtezerstörungen, Hungersnöthe, Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Ueberschwemmungen. Aber die zürnende Gottheit läßt sich versöhnen. Fromme Spenden und Feste können dem nahenden Verderben Einhalt gebieten; darum, um den drohenden Sturm rechtzeitig zu beschwören, schlägt man im offiziell so gläubigen Rom jederzeit die sibyllinischen Bücher auf. Die Sibylle wird also nicht von Einzelnen befragt, selbständig wendet sie sich, die Geschicke der Völker verkündend, an die Massen. Denn sie ist ja selbst ein Kind des Volkes. Ihre Verse sind roh und ermangeln so aller Kunst, daß im Alterthum die Gebildeten, die oft nicht

recht wußten, wie man einen schlechten Vers machen könne, sich darüber wunderten und allerhand seltsame Erklärungen dafür ausklügelten. Dem schlechten Vers entspricht der stilistische Ausdruck. Die Gedanken sind dürftig entwickelt; so wird, vermuthlich auch nicht ganz ohne Absicht, die Rede dunkel und verworren. Als der grimmige ionische Weise von Ephesus, als Herakleit „der Dunkle“, seine abrupten verachtungsvollen Sätze prägte, da wies er hin auf die Sibylle, die „mit rasendem Munde, Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes, vom Gott getrieben“ rede.

Mit rasendem Munde! Wenn sie selbst erst in ihren späteren, schon zum festen Stil ausgebildeten Gesängen Gott immer wieder bittet, eine Pause des Singens ihr zu gönnen, wenn sie nur als dienstbares Werkzeug der Gottheit selbst nicht ahnt, was sie sagt, so ist das, wenn auch hier schon zur leeren Tradition geworden, doch uranfängliche Voraussetzung dieser Poesie; denn auch Platon sagt, daß die Sibylle rede, ohne zu wissen, was. Die Prophetin gilt so den Massen wie den einzelnen Denkern als des Gottes voll. Der Spott des Aristophanes, der sich über phantastische Sibyllensprüche lustig macht, verfängt dagegen nicht; denn worüber lachte die Komödie nicht! Im Bewußtsein der Menge bleibt die Sibylle eine Priesterin trüber unheilschwangerer Wahrheiten, wie sie es bis ins letzte Mittelalter hinein geblieben ist. —

Die Sibylle wandelt über die Erde. Von Erythrä, wo sie Herophile hieß, wurden neue Stätten durch dieses Prophetenthum besiedelt. So kam sie denn auch weit übers Meer nach Cumä in Campanien. Hier gewann sie ihren zweiten berühmten Sitz. Wenn man von Sibyllen redet, so handelt es sich wesentlich um die erythräische, die cumanische und in späterer Zeit, im Mittelalter, um die tiburtinische. Hier in Cumä, im vulkanischen, höhlenreichen Campanien, hatte die Sibylle ihre Grotte. Ihre Stätte will — alle sonstigen Schilderungen sind phantastisch — im 4. Jahrhundert nach Christus ein ungenannter christlicher Schriftsteller gesehen haben*); es soll eine in den Felsen gehauene Basilika gewesen sein mit einem Wasserbecken, das der Sibylle zum Bade bereitet war. Nach dem Bade soll sie in das Innere der Grotte gegangen sein und von erhöhtem Sitze das Orakel verkündigt haben. Wie im vulkanischen Kleinasien die Erythräerin es leicht hatte, Kunde zu geben von künftigen elementaren Ereignissen, so gewann die

*) NB. Ich glaube nicht an seine Autopsie.

Cumanerin rasch durch ihre Prophezeiungen von Erdbeben und Feuerausbrüchen Glauben. Und auch von ihr erzählte die Sage, sie sei uralt, 700 Jahre habe sie schon gezählt, als sie Aeneas in die Unterwelt führte. Aber noch sollte sie weitere 600 Jahre leben; so ward sie schließlich nur noch Stimme und schwebte als flüsternder Laut in der Höhle umher.

Von Cumä, berichtete man weiter, kamen gegen Ende der Königszeit ihre Sprüche nach Rom. Besser hat man in neuerer Zeit angenommen, daß man in Rom nach cumanischem Vorbild sibyllinische Sprüche angefertigt habe. Noth lehrte nicht nur beten, sondern auch fälschen: im heißen Kampfe des hannibalischen Krieges, in jeglicher Bedrängniß griff man zu den heiligen dunklen Sprüchen der Prophetin und, wenn sie nicht genug sagten, nicht deutlich redeten, so ließ man sie mehr, ließ man sie klarer sprechen. Die Sibylle machte es den Gläubigen auch nicht zu schwer; sie verlangte zur Abwehr des Unheils Opfer und Prozessionen, und da Roms Einwohner, der göttlichen Hilfe gewiß, nun sich auch selbst halfen, so steigerte der Erfolg das Ansehen der Sprüche.

Denn mit der Zeit hatte sich auch im Stammlande der Sibyllen das heilige Prophetenthum, wie es einst gewesen sein muß, überlebt. Im Laufe der Jahrhunderte verflog der heilige Rausch, und wie sich Spruch an Spruch setzte, bildete sich allmählich eine Tradition, eine Literatur heraus. Von diesem Schatze von Sprüchen, die zuletzt zu einer Art griechischer Geschichte in Futurform geworden sein mögen, ließ sich bequem ein langes Leben fristen, aber wo die innere Weihe dahin ist, beginnt sehr schnell in der rein traditionellen Ausübung solchen Wesens der Trug. Das zeigt sich zuerst in der Form. Eine Menge von Orakelsprüchen sind im Umlauf, man hält viele für „unecht“. Da braucht man eine Kunstform, um den eigenen Sprüchen authentisches Gepräge zu geben, man wendet das Akrostich an und behauptet die Unechtheit aller anderen, nicht akrostichisch gebauten Sprüche. So will man den Trug durch den Trug vertreiben. Noch mehr aber zeigt sich das veränderte Wesen im Inhalt. Wie Delphi schon lange verweltlicht war und dem Mächtigen diente, so auch die Sibylle von Erythrä. Sie bescheinigte Alexanders des Großen göttliche Abkunft durch den Mund der Prophetin Athenais. Es ist bezeichnend für die Zeit, daß die Sibylle, die solange unpersönlich gewesen war und höchstens den Namen der ersten Prophetin fortgesetzt, uns hier mit ihrem bürgerlichen Namen entgegentritt. Und nun wirft sich noch die gelehrte

Thätigkeit der antiquarischen Forschung auf diese Sprüche. Ueberall gab es jetzt Sibyllen oder wollte man wenigstens dem Reisenden die Stätten solcher zeigen, ja man stritt sich um das Heimathsrecht derselben Sibylle. Da begann man denn in dem neuen Griechenland der alexandrinischen Zeit, das eine große Studierstube geworden war, nach dem Ursprung dieser Sibyllen zu fragen und fixirte schließlich gar noch eine Art Kanon von ihnen. — Es ist das Charakteristikum dieser Epoche, daß der Dichter nicht mehr singt, wie der Vogel singt, sondern daß er bei dem Gelehrten in die Schule geht. Und so komponirt am Ende des dritten Jahrhunderts ein unsinniger Poet, Lykophron von Chalkis, unter dem Namen der Alexandra (= Kassandra) ein dunkles Gedicht in der Form einer tragischen Szene, in dem er die Tochter des Priamus alles Leid, das über Troia, aber besonders über Griechenland im Anschlusse an die Zerstörung Ilions kommen sollte, verkünden ließ. Und wie der gelehrte Dichter in sibyllinischer Rede spricht, so beginnt nun auch die Sibylle gelehrt zu werden. Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb der berühmte babylonische Priester des Bel, schrieb Berossos seine babylonische Geschichte. Er verfolgte wie mancher Nichtgrieche in jener Zeit die Absicht, die Hellenen mit der uralten Geschichte seines Vaterlandes bekannt zu machen. Er erzählte von der Sintfluth, er kannte die Geschichte von dem einzigen Hause, das in der Arche den Fluthen entrann, er berichtete wahrscheinlich auch von dem Thurm, den die thörichten Menschen bauten, um zum Himmel aufzusteigen, vom Zorn und von der Strafe der Götter. Es ist bekannt, daß seine Erzählung als die einer babylonischen Sage durch die Entdeckung eines Keilschriften-Epos Bestätigung gefunden hat. Dieses Stoffes hat sich nun eine Sibylle bemächtigt; sie nannte sich selbst die berossische oder babylonische und erzählte von den wunderbaren Dingen des Orientes voll antiquarischen Eifers.

Es ist nun eine Thatsache von weittragender Bedeutung, daß hiermit der Anlaß gegeben ward zu der Sibyllendichtung der Juden, die ihrerseits wieder die christliche der ganzen Folgezeit hervorgerufen hat. Judenthum und Hellenismus hatten Fühlung mit einander gewonnen, hatten erkannt, daß sie Berührungspunkte besaßen. Die Stoa mit ihrer reinen Anschauung von Gott, von Zeus, dessen die ganze Schöpfung voll sei, schlug die Brücke. Die Bibel ward ins Griechische übertragen. Und nun sahen die Juden voll Staunen, daß die griechisch redende Sibylle von dem frevel-

haften Thurmbau redete, von Gottes Zorn, von der Errettung des Frommen vor dem Wasserschwall der Sintfluth. Es bedurfte nur einer leichten Korrektur, der Einführung Jehovahs als des Sprachenverwirrers an Stelle der Götter — eine Aenderung, die wir noch kontroliren können — und die Sibylle redete nicht mehr wie Berossos, sondern gleich der Bibel.

Damit ist nun die jüdische Sibyllendichtung geschaffen. Von heidnischen Sibyllen besitzen wir, wie bemerkt, wenige, wenn auch für das ganze Genre hinreichend charakteristische Bruchstücke, von den jüdischen bezw. christlichen eine ganze Anzahl Gesänge. Es ist eine unerquickliche, aber keineswegs uninteressante Literatur. Zwar das Aeußere dieser Lieder, ihre metrische und sprachliche Form ist abschreckend und wird im Laufe der Zeit immer noch schlechter. Aber der Geist, die Stimmung, die in ihnen lebt, ist für uns nicht werthlos. Diese Erzeugnisse der Literatur gehören als integrirender Bestandtheil zu jener Reihe spätjüdischer Schriften, die einerseits die Glaubensgenossen stärken, andererseits den Heiden zeigen sollten, welche Kräfte im Judenthum lebten, sie dienten also zu einem großen Theile der Propaganda. Beiden Zwecken sind die älteren jüdischen Sibyllen bestimmt. Voll Staunens hatte man in dem Bericht des heidnischen Buches über den Thurmbau jüdische Ueberlieferungen bestätigt gefunden; durch eine Heidin also ließ Gott seine Thaten verkünden. Dieser Vorgang reizte zur Nachahmung. Man sah sich nach anderen Sibyllen außer der babylonischen um, man griff zur Erythräerin und verschmolz beide. Nun wußte die neue Sibylle auf einmal noch mehr; der Thurmbau allein genügte nicht. Sie prophezeite Salomons Herrschaft, sie redete auch von Moses, von Assurs kommendem Reiche:

Aber wenn es Aegypten verläßt und hin seinen Weg zieht,
Das zwölfstämmige Volk, unter gottgesendeten Führern,
Wenn es die nächtliche Weil' unter feuriger Säule einherzieht
Und in der Wolkensäule, wenn Röthe des Morgens erscheinet:
Dann wird er einen großen Mann ihm setzen als Führer,
Moses, den bei dem Sumpf eine Königin fand und hinwegnahm. —
— —

Auch Du, verlassend den herrlichen Tempel,
Wirst entfliehen, bestimmt das heilige Land zu verlassen.
Und nach Assur wirst Du geführt und unmündige Kinder
Wirst Du erblicken im Dienst bei feindlich gesinneten Männern,
Und die Gattinnen auch; auch Nahrung und Reichthum verschwindet.
Jegliches Land und jegliches Meer ist von Dir erfüllet. —
— —

Mit Recht konnte die Sibylle darauf hinweisen, wie fast in allen Städten Asiens und Afrikas jüdische Gemeinden saßen. Um so mehr hatte sie Veranlassung, den Juden in der Diaspora ins Gewissen zu reden und sie anzuhalten, dem einen großen Gotte treu zu bleiben, allen Götzendienst, den ihr die Gefangenschaft Assurs gebracht, zu meiden; dann werde Gott gnädig sein:

Aber am Ende erwartet Dich Gutes und sehr große Ehre,
Wie Dir's erfüllt der unsterbliche Gott. Du aber verharre
Glaubensvoll dem heil'gen Gesetz des mächtigen Gottes,
Wann das ermüdete Knie aufrecht er zum Lichte Dir hebet. —
Und vom Himmel herab wird Gott einen König dann senden,
Der wird jeglichen Mann in Blut und Feuerglanz richten.
Aber er ist ein Königsstamm, und dessen Geschlecht wird
Nimmermehr wanken und in den ringsumlaufenden Zeiten
Wird er herrschen und neu Gottes Tempel zu bauen beginnen*). —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn so der Jude seine alten Prophetensprüche im griechischen Munde wiederfand und der Hellene durch eine Priesterin seines Stammes israelitische Weisheit predigen hörte, so war das eine doppelte Propaganda kräftigster Art. Noch immer aber ist das kein bewußter Betrug, kein religiöser Schwindel. An dem Buche, das uranfängliche jüdische Ueberlieferung bestätigte, entzündete sich die Phantasie des Israeliten, und man fragte hier nicht lang, ob man ein Recht dazu besäße, die alte Prophetin durch neue zu ersetzen. Denn das religiöse Empfinden ist in unendlich vielen Fällen ein Rausch des Gemüthes, ein Taumel der Phantasie gewesen. Die Zeit des zweiten Jahrhunderts vor Christi war in Judäa eine vielfach erregte, das Buch Daniel entstand, daran schlossen sich neue Apokalypsen. Kein Wunder, daß wirkungsvoll neben die prophetischen Bücher urisraelitischen Gepräges auch die griechische Weissagung in neuen Formen trat.

Unterbrochen werden in unserer zwölf Bücher zählenden Sammlung die jüdischen Orakel immer wieder durch eine Menge heidnischer. Eine große Anzahl von ihnen befindet sich in einem ganz unleserlichen, außerordentlich verderbten, vielleicht überhaupt nicht wieder herstellbaren Zustande. Die Juden verstanden sie selbst sicher nicht, sondern schrieben sie gedankenlos und nachlässig ab. Hie und da hielt man es freilich für nöthig, dem griechischen Orakel durch einen moralisirenden Zusatz erst die richtige Prägung zu verleihen.

*) Ich benutze mit Absicht eine ältere holprige Uebersetzung, weil sie dem miserabeln Stil des Originals am besten entspricht.

Wir haben oben gesehen, daß die hellenische Sibylle Homer's Gedichte als ein Plagiat an ihren eigenen Sprüchen bezeichnete. Diese Anschauung übernimmt die jüdische Sibylle, fügt aber einen strafenden Zusatz bei:

Denn mit den Händen wird er zuerst meine Bücher entfalten,
Selber wird er alsdann ausschmücken gepanzerte Krieger,
Hektor, des Priamus Sohn und den Peleionen Achilleus,
Und die Uebrigen auch, die gepflogen die Werke des Krieges.
Und an die Seite von diesen läßt Götter treten der Dichter,
Götter, der Lügenpoet, die nur hohlköpfige Menschen. —

Aber nicht nur der Vergangenheit ward gedacht, die Hauptrolle spielt selbstverständlich in diesen Dichtungen die Gegenwart. Schwer lag die Hand der Epigonen Alexanders auf dem kleinen jüdischen Lande. Man athmete auf, als Rom Makedonien vernichtete. Wie es im ersten Buche der Makkabäer von den Römern heißt: „Und Judas hatte vom Namen der Römer gehört, daß sie stark und mächtig seien und selbst guten Ruf hätten unter den ihnen zugewandten, und so viele sich ihnen zuwendeten und so viele zu ihnen kämen, denen hielten sie Freundschaft ...", so singt auch die hebräische Sibylle:

Aber darauf wird eines anderen Reiches Beginn sein.
Glänzend, vielhäuptig ist's und stammt vom westlichen Meere;
Und viele Länder beherrscht's und viele wird es erschüttern,
Und den Königen all wird's später Schrecken einjagen
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
In viel Ländern, zumeist aber im makedonischen Lande.

Aber der gute Glaube an Rom hatte keinen Bestand. Und so fand sich denn später eine Hand, die an dieser Stelle Verse voll Abscheu gegen Rom und seine unnatürlichen Laster einschwärzte. Dem entspricht dann die weitere Anschauung von der Tiberstadt, der man den dereinstigen tiefen Fall von der Höhe weissagt.

Ein Hauptthema bleibt neben den angeführten Motiven die Eschatologie. Einst wird der Herr sein Volk heimsuchen, einst ihm nahen im Glanze: so predigen alle Apokalypsen, so dichtet auch die Sibylle. Nachdem der letzte Angriff der heidnischen Mächte abgeschlagen worden, ist die messianische Zeit eine Zeit ungetrübter Wonne. Streit und Zwietracht hören auf, Friede, Gerechtigkeit, Liebe und Treue führen ihr Segensregiment. Die wilden Thiere verlieren ihr feindliches Wesen, treten in den Dienst des Menschen; in der Natur herrscht allgemeine Fruchtbarkeit. Die Heiden kommen

zur Erkenntniß und preisen Gott, zu seinem Tempel wallfahrend, nach seinem Gesetze wandelnd. So singt denn die jüdische Sibylle in Nachdichtung einer Jesaiasstelle (XI. 6 ff.) Jerusalem zu:

Freue Dich, Jungfrau, und juble; denn er hat auf ewige Zeiten
Frohen Sinn Dir verliehen, der Himmel und Erde gemacht hat.
Wohnen wird er in Dir und Dir ein unsterbliches Licht sein.
Und der Wolf und das Lamm im Gebirge werden selbander
Fressen das Gras und die Pardel mit Böcken weiden gemeinsam.
Bären zusammengepfercht mit Kälbern sind auf der Weide,
Und der reißende Leu wird fressen Gras an der Krippe
Gleich einem Rind, und ganz unmündige Kinder am Leitzaum
Führen sie ihn; denn zahm wird das Thier auf Erden er machen.
Und es werden vereint Giftschlangen mit Säuglingen schlafen,
Jeglicher Bosheit bar, denn Gottes Hand ist ob ihnen.

Ein müdes Volk, eine alternde Kultur empfindet nicht selten die Sehnsucht nach dem Eintreten eines goldenen Zeitalters des Friedens unter den Menschen und in der Natur. In dem Gefühle heißesten Verlangens nach dem Retter, dem Heiland begegnen sich in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Christus Israeliten und Heiden. Israel ist seines Zieles und Lohnes sicher; es hat das Gesetz gehalten, der Messias muß kommen und sein Volk wieder zum ersten auf der Welt machen. Griechen und Römer erinnern sich, je furchtbarer die Bürgerkriege wüthen, sehnsuchtsvoll des einstigen goldenen Zeitalters und erhoffen seine Wiederkehr. Mag der Epikureer, der die Dinge mit grausiger Nüchternheit betrachtet, über die Utopie eines goldenen Zeitalters lächeln, vollends seine Wiederkehr mitleidig für eine kuriose Phantasie erklären: die Stoa weiß es anders. Sie erwartet die Wiederkehr der Dinge; wenn das große Weltjahr zu Ende gegangen sein wird, dann muß das goldene Zeitalter neu erscheinen. Die Gedanken der Stoa siegen zu Ende dieser Zeitepoche. Nicht wenige der edlen Geister Roms huldigen ihnen; müde des kriegserfüllten Daseins, malen sie sich den Eintritt des goldenen Zeitalters aus. Niemand hat dieses mit kräftigerer Pinselführung, niemand mit nachhaltigerer Wirkung gethan, als Vergil in der berühmten vierten Ekloge.

Eine Pause im Kampfe der Machthaber um die Welt war eingetreten; Antonius verband sich im Jahre 40 vor Christus aufs Neue mit Oktavian im Vertrage von Brundisium. Die italische Welt athmete auf. Man dachte zugleich an eine neue Säkularfeier, die schon von J. Cäsar ins Auge gefaßt worden war. Da wurde in solch erwartungsvoller Zeit einem Freunde Vergil's, dem

Konsul Asinius Polio, ein Sohn geboren. An dieses Kind aus so schicksalsschwangerer Epoche knüpft Vergil nun seine Zukunftsverheißungen. Er beginnt mit der Sibylle: „Schon ist das letzte Zeitalter des cumäischen Sanges gekommen.“ — Man interessirte sich in den gelehrten Kreisen Roms damals sehr für die Sibyllendichtung. Der große römische Antiquar Varro scheint diese Dinge in Fluß gebracht zu haben, auch Cicero widmet ihnen seine Theilnahme, wenn er darauf hinweist, wie wenig gerade die künstlich akrostichische Form der Sprüche von Inspiration zeuge. Es war nun Stil in dieser Poesie geworden, die Weltgeschichte in zehn Generationen zu theilen, in der zehnten die letzte Erfüllung aller Dinge zu erwarten. Aus sibyllinischen Erwartungen und stoischer Lehre hat so der gelehrte Dichter die eigene Prophezeiung entwickelt. Demgemäß sieht er nun das goldene Zeitalter nach dem ehernen im Umschwunge der Dinge wieder eintreten. Die alten Helden kehren wieder, weilen mitten unter den Menschen, die Tugenden der Väter erneuern sich; das alles soll das Kind mitansehen. Es erschaut die Wiederkunft des goldenen Zeitalters; die Erde streut dem Kinde Blumen, von selbst bringen die Ziegen die strotzenden Euter nach Hause, kein Löwe schreckt mehr das Rind, die Schlangen sind verschwunden, alles Gift ist dahin. Und so geht es weiter im Preise des goldenen Zeitalters.

Eine gewisse äußere Aehnlichkeit zwischen der jüdischen Sibylle und dem römischen Dichter läßt sich nicht verkennen. Aber sie ist nur eine scheinbare; Vergil enthält zuviel rein heidnische bezw. stoische Motive, und die Ausmalungen seliger Friedenszeiten wiederholen sich ebenso wie z. B. die Vorstellungen von den Höllenqualen bei den verschiedensten Völkern, ohne daß wir an Entlehnung zu denken brauchen. Anders schien es freilich den Christen. Sie haben, an ihrer Spitze Laktantius, das unbestrittene Verdienst, die vierte Ekloge zuerst völlig falsch gedeutet, unter Hinweis auf die Aehnlichkeit mit der jüdischen Sibylle in dem Gedichte eine Prophezeiung des Heilands erkannt zu haben. Es war dies nur die Konsequenz aus dem ersten Irrthum über die Sibylle selbst. Die Heidin hatte die großen Thaten Gottes, des einen, selbsterzeugten Herrschers Himmels und der Erden geweissagt: Gott hatte ihr selbst einen Augenblick die blinden Augen geöffnet. Nun glaubte man auch die anima candida Vergil's von einem Strahle göttlicher Weisheit erleuchtet zu sehen, und der größte Poet römischer Zunge erhielt eine Art Kanonisation.

Aber der Sibylle waren noch andere Ehren vorbehalten. Zunächst verwendete sie Vergil noch einmal in seiner Aeneis, da die Cumanerin dem von der Gottheit stets so sehr gegängelten Helden der Frömmigkeit zum Abstieg in die Unterwelt hilfreiche Hand bietet. Und auch Augustus konnte die Prophetin brauchen. Als der Kaiser seine Jahrhundertfeier im Jahre 17 begehen wollte, that er das nach einem älteren Spruche, den man umdeutete. In ihm war das ganze Festprogramm vorgeschrieben. Den Hymnus dichtete Horaz, gehorsam redete er von der Mahnung der sibyllinischen Verse, aber in freundschaftlich freier Huldigung spielte er auch auf die Werke seines verstorbenen Genossen Vergil, auf die Aeneis und die vierte Ekloge an.

Doch zurück zur jüdischen Sibyllendichtung, die bald zur christlichen werden sollte. Wir sahen oben, daß, je stärker sich Roms Arm auf Judäa legte, um so heftiger auch in dieser Volkspoesie die Abneigung gegen die herrschende Stadt hervortritt. Die Sibylle wird immer leidenschaftlicher gegen die Cäsaren, besonders gegen Nero, immer düsterer in der Ausmalung eschatologischer Bilder, vollends dem Zerstörer der heiligen Stadt Jerusalem, Titus, wird ein schreckliches Ende nachgesagt. Denn schon wird in der Gluth des Hasses die äußere Form der Prophezeiung durchbrochen, der jüdische Patriot redet gelegentlich in der Zeit der Vergangenheit, um allerhand Tendenzgeschichten anzubringen. Aber auch damit hat es einmal ein Ende; im Laufe der Zeiten unterwirft sich auch die jüdische Sibylle der allgemeinen bequemen Sklaverei und behandelt schließlich sogar die Feinde der Juden unter den Kaisern mit regierungstreuer Loyalität. Da, etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus, beginnt nun die christliche Sibylle ihren Sang. Denn es verstand sich von selbst, daß die Christen mit der sonstigen jüdischen Literatur auch diese Schriften übernahmen und an ihnen weiterdichteten. So wird die Sibylle denn auch schon in einer der ältesten christlichen Schriften, im sogenannten Hirten des Hermas namhaft gemacht. Natürlich bedarf es zur neuen Dichtung besonderer Anlässe, auch hier schafft die Empörung den Vers. Wo die Apokalypse des Johannes das sündige Reich noch Babylon nennt, redet die christliche Sibylle, durch die Verfolgung der Gläubigen zu wildem Hasse gestachelt, anderen offeneren Tones:

Dich, hochnackiges Rom, wird dereinst gebührend von oben
Treffen vom Himmel ein Schlag und zuerst wirst Du beugen den Nacken,

Wirst dahingestreckt sein, und Feuer Dich gänzlich verzehren,
Liegend auf eigenem Boden, und zu Grund wird gehen der Reichthum,
Und Deine Stätte werden die Wölfe und Füchse bewohnen.
Oede wirst völlig Du sein, als wärest Du niemals gewesen.
Und Dein Palladium, wo ist es alsdann? welcher Gott wird Dich retten,
Sei er von Gold oder Stein oder Erz? wo sind die Beschlüsse
Deines Senates alsdann? —

— —

Denn es wird fallen der Ruhm der adlerbewehrten Legionen. —
Wo wird dann Deine Macht, welch Land im Bündniß mit Dir sein?

* * *

Dies ist die interessanteste Seite dieser Gedichte. Ausführlicher sind sie in der Ausmalung des Endes aller Dinge, besonders natürlich auch der Höllenstrafen, und in der prophetischen Hinweisung auf Christus. Für das erstere Motiv bedienen sie sich, um mehr Glauben bei den Heiden zu finden, auch wohl des den heidnischen Sibyllen vielfach eigenen Akrostichs, also daß die Anfangsbuchstaben eines jeden Verses zusammen den Namen Jesus Christus ergeben. Sehr oft kehren dann Prophetien auf Christi Erscheinung und Leben wieder. Gern würden wir es freilich sehen, wenn dabei mit etwas unterliefe von häretischen Anschauungen, aber dies Element fehlt hier ganz. Wohl wird die Freude der Jungfrau Maria ob der Botschaft des Engels ausführlicher geschildert, ihr Erröthen, ihr heiteres Lachen, aber von dem, was die apokryphen Evangelien zu erzählen wissen, besonders über die Kindheit Christi, ist hier keine Rede. Um so mehr wird im Sinne der Zeit Vieles symbolisch und allegorisch gedeutet: die ausgestreckten Arme Mosis im Kampfe gegen die Amalekiter deuten auf den Gekreuzigten hin, Christi Händeausbreitung am Kreuze stellt eine Umspannung der Welt dar und Aehnliches.

Von da ist dann nur ein Schritt weiter zum theologischen Disput. Daß die christliche Sibylle die Heiden verspottet, ihren Götzendienst bekämpft, ist ja nur natürlich und war schon früher durch die jüdische Sibylle geschehen. Aber jetzt beginnt die Prophetin auch zu argumentiren und zu philosophiren. „Aber", so tönt ihr Sang:

Aber, wenn alles Gewordne vergeht, dann kann seinen Ursprung
Gott aus den Lenden des Mannes und Weibes nimmermehr haben,
Sondern Gott ist allein der Eine und Höchste von Allen . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch, wenn die Götter erzeugen und ewig bleiben unsterblich,
Wahrlich, da wären der Götter auf Erden mehr als der Menschen,
Ja, und nimmer bliebe den Sterblichen Raum, da sie ständen.

Mit einer solchen Argumentation beginnt nun aus voller Kraft die bewußte christliche Fälschung. Wir kennen Fälschungen aus jüdischer Zeit; methodischer aber noch geht man in christlicher Epoche, angesichts der großen Verfolgungen, zu Werke. Da fingirt man in einer Zeit, wo längst nicht mehr alle Werke der großen griechischen Dichter gelesen wurden, Dichterworte des Sophokles und anderer, die vom nahenden Verderben reden oder Weisheitslehren gleich den biblischen Büchern geben. Der literarische Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum beginnt auf der ganzen Front, und dem Christenthum in seiner Bedrängniß ist kein Mittel zu schlecht, um sich der wohlgeschulten Feinde zu erwehren. So entstehen denn auch solche argumentirende Sibyllensprüche, von denen selbst die großen christlichen Apologeten unbedenklich Gebrauch machen.

Ein bewußter Betrug liegt den Benutzern des Orakels natürlich fern. Sie sind sich der heiligsten Sache, die es je gegeben, so absolut sicher, daß ihnen auch nicht der geringste Zweifel naht an der Zulässigkeit auch der Nebenmittel. Sie sprechen es nach jüdischem Vorgange nicht selten aus, daß die Griechen alle ihre Weisheit aus der Bibel schöpfen, daß Platon Moses gelesen habe: kein Wunder, wenn die heidnische Prophetin aus gleicher heiliger Quelle getrunken. Darum kümmert sie auch der Spott ihrer Gegner nicht, es gilt ihnen gleich, ob ein so kritischer und klarer Kopf, wie der Epikureer Celsus, der seinerseits wieder Jesus aus Platon schöpfen läßt, den ganzen Trug der Orakeltechniker durchschauend, den Christen vorwirft, daß sie in die Sprüche der Sibylle vieles blasphemische eingeschwärzt hätten, es läßt sie kalt, daß Celsus' Freund, der skeptisch beißende Lukian in tollen Parodien diese Orakel giftig verspottet. Und die Christen brauchen sich auch nicht darum zu kümmern; denn dieser Spott, so berechtigt er war, verhallte ungehört in dieser Zeit. Das Heidenthum in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ist mit nichten unfromm oder gar blasirt; die ganze Welt ist voll von Orakeln und heiligen Ahnungen. Vergebens verspottet u. A. ein satirischer semitischer Kyniker Oinomaos von Gadara, in einer Schrift gegen die „Zauberer" dies Treiben als Schwindel: gegen den Strom ließ sich nicht schwimmen. Die fast vergessene Sibylle von Erythrä

lebte wieder auf, als das Interesse der antoninischen Kaiser sich ihr zuwandte, und die beglückte Stadt läßt die Prophetin in einem längeren Epigramm den Herrschern ihren Dank sagen. Ringsum brodelte es von religiösen Erweckungen, Träumen, Beschwörungen, Zaubersprüchen, Systemen, Philosophemen. Hier murmelt der Gnostiker in dunklen Worten und theosophischen Phantasien über die Welt und das, was sie im Innersten zusammenhält, dort spreizt sich der Mithrasdiener, dort blickt der Neuplatoniker schwärmend gen Himmel, die Seele zu Gott emporbrängend, dort hört man die scharfe Stimme des Apologeten, und fernab wieder sucht und schafft der Stoiker auf dem Kaiserthron, M. Aurel, den Frieden seiner Seele: ein Chaos von Meinungen, von frommem Hoffen, seligem Wissen und bewußtem Betrug. In solcher Massenproduktion religiösen Stoffes verwirrt und zersetzt sich Vieles, Gegensätze berühren sich; heidnische Vorstellungen drängen sich ins Christenthum, Heiden wiederum lassen sich durch christliche Trugorakel täuschen. In einem ungeheuren Kampfe siegt endlich das reine Christenthum über die Häretiker im Innern, wie über den äußeren Feind, die Heiden. Aber es vergißt nicht seine alten Kriegskameraden, und hochemporgetragen von den Apologeten und besonders von Laktantius und auch Eusebius zieht die Sibylle ein in den neuen Tempel der christlichen Staatskirche.

Denn die christliche Sibylle hat nun auch über die heidnische, der sie doch im letzten Grunde ihre Existenz verdankt, gesiegt. Noch einmal werden die heidnischen Bücher befragt, als Julian der Apostat ins Feld gegen die Perser zieht, dann sinken sie mehr und mehr in Vergessenheit und werden schließlich, wie es heißt, von Stilicho verbrannt. Es hätte dessen kaum bedurft, denn schon längere Zeit hatten sich jüdische und auch christliche Sibyllen nicht ausschließlich auf religiösem Gebiete bewegt, sondern auch dem weltlichen Departement, den nächsten Dingen dieser Erde ihre volle Aufmerksamkeit zugewandt. Wie sie heidnische Orakel einfach übernommen, so dichteten sie selbst an solchem Stoffe weiter. Es findet sich in dem sogenannten 12. Buche unserer in Konstantinopel endgültig redigirten Sammlung eine ganze römische Kaisergeschichte von Augustus ab bis auf Alexander Severus, aus der Feder eines jüdischen Provinzialen, mit bemerkenswerthen Abweichungen von der sonstigen historischen Tradition. Christen haben diese Weissagungen fortgesetzt, und so kommt es, daß wir, obwohl nur wenige echt hellenische Sibyllensprüche auf uns gekommen sind, uns doch

vom Stile auch der heidnischen Dichtungsart eine Vorstellung machen können, die an klarer Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Eine merkwürdige Form ist diesen weltlichen Orakeln eigen. Sie nennen nie die politischen Persönlichkeiten, d. h. zuerst also die Kaiser, mit ihren Namen, sondern immer nur mit der Zahl, deren griechisches Zeichen den Anfangsbuchstaben des Namens darstellt, oder in einem später abgekürzten Verfahren einfach den Anfangsbuchstaben. Das setzt sich dann bis tief ins Mittelalter fort, dessen vornehmste Sibylle die sogenannte tiburtinische ist.

Aber noch handelt es sich nicht um diese; noch bleiben die Orakelsprüche auf die eigentliche antike Welt beschränkt. Nach Rom wird folgerichtig Konstantinopel ein Hort der Sibyllenpoesie. Die alte Form des Hexameters zwar hört bald genug auf, die Sprüche werden nur noch in Prosa gegeben. Aber der Stil, die Anschauungsweise, die Bilder bleiben die gleichen. Das siebenhügelige Rom am Bosporus muß sich unausgesetzt äußerer Feinde erwehren; es kommen Germanen, im Osten drohen die Perser und nach ihnen fluthen die Araber heran. Die Orakel, die man hier „Gesichte Daniels“ nennt, die solche Schätzung genießen, daß sogar ein Kaiser sich auf diesem Gebiete versucht, verkünden unendliches Elend über die einzelnen Provinzen des Reiches, aber auch Siege über die „blonden Völker“ wie über Perser und „Ismaeliten“, verkünden eine endliche Befreiung durch einen großen Herrscher, dessen Erscheinen dann das Ende der Tage bezeichnet. Bis tief hinein in das 15. Jahrhundert, bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken fanden sich in Byzanz solche „Gesichte“ oder besser Sibyllen, wie sie der kluge Diener Otto's I., Bischof Liutprand, mit richtigerem Namen nannte. Es ist hier unmöglich, in die trüben Strudel all dieser Prophezeiungen hineinzutauchen, und ermüden würde es auch, wollte ich hier auch von anderen Orakelbüchern, so z. B. dem berühmten Pseudomethodius, der unter Benutzung von Volkschroniken vergangene Zeiten schilderte und dann das Ende der Welt weissagte, eingehender reden. Auch derartige Bücher, die sich mit bestimmten Verfassernamen einführen, gehören ja zur sibyllinischen Literatur; doch genügt es hier nur von solchen zu reden, die sich selbst Sibyllen nennen. Da steht denn im Vordergrund die im 11. Jahrhundert auftauchende eben genannte tiburtinische Sibylle. Ihrem letzten Ursprunge nach ist sie freilich viel älter. Neben der offiziellen Giltigkeit der von Staatswegen

aufbewahrten cumanischen Sibyllensprüche blühte in Rom die Privatpraxis mancher anderen. So gab es eine weise Frau von Tibur, deren angeblicher Tempel sich noch heute über den göttlich rauschenden, Göttliches raunenden Wasserfällen bei Tivoli erhebt. Von ihr existirten Orakel im Alterthum, die wir nicht mehr besitzen. An ihren Namen knüpft die mittelalterliche Sibylle von Tibur an. Ihre Grundschrift ist alt, wenn auch natürlich kein Gedanke daran ist, daß sie mit jenem antiken Orakel in unmittelbarem Zusammenhang steht, sondern sie vielmehr ihre direkte Inspiration byzantinischen Originalen verdankt. Ihr Inhalt ist kurz dieser:

Die Sibylle, Priamus' Tochter, wird den Römern bekannt, deren Herrscher sie nach Rom führen läßt. Da träumt hundert Senatoren auf einmal dasselbe: sie sehen neun Sonnen, alle von verschiedenem Aussehen. Die Sibylle deutet ihnen die neun Sonnen als neun Generationen oder Zeitalter, in deren viertem Christus geboren werden soll, in deren neuntem die Geschichte deutsch-italienischer Herrscher erscheint — diese werden mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet —, und das Ganze schließt mit eschatologischen Prophezeiungen: ein Griechenkönig, Namens Konstans, soll kommen, der 112 Jahre regieren wird, unter ihm herrscht allgemeines Völkerglück, Fruchtbarkeit überall; dann naht der Antichrist, um alle zu verführen, mit ihm kommen die von Alexander dem Großen eingeschlossenen wilden Völker Gog und Magog, endlich aber erscheint das Reich Gottes. — So ziehen uralte Sagen und moderne Geschichte, antike Reminiscenzen, Hoffnungen des Tages und der Endzeit in wirrem Durcheinander an uns vorüber.

Obwohl nun diese Sibylle, die nachweislich frühe Entstehungszeit zeigt, immer wieder den Ansprüchen des Tages gemäß durch neue Einschübe modernisirt worden ist, so blieb sie doch nicht die einzige. Die lateinische Tiburtinerin ward die Mutter deutscher Tochtersibyllen. Von Friedrich Barbarossa berichtete ein Spruch: Sibilla ein prophetissa sprak von dussen tokomeden dingen so: dat he dat Romesche rike scolde regeren alze ein vos, besitten alse ein lauwe, unde it verlaten alse ein hunt. Die deutschen Sibyllen setzen denn auch an die Stelle der Erwartung vom messianischen Griechenkönig, wie sie von der tiburtinischen Sibylle ausgesprochen wird, die Hoffnungen auf den wiederkehrenden Friedrich II., den verheißenen Endkaiser, der seinen Schild an

den dürren Birnbaum hängen soll; nach dem Muster der Tiburtinerin „singt“ eine andere Sibylle von den deutschen Königen Adolf, Albrecht, Heinrich, Friedrich, Ludwig:

> Ez kumt ein A und slecht zu tode ein ander A,
> und verliert ein H sein leben,
> dem wirt mit gotslicham (d. h. in der Hostie) vergeben;
> ein L und ein F kriegent glich
> me denne siben jar umb Roemesch rich;
> daz L doch gesigen müz
> und von im werdent die lant gericht uz.

Dieselbe Sibylle prophezeit die Erscheinung Christi:

> Da sach ich
> einen sternen an dem himmel stan
> und einen kreis darumbe gan,
> dar inne sach ich ein maget und ein kind
> und manig zukünftige ding —

eine Prophezeiung, die auch von mittelalterlicher Künstlerhand — ich erinnere an das Gemälde des Dirk Bouts im Städel'schen Institut — Illustrirung gefunden hat. —

So wendet man sich denn auch wohl fragend an die aller Geheimnisse kundige Sibylle:

> Sibilla, ich frage dich,
> wie lange steit die welt, bescheide mich;

kurzum, die Sibylle ist in aller Munde, die antike Prophetin ist zu einer christlichen Heiligen in partibus geworden, die im Liede Thomas von Celanos an Davids Seite als Zeugin des Weltuntergangs auftreten kann.

Auch die übrige geistige Kultur spiegelt uns die Gestalt der Prophetin wieder. Daß Dante freilich kaum von ihr redet, ist neuerdings fein mit dem Hinweise darauf erklärt worden, daß die Rolle der Sibylle gewissermaßen von Beatrice übernommen werde und im Inferno Vergil, „der Erfinder der Sibylle“, die Führung habe. Aber Petrarca stellte sie außerordentlich hoch und Marsilius Ficinus erklärte die vierte Ekloge Vergil's im messianischen Sinne. — Besonders aber fand die Gestalt der Sibylle Aufnahme in der darstellenden Kunst, wie eben schon angedeutet worden. Schon im 11. Jahrhundert drang sie in die Malerei ein. Dann malte Fiesole die Erythräische Prophetin im Kapitelsaale von San Marco und andere Darstellungen, bald der cumanischen, bald der tiburtinischen,

schlossen sich entsprechend den Fortschritten, die die Kenntniß der antiken Ueberlieferung machte, dem an. Endlich hat denn Michelangelo, der das Weib da erfaßte, „wo sie einer höheren Bestimmung das Opfer ihrer Natur bringt, in der heiligen Jungfrau, in der Heroin und Seherin", die göttlichen Gestalten der Sistina geschaffen, die uns auch noch heute, noch dann, wenn eine lange historische Wanderung jeden geheimnißvollen Reiz von der Sibyllengestalt getilgt haben sollte, mit tiefer Ehrfurcht vor dem großen Meister wie vor dem Glauben und Hoffen der Völker erfüllt.

Es ist hier nicht die Stelle, das ganze Gebiet alter und neuer Prophetien zu beleuchten. Denn es gäbe der ermüdenden Wiederholungen nur allzuviele. Stets ja wiederholt sich derselbe Prozeß: in finsteren und drohenden Zeiten suchen begeisterte Seher oder noch viel häufiger erhitzte Köpfe den Schleier von der angstvoll erwarteten Zukunft zu lüften; man greift zu alten Orakelbüchern, vervollständigt sie und deutet sie da, wo sie dunkel sind, auf die nächsten Dinge aus. Trifft dann wie gewöhnlich alles nicht ein, so schadet das nichts, der fromme Glaube wird nicht erschüttert, man schiebt nur den Termin der Erfüllung etwas weiter hinaus, und bei nächster Gelegenheit nimmt man wieder seine Zuflucht zu dem Buche. So geht das durch die Jahrhunderte, die Bücher wechseln vielleicht einmal, aber das System und der Stil der Prophezeiungen bleibt. Es giebt da kein Abreißen, keine eigentliche Unterbrechung. Wo die eine Sibylle verstummt, setzt die andere ein. Wir selbst sind noch lange nicht diesen Nachwirkungen entrückt. Ich brauche hier nur an die Weissagung des Klosters Lehnin zu erinnern; sie ist nicht mehr und nicht weniger als eine Nachfolgerin der Sibyllen. Wir wissen jetzt so ziemlich, was von ihr zu halten ist; eine ursprünglich den Hohenzollern freundliche Prophetin ist unter dem Großen Kurfürsten von katholischer Hand in ganz entgegengesetztem Sinne umgearbeitet worden. Sie hat große Bedeutung gehabt; Fürst Hardenberg ließ sie kritisch bearbeiten, um eine hohenzollernfeindlich Agitation, der man das Buch nutzbar machte, zu bekämpfen, Friedrich Wilhelm IV. schätzte die Weissagung, das Jahr 1848 brachte natürlich aufgeregte Deutungen hervor, ja noch P. Majunke wollte in dem ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I. den von der lehninschen Weissagung bezeichneten letzten Sprossen des „Giftstammes" der Hohenzollern erkennen*).

*) Anm. Von modernsten Seherinnen erinnere ich nur an Madem. Couesdon,

Wir sind nicht mehr so gläubig wie der berühmte Theologe Ewald, der an unseren interessanten, aber ganz unpoetischen und jedes wirklichen Schwunges baaren jüdisch-christlichen Sibyllen „einzige Schönheit, Herrlichkeit und Kraft“ zu rühmen wußte, aber wessen Auge in der Geschichte nicht nur äußere Entwickelungen und Wandlungen erkennen mag, wer das innere Leben zu umspannen und zu umfassen wagt, nicht mit öder Schulschematik Alterthum, Mittelalter, Neuzeit trennt, wer Dauer im Wechsel erkennt, dem wird es sich auch hier zum Bewußtsein drängen, wie alles in der Geschichte der Zeiten zusammenhängt. Von der Sibylle erythräischem Felsensitz bis zum märkischen Sand von Lehnin ist es eine ununterbrochene Tradition; Alterthum, Mittelalter und Neuzeit umspannend soll sie uns lehren, wo so manche Wurzel unseres Wesens haftet und uns im Streite gegen Diejenigen stärken, die da leugnen, daß wir alle sammt und sonders Kinder der Vergangenheit sind.

---

die ganz im geheimnißvollen Sibyllenstill, in äußerst lahmen Versen Frankreich Unglück prophezeit, z. B.:

L'année ne sera pas aisée,
Des troubles vont éclater,
L'année ne sera pas aisée,
Des troubles vont aider,
Des malheurs ne sont pas éloignés.

Die moderne Psychologie.

Von

Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe).

Unter allen philosophischen Disziplinen hat sich die Psychologie am spätesten von dem Einflusse der Metaphysik frei gemacht. Denn die sogenannte rationale Psychologie, unter welchem Namen diese Wissenschaft zum ersten Male eine scheinbare Selbständigkeit im Wolffischen System erlangte, war doch im Grunde nur ein Theil der Metaphysik und behandelte mit ihren Untersuchungen über Einheit, Einfachheit, Unsterblichkeit der Seele und Freiheit Fragen, die ganz außerhalb des psychologischen Gebietes, wie wir es heute auffassen, liegen. Die empirische Psychologie dagegen, die Wolff neben der rationalen anerkannte, bildete gleichsam nur eine äußerliche Zugabe zum System und erfreute sich schon deshalb nicht des gleichen Ansehens, wie die rationale, weil sie es naturgemäß zu keiner apodiktischen Sicherheit ihrer Resultate und damit zu keinem streng wissenschaftlichen Charakter im Sinne jener Zeit zu bringen vermochte. Erst der Umstand, daß die rationale Psychologie sich unfähig erwies, der Fülle der empirischen Thatsachen gerecht zu werden, während die Beobachtung der Erfahrungsthatsachen des Seelenlebens zu immer interessanteren und inhaltsreicheren Resultaten führte, ließ die rationale Psychologie mehr und mehr in den Hintergrund treten, und vollends vollendete der Einfluß des Auslandes, des englischen und französischen Sensualismus, der zu jenen inneren Gründen hinzukam, die Vorherrschaft der empirischen Psychologie über die rationale. Nun konnte aber auch die empirische Psychologie nur dann auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch machen, wenn sie sich einer bestimmten Grundanschauung als eines festen Fundaments bediente, auf dem sie die Bausteine der Erfahrung zu einem einheitlichen Gebäude zusammenfügte. Als

solches bot sich ihr die Auffassung des Bewußtseins als einer leeren Tafel dar, auf welche die Erfahrung ihre Eindrücke aufschreibt, dieselbe Ansicht, wodurch auch Locke die baconische Forderung einer induktiven wissenschaftlichen Erkenntniß zu unterbauen versucht hatte. Nach dieser Ansicht sind die seelischen Thatsachen als solche nichts Anderes als Bewußtseinsthatsachen, ist die innere Erfahrung eine unmittelbare Erfahrung, ein unbewußt Psychisches ein Widerspruch in sich und die Seele entweder das Bewußtsein selbst bezw. die Gesammtheit der bewußt-psychischen Erscheinungen oder aber sie ist nichts Anderes als der materielle Organismus, dessen Bewegungsprozesse den inneren Geschehnissen korrespondiren, und die ja gleichfalls als Bewußtseinsdaten dem Gebiete der Erfahrung angehören.

Die Vorherrschaft der spekulativen Philosophie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte die Psychologie von Neuem unter die Botmäßigkeit der Metaphysik. Wieder entstand die Illusion, die psychologischen Erkenntnisse aus gewissen letzten allgemeinsten Wahrheiten in deduktiver Weise ableiten und die Psychologie damit zur konstruktiven Wissenschaft von apodiktischer Gewißheit erheben zu können, und wieder mußte die empirische Psychologie wegen ihres Mangels an apodiktischer Gewißheit der apriorisch-rationalen Psychologie den Rang abtreten. Hegel bemühte sich, die Entwickelung des bewußten und selbstbewußten Geistes aus der in die Natur versenkten unbewußten Idee nach ihren wichtigsten Etappen dialektisch zu konstruiren. Herbart konstruirte das Seelenleben als Störung und Selbsterhaltung der einfachen, punktuellen Realen und suchte aus dieser Grundvoraussetzung die psychologischen Gesetze mit Zuhilfenahme mathematischer Berechnung zu deduziren. Beneke beschritt zwar das Gebiet der psychologischen Hypothese, indem er die bewußt-psychischen Phänomene aus unbewußten geistigen Anlagen und Spuren zu erklären suchte, aber auch er hielt die Selbstbeobachtung des eigenen Wesens mit den Metaphysikern für eine unmittelbare, um einen apodiktisch gewissen Ausgangspunkt der Seelenlehre festzuhalten, und blieb prinzipiell bei der Auffassung des Bewußtseins als eines realen metaphysischen Wesens stehen.

Gegen Ende der vierziger Jahre trat alsdann der Rückschlag gegen die spekulative Philosophie hervor. Der Materialismus erhielt die Oberhand über den metaphysischen Idealismus. Die naturwissenschaftliche Denkweise verschaffte sich Eingang auch in die Geisteswissenschaften. Auch die Psychologie konnte sich diesem

Einfluß nicht entziehen. Die unbewußten geistigen Spuren Benecke's wurden von Fechner als materielle Anordnungen im Organismus, also Mechanisirungen des Bewußten und nicht unbewußte Geisteszustände angesprochen. Die physiologische Bedingtheit des Psychischen, welche die spekulative Periode zwar im Prinzip zugestanden, aber noch nicht genügend berücksichtigt hatte, gelangte zur allgemeinen Anerkennung. Der Versuch entstand, das ganze Seelenleben in rein materialistischer Weise aus den bloßen Bewegungen der Gehirnmoleküle zu erklären. Bald verschaffte Fechner den exakten Forschungen über das Maßverhältniß zwischen Reiz und Empfindung durch seine „Psychophysik" (1860) eine feste Grundlage. Wundt veröffentlichte seine „Physiologische Psychologie" (1874) und faßte darin die bisherigen Bestrebungen der genannten Art zu einem einheitlichen Ganzen zusammen.

Neben dieser vom Zeitgeist getragenen Bewegung hatten die idealistischen Psychologen einen schweren Stand. Ihr wesentliches Bemühen ging dahin, auch das unbewußt Psychische als Hypothese auf psychologischem Gebiete geltend zu machen und damit dem Materialismus die Spitze zu bieten. Außer Carus und Fortlage war es besonders J. H. Fichte, der die unbewußt geistigen Momente der spekulativen Philosophie für die Psychologie als Hypothesen zu verwerthen und dabei namentlich die Regeln der Vorstellungsverknüpfung, sowie der Wiedererinnerung aus vorbewußten Beziehungen zu begründen suchte. Indessen drangen sie mit diesen Bestrebungen schon deshalb nicht durch, weil sie mit den Naturwissenschaften doch meist zu wenig vertraut waren, um die von ihnen beabsichtigte Verschmelzung der physiologischen und psychologischen Momente mit gleicher Gerechtigkeit und gleichem Nachdruck für beide Seiten zu vollziehen.

Diese Aufgabe löste vielmehr erst v. Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten" (1868). Er erklärte die bewußt psychischen Phänomene aus einem Zusammenwirken der molekularen Dispositionen im Nervensystem und der absolut unbewußten Geistesthätigkeit, bekämpfte den naivrealistischen Glauben an die unmittelbare Erkennbarkeit der eigenen seelischen Thätigkeit und des thätigen Subjekts ebenso, wie den an die äußeren Dinge, und erhob damit die Psychologie in dem gleichen Sinne wie die Naturwissenschaft zu einer Wissenschaft des Unbewußten, die eben darum auch nur hypothetisch sein und nur Ergebnisse von bloß wahrscheinlicher Geltung liefern kann.

Als die Hartmann'sche „Philosophie des Unbewußten" erschien, hatte die naturwissenschaftliche Denkweise auf fast allen Gebieten den Sieg davongetragen. Die Naturwissenschaft war Trumpf und beherrschte mit ihrem Streben nach rechnungsmäßiger Exaktheit, ihrer rein empiristischen Auffassungsweise aller Dinge, ihrem Wirklichkeitssinn und ihrer Abneigung gegen alle übersinnlichen und metaphysischen Gedanken das gesammte Geistesleben der Gebildeten. Die Philosophie spielte unter diesen Verhältnissen so gut wie gar keine Rolle. Wollte sie ihr verlorenes Ansehen zurückgewinnen oder wenigstens den Glauben an ihre Existenzberechtigung aufrecht erhalten, so mußte sie sich gleichfalls mit der Naturwissenschaft zu stellen suchen. Sie mußte sich, wie die letztere, auf die Untersuchung der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit beschränken, auf das „Gegebene" schwören und jeden Verdacht möglichst zu beseitigen suchen, als ob sie mit dem spekulativen Ideengehalte der früheren Epoche noch irgend welche Gemeinschaft habe. Sie zog sich demgemäß in energieloser Selbstbescheidung auf das Gebiet der Erkenntnißtheorie und Methodologie zurück und suchte sich den Zeitgeist dadurch günstig zu stimmen, daß sie die Widerlegung der Metaphysik aus erkenntnißtheoretischen Gründen zu einer ihrer wesentlichsten Aufgaben machte. Der Neukantianismus und Positivismus bemächtigten sich der Katheder. Sie nahmen für sich allein das Prädikat der Wissenschaftlichkeit in Anspruch und wußten jede entgegengesetzte Anschauungsweise dadurch niederzuhalten, daß sie dieselbe als „unwissenschaftlich" denunzirten und diskreditirten. Der geschlossenen Phalanx dieser agnostischen und metaphysikfeindlichen Kathederphilosophie gegenüber vermochte sich auch die „Philosophie des Unbewußten" mit ihren „spekulativen Resultaten nach induktiv naturwissenschaftlicher Methode" nicht durchzusetzen. Ihre Bemühungen um eine Versöhnung zwischen Erfahrung und Spekulation wurden sowohl in naturwissenschaftlicher, wie in psychologischer Hinsicht bekämpft, weil die tonangebende Philosophie von Spekulation überhaupt nichts wissen wollte, und zumal die neuen psychologischen Gesichtspunkte Hartmanns hatten auf die Fortentwickelung des bezüglichen Wissensgebietes keinen positiven Einfluß.

Wohl aber erhob sich jetzt auf einmal eine mächtige Reaktion gegen das Prinzip des Unbewußten. Hatte das letztere seit der Mitte des Jahrhunderts sich den Weg von der Metaphysik, wo es ursprünglich aufgetaucht war, in die Psychologie gebahnt und es hier zu wachsender Anerkennung gebracht, so wurde ihm jetzt auf

einmal von den Psychologen alle Gunst entzogen. Der Grund hierfür lag theils in dem Umstande, daß die „Philosophie des Unbewußten" in unbeirrter Weise die Konsequenzen jenes Prinzips gezogen, daß sie aus der unbewußten individuellen Seelenthätigkeit auf eine allumfassende unbewußte Geistigkeit geschlossen hatte, die alles das schon leistet, was sonst der bewußten Thätigkeit der Gottheit zugeschrieben war, und damit dem Theismus und transcendentalen Individualismus ihrer bisherigen Anhänger den Lebensnerv durchschnitten hatte, theils wurde das Unbewußte von der offiziellen Philosophie deshalb vor allem verworfen, weil es eine überempirische Hypothese war und die Psychologie direkt mit der Metaphysik in Beziehung setzte. Das war ja aber gerade das prinzipielle Dogma dieser Philosophie, daß sie mit Berufung auf Kant das erkennbare Sein mit dem Bewußtsein identisch setzte, daß sie die „empirische Realität" sogar der Außenwelt ausschließlich in den Bewußtseinsphänomenen suchte und alles etwa jenseits des Bewußtseins Belegene für schlechthin unerkennbar erklärte. Wie mußten ihr nicht bei dieser Voraussetzung die Untersuchungen über das Unbewußte als ein Erkennenwollen des Unerkennbaren und damit als die schlimmste philosophische Rückständigkeit erscheinen; wie mußte sie über die „Philosophie des Unbewußten" nicht erst recht die Achseln zucken, wenn sie, wie dies eine Reihe ihrer Vertreter that, das Sein überhaupt mit dem Bewußtsein identifizirte, womit das Unbewußte für ein Nichtseiendes, für eine metaphysische Illusion erklärt war!

Demgemäß waren auch die Psychologen des letzten Menschenalters bestrebt, den Begriff des Unbewußten zu bekämpfen, seine Wichtigkeit herabzudrücken, seinen Geltungsbereich einzuschränken, seine Bedeutung abzuschwächen und die Psychologie von diesem letzten Ueberbleibsel der spekulativen Epoche des Denkens womöglich ganz und gar zu säubern. Wenn es gelang, auch ohne ihn bei der Erklärung der psychischen Erscheinungen durchzukommen, so war ja damit, wie es schien, jede Gefahr beseitigt, daß die Psychologie jemals wieder in die Metaphysik hineingerathen, daß sie jemals wieder dem gefährlichen Einfluß der letzteren erliegen könnte, so war damit das letzte Band zwischen Psychologie und Metaphysik ein für alle Mal zerschnitten und das Ziel erreicht, dem die erstere seit jenen anfänglichen Versuchen zugestrebt hatte, sich als eine selbständige Erfahrungswissenschaft neben der rationalen Psychologie zu konstituiren. Das Beispiel der Naturwissenschaft,

die auch ihre ungeheuren Erfolge erst errungen hatte, nachdem sie das Joch metaphysischer Ideen abgeschüttelt, reizte zu sehr, um nicht die gleiche Selbständigkeit und Unabhängigkeit auch für die Psychologie zu erstreben. Daß sie eine Erfahrungswissenschaft sei und induktiv vom Gegebenen auszugehen habe, darüber war man nach dem gänzlichen Zusammenbruche der rationalen Psychologie völlig einig. Daß sie eine reine Erfahrungswissenschaft sei, die, wie sie von der Erfahrung auszugehen, sich auch nur innerhalb der Erfahrung zu halten und jede überempirische Hypothese zu vermeiden habe, das war die conditio sine qua non, worauf die Uebereinstimmung der Psychologie mit der Naturwissenschaft beruhte, und ohne deren Anerkennung von einer wirklichen Selbständigkeit der letzteren keine Rede sein konnte. Man fragte nicht, ob diese Selbständigkeit sachlich begründet, ob ihre Behauptung durch die Natur der psychischen Erscheinungen gerechtfertigt sei; man postulirte, daß sie eine reine Erfahrungswissenschaft im Sinne der völligen Unabhängigkeit von metaphysischen Hypothesen sein solle, und fand für dieses methodologische Postulat nachträglich die Bestätigung im erkenntnißtheoretischen Idealismus, in der Behauptung der Identität von Bewußtsein und Sein, in der Auffassung der Psychologie als einer Wissenschaft der „unmittelbaren Erfahrung" im Gegensatze zur bloß mittelbaren (durch die Sinne vermittelten) Erkenntniß der Naturwissenschaft. Wenn es wahr ist, daß in der psychologischen Erkenntniß unsere Vorstellung der Gegenstände mit diesen selbst unmittelbar identisch ist, wenn der Gegensatz von Erscheinung und Ding an sich im Psychologischen hinwegfällt und die seelischen Gebilde auch an sich nichts anderes sind, als wie sie von uns aufgefaßt werden, dann freilich hat es keinen Sinn, nach einem Sein hinter dem Bewußtsein, nach einem Unbewußten in der Psychologie zu fragen, dann giebt es auch keinen Uebergang von der Psychologie zur Metaphysik, keine Metaphysik der Psychologie, denn alle Probleme, die eine solche eventuell behandeln könnte, sind ja dann in der Psychologie selbst schon unmittelbar erledigt. Wenn die Seele auch ihrem Wesen nach nichts Anderes ist, als die Gesammtheit der erfahrungsmäßigen Zusammenhänge psychischer Art, dann ist die Psychologie in der That eine reine Erfahrungswissenschaft, und zwar in einem noch viel höheren Sinne als die Naturwissenschaft, bei welcher die Frage nach dem Wesen der körperlichen Erscheinungen offen bleibt, dann ist die Gefahr metaphysischer Einmischung in diese Wissen-

schaft durch Hereinziehung der Metaphysik in die Psychologie und ihre völlige Auflösung in der letzteren so gründlich beseitigt, daß nur die gröblichste Verkennung der methodologischen Prinzipien der Psychologie ein Sein hinter den psychischen Erscheinungen noch aufrecht zu erhalten und mit dem letzteren Beziehungen anzuknüpfen vermag.

Suchten die Psychologen in dieser Weise ihrer Wissenschaft zur Selbständigkeit zu verhelfen und beriefen sie sich dabei auf Kant und seine Begründung des erkenntnißtheoretischen Idealismus, so bedachten sie freilich nicht, daß derselbe Kant die unmittelbare Erkenntniß des eigenen psychischen Seins, ebenso wie diejenige der Außendinge, geleugnet hatte. Wir erkennen auch uns selbst nicht, wie wir an sich sind, sondern nur, wie wir uns erscheinen; diesen vielleicht tiefsinnigsten Ausspruch ihres Herrn und Meisters schoben sie als unbequem bei Seite und hielten sich lediglich an dessen prinzipielle Einschränkung aller unserer Erkenntniß auf die Erfahrung und die Bedeutung, welche Kant dem Bewußtsein zugeschrieben hatte. Sie wollten, daß die Psychologie eine reine Erfahrungswissenschaft sein sollte, und also mußte ihre Erkenntniß eine solche sein, daß Bewußtsein und Sein in ihr zusammenfielen. Sie hatten ein Interesse daran, daß die Psychologie alle Erklärungen für die betreffenden Erscheinungen innerhalb der Erfahrung selber fände, und folglich durfte es kein Unbewußtes geben. Aus ganz demselben Grunde leugneten die Naturforscher ein Wesen hinter den körperlichen Erscheinungen, um nur ja der Metaphysik kein Feld zur weiteren Bearbeitung ihrer eigenen Probleme übrig zu lassen, und identifizirten sie (Haeckel) die Naturphilosophie mit der Naturwissenschaft, um nur ja nicht wieder unter den Einfluß der Spekulation zu gerathen, die ihr in den Tagen Schelling's so schwere Wunden geschlagen hatte. Und doch hatten auf Grund derselben Identität von Sein und Bewußtsein die Psychologen der spekulativen Epoche und die Metaphysiker die Einheit von Psychologie und Metaphysik behauptet und die rein empirische Seelenlehre als minderwerthig angesehen. Beruhte doch die ganze rationale Psychologie von Wolff bis Hegel auf der Annahme, daß wir im Selbstbewußtsein den Kern unseres eigenen Wesens unmittelbar ergreifen, daß an diesem Punkte der Weltgeist gleichsam selbst in unser Bewußtsein hereinrage. Wie dort, so war auch hier der Wunsch der Vater des Gedankens; der ganze Unterschied lag nur darin, daß in der spekulativen Epoche der Wunsch ein anderer

gewesen war, als zu einer Zeit, die dem Götzen der Erfahrung allein ihre Opfer darbrachte.

Die Frage drängt sich auf, welche Beweiskraft einer Behauptung innewohnt, die sich zum Ziehen der entgegengesetztesten Konsequenzen aus ihr mißbrauchen läßt und jeder Absicht zu Willen ist, mag es sich nun, wie bei den spekulativen Psychologen, um die Begründung einer deduktiven apodiktisch gewissen Psychologie von metaphysischem Charakter, oder aber, wie bei den empirischen Psychologen, um die grundsätzliche Verneinung aller Metaphysik und eine rein induktive Erfahrungsseelenlehre handeln. In der That läßt der Satz, daß Bewußtsein und Sein identisch sind, die verschiedenartigsten Deutungen zu und ist an und für sich selbst ganz außer Stande, irgend einer dieser Deutungen ein besonderes Uebergewicht zu verleihen. Daß Bewußtsein und Sein identisch sind, kann heißen, daß alles Sein als solches Bewußtsein ist, wobei es jedoch wieder zweifelhaft ist, ob das Wort Bewußtsein die bloße formale Bestimmung eines inhaltlichen Seins oder eine an und für sich reale Form bedeutet, die allen Inhalt in sich selbst hervorbringt. Es kann auf der anderen Seite aber auch heißen, daß die Form des Bewußtseins selbst ein reales Sein, ein selbständiges und unabhängiges (substantielles) Wesen darstellt bezw. daß wir im Bewußtsein das Sein unmittelbar als solches ergreifen (intellektuelle Anschauung). Das Erstere ist die Behauptung des erkenntnißtheoretischen Idealismus in seiner positivistischen und subjektiv-idealistischen Gestalt, also auch der empirischen Psychologie, sofern sie sich auf jene Behauptung gründet. Das Letztere ist die Annahme der rationalen Psychologie, nämlich eben jener höchste Grundsatz, aus dem sie ihre Resultate in deduktiv-apriorischer Weise ableitet. Beide Deutungen sind aber im Grunde nichts Anderes als das alte Cogito ergo sum, das in dieser Vieldeutigkeit nur einmal wieder seine von mir so oft betonte Werthlosigkeit in wissenschaftlicher Beziehung offenbart. Wenn der ganze Entwickelungsgang der modernen Philosophie seit Descartes die fortschreitende Explizirung der in jenem Satze implicite enthaltenen gedanklichen Möglichkeiten ist, so ist also auch die empirische moderne Psychologie mit ihrem Pochen auf das Bewußtsein im Prinzip noch nicht über den Cartesianismus hinausgekommen. Nachdem sich die Auffassung des Bewußtseins als einer metaphysischen Wesenheit im bisherigen Entwickelungsgang der Philosophie erschöpft hat, versucht der moderne Empirismus dessen wesenhafte Bedeutung

im rein empirischen Sinne festzuhalten. Als ob es nicht reine Willkür wäre, ob man den Begriff des Bewußtseins im empirischen oder im metaphysischen Sinne auffaßt, wenn man demselben mit Descartes überhaupt einmal eine reale und prinzipielle Bedeutung zuschreibt!

Auch Descartes wurde zu seiner metaphysischen Auffassung des Bewußtseins aus methodologischen Gründen geführt. Er suchte eine absolut sichere Erkenntniß von realer Beschaffung, um aus ihr den ganzen übrigen Inhalt der Erkenntniß in deduktiv-mathematischer Weise abzuleiten, und glaubte diesen Punkt im Ich gefunden zu haben, weil in ihm Bewußtsein und Sein unmittelbar zusammenfallen. Daß er dieses Sein metaphysisch auffaßte und ein Spinoza, Leibniz, Fichte, Schelling, Hegel u. s. w. ihm hierin folgten, dafür lag der Grund nicht etwa in jenem Grundsatz selbst, sondern lediglich in ihrem Willen oder vielmehr in dem Willen ihrer Zeit, die nach einer metaphysischen Erkenntniß des Seins verlangte. Und ebenso, wenn die Heutigen beim Bewußtsein stehen bleiben, ein Unbewußtes verwerfen und auf den reinen Erfahrungscharakter ihres Denkens pochen, so werden sie hierzu, wie schon oben bemerkt wurde, wiederum nicht durch die vermeintliche Wahrheit bewogen, daß wir die psychischen Wesenheiten als solche unmittelbar erkennen, sondern lediglich durch den Geist der Zeit, die von Metaphysik nichts wissen will, die gleiche Selbständigkeit, wie für die Naturwissenschaft, auch für die Psychologie verlangt und sie deshalb nöthigt, das Cogito ergo sum rein empiristisch aufzufassen.

Nun mag man methodologischen Erwägungen einen noch so hohen Werth für die Erkenntniß der Wahrheit zuschreiben, keinesfalls dürfen doch dieselben eine solche Bedeutung für sich beanspruchen, daß sie auch den Inhalt einer Wissenschaft ganz und gar bestimmen. Man mag als Psychologe noch so sehr vom Primate des Willens im Selbstbewußtsein überzeugt sein: das kann doch jedenfalls keine unbedingte Wahrheit sein, was seinen Inhalt allein dem Willen verdankt. Unsere moderne empirische Wissenschaft fühlt sich hoch erhaben über einen Spinoza, der um der mathematischen Methode willen das ganze Sein als eine hypostasirte Mathematik ausdeutete, sie lächelt über einen Hegel, der den Weltprozeß als eine Dialektik reiner Begriffe auffaßte, um den Inhalt desselben vermittelst der dialektischen Methode unmittelbar nachkonstruiren zu können. Aber thut sie wohl selbst etwas Anderes, wenn sie, um des reinen Erfahrungscharakters ihrer Erkenntniß

willen, die Existenz eines unmittelbar Unerfahrbaren leugnet und alles Sein in das Gebiet der „möglichen Erfahrung" hereinzieht, d. h. ihm den Charakter des Bewußtseinsinhalts aufdrückt? Unsere moderne empirische Wissenschaft bildet sich ein, wunders wie „wissenschaftlich" zu sein, und thut sich etwas auf ihren „Kritizismus" zu gute. Aber kann das „Kritizismus" heißen, wenn sie, nur um ihren Wunsch durchzusetzen, die Psychologie zu einer rein empirischen Wissenschaft zu erheben, das Unbewußte an der Schwelle abweist und jede Möglichkeit eines Seins hinter dem unmittelbar erfahrenen Bewußtseinsinhalt leugnet? Man wende doch nicht ein, der induktive Charakter der Psychologie verbiete das Ueberschreiten der Erfahrungsgrenzen. Die induktive Methode verlangt nichts weiter, als die unmittelbare Erfahrung, das Gegebene, den Bewußtseinsinhalt auch in der Psychologie zum Ausgangspunkt zu nehmen, aber sie schreibt garnichts darüber vor, bis zu welchem Punkte sich die Induktion erstrecken darf, und verbietet garnicht, den Erklärungsgrund für den gegebenen Bewußtseinsinhalt eventuell in einem Unbewußten zu suchen. Die induktive Methode verlangt nicht, beim Aufstieg zu allgemeinen Gesetzen rein innerhalb der Erfahrung zu bleiben, sondern nur, erst dann die Grenzen der Erfahrung und des Bewußtseins zu überschreiten, wenn alle Möglichkeiten erschöpft sind, innerhalb des Bewußtseins die Erklärung für eine Erscheinung aufzufinden. Es ist kein Widerspruch gegen die induktive Methode, wenn man innerhalb der Erfahrung den Punkt aufzeigt, an welchem sie über sich selbst hinausweist; aber es ist ein Widerspruch gegen jedes wissenschaftliche Verfahren überhaupt, wenn man, nur um die Erfahrung nicht überschreiten zu müssen, das Unerfahrene oder Unerfahrbare trotzdem zu einem Erfahrenen oder wenigstens zu einem solchen stempelt, das möglicher Weise erfahren werden kann. Die Leugnung eines Unbewußten entspringt nicht sachlichen Gründen, sondern, wie gesagt, nur dem persönlichen Belieben der empirischen Psychologen. Daß es kein Unbewußtes giebt und geben kann, weil in der Selbstwahrnehmung Bewußtsein und Sein unmittelbar zusammenfallen, das ist eine so dogmatische und apriorische Behauptung, das diejenigen, welche sie aufstellen, damit alles Recht verloren haben, sich allein für die wahren Vertreter der Wissenschaftlichkeit im Sinne des Empirismus anzusehen.

In Wahrheit ist das gar kein Empirismus und keine Induktion, die sich schon gleich zu Beginn ihrer Untersuchungen dadurch die

Füße binden, daß sie die Psychologie als die „Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung" bestimmen, denn darin liegt schon eingeschlossen, daß es ein Jenseits des Bewußtseins nicht giebt, was sich doch höchstens erst im Verlaufe der Untersuchung herausstellen, aber nicht a priori vor dem Eintritt in dieselbe behauptet werden kann. Wer dies erkannt hat, der wird sich durch das Pochen der modernen Psychologen auf ihre Wissenschaftlichkeit und ihren Empirismus nicht imponiren lassen und ihre Verwerfung des Unbewußten als eines unkritischen Begriffs selbst als den Gipfel der Unkritik durchschauen. Wer aber erkannt hat, daß dieser methodologische Grundfehler der empirischen Psychologie seine einzige Stütze nur in der Ansicht hat, daß wir in der Innenwahrnehmung die Dinge unmittelbar als solche erkennten, einer Modifikation jenes alten Cogito ergo sum, das sich überall als das proton pseudos der neueren Philosophie erweist, der wird seine Kritik vor Allem gegen diesen Grundsatz richten und den Fortschritt der Erkenntniß davon abhängig machen müssen, daß der letztere endlich einmal allgemein als Illusion durchschaut wird. Und wer seinerseits mit dem Cogito ergo sum, wie in jeder anderen, so auch in methodologischer Hinsicht gebrochen hat, der wird, weit entfernt, die moderne empirische Bewußtseinspsychologie für das Ideal einer wissenschaftlichen Behandlung dieses Gegenstandes anzusehen, die einzige wahrhaft wissenschaftliche, weil unbefangene und vorurtheilslose Psychologie in der Psychologie des Unbewußten erblicken.

Hat die moderne Psychologie durch Ausschluß des Unbewußten und ihre selbstgewählte methodologische Beschränktheit auf das Bewußtsein einen einseitigen und verkehrten Weg eingeschlagen, so muß sich dies auch an ihren Früchten zeigen. Diesem Nachweis vor allem ist E. v. Hartmann's neuestes Werk: „Die moderne Psychologie. Eine kritische Geschichte der deutschen Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts" (Leipzig, H. Haacke, 1901) gewidmet. Wenn irgend Einer, so war wohl der Philosoph des Unbewußten selbst dazu befähigt, die Schwierigkeiten und Widersprüche aufzudecken, in welche sich jene Psychologie durch ihre Gleichsetzung des Psychischen mit dem Bewußten und ihre Verachtung aller transcendentalen Hypothesen nothwendig verwickeln mußte. Wer, wie er, ein Menschenalter hindurch hat mit ansehen müssen, wie die offizielle Wissenschaft an den von ihm vertretenen Prinzipien achtungslos vorbeigegangen und dabei mehr und mehr auf unwegsames und unfruchtbares

Gebiet gerathen ist, bei dem mußte sich ganz von selbst ein scharfer Blick für die Fehler seiner Gegner herausbilden und die Kritik ihrer vergeblichen Bemühungen sich zu einem unerbittlichen Gericht über die moderne Psychologie gestalten. Wenn man bedenkt, daß es gerade die Psychologen gewesen sind, die im letzten Menschenalter das Prinzip des Unbewußten am häufigsten zu diskreditiren versucht, seinen Werth am heftigsten geschmäht und der Hartmann'schen Philosophie damit am entschiedensten die Wurzeln abgegraben haben, dann muß man sich nur wundern, daß jene Kritik nicht im Tone viel schärfer ausgefallen ist, daß der Philosoph es über sich vermocht hat, auch hier seine ruhige Sachlichkeit zu bewahren und fern von aller Schadenfreude und Bitterkeit sich darauf beschränkt hat, die Unzulänglichkeit ihrer Theorien einfach aufzuzeigen.

Es ist keine vollständige Geschichte aller einzelnen psychologischen Theorien des letzten Menschenalters, was Hartmann in seinem Werke liefert. Die physiologische Psychologie, die gegenwärtig eine so große Rolle spielt, ist z. B. nur nach ihren prinzipiellen Ergebnissen für die psychologische Erkenntniß berücksichtigt, und auch sonst beschränkt sich die kritische Darlegung auf solche Punkte, die eine wesentliche Bedeutung haben, und worüber auch heute die Diskussion noch nicht zu einem Abschluß gelangt ist. Dahin gehört zunächst die Frage nach der Aufgabe und Methode der Psychologie, ferner der Begriff des Unbewußten, das Wesen der Assoziation und Reproduktion, d. h. die Frage, ob der Inhalt des Psychischen durch bloße Assoziation von Vorstellungen erklärbar ist oder die Annahme eines aktiven Eingreifens besonderer psychischer Funktionen erfordert. Dahin gehört ferner die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Empfindung und Gefühl, sowie zwischen Gefühl und Wille, die Entstehung des Gefühls aus der Vorstellung oder der Empfindung aus dem Gefühl, die Bedeutung des Gefühls beim Motivationsvorgang und die Entstehung des Gefühls aus dem Willen, die Bewußtheit oder Unbewußtheit des Willens, seine Anerkennung oder Leugnung. Dahin gehört weiterhin die Frage nach dem Sinn und dem Zustandekommen der Bewußtseinseinheit und endlich die Bedeutung, Tragweite und Berechtigung des psychophysischen Parallelismus, seine Ursprünglichkeit oder seine Vermittelung durch Wechselwirkung. Hartmann geht alle diese Punkte bei den verschiedenen Psychologen einzeln durch und gelangt überall zu dem Ergebniß, daß die Abneigung gegen das Prinzip

des Unbewußten unnöthige Schwierigkeiten erzeugt, die Theorien in Widersprüche und Halbheiten gestürzt und die Psychologie des letzten Menschenalters zu mühseliger Unfruchtbarkeit verdammt hat, ohne daß es ihr gelungen ist, durch ihre künstliche Verengung ihres Gesichtskreises es auch nur zu annähernd so sicheren und bedeutsamen Resultaten zu bringen, wie die Naturwissenschaft, welcher sie dabei als ihrem Vorbilde nachstrebt. Die Psychologie des letzten Menschenalters, die das Unbewußte im Hartmann'schen Sinne verworfen hat, um sich einerseits von jedem Verstoße gegen naturwissenschaftliche Vorurtheile des herrschenden Zeitgeistes, andererseits von jedem Verdacht metaphysischer Velleitäten freizuhalten und um nebenbei jedem Zusammenstoß mit der christlichen Weltanschauung auszuweichen, hat damit fortdauernd unter dem Zeichen der „Selbstkastration aus lauter unsachlichen Rücksichten" gestanden, sie hat sich selbst den Lebensnerv unterbunden und es dahin gebracht, daß der Werth ihrer Leistungen in philosophischer Hinsicht stufenweise mehr abwärts ging, je tiefer sie die Bedeutung des Unbewußten herabzudrücken suchte.

Die Psychologie ohne ein erfahrungsmäßig gegebenes Unbewußtes erscheint in ihrer strengsten Form als reine Bewußtseinspsychologie (Dilthey, Natorp, Rehmke u. s. w.). Eine solche ist unmöglich, weil der erfahrungsmäßig gegebene und erlebte Bewußtseinsinhalt wohl Veränderungen, aber weder innere Zusammenhänge, noch weniger Gesetze und am wenigsten die Ursachen für die Entstehung des jeweiligen Bewußtseinsinhalts aufzeigt. Eine reine Bewußtseinspsychologie könnte höchstens nur eine reine Beschreibung sein. Da jedoch das zu Beschreibende unendlich, seine Auswahl, Analyse und gruppenweise Zusammenfassung erst durch hinzugebrachte Gesichtspunkte möglich ist und nur dann einen Werth hat, wenn sie sich auf ursächliche und gesetzliche Zusammenhänge stützt, so ist eine reine Bewußtseinspsychologie weder als Kunde, noch als Wissenschaft, d. h. sie ist überhaupt nicht möglich. Die reine Bewußtseinspsychologie hebt den Begriff der psychischen Thätigkeit auf, da die bewußtpsychische Thätigkeit sich als eine naivrealistische Illusion herausstellt. Sie muß daher konsequenter Weise auch das Wollen leugnen und sieht sich, da sie das letztere aus Gefühlen ableiten muß, dahin gedrängt, die Gefühle auch für die treibende Kraft der Motivation zu halten und jede andere Motivation als eine eudämonistische und egoistische zu leugnen. Sie kann die individuelle Bewußtseinseinheit nicht erklären und

scheitert bei ihrem Versuche, die Bewußtseinsformen aller Bewußtseine für eine und dieselbe absolute Bewußtseinsform auszugeben (Rehmke), an der Unmöglichkeit, unter dieser Voraussetzung auch nur den Schein einer thasächlichen Vielheit gesonderter Individualbewußtseine zu erklären.

Wird das Psychische mit dem Bewußten identifizirt, also ein unbewußt Psychisches geleugnet, so bleibt bei der Unmöglichkeit, das bewußt Psychische aus sich selbst zu erklären, nur noch die Erklärung aus physiologischen Ursachen übrig, sofern die letzten als ein selbständiges, vom Psychischen unabhängiges Dasein und Geschehen anerkannt werden. Dies ist der Standpunkt der psychologischen Physiologie, die mit Unrecht physiologische Psychologie genannt wird. Nach ihr sind alle Bewußtseinserscheinungen ein bloßer gesetzmäßiger Nebenerfolg von Gehirnschwingungen, ist das Denken als Thätigkeit ebenso eine bloße Illusion, wie das Wollen und die bewußte Zwecksetzung: alle wirkende Thätigkeit liegt rein auf physiologischem Gebiete in dem mechanischen Spiel der materiellen Theilchen, was sich dagegen im Bewußtsein vorfindet, sind nur passive Aenderungen in Empfindungen, Vorstellungen und Gefühlen. Dabei bleibt nur eines unverständlich, nämlich wie das Bewußtseinsleben sich trotz seiner völligen Nutzlosigkeit für den Organismus der Wiederverkümmerung hat entziehen können. Es hilft auch nichts, um den Schwierigkeiten dieses Standpunktes zu entgehen, dem Seelischen doch wieder eine Art von Wirkungsfähigkeit zuzuschreiben und, wie Wundt es thut, die bloße Vorstellungsverknüpfung (Assoziation) durch den Begriff einer Aneignung (Apperception) zu ergänzen. Denn das Vorderhirn, in welchem die Apperceptionsthätigkeit ihren Sitz haben soll, drückt diese doch wieder nur zu einer bloßen Gehirnmechanik und ihren Wiederschein im Bewußtsein zu einer bloß passiven Verknüpfung herab.

Trotzdem hat die psychologische Physiologie ganz Recht, daß sie alle bewußtpsychischen Phänomene für bloße Produkte unbewußter Vorgänge ansieht und ihnen jede Aktivität nach außen sowohl, wie unter einander abspricht. Ihr Unrecht liegt nur darin, daß sie das Psychische mit dem Bewußten identifizirt, daß sie jede psychische Thätigkeit leugnet, weil es keine bewußte Thätigkeit giebt, das Unbewußte auf die physiologischen Vorgänge beschränkt und damit die unentbehrliche Bedingung für das Zustandekommen psychischer Phänomene zu seiner allein zureichenden Ursache überspannt.

Diese zureichende Ursache der Bewußtseinserscheinungen nun, welche die letzteren im Zusammenwirken mit dem physiologischen Vorgang, als unerläßlicher Bedingung des Psychischen, hervorbringt, kann jedenfalls nicht in den Bewußtseinserscheinungen selbst gesucht werden, wie es manche Psychologen thun. Denn es ist widersinnig, das Produkt als den zweiten Faktor anzusehen, der mit dem ersten zusammenwirken soll, um das Produkt hervorzubringen. Ein einseitiger idealistischer Subordinationsparallelismus, der die materiellen Vorgänge selbst wieder nur als Erscheinungen im Bewußtsein auffaßt, dreht sich mit seiner Erklärung im Kreise, indem er das Psychische aus Ursachen erklärt, die selbst nur als psychische Erscheinungen existiren. Die Annahme einer doppelseitigen Abhängigkeit zwischen Bewußtpsychischem und Physischem kann entweder als antikausaler Koordinationsparallelismus oder als Wechselwirkung beider Sphären aufgefaßt werden. Die erste Auffassung, wie sie von Fechner und seinen Anhängern vertreten wird, scheitert daran, daß nur die physische Reihe einen ursächlichen Zusammenhang ihrer Glieder zeigt, die psychische aber nicht oder einen solchen doch nur vorspiegelt, da jede Veränderung in ihr abhängig ist von einer Veränderung der Hirnbewegung. Damit fällt der sogenannte psychophysische Parallelismus in den Materialismus zurück oder aber, wenn er die physische Reihe selbst wieder in einen bloßen Theil des Bewußtseinsinhalts auflöst, so unterliegt er dem Zirkelschluß des einseitigen idealistischen Subordinationsparallelismus. Die zweite Auffassung einer unmittelbaren Wechselwirkung beider Sphären, die Lotze und seine Anhänger vertreten, verstößt gegen den Grundsatz der reinen Passivität und Aktionsunfähigkeit des Bewußtseins, wie er durch die psychologische Physiologie vor allem sichergestellt ist. Das Bewußtpsychische kann keine Energie im Sinne der Naturwissenschaft entfalten, es ist außer Stande, seinen Inhalt in Bewegungsstöße umzusetzen, und zwischen ihm und dem Physischen kann keine Energieumwandlung und kein Austausch und Uebergang von Energie stattfinden. „So weist der Standpunkt der unmittelbaren Wechselwirkung zwischen Physischem und Bewußtpsychischem auf den antikausalen Koordinationsparallelismus zurück, der selbst durch seine innere Unhaltbarkeit auf ihn hinauswies. Der idealistische und der materialistische Subordinationsparallelismus, der antikausale Koordinationsparallelismus und die unmittelbare Wechselwirkung zwischen

Physischem und Bewußtpsychischem sind vier gleich unhaltbare Standpunkte, deren jeder in einen der andern hinüberwirft. Aus dem taumelnden Schwanken zwischen diesen vier Standpunkten, aus dem unkritischen Anklammern an einen derselben oder dem sinnverwirrenden Durcheinanderschillern mehrerer von ihnen ist die moderne Psychologie in der Hauptsache bis jetzt nicht herausgekommen."

Man hat nun versucht, das Problem der Vereinigung zwischen Bewußtpsychischem und Physischem dadurch zu lösen und die zweite mitwirkende Ursache beim Zustandekommen des Bewußtseinsinhalts dadurch zu erreichen, daß man die Bewußtseinspsychologie ins relativ Unbewußte erweiterte. Allein das Bewußtsein niederer Individualitätsstufen eines Organismus, das nur für das oberste Zentralbewußtsein unbewußt ist, kann schon deshalb die zweite fehlende Bedingung des Bewußtseins nicht liefern, weil es selbst nur auf niederen Stufen die beiden Glieder wiederholt, die wir schon auf der obersten Stufe kennen, den einen Faktor und das Produkt, den physiologischen Vorgang und das resultirende Bewußtsein.

Wenn nun also die Erklärung der Bewußtseinserscheinungen nur in einem Außerbewußten gefunden werden, dies Außerbewußte aber nicht ein Physiologisches sein kann, so bleibt nur übrig, es in einem Psychischen zu suchen, das als solches absolut unbewußt ist. Nur die Annahme eines absolut unbewußt Psychischen vermag den Begriff einer psychischen Thätigkeit zu retten, die im Bewußtseinsinhalt selbst nicht zu finden ist, nur sie bewahrt das Wollen vor der Verflüchtigung zu einer Illusion und schützt das Denken vor der Auflösung in eine bloße passive Abfolge von Empfindungen und Vorstellungen. Die moderne Psychologie sucht sich der Abhängigkeit von metaphysischen Einflüssen zu entziehen und sich als selbständige Wissenschaft zu konstituiren, aber indem sie das Psychische mit dem Bewußten identifizirt, geräth sie damit in die Abhängigkeit von der Physiologie, die vor derjenigen von der Metaphysik doch nichts voraus hat. Nur als Psychologie des Unbewußten ist die Psychologie als eine selbständige Wissenschaft möglich, aber freilich nicht in einem solchen Sinne, daß sie alle transcendenten Hypothesen ausschließt und als Wissenschaft völlig in der Luft schwebt.

Wird nun die Psychologie des Unbewußten in antiphysiologischem Sinne verstanden und die unbewußte psychische Thätigkeit

als alleinige positive Ursache der Bewußtseinsphänomene angesehen, wie dies von Seiten der früheren Vertreter des Unbewußten geschah, dann freilich unterliegt sie der Kritik der psychologischen Physiologie, welche die materielle Bedingtheit der bewußtpsychischen Phänomene als unerschütterliche Thatsache festgestellt hat. Verbindet sich gar diese antiphysiologische Psychologie des Unbewußten, wie bei Schelling und Hegel, mit der Bewußtseinspsychologie, d. h. wird die bloß mittelbare Erkennbarkeit der psychischen Thätigkeit vergessen und die letztere trotz ihrer Unbewußtheit doch wieder als ein Inhalt des Bewußtseins angesehen, so scheitert sie an dem Widerspruche, daß das Unbewußte als Ursache des Bewußtseinsinhalts doch zugleich selbst ein unmittelbar Bewußtes sein soll. Denn dies ist, wie Hartmann sagt, nicht anders, als ob der Mensch mit dem Bewußtsein erfassen sollte, wie er gezeugt und geboren ist. Allein diese unzulänglichen und falschen Auffassungen sind durch die „Philosophie des Unbewußten" so gründlich überwunden, daß es eigentlich erst seit ihrem Erscheinen eine Psychologie des Unbewußten giebt, welche alle Wahrheitsmomente der bisher erwähnten Psychologien in sich aufhebt. Diese vollständige, allumfassende Psychologie geht von den bewußtpsychischen Phänomenen als Grundlage der weiteren Erkenntniß aus, erweitert sie in das Gebiet des Unbewußten und sucht sie sowohl als zentral bewußte, wie als relativ unbewußte genetisch aus dem Zusammenwirken physiologischer Vorgänge mit absolut unbewußt psychischen Thätigkeiten zu erklären.

Nur die Psychologie des Unbewußten in dem zuletzt erwähnten Sinne vermag auch allein den Streit zu schlichten, wie er neuerdings zwischen den Vertretern des psychophysischen Parallelismus auf der einen Seite und den Anhängern der unmittelbaren Wechselwirkung zwischen Leib und Seele auf der anderen Seite, den Fechnerianern und Lotzeanern, ausgebrochen ist. In dem umfangreichsten und bedeutendsten Abschnitt seines Werkes führt Hartmann die verschiedenen Phasen und Stellungnahmen in diesem Streite vor und zeigt, daß die Gegner sich nicht einigen können, weil sie von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehen. Nach Hartmann haben die Lotzeaner Recht, eine Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem zu behaupten, und die Gründe, womit die Parallelisten dieselbe bekämpfen, als unstichhaltig abzuweisen; aber sie haben darin Unrecht, die Wechselwirkung für eine unmittelbare anzusehen, dem Bewußtsein bei ihr eine thätige Rolle zuzuschreiben und den

Parallelismus auch als Ergebniß der Wechselwirkung zu bestreiten. Auf der anderen Seite haben die Vertreter des Parallelismus Recht, den letzteren als Thatsache zu behaupten, die unmittelbare Wechselwirkung zwischen beiden Gebieten und die Aktivität des Bewußtseins zu leugnen; aber sie haben Unrecht darin, die dritte unbewußte immaterielle Thätigkeit, die beiden Erscheinungsweisen zu Grunde liegt, zu ignoriren, ihre vermittelnde Leistung bei der Wechselwirkung zu verkennen und den durch sie vermittelnden Parallelismus für einen unmittelbaren Ausfluß des einheitlichen Wesens zu halten. So ist es auch hier das Prinzip des absolut unbewußt Psychischen, welches den endgültigen Abschluß eines Streites herbeiführt, der sich von Descartes und Leibniz bis in die Gegenwart hineinzieht, und zwar nicht durch Leugnung eines der beiden sich bekämpfenden Standpunkte, sondern durch die Zurückführung ihrer Voraussetzungen auf eine gemeinschaftliche Wurzel und ihre Aufhebung in eine höhere Einheit.

Man wird nun mit Spannung dem entgegensehen dürfen, wie sich die heutigen Psychologen zu der Kritik ihrer verschiedenen Standpunkte durch Hartmann und die von ihm vertretenen Hypothesen stellen werden. Werden sie fortfahren, die Hartmann'schen Prinzipien zu ignoriren, werden sie das Unbewußte auch fernerhin bekämpfen mit Gründen, die bisher fast immer nur das Eine gezeigt haben, daß seine Gegner sich meist nicht einmal die Mühe genommen hatten, auch nur den Sinn, den Hartmann mit diesem Begriff verbindet, zu verstehen? Man sollte meinen, der trotz aller eifrigen Pflege und trotz alles wissenschaftlichen Gebahrens im Grunde doch recht unerfreuliche Zustand der modernen Psychologie müßte es den Heutigen wahrlich nahelegen, die Hand zu ergreifen, die der Philosoph des Unbewußten ihnen reicht, um aus der Sackgasse, worin sich ihre Wissenschaft befindet, wieder herauszukommen. Es ist jedoch eine alte Thatsache, daß die Vertreter der Wissenschaft nur für solche Gegner offene Ohren haben, die wenigstens auf dem Boden der von ihnen selbst vertretenen Prinzipien stehen. Hier aber wird ihnen von Hartmann zugemuthet, ihre ganze bisherige Denkweise in ihrem tiefsten Grunde aufzugeben, das verlockende Bild der Psychologie als einer reinen Erfahrungswissenschaft in dem obenerwähnten Sinne fahren zu lassen und einzusehen, daß die Selbständigkeit dieser Wissenschaft nicht darin bestehen kann, sich in den Zauberkreis des Bewußtseins einzusperren, sondern induktiv von den gegebenen Bewußtseinserscheinungen aus zu den

Ursachen und Gesetzen des Bewußtseins und seinen Veränderungen aufzusteigen. Jene Selbständigkeit, wie die modernen Psychologen sie verstehen, ist nur eine bloß vermeintliche, denn sie beruht, wie gesagt, auf dem unkritischen Glauben an die Realität des Bewußtseins, sei es nach seiner Form oder nach seinem Inhalt; dieser Glaube aber ist nur das alte Cogito ergo sum, und sein Erzeuger ist nicht die reine Vernunft, sondern der reine Wille. Unsere moderne Psychologie ist „Voluntarismus" noch in einem ganz anderen Sinne, als die Vertreter des letzteren meinen. Darum ist ihr auch mit Gründen so schwer beizukommen; sie muß sich ausleben, bis sie durch ihre eigene Alogizität sich aufhebt.

Ueber philologische Weltanschauung.

Rede
vor der XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner
in Straßburg am 2. Oktober 1901 gehalten

von

Paul Cauer.

Hochansehnliche Versammlung! Wenn gewagt wird von einer „philologischen Weltanschauung" zu sprechen, so kann das nicht so gemeint sein, als ob unsere Wissenschaft berufen sei, wie es die Philosophie immer aufs Neue versuchen wird, ein System aufzustellen, in dem alle Vorgänge und Erscheinungen der Welt ihre Erklärung fänden. Von dem Vertrauen zu einer Weltanschauung in diesem Sinne ist man allgemach überhaupt etwas zurückgekommen; Heinrich Heine's Spott über den deutschen Professor, der „mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaues stopfe", würde heute kaum noch ein rechtes Ziel finden. Aber keine selbständige Wissenschaft kann darauf verzichten, eine Betrachtungsweise zu schaffen die nicht nur an den Aufgaben der eigenen Forschung sich bewährt, sondern mit der es auch außerhalb der Grenzen des Faches gelingt den Inhalt der Welt zu erfassen und zu deuten. Ja, eine eigenthümliche Art die Dinge anzusehen wird sich immer da von selber erzeugen, wo der Geist eines Menschen dauernd an Problemen einer eigenen Art arbeitet. Der Naturforscher achtet überall auf die natürlichen Bedingungen des Geschehens, und da von diesen auch die scheinbar freieste Thätigkeit sich nie ganz loslöst, so vermag er, freilich nur von einer Seite her, die Gesammtheit des Daseins mit geübtem Blicke zu umspannen. Alles menschliche Thun und Treiben durchziehen Verhältnisse des Rechtes; durch sie werden die Formen bestimmt, in denen persönliche Kräfte auf einander und mit einander wirken:

so ist die juristische Denkweise eine tüchtige Waffe geworden, um unser Leben einem scharfen Verständniß zu unterwerfen, ohne das die praktische Herrschaft, über die wir gern klagen, niemals möglich gewesen wäre. Ob der alte Pessimist Recht hat, daß Alles, was entsteht, werth sei zu Grunde zu gehen, bleibe dahingestellt; daß es von Natur zu diesem Schicksal bestimmt ist, wird Niemand bestreiten. Jedes Erzeugniß des thätigen Menschengeistes — jede gewonnene Erkenntniß, jede befestigte Ordnung — regt zu der doppelten Frage an: wodurch ist es entstanden? und wo liegen die Ansätze der Ursachen, durch die es wieder vergehen wird? In der gleichmäßigen Gespanntheit auf diese beiden Fragen beruht das Wesen der historischen Weltanschauung, die wieder eine universelle Form bietet, um die Menschenwelt zu begreifen.

Soll eine so weltfremde Wissenschaft wie die Philologie im Stande sein etwas Aehnliches zu leisten? Solches Bedenken könnte nur von dem erhoben werden, der sie nicht kennt. Schwerer wiegt eine andere Sorge: ob philologische Betrachtungsweise sich als eigenartig neben der geschichtlichen behaupten könne. Das Verhältniß zwischen beiden Wissenschaften ist in neuerer Zeit von namhaften Gelehrten durch geistvolle Vergleichung klarer gestellt worden, wovon wir als Ergebniß dies festhalten dürfen: jede der beiden kann in die Lage kommen, ja ist fortwährend darauf angewiesen, die andere als Gehilfin heranzuziehen. Philologische Kritik und Interpretation dient dem Geschichtsforscher, die einzelnen Glieder der Entwickelung zu gewinnen die er darstellen möchte; und eine ganze solche Entwickelung ist wieder für den Philologen ein Mittel zu seinem Zwecke, eine einzelne Aeußerung des Geisteslebens, die dadurch vorbereitet ist, zu verstehen und aufs Neue wirksam zu machen. Damit ist die eigenthümliche Aufgabe der Philologie angedeutet; wir müssen sie etwas näher ins Auge fassen, wenn wir die Geistesrichtung erkennen wollen, die von dauernder Bemühung um sie zurückbleiben wird.

Boeckh's Erklärung, Philologie sei „Wiedererkennen des Erkannten, Reproduziren des Produzirten", ist mehr ein geistreiches Gedankenspiel als eine Definition; aber ein Grundverhältniß ist darin doch für immer unzweideutig ausgedrückt. Die Thätigkeit des Philologen setzt voraus, daß ein Erzeugniß menschlichen Geistes bereits vorliegt und verstanden werden soll; sie besteht darin, daß man versucht, für dieses Produkt — sei es eine sprachliche Form oder eine Einrichtung des öffentlichen Lebens, ein einzelner Aus-

spruch oder ein literarisches Kunstwerk — die Bedingungen, unter denen es entstanden ist, in Gedanken wieder herzustellen, so daß es von da aus frische Kraft gewinnt und uns wie etwas Gegenwärtiges anmuthet. Dies kann nicht anders geschehen, als indem man entsprechende Erscheinungen in der eigenen, jetzt lebenden Welt aufsucht, aus ihnen die Elemente entnimmt, die von den zufälligen Umständen unabhängig sind, und mit diesen die Umrisse ausfüllt, die entweder aus dem Alterthum überliefert oder durch gelehrten Scharfsinn aufgedeckt sind, um so schließlich mit nachschaffender Phantasie das Vergangene in lebensvollem Bilde noch einmal erstehen zu lassen. So führt den Philologen sein wissenschaftlicher Beruf nothwendig zur Vergleichung zwischen Altem und Neuem, und dabei wird er durch lehrreiches Zusammentreffen immer wieder überrascht. Der Sinn der scheinbar übel angebrachten Erzählung von Agamemnon's Plan, das Heer vor der Schlacht auf die Probe zu stellen, ist mir erst deutlich geworden, als ein Zufall mich an den ähnlichen Versuch des großen Königs vor der Schlacht bei Leuthen, der freilich einen sehr anderen Verlauf nahm, erinnerte. Uebereinstimmungen dieser Art finden sich im Großen wie im Kleinen, in den äußeren Formen des Daseins wie in den das Innerste bewegenden Fragen des Denkers. Platon's Dichtung von der Höhle des Lebens, in der die uns umgebende körperhafte Wirklichkeit auf eine Fläche projizirt erscheint, eine Mahnung daran, daß es eine jenseitige Welt geben könnte, die der bekannten, irdischen ebenso überlegen und übergeordnet wäre wie diese den Schattenbildern an der Felswand: dieses Phantasiebild beruht im Grunde auf demselben kühnen Streben, den Geist von den Schranken des Gegebenen frei zu machen, das in der modernen Mathematik zu der Vorstellung eines Raumes von mehr als drei Dimensionen gedrängt hat. Von der reinen Höhe der Spekulation bis herab zu der Alltäglichkeit des Heronischen Automaten, der gegen Einwurf eines Fünfdrachmenstücks die nöthige Menge von Weihwasser herausgab, ist ein weiter Weg. Aber wo wir gehen, auf Schritt und Tritt, begegnet uns die gleiche Erfahrung, daß wir versucht sind, mit dem Prediger im Alten Testamente zu sagen: „Was gewesen ist, eben das wird sein, und was geschehen ist, eben das wird geschehen, und es giebt gar nichts Neues unter der Sonne."

Das wäre allerdings eine trübselige Weisheit. Und fast könnte es scheinen, als bringe die Philologie doch keinen rechten Lohn für

all die mühevolle Forschung und Kleinarbeit, von der zuletzt für die Beurtheilung der Welt kein anderer Gewinn bliebe als das resignirte Bekenntniß: „es ist Alles schon einmal dagewesen." Aber ist der Gedanke in unserem Falle wirklich ein Ausdruck der Resignation? Wenn wir eine griechische Tragödie oder einen Dialog des Platon oder eine Charakteristik bei Tacitus gelesen haben und von da den Eindruck mitnehmen, daß die Menschennatur mit ihren Leidenschaften, Irrthümern und Hoffnungen im Grunde dieselbe geblieben sei, so ist diese Erkenntniß wohl dazu angethan, uns bescheiden zu machen, aber einen schmerzlichen Verzicht bedeutet sie wahrlich nicht. Vielmehr fühlen wir uns bereichert, je mehr wir entdecken, daß eine von der unsrigen äußerlich so verschiedene Welt ihr im Innersten verwandt und gleichartig ist. Denn um die Gleichheit wahrzunehmen, müssen wir die Unterschiede wegdenken; und um sie wegdenken zu können, müssen wir die Verschiedenheiten selbst erst recht würdigen gelernt haben.

In der modernen Ethnologie ist es ein anerkanntes Prinzip, daß die mannigfaltigen Zustände der Sitten, die sich jetzt bei wilden Stämmen finden, den Entwicklungsstufen entsprechen, welche die geschichtlichen Nationen durchgemacht haben müssen. Erst neuerdings hat man angefangen, mit dieser Einsicht auch die Kultur der Griechen und Römer zu durchleuchten und manche bisher unverständliche Elemente darin als Ueberlebsel, wenn das Wort gestattet ist, aus uralter Vergangenheit zu erklären. Erwin Rohde's Vorgehen in dieser Richtung hat noch nicht überall volles Verständniß gefunden; und doch hat er nur eine Beobachtung zu verwerthen unternommen, die als solche schon von Thukydides gemacht war. „Man könnte vielfach nachweisen", heißt es bei ihm, daß die frühere Lebensweise der Hellenen ähnlich war wie die jetzige der Barbaren." Was dort im Keime gegeben war, ist heute zu einem weitverzweigten, Früchte tragenden Baume entwickelt. Aehnlich wird das Verhältniß oft sein bei einem Gedanken, den antike und moderne Wissenschaft gemeinsam haben; doch auch wo schon die Alten dazu gelangt sind auszuarbeiten und darzustellen, ist der Abstand zwischen Einst und Jetzt groß genug. Das System griechischer Philosophie, das uns in dem Lehrgedichte des Römers Lucrez überliefert ist, war der erste entschlossene Versuch einer streng materialistischen, mechanischen Welterklärung; es läßt im Wesentlichen schon eben die Gedanken erkennen, deren sich die Naturforschung unserer Tage manchmal wie neuester Errungen-

schaften rühmt. Der Einblick in diese Uebereinstimmung mag uns sichern vor epigonenhaftem Uebermuth und auf der anderen Seite mißtrauisch machen gegen die Geringschätzung, womit in einem berühmten Kapitel über ein Stück antiker Geistesgeschichte Epikurs Lehre abgethan wird. Aber lieber werden wir doch im Anschauen des gewaltigen Fortschrittes, den die Erkenntniß der Natur seit zwei Jahrtausenden gemacht hat, verweilen, indem wir die unbeholfene Gestalt, in der leitende Ideen wie die der Entwicklung zuerst aufgetreten sind, mit der tiefer begründeten und feiner ausgeführten vergleichen, die sie nun angenommen haben.

Nicht immer hat zwischen den zeitlich getrennten Erscheinungen desselben Gedankens ein Fortgang zur Vertiefung stattgefunden. Verglichen mit Platons Idealstaat zeigen die Musterbilder des Gemeinschaftslebens, die man wohl in neuerer Zeit entworfen hat, allerdings auch eine genauere Ausgestaltung und einen größeren Reichthum an voraus erwogenen Einzelheiten. Jedoch die Grundkräfte, auf deren Zusammenwirken ein menschliches Gemeinwesen beruht, hat Platon mit kühner Abstraktion und dabei mit dem großen Blick für das Innerliche und Wesentliche so herausgearbeitet, daß seine Zeichnung unverlierbaren Sinn hat, und daß sich daneben die Fülle von realistischem Stoff, womit uns ein Moderner überschüttet, wie harmlose Spielerei ausnimmt. Die Freude an der Menge des Thatsächlichen ist auch sonst in unserer Zeit mächtig; auf ihr beruht das gegenwärtig herrschende Bildungswesen, das wieder in anderem Sinne an Uebergangszustände der antiken Welt erinnert. Es ist oft gesagt worden, die sogenannte allgemeine Bildung sei dem Ideale verwandt, das einst die Sophisten zu erreichen strebten: in beiden Fällen ein Wissen ohne fachmännische Beschränkung, von universaler Giltigkeit, das deshalb vorzüglich geeignet wäre, für diejenigen Aufgaben in Staat und Gesellschaft, die allen Menschen gemeinsam sind, tüchtig zu machen. Die Aehnlichkeit ist wirklich groß; doch darüber soll man auch den ungeheuren Unterschied nicht übersehen. Die sophistische Bewegung hatte etwas Jugendliches: zum ersten Male war sich hier der menschliche Geist der Kräfte des Denkens und Wissens bewußt geworden; er überschätzte sein Können und griff allzu siegesgewiß sogleich nach den höchsten Zielen. Das Unternehmen mußte scheitern; aber der Kampf, den es hervorrief und in dem es überwunden wurde, war kein zerstörender, sondern hat sich aufs Höchste fruchtbar erwiesen. Auf dem jetzt lebenden Geschlechte lastet eine

Tradition von Jahrtausenden. Wenn dabei der Wunsch und wohl gar die Hoffnung entsteht, es möchte gelingen alles Werthvollste aus allem Ueberlieferten zu sammeln und als gleichmäßigen und lückenlosen Besitz weiter zu vererben, so ist das, dem Selbstvertrauen der Jugend gerade entgegengesetzt, ein Zeichen greisenhafter Bedenklichkeit und Aufbewahrungssucht. Dieses Bildungsideal wird schwerlich, auch nicht mittelbar, gute Wirkungen hervortreiben, und wird, wenn es einmal überwunden ist, sicher nicht die Erinnerung zurücklassen, daß es ein froher und muthiger Irrthum gewesen sei.

Ich will die Beispiele nicht weiter häufen. Schon die angeführten werden deutlich gemacht haben, wie mannigfaltig auch der Art nach die Unterschiede sein können, die zwischen ähnlichen Erscheinungen des antiken und des modernen Lebens obwalten. Daß man beiden Seiten nur gerecht werden kann, wenn man den Abstand sorgfältig in Rechnung zieht, versteht sich von selbst und ist noch vor Kurzem indirekt bewiesen worden durch die Uebertreibung, womit in manchen neuesten Darstellungen der alten Geschichte das Uebereinstimmende hervorgekehrt, und stellenweise der Versuch gemacht ist einen vollkommenen Parallelismus durchzuführen. Trotzdem kann kein Zweifel darüber sein, daß das eigentlich Fördernde, das, wodurch neue Einblicke eröffnet und neue Aufgaben geschaffen werden, überall nicht so sehr in der Schärfe des Trennens liegt wie in der glücklichen Verbindung. Sie wird da am meisten anregend wirken, wo die verwandten Elemente sich zunächst dem Blicke entzogen und nun auf überraschende Art zusammengebracht werden.

Es gilt mit Recht als ein bedeutender Erfolg der kritischen Philosophie, daß man gelernt hat auf transcendente Erkenntniß zu verzichten und nur die Grenzen scharf zu bestimmen, jenseits deren die Welt, wie sie an sich ist, liegen muß. Daß wir all ihren Inhalt räumlich und zeitlich vertheilt vorstellen, alle Vorgänge in ihr nach dem unentrinnbaren Gesetze von Ursache und Wirkung verbunden denken, ist eine Folge aus der Natur unserer Sinne und unseres Verstandes; wir werden zu der Konsequenz genöthigt, daß das Ding an sich von diesen Formen der Anschauung und des Denkens frei ist. Solche Betrachtungsweise ist nicht so jungen Ursprungs wie man gewöhnlich meint. Die Theologie der Hebräer schrieb ihrem Gott als wesentliche Eigenschaften die der Allgegenwart, der Ewigkeit und der Allmacht

zu, erkannte also in der Gebundenheit an Raum, Zeit und Kausalität Schranken der menschlichen Natur, von denen die Macht, welche die Welt im Innersten hält und bewegt, frei sein müsse. Ich weiß nicht, wer die angedeutete Beziehung zum ersten Male ausgesprochen hat; das scheint mir sicher, daß sie nach beiden Seiten erwünschte Wirkung thut. Sie läßt den tiefen Sinn erkennen, der in der alten Religion eingehüllt ruht; und das Ergebniß strenger Abstraktion, dem wir nicht ohne inneres Widerstreben zugestimmt haben, bringt sie uns menschlich näher und erfüllt es beinahe mit lebendiger Anschauung.

Doch es thut nicht noth ins Ueberirdische zu schweifen; auch die Stoffe, die wir täglich mit der Jugend behandeln, geben Anlaß genug, zu beobachten, wie ein Gedanke, der uns erst durch seine Kühnheit befremdete oder doch sehr ungewohnt berührte, verständlich wird, sobald wir die abweichende Gestalt, unter der er vorher oder nachher an weit entlegener Stelle hervorgetreten ist, danebenhalten. Platon läßt im Protagoras gleich zu Anfang den Hauptvertreter der Sophistik eine Lobrede auf seine Kunst halten. Sie sei uralt; nur hätten ihre ältesten Meister sich nicht offen dazu bekannt aus Scheu vor Anfeindung, sondern hätten das, was sie lehren wollten, verkleidet: Homer und Hesiod in Poesie, Orpheus und Musäos in religiöse Weihen; andere hätten die Musik als Hülle gebraucht. Man ist leicht geneigt, das Alles für unfreiwillige Selbstverspottung zu halten, worin der Verfasser des Dialoges den eitlen Redner sich darstellen läßt. Doch wenn die eine Wendung, daß jene Männer absichtlich ihre Lehre verhüllt hätten, weggedacht wird, so bleibt ein unverächtlicher Sinn, derselbe, dem Schiller Ausdruck giebt, wo er der Menschheit zuruft: „Nur durch das Morgenthor des Schönen drangst Du in der Erkenntniß Land.“ Das ganze Gedicht „Die Künstler“ ist der Durchführung dieses Verhältnisses gewidmet: wie in frühester Zeit neue Einsichten von Künstlern und Dichtern gefühlt und im Bilde angedeutet wurden, ehe ein Forscher im Stande war sie in eigentlichen Worten auszusprechen, und wie allgemein die Thätigkeit des Denkens, im Spiel der Phantasie und in der Freude am Schönen entwickelt, nach und nach erstarkt ist, um den Ernst der Wahrheit aufzusuchen. Man braucht nur die Namen Homer, Herodot, Thukydides zu nennen, so hat man den allmählichen Uebergang von Poesie zu Wissenschaft in der Auffassung des Menschenlebens vor Augen. In der Beschäftigung mit den Wundern der Natur ging es nicht

anders. Heraklit sagt: „Die Sonne wird nicht aus ihrer abgemessenen Bahn weichen; sonst werden die Erinnyen, die Helferinnen des Rechtes, sie aufspüren." Der Begriff „Naturgesetz" schwebte ihm vor; aber er vermochte noch nicht ihn in abstrakte Form zu fassen. So ist alle Naturforschung zuerst den Weg durch den Mythus gegangen. Das wußte Platon gewiß am besten; und so ist doch wohl zu glauben, daß der Bericht über die äußeren Wandlungen der Weisheitslehre, den er dem Meister von Abdera in den Mund legte, nicht bloß dazu bestimmt war übertriebene Ansprüche lächerlich zu machen, sondern auch, einen positiven Gedanken den Lesern mitzutheilen.

Dieser Gedanke ist in doppelter Weise geeignet, die Erscheinung, die wir verfolgt haben, zu bewähren: er enthält die Behauptung, daß im Laufe der Geschichte unter verschiedenen Formen derselbe Sinn wiederkehre und mit der Zeit zu größerer Klarheit gelange; und er gab, indem er uns von Platon zu Schiller hinüberrief, selbst ein Beispiel dieses Herganges. So kommt auch der Spruch des Alten Testamentes „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne" zu zwiefacher Geltung. Er lockte uns, ihn zu prüfen; dabei fanden wir bestätigt vielfache Gleichheit, doch immer mit ihr verbunden einen merkbaren Wandel: und dem ist nun auch der Spruch selber unterworfen. Er bedeutet für uns jetzt etwas ganz Anderes als für den Verächter der Welt, der ihn zuerst ausgesprochen hat. Uns ist er eine Formel nicht für die Leerheit des Lebens, sondern für seinen Reichthum, in den wir dadurch eindringen, daß wir vergangene Zustände und Anschauungen aus gegenwärtigen zu erklären uns bemühen und dabei immer tiefer die innere Verwandtschaft, immer feiner die abgestuften Unterschiede erkennen.

Wenn philologische Arbeit naturgemäß dahin wirkt, die Aufmerksamkeit auf dieses Verhältniß zu schärfen und im Geiste die Stimmung zu erzeugen, die bereit ist es widerklingen zu lassen, so läßt sie uns im Stich bei einer letzten Frage, zu der die bisherige Betrachtung hinleitet: ob die beobachteten Aehnlichkeiten auf Zufall beruhen oder auf einer im Grunde stetigen Entwicklung. Dies ist ein geschichtliches Problem, und es muß für jeden Fall besonders gestellt werden. Wenn Cicero in seinem großen Werke vom Redner den Kampf zwischen philosophisch abgeleiteter Theorie und einer auf glückliche Anlage gegründeten Praxis ganz ähnlich schildert, wie er heute um die Frage, ob Pädagogik eine Wissenschaft sei, geführt wird, so ist kein Zweifel, daß ein gut Theil der

Gedanken, die von hüben und drüben unsern Streit beleben, aus der Rhetorik des Alterthums herstammen; und wohl mancher hat unmittelbar aus dieser Quelle geschöpft. In anderen Fällen wird man kaum einen Zusammenhang behaupten können. In erzählender Dichtung, zumal in Romanen, ist es ein beliebtes Verfahren, eine Situation da zu verlassen, wo sie spannend geworden ist, und einen Bericht über abliegende Dinge einzuschieben, ehe die Lösung gegeben wird. Schon der Vater Homer hat es so gemacht in der packenden Szene zwischen dem Bettler und der Königin, deren Verlauf in dem Augenblick, wo Eurykleia die Narbe am Schenkel des Herrn bemerken muß, unterbrochen wird durch die ausführliche Geschichte von der Jagd am Parnassos, bei der einst ein Eber dem jugendlichen Helden die Wunde beigebracht hatte. Offenbar hat die Gleichheit der Aufgabe, durch wechselreiche Erzählung das Interesse rege zu erhalten, unzählige Male und an unzähligen Orten denselben Kunstgriff hervorgerufen. — Vielleicht gehören die meisten der heute erwähnten Beispiele einer mittleren Gattung an. Daß Kant bei seiner Analyse des Denkens den alttestamentlichen Gottesbegriff, Schiller, als er die Künstler dichtete, den Platonischen Protagoras vor Augen gehabt habe, wird Niemand beweisen wollen; aber eben so wenig, daß die verglichenen Ideen ganz unabhängig von einander seien. Vielmehr werden wir jedesmal eine in sich geschlossene Reihe von Wandlungen eines ursprünglichen Gedankens anerkennen, die für lange Strecken im Verborgenen läuft, doch hier und da, wo besondere Anläße sie fördern, zu Tage tritt.

Danach ließe sich nun beinahe sagen, daß die Menschheit selber, als Ganzes betrachtet, eine Art von philologischem Denken vollziehe, indem sie unter veränderten Umständen wieder erkennt, was sie anderswo schon erkannt hatte, etwas aus ihrem Geiste Erzeugtes noch einmal produzirt. Der große Unterschied ist nur, daß solche Erneuerung unbewußt geschieht, während die, welche dem Forscher gelingt, mit klarer Absicht gesucht war. Das aber können wir allerdings aus diesem Zusammentreffen folgern, daß unsere Wissenschaft das gegebene Werkzeug ist, um ein wesentliches Element der Weltentwicklung aufzufassen und zur Anschauung zu bringen. Sie zeigt, wie in scheinbarem Kreislauf ein unabläßiger Fortschritt sich vollzieht, und läßt in der frühesten Form eines wiederkehrenden Gedankens die Keime zum Wachsthum wie zum Verfall, in der reifen Gestalt die Grundzüge der ursprünglichen sei es Einsichten

oder Probleme entdecken. So hilft sie dem Spätling, ein von den Vätern Ererbtes zu selbständigem Besitz zu erwerben.

Dem gegenüber wollen wir Anderen den Vorzug, inhaltlich neue Erkenntniß zu gewinnen, ohne Neid gönnen; die Stärke der Philologie besteht darin, das menschliche Geschlecht zu reicherem und tieferem Verständniß seiner selbst zu führen. Und nicht nur in die Vergangenheit greift diese Kraft, um würdige Aufgaben zu finden, sondern, indem sie an zeitlich entfernten Stoffen sich bildet, muß sie von selbst dazu übergehen, auch das was heute räumlich getrennt ist zusammenzubringen. Auch zwischen den Menschen, die gleichzeitig leben, spielt jenes Verhältniß, daß vielfach eine Uebereinstimmung des Meinens unter abweichenden Formen der Vorstellung versteckt ist; auch hier gilt es, das Verbindende herauszuarbeiten, die mancherlei Unterschiede aus ihren Ursachen zu erklären und die Menschen, die im Treiben der Welt sich drängen und stoßen, mehr und mehr zu gegenseitigem Verstehen zu leiten. Eine Wissenschaft, die für so edle Kulturarbeit den Sinn weckt und den Geist schärft, mag wohl einer unvergänglichen Mission sicher sein.

Die Bildung der Volksschullehrer

nach den Preußischen Bestimmungen vom 1. Juli 1901.

Von

Friedrich Michael Schiele,
Lic. theol. in Marburg a. L.

Seit längerer Zeit wußte man, daß die preußische Unterrichtsbehörde die Absicht hatte, in der Lehrerbildung Reformen zu schaffen. Der Lehrplan, der bisher galt, war 1872 im Kulturkampfe unter Falk an die Stelle der traurig berühmten Stiehlschen „Regulative" gesetzt worden. Verfaßt hatte ihn Karl Schneider, der dann als Rath im Kultusministerium fast dreißig Jahre lang unsere Lehrerbildung gezügelt hat. Gegen die früheren Zustände hatten jene Bestimmungen einen ganz erheblichen Fortschritt bedeutet. Nicht nur, daß ein freierer Geist in die Seminare wieder einziehen durfte, auch das Bildungsziel selbst wurde höher gesteckt, die von Schneider für Preußen neu geschaffenen Präparandenanstalten bereiteten die Lehrerbildung in geeigneter Weise vor, eine Uebungsschule wurde allenthalben mit den Seminaren organisch verbunden, das Verhältniß von Allgemeinbildung und Fachbildung der Seminaristen wenigstens in einigen Grundzügen angedeutet. Seither war dann aber nichts Wesentliches an der Lehrerbildung geändert. Die Freiheitsluft von 1872 war inzwischen recht muffig geworden. Den Präparandenanstalten hafteten alle Mängel eines ersten Versuches an, aber ihr Schöpfer behütete sie dreißig Jahre lang in ihrer Urgestalt. Die schwache Trennungslinie von Fach- und Allgemeinbildung war allmählich ganz ins Unbestimmte verschwommen. So war Schneider selbst genöthigt, als er im vergangenen Herbste seine Lebenserinnerungen drucken ließ, das Wort

von der „unabweisbaren Umarbeitung des Seminarlehrplanes von 1872"*) fallen zu lassen.

Die Reform war in der That unabweisbar geworden. Abgesehen von der Fachpresse der Volksschullehrer hat sich die Oeffentlichkeit merkwürdig wenig um die Dringlichkeit dieser Bildungsreform bekümmert. Denkt man an den Staub, den die Erörterung der gymnasialen Erziehungsfragen aufgewirbelt hat, so könnte man versucht sein, die ganze Angelegenheit als etwas, das wenig allgemeines, wenig politisches und historisches Interesse hat, bei Seite zu schieben, den Lehrern es überlassend, die Sache unter sich auszumachen. Indessen so kann nur urtheilen, wer die Bedeutung eines Werkes nach dem Tageslärm beurtheilt, den es hervorruft. Ich bestreite nicht, daß die Frage, ob unsere intellektuelle Aristokratie eine von hellenischer Kultur durchgeistigte Jugendbildung genießen soll, um einen Grad wichtiger ist, als die Frage der Lehrerbildung, der Volksbildung. Aber sie ist es eben auch nur um einen Grad.

Schon der unmittelbare Zusammenhang, in dem die Bildung des Lehrers mit der Bildung unserer ganzen Volksjugend steht, giebt das an die Hand. Aber selbst, wenn davon abgesehen wird, sollten folgende Zahlen nachdenklich machen:

Von unseren Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen sind im vergangenen Jahre insgesammt 5632 Schüler**), von den Gymnasien allein 4610 Abiturienten entlassen. An Seminaraspiranten dürfte zur Zeit ein jährlicher Bedarf von gegen 4000 vorliegen. Es müssen also alljährlich fast ebenso viele junge Leute mit seminaristischer als mit gymnasialer Bildung in die Welt, d. h. in den Staat, geschickt werden. Schon um der hohen Zahl dieser Gebildeten willen ist es politisch wichtig, welcher Art ihre Bildung ist. Dazu kommt, daß ihre Vertheilung über das Vaterland viel gleichmäßiger, daß das Netz, mit dem diese Bildung das Volk durchzieht, viel dichtmaschiger ist, als bei den gymnasial und akademisch Gebildeten:

*) Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Berlin 1900. Seite 319. Ich habe dies Buch in der „Christlichen Welt" vom 11. April d. J. (Nr. 15) ausführlich gewürdigt und möchte es auch hier als ein Denkmal treuer, frommer, erfolgreicher Arbeit im Dienste eines edlen Zieles allen Denen zum Lesen empfehlen, die sich um unser vaterländisches Volksschulwesen Gedanken machen. Ohne Schneiders Wirken wären die modernen Reformen unmöglich: und sind sie selbst wohl auch nicht ganz in seinem Sinne, so unterscheiden sie sich doch andrerseits von seinen einstigen Bestrebungen nur so, wie sich auch echte Söhne von ihren Vätern unterscheiden.

**) Nach dem Ergänzungshefte des „Centralblattes für die gesammte Unterrichtsverwaltung" 1900.

auch das kleinste Dorf, das den Pfarrer nur alle vier Wochen zu sehen bekommt, hat seinen Lehrer. Und endlich, wovon wir zuerst absahen, diese Leute haben ihre Bildung zum Weitergeben empfangen, was vom Arzte und Richter nur bedingungsweise, ja selbst vom Pfarrer nur in beschränktem Maße gilt.

So merkwürdig nun der Gleichmuth ist, mit dem die Oeffentlichkeit diese Bildungsreform erwartete: das Gute hat die Sache doch gehabt, daß keine Unberufenen darein geredet haben. Ja selbst Fachleute haben wenig mitgesprochen; viele Köche hätten auch hier den Brei verderben können, obschon für den Brei die Köche Fachleute sind. Der Vorstand des „Preußischen Lehrervereins" hatte zwar in der Versammlung vom 4. Juni 1900 beschlossen, die Neugestaltung der Lehrerbildung zum Gegenstande der Verhandlung eines preußischen Lehrertages zu machen. Am 8. August ließ er eine Vorlage darüber an seine Zweigvereine ergehen. Aber schon am 1. Juli hatte der Kultusminister die neuen Lehrpläne genehmigt und die Verfügung, die sie einführte, unterzeichnet. So wurde diese Vorlage für ihren eigentlichen Zweck gegenstandslos. Das Ministerium hatte sich die „Berufenen" selbst berufen. Wohl gerade der Erfahrungen wegen, die man bei der Gymnasialreform gemacht hatte, war ihnen Stillschweigen über die Vorverhandlungen auferlegt. Wäre das Ergebniß der Verhandlungen anders ausgefallen, so würden wir wohl nicht mit unserem Spotte über die „verschlossenen Thüren" zurückhalten. Wie die Sache aber jetzt liegt, kann man sich nur freuen, daß die Ueberraschung so gut geglückt ist.

Es handelt sich bei den neuen Lehrplänen um eine Reform, die an Bedeutung die der Falk-Schneider'schen „Allgemeinen Bestimmungen" noch überbietet. Zum ersten Male wird der Versuch gemacht, die sechs Jahre, die für die Bildung der Zöglinge zur Verfügung stehen, voll auszunutzen (1). Zum ersten Male wird unternommen, den Unterricht im Seminar auf ein haltbares Fundament zu stellen und ihn nach dem Wissen der Gegenwart zu normiren (2). Zum ersten Male wird die Allgemeinbildung der Zöglinge als etwas für sich Werthvolles ins Auge gefaßt und deutlich von der fachlichen Ausrüstung zur Technik des besonderen Berufes getrennt (3).

1.

Sechs Jahre! Eine Zeit, wie die von Untertertia bis Oberprima! Und das mit befähigten, durchaus willigen und lernbegierigen

Schülern, die drei Jahre älter und reifer sind als die Gymnasiasten in jenen Klassen! Was ist in solcher Zeit mit solchem „Materiale" nicht zu erreichen! — Freilich, wie wenig wurde bisher erreicht! Die Klagen über die Halbbildung der Lehrer, die übrigens nicht selten mit einer hämischen Freude über den Minderwerth des jungen aufstrebenden Lehrerstandes wunderlich gemischt sind, wie oft habe ich sie zu widerlegen gesucht —, und wie oft habe ich mir dann doch sagen müssen, daß die Klagen ein gewisses Recht haben. Sah man auf das, was immerhin im Seminar gelernt werden konnte, so war es zwar Unrecht, schlechthin von Halbbildung sprechen; sah man aber auf die thatsächlichen Verhältnisse, so wogen die Hindernisse des Lernenkönnens schwerer, als die Möglichkeit sie zu überwinden.

Wer in sechs Jahren die mittleren und oberen Gymnasialklassen durchläuft, wird nach einem einheitlichen Plane in einem homogenen Schulorganismus allmählich in stetigem Fortschritte von Stufe zu Stufe gehoben. Anders erging es bisher dem Seminarzögling. Zwei heterogene Schulorganismen, die sich gegenseitig im Wege standen, mußte er durchlaufen: erst die Präparandenanstalt, dann das Seminar. Und von einem rechten Fortschritte konnte dabei auch nicht die Rede sein: der Lehrplan der Präparandenanstalt sah einerseits dem der Volksschule, anderseits dem des Seminars gar zu ähnlich, und wer wohl vorbereitet von der Präparandenanstalt kam, lernte im Grunde kaum noch etwas Neues im Seminar-Unterricht kennen. Freilich an Arbeit fehlte es in den drei Seminarjahren auch für ihn nicht. Aber bildend war diese Arbeit nicht. Ueber allem Lernen im Seminar schwebte die drohende Forderung: du sollst das Gelernte immer präsent haben. Und daraus ergab sich eine Arbeitslast, die die Spannkraft der Zöglinge bis auf's äußerste anstrengte und — lähmte. Ich bitte den geneigten Leser sich einmal ehrlich die Frage vorzulegen, wieviel Gelerntes er präsent hat. Danach wird er den Bildungswerth dieses Gebotes richtig einschätzen.

So wurde fast die Hälfte der Zeit, die für die Lehrerbildung zu Gebote stand, in bildungswidrigem Treiben vergeudet, die Lernkraft in ihrem besten Zuge künstlich gehemmt — man mußte ja immer wieder dasselbe lernen — und die Fähigkeit, geistig zu produziren, in die Fertigkeit, den immerdar präsenten Stoff zu reproduziren, verwandelt und verkümmert.

Dem haben die neuen Bestimmungen gründlich ein Ende ge-

macht. „Der Lehrplan der Präparandenanstalt und des Seminars bilden ein organisches Ganzes", so heißt es jetzt in der einführenden Verfügung des Ministers (U. III. 3141) und ebenda: „Der Lehrplan des Seminars baut sich auf dem der Präparandenanstalt auf. Das Seminar muß bei den aufzunehmenden Zöglingen die nach dem Lehrplane der Präparandenanstalt zu vermittelnden Kenntnisse voraussetzen und auf dieser Grundlage weiterarbeiten."*) Das klingt so selbstverständlich, und dennoch revolutioniren diese Sätze geradezu den ganzen Unterrichtsbetrieb: denn bisher galt ihr Gegentheil, die beiden Lehrpläne**) bildeten kein Ganzes, geschweige denn ein organisches Ganzes, das Seminar setzte aus den vorangehenden Lernjahren keine Kenntniß voraus und es baute nicht weiter, sondern „vertiefte" nur von Jahr zu Jahr gründlicher die altbekannten Elemente und Fundamente, die dadurch von Jahr zu Jahr an Tragfähigkeit verloren.***)

Es ist interessant, einen Blick in den neuen Lehrplan für die einzelnen Disziplinen zu werfen, ihn mit dem früheren zu vergleichen und die obere Grenze festzustellen, bis zu der jetzt die Zöglinge geführt werden sollen. Knappe, gekürzte schematische Uebersichten über drei Hauptfächer: evangelische Religion, Deutsch, Rechnen, werden das am besten verdeutlichen:

1. Evangelische Religion.

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
S. III (Seminar, Klasse III)	Biblische Geschichte des Alten Testaments im Zusammenhange	P. A. III (Präparanden-Anstalt, Klasse III)
S. II	Biblische Geschichte des Neuen Testaments	P. A. II
S. I	Apostelgeschichte	P. A. I
S. III	Geschichte des Kirchenliedes	P. A. I
S. I	Einige Bilder aus der Kirchengeschichte	P. A. I

*) Seite 6 der amtlichen Ausgabe. Berlin 1901, W. Hertz. Besser orientirt die Ausgabe der „Allgemeinen Bestimmungen" von Geh.-Rath G. Schöppa (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1901), weil sie außer den Neuerungen auch die gültig gebliebenen alten Bestimmungen enthält.

**) Oder vielmehr, da die Präparandenanstalten keinen allgemein vorgeschriebenen Lehrplan hatten: die Aufnahmebestimmungen der Seminaraspiranten und der Seminarlehrplan.

***) Die Präparandenanstalten sind fast alle private Unternehmungen, doch hat sie der Staat fest in der Hand. Trotzdem benutzte er sie — nach einem Worte, das im Abgeordnetenhause vom Ministertische aus gesprochen ist — nur als „Kleinkinderbewahranstalten". Die jungen Leute sollten in der Zeit vom 14. bis 17. Lebensjahre verhindert werden, einen andern Beruf zu ergreifen, wurden deshalb in den Privatanstalten, die oft genug sogar nur 2 Klassen hatten, hingehalten, und waren dann für die Aufnahme ins Seminar „bewahrt". Hierin liegt die Erklärung für den früheren Mißstand.

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
—	Bibelkunde	S. III
S. I	Psalmen und prophetische Schriften . .	S. III
—	Die 4 Evangelien in ihrem gegenseitigen Verhältniß	S. III
—	Zusammenfassende Darstellung der Lehrthätigkeit Jesu	S. III
S. I (theilweise)	Die epistolischen Schriften (wenigstens der Römerbrief ganz)	S. II
—	Kirchengeschichte	S. II

Der Katechismusunterricht ist aus S. II an P. A. I—III überwiesen. Eine zusammenfassende Glaubens- und Sittenlehre tritt neu an das Ende des gesammten Religionsunterrichtes in S. I und wird zwar im Anschlusse an die drei Glaubensartikel aber „unter Heranziehung der neutestamentlichen Schriften" ertheilt. Ueber die kirchlichen Perikopen, die bisher bezeichnenderweise in dem neutestamentlichen Unterricht „besonders berücksichtigt" wurden (S. II), wird jetzt in P. A. I, im Zusammenhange mit andern kirchlichen Einrichtungen die nöthige Belehrung gegeben. Die „Biblische Geschichte" wird schon in der Präparandenanstalt (P. A.) ganz zum Abschluß gebracht. Aus den Lehrplänen zum Seminar (S.) und den (Seite 27—49 = Schöppa Seite 74—94) beigegebenen Anweisungen ersieht man ferner deutlich, daß die Zöglinge nicht mehr ängstlich vor den gesicherten Ergebnissen der modernen Bibelwissenschaft bewahrt und behütet bleiben sollen. Vielmehr wird gefordert, daß im Alten Testamente die „Entwickelung" der Heilsidee zum Verständniß gebracht werde*) und daß im Neuen Testamente gründlich gelesen und wirklich studirt wird. Für evangelische und katholische Religion sind die Lehrpläne getrennt aufgestellt; 1872 hatten Falk und Schneider sie verbunden. Diese Lehrpläne — und das ist besonders bemerkenswerth — sind im Einvernehmen mit den kirchlichen Behörden entworfen. —

2. Deutsch.

Früher:	Lehrstoff.	Jetzt:
S. III	Der einfache Satz: Haupt-, Eigenschafts-, Zahl- und Fürwort	P. A. III
S. III	Rechtschreibung.	P. A. III
S. III	Prosaische und poetische Lesestücke aus dem Lesebuche	P. A. III

*) Seite 32 der amtlichen Ausgabe = Schöppa Seite 80.

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
S. II	Der zusammengesetzte Satz. Alle Wortarten	P. A. II
S. III	Balladen, Romanzen; volksthümliche, weltliche und geistliche Lyrik. Beschreibende Prosa	P. A. II
S. II	Wortbildung. Abschluß der elementaren Grammatik	P. A. I
S. II	Schwierigere poetische Stücke. Schillers „Glocke" und „Tell"	P. A. I
S. II	Prosa: Charakterschilderungen, Kulturbilder	P. A. I
—	Elementare Phonetik. Mundarten . .	S. III
—	Nibelungen und Gudrun. Höfische Epik und Lyrik	S. III
S. I	Hermann und Dorothea	S. III
—	Götz. Jungfrau von Orleans. . . .	S. III
—	Entsprechende Prosa	S. III
—	Geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache	S. II
—	Klopstock, Lessing, Herder, Goethe im Zusammenhange mit ihren Werken und ihrer Zeit	S. II
(theilweise S. I)	Goethes und Schillers Gedankenlyrik .	S. II
—	Minna von Barnhelm. Egmont . .	S. II
—	Dichtung und Wahrheit. Goethische Briefe. Lessing'sche Prosa	S. II
—	Weitere klassische und moderne Dichter.	S. I
S. III	Volkslied	S. I
S. I	Wallenstein	S. I
—	Ein Drama von Shakespeare	S. I
—	Herder'sche und Schiller'sche Prosa . .	S. I

Die Anweisungen hierzu fordern nur für die P. A. ein Lesebuch. Im Seminar sollen bei der Lektüre größerer Werke Schulausgaben benutzt werden.

3. Rechnen.

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
S. III	Bis zur Prozentrechnung incl. . . .	P. A. III, II
S. II	Buchstabenrechnung bis zu den Proportionen und Gleichungen 1. Grades mit einer Unbek.	P. A. I

Früher:	Lehrstoff:	Jetzt:
S. I	Potenzen. Wurzeln. Gleichungen 1. Grades mit mehreren Unbek.	S. III
—	Logarithmen	S. III
—	Gleichungen 2. Grades. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung	S. II

Diese drei Beispiele müssen genügen. Ein weiteres Eingehen würde nur immer wieder bestätigen, daß wesentliche Partien vom Seminar an die Präparandenanstalt überwiesen worden sind, und daß das Seminar auf dieser Grundlage jetzt ernstlich weiterarbeitet. Wir sehen aus den Beispielen: der Religionsunterricht auf dem Seminar geht erheblich weiter als auf allen unsern andern höheren Lehranstalten, der Deutschunterricht darf sich in seinen Zielen dem der Oberrealschulen zur Seite stellen, im Rechnen überschreitet die Arithmetik der Gymnasien nur durch den binomischen Lehrsatz das Pensum der zweiten Seminarklasse.

Auf die andern Disziplinen sei nur kurz ein orientirender Blick geworfen. Der Unterricht in der Pädagogik ist gegen früher vermehrt, die Psychologie an den Anfang gestellt, die moderne Kinderpsychologie und -Pathologie berücksichtigt; die Geschichte der Erziehung bildet den Abschluß und soll, bis in die neueste Zeit fortgeführt, das Verständniß für die pädagogischen Aufgaben und Bestrebungen der Gegenwart vermitteln.

Eine Fremdsprache ist obligatorisch gemacht worden, Französisch oder Englisch. Wo bisher fakultativer Lateinunterricht war, wird er beibehalten. Die Schüler müssen also alle eine, können an manchen Orten zwei Fremdsprachen in ihren Anfangsgründen erlernen. Der Gewinn, der sich daraus für den deutschen Unterricht ergiebt, ist mit Händen zu greifen; denn wer nur eine Sprache kennt, kennt keine.

In Geschichte geben P. A. III und II einen propädeutischen Kursus. P. A. I beginnt den Hauptkursus, der auf vier Jahre vertheilt ist: Alterthum (P. A. I), deutsche Geschichte bis 1648 (S. III), bis 1815 (S. II), bis zur Gegenwart (S. I).

Die Geometrie wird bis zur Berechnung ebener Figuren mit Hilfe der trigonometrischen Funktionen fortgeführt. In der Naturbeschreibung ist für die P. A. Hauptsache die Kenntniß der Naturkörper, für das S. Morphologie und Histologie. Der Lehrstoff

für die Physik ist so vertheilt, daß keine unnöthige Wiederholung stattfindet. In der Geographie ist das nicht ebenso vermieden; aber wenigstens die Heimathskunde ist ganz der P. A. III vorbehalten, und die nationale Geographie wird in S. II betrieben, parallel der deutschen Geschichte von 1648—1815.

Der Lehrplan übers Turnen wird manches alten Turners Herz erfreuen. Der Musik aber ist es immer noch viel zu viel. Indessen sollen doch jetzt alle musikalisch wenig befähigten Schüler vom Klavier- und Orgelspiel ausgeschlossen werden. Früher konnten nur die musikalisch gänzlich unbefähigten mit Mühe frei kommen. Außerdem bleibt jetzt das Klavierspiel im Seminar Privatübung. Ehedem mußte unweigerlich jeder Seminarist, auch der minder befähigte, wöchentlich zwölf Stunden Musik treiben. Das wird nun hoffentlich besser, denn der neue Lehrplan bietet wenigstens Handhaben zu einer Einschränkung dieses Uebelstandes. Es wird dann freilich künftig weniger Organisten geben, aber die wenigen werden tüchtiger sein. Man wird nicht mehr, wie jetzt, dem dienstältesten Lehrer einer Gemeinde die Organistenpfründe geben müssen, weil er über sein Orgelspiel ein mühsam erworbenes Zeugniß vorlegen kann, sei er auch „wenig musikalisch"; sondern auf die Orgelbank kommt, wer es trotz des beschränkten Unterrichtes im Seminar zu etwas gebracht hat, weil er musikalisch war.

Sehen wir nun auf das Ganze zurück, so ist das Erste, was uns bei der Durchsicht der neuen Lehrordnung in die Augen fällt: Zeitgewinn und Zeitausnutzung zu Gunsten eines außerordentlich erweiterten Lehrpensums. Die geistige Kraft, die bisher in der Sklaverei eines öden „didaktischen Materialismus" fürs immer wiederholte Auswendiglernen des Volksschulpensums vergeudet wurde, ist befreit und entfaltet sich jetzt ungehemmt, doch wohl geleitet, auf dem Gebiete einer freien Allgemeinbildung.

2.

Worin aber liegt nun das charakteristische Merkmal dieser Allgemeinbildung? In welches Verhältniß treten jetzt die Seminare zu den übrigen höheren Bildungsanstalten?

Bisher liefen alle Fäden der Seminarerziehung in dem Religionsunterrichte zusammen. Unweigerlich pflegte jeder Seminardirektor, mochte er auch Mathematiker, Neusprachler oder früherer Elementarlehrer sein, diese Disziplin in seine Hand zu nehmen; denn nur so bekam er das ganze Seminar wirklich in die Hand,

nur so konnte er dirigiren. Das alte Herkommen, nach dem der Lehrer zum clerus minor gehört, steht nämlich nicht nur bei der Schulverwaltung noch heute in Kraft und Ansehen, sondern die geistliche Schulaufsicht hatte bis gestern im geistlichen Schulunterricht der Seminare ihr Seitenstück. Der künftige clericus minor mußte folgerecht klerikalen Unterricht erhalten. Das war in den alten Mühler-Stiehlschen Regulativen grundsätzlich durchgeführt worden. Die Falk-Schneiderschen allgemeinen Bestimmungen hatten dann zwar die Alleinherrschaft des Religionsunterrichtes, neben dem „alle anderen Lehrgegenstände zu Nebenfächern herabgedrückt waren"*), heftig erschüttert. Aber als nun der Geist der Seminarerziehung, vertrieben aus seinem Palaste, nach einer neuen Behausung suchte, konnte er weder im deutschen Unterrichte, noch in dem geschichtlichen, weder in den mathematisch-naturwissenschaftlichen, noch in den künstlerischen Fächern, in Musik, Zeichnen und Gymnastik ein anständiges Unterkommen finden; sie waren für die Ansprüche, die er mit Recht machen mußte, denn doch zu dürftig ausgestattet. So kehrte er gar bald, ohne viel Aufhebens davon zu machen, zu dem Religionsunterrichte zurück. Mußte er auch auf Manches verzichten, das er früher genossen hatte, so konnte er doch hier noch immer am ersten seine Flügel regen. Und so blieb es bis in unsere Tage.

Ehe wir aber nun zusehen, welchen Wandel hierin die neue Lehrordnung geschaffen hat, thun wir gut, uns die Frage vorzulegen, in welchem Bildungsfache wir denn die Fäden der Seminarerziehung zusammenlaufen sehen möchten.

Ist eigentlich der Religionsunterricht nicht ganz geeignet dazu? — Echte Bildung ist immer radikal, führt ihren Zögling bis zu den Wurzeln. Kann das Seminar seine Zöglinge bis zu den Wurzeln der Religion führen? Vielleicht. Wo liegen die Wurzeln? Darauf sind kurz zwei Antworten möglich: in der eigenen religiösen Erfahrung — in der Bibel. Halten wir uns an die erste Antwort, so bietet zwar die Bildungsstufe des Seminaristen kein Hinderniß, hier bis zu den Wurzeln zu dringen. Religiöse Erfahrung wächst echt auf jeder Bildungsstufe. Aber eigene religiöse Erfahrung ist kein Gegenstand des Unterrichtes. Sie entzieht sich prinzipiell der unterrichtlichen Behandlung. Wo dennoch die Religiosität in diesem Sinne verschult wird, stellen sich

*) Schneider's Lebenserinnerungen Seite 290.

als traurige Folgen Heuchelei und Religionsekel unvermeidbar ein.*) Der herkömmliche Seminarunterricht hat in erschreckendem Maße diese Folgen hervorgerufen. — So müssen wir uns also mit der zweiten Antwort an die Bibel halten: Schulunterricht im Christenthum kann nur Bibelunterricht sein. Kann aber der Seminarist hier radikal gebildet werden? Er versteht ja die Sprache der Bibel nicht. Er bleibt immer auf Uebersetzungen und Erläuterungen aus zweiter Hand, auf die Nachhilfe popularisirender Fachleute angewiesen. Radikal kann er hier nie gebildet werden. Soll die Lehrerbildung auf den Religionsunterricht basirt werden, so wird der Lehrer zu unentrinnbarer Halbbildung verurtheilt.

Kann der Geschichtsunterricht das Gebäude der Lehrerbildung tragen? Die Frage braucht nur erhoben zu sein, um sofort verneint zu werden. Zu den Quellen dringt hier nur der Philologe.

Wenn die Lehrer selbst den Werth ihrer Bildung gegen die akademische ausspielen, pflegen sie sich auf die wissenschaftliche Pädagogik zu berufen, in die sie das Seminar hineingeleitet habe. Aber der Irrthum, der darin liegt, ist leicht zu sehen. Sofern die Pädagogik Wissenschaft ist, ist sie philosophisch begründet, wesentlich durch Psychologie und Ethik. Radikales philosophisches Verständniß aber ist wiederum nur für den möglich, der in den alten Sprachen und in der Mathematik kein Fremdling ist. Sofern aber die Pädagogik eine Kunst ist, dürfte diese Kunstübung bei den ersten Lehrversuchen der Seminaristen doch noch zu sehr ein tastender Anfang sein, als daß sie das bestimmende Moment der ganzen Bildung sein könnte — ganz abgesehen von der Schädigung der Allgemeinbildung durch ihren Zuschnitt auf die Berufstechnik.

Die musikalische und zeichnerische Kunst, sowie die gymnastische Gewandtheit sind — von Anderem zu schweigen — zu sehr Sache der individuellen Begabung, als daß sie als allgemeine Grundlage in Betracht kommen könnten.

Bleiben: die neuern Sprachen, also hier das Deutsche im Rahmen der anderen modernen Weltsprachen, und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer.

Zweifellos könnte nun das Unterrichtspensum in den letzteren ohne besondere Schwierigkeiten so erweitert werden, daß hier ein

*) Vgl. meinen Aufsatz: Gedanken über die Lehrbarkeit der Religion in Baumgarten's Monatsschrift für die kirchliche Praxis. März 1901.

breites Fundament wahrhafter moderner Bildung geschaffen würde. Aber wäre dem deutschen Volke damit gedient, wenn die gesammte Lehrerbildung und somit auch die ganze Volksbildung auf dem Fundamente mathematisch-naturwissenschaftlicher Erkenntniß ruhte? Für die gesammte Lehrerbildung, die ganze Volksbildung wird wohl jeder die Frage verneinen. Aber allerdings, daß eine recht stattliche Anzahl von Lehrern ihre Bildung mathematisch fundamentire, kann nur wünschenswerth sein.

Von diesem Punkte des Weges wollen wir nun wieder zu den neuen Lehrplänen zurücklenken. Sie fördern, wie wir sehen, ihre Zöglinge in der Mathematik fast so weit, wie die Gymnasien ihre Primaner. Die Seminarabiturienten werden also jetzt so gründlich vorgebildet, daß sie sich, wenn sie wollen, zu wohlunterrichteten Mathematikern im Leben fortbilden können. Gewiß werden viele es künftig thun. Und das ist gut.

Aber die Mehrzahl wird mit ihrer Neigung bei der Disziplin bleiben, die in der neuen Lehrordnung mit Recht zum Träger der Lehrerbildung gemacht ist: beim Deutschen. Sie werden es schon deshalb thun, weil ihr ganzer späterer Beruf sie mehr nach derjenigen Seite geistiger Bethätigung hinweist, auf der das Deutsche nebst Geschichte, Geographie und Religion liegt, als nach der Seite der Mathematik nebst den Naturwissenschaften.

Ist nun der deutsche Unterricht im neuen Seminar radikal genug? Sind die Fundamente tief und solide genug gelegt, um den Bau einer wirklichen Vollbildung zu tragen? Der Vergleich des Lehrplans mit dem der Gymnasien kann zur Beantwortung der Frage wenig helfen. Denn dort hat das Deutsche nicht einzig und allein die Kosten der Bildung zu bestreiten: der Zugang zu den unerschöpflichen Schatzkammern des Alterthums wird dort wegsam gemacht, da braucht im Deutschen nicht so viel gelernt zu werden. Wir müssen uns also ohne Seitenblicke an den Seminar-Lehrplan selbst halten, wie er oben im Auszuge mitgetheilt ist.

Die Grammatik geht über die elementare Unterweisung nicht unwesentlich hinaus. Phonetik, Kenntniß der deutschen Mundarten, Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache und den Bedeutungswandel sind keine verächtlichen Gaben. Aber Tragkraft erhalten diese grammatischen Belehrungen erst dadurch, daß das neue Seminar sechs Jahre langen fremdsprachlichen Unterricht obligatorisch macht und in den Anweisungen ausdrücklich fordert: „Hierbei sind die wesentlichen Unterschiede der deutschen

und der fremden Sprache hinsichtlich des Sprachbaues und der Ausdrucksweise hervorzuheben" (S. 38). Mag immerhin vorläufig der Rahmen des fremdsprachlichen Unterrichts noch gar eng erscheinen: man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß der Druck des deutschen Unterrichts ihn allmählich erweitern muß. Weitere Beschränkung des Musikunterrichts und Reform des Zeichnens werden ihm Raum schaffen.

Sehr langsam aber zielbewußt schreitet der Plan für die deutsche Lektüre vorwärts. Es ist nicht auf eine vollständige Kenntniß der deutschen Literaturgeschichte abgesehen. Numerische Vollständigkeit gehört hier in der That nicht zur Bildung. Gründlichkeit, radikale Gründlichkeit in der Kenntniß der nationalen Meisterwerke, das muß das Ziel sein. Ein Ueberblick über den Plan zeigt, daß dies Ziel klar erkannt und mit Methode erreicht wird. Ein Zögling, dem die Schule Verständniß für Schiller's Gedankenlyrik, für Lessing'sche und Herder'sche Prosa, für Goethe's „Dichtung und Wahrheit" und für seine Briefe erschlossen hat, der hat die Anwartschaft, ein gebildeter Mann zu werden. Denn mehr als die Anwartschaft dazu kann keine Schule ihren Abiturienten mitgeben, selbst die Hochschule nicht.

Es ist bekannt, daß in dem deutschen Unterricht eine ähnliche Gefahr droht, als in den Religionsstunden: der Schulüberdruß. Das schulmäßige Behandeln dichterischer Schönheit verleidet nur zu leicht dem Schüler den Dichter. Die Anweisungen zu unserem Lehrplan rechnen mit dieser Gefahr. „Bei Behandlung der poetischen Lektürestoffe sind sachliche und sprachliche Erklärungen, Gliederungen und dergleichen nur soweit anzuwenden, als für die Erläuterung nothwendig ist; vor allem ist Verständniß des poetischen Gehaltes zu erstreben" (S. 35). Der Seminarlehrer, der sich danach richtet und sich begnügt, Verständniß zu erwecken, im übrigen aber das Dichterwerk selbst reden zu lassen und keine überflüssigen Glossen dazu zu machen, wird vom Schulekel bei seinen Zöglingen nichts zu befürchten haben. In der gleichen Richtung bewegt sich die Vorschrift, einen Ueberblick über die deutsche Literatur nur „mit der Maßgabe" zu „vermitteln", daß er sich „auf Gebiete erstreckt, aus denen die Schüler durch den Unterricht und die Privatlektüre ausreichenden Anschauungsstoff erworben haben" (S. 36). Auch die Betonung der Privatlektüre, die Förderung der Selbstthätigkeit der Zöglinge gehört hierher.

Für die Stufenfolge des Planes ist es charakteristisch, daß

die Unterweisung in der deutschen Lyrik abgeschlossen und gekrönt wird durch Besprechung des Volksliedes mit den reifen Schülern der Oberklasse. Jedes lobende Wort darüber ist wirklich überflüssig.

Weil die Seminarbildung nicht bis zu denjenigen Wurzeln der deutschen Kultur vordringen kann, die in der antiken Welt ruhen, muß sie, was dem Fundament an Tiefe abgeht, durch Breite ersetzen. Benachbarte Disziplinen müssen durch Seitenpfeiler den Bau tragen helfen: der Religionsunterricht auf der einen Seite, Geschichte und Geographie auf der anderen.

Der Religionsunterricht ist durch die Neuordnung von einem schweren Drucke befreit. Die Last, die er nicht tragen konnte, ist von ihm abgewälzt. Er kann sich jetzt selbständig nach seiner Eigenart entfalten. Was er treibt, kommt jetzt vor Allem ihm selbst zu Gute. Und nimmt er auch in der Organisation des Seminars nicht mehr den alten Platz ein, so ist ihm doch am neuen Platze noch mehr freier Raum, mehr Licht und Luft zugemessen. Das Pensum ist, wie wir sahen, wesentlich erweitert. Den Forschungen deutscher Religionswissenschaft sind die Pforten der evangelischen Seminare nicht mehr verschlossen. Kirchengeschichte wird gründlicher getrieben. Das alles bedeutet aber auch nicht in letzter Linie eine Stärkung des deutschen Elementes. Das Evangelium und das deutsche Volk gehören ja zusammen. Kann auch das Seminar nicht alle Schätze der alten Welt seinen Schülern zeigen: das werthvollste Vermächtniß der alten mittelländischen Kultur, das Christenthum, das läßt es ihnen in gründlicher Kenntniß zu eigen werden. Und, wenigstens für die evangelischen Seminare, kann es im Rahmen der neuen Lehrordnung nicht schwer sein, die Verbindungslinien vom Christenthum zur deutschen Nationalliteratur zu ziehen: Luther, der Schöpfer eines neuen Deutschthums, Goethe, wie ihn uns Carlyle als deutschen Christen gezeigt hat, Schiller, der Dolmetscher Kants, des Philosophen des Protestantismus! Da die Anweisungen (S. 35) vorschreiben, die Prosalektüre „unter angemessener Berücksichtigung der konfessionellen Verhältnisse“ zu pflegen, so haben wir ein Recht, darauf zu hoffen, daß durch Luther's, Goethe's, Herder's, Schiller's Prosa gerade auch diese Seite ihrer Größe den Schülern erschlossen werden soll. Denn nur so erhält die „Konfession“ die Gelegenheit, ihre Lebensmacht dem Deutschthum zuströmen zu lassen. Was anders sollte wohl auch konfessionelle Lektüre im

deutschen Unterricht bedeuten? Doch gewiß nicht die Erlaubniß an katholische Seminare, sich von der Lektüre der Protestanten Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller zu emanzipiren und an ihre Stelle Katholiken — ja welche denn? — zu setzen.

Soviel von der Hilfe, die der Religionsunterricht, unbeschadet seiner Selbständigkeit, der deutschen Bildung leistet. Auf der andern Seite bieten Geschichte und Geographie ihre Dienste an. Ausführlicher als früher kommt hier zunächst die alte Geschichte zu ihrem Rechte. Ein Jahr lang in wöchentlich drei Stunden werden die Hauptthatsachen aus der griechischen und römischen Geschichte „unter besonderer Berücksichtigung des kulturgeschichtlichen Stoffes" (S. 12) „nach Maßgabe des Standpunktes der Zöglinge" (S. 39) behandelt. Dann wird drei Jahre lang die so vorbereitete vaterländische Geschichte getrieben. Dabei sollen „Quellensammlungen sowie Werke der bedeutendsten neueren Geschichtsschreiber in einzelnen Abschnitten" benutzt werden. Man sieht, einerseits soll der Vorsprung des philologisch Gebildeten möglichst wett gemacht werden, ohne doch die Grenzen der Seminarbildung zu verlassen, und andrerseits gravitirt durch die Betonung des Vaterländischen der Geschichtsunterricht durchaus zum Deutschunterrichte hin. Beide Disziplinen haben ihren Gewinn davon. Das Fundament des Deutschen wird verbreitert; aber auch der Geschichtsunterricht gewinnt eine Bedeutung, die er isolirt nicht erringen konnte. Selbständige Bildung zu begründen ist er nicht radikal genug, doch angeschlossen an den radikaleren deutschen Unterricht sendet er hierhin die Wurzeln seiner Kraft und vermag so die Früchte nationaler historischer Bildung zu zeitigen. Ebendasselbe erstrebt der geographische Unterricht. „Wie in der Geschichte das höchste Ziel die Kenntniß des Vaterlandes und das Verständniß für seine Einrichtungen ist, so ist auch in der Erdkunde das größte Gewicht auf die Kenntniß des Vaterlandes, seiner Natur, seiner politischen Gliederung, seiner materiellen Kultur, seiner Verkehrsbeziehungen zum Auslande zu legen" (S. 42). Auch hier also: deutsche Bildung! Und so könnten wir es weiter durch den ganzen Unterrichtsbetrieb verfolgen.

Doch genug. Das Ergebniß fällt schon deutlich genug ins Auge: die neue Lehrordnung der Seminare führt zielbewußt, sicher und erfolgreich den Plan durch, eine radikale Vollbildung auf dem Fundamente des Deutschthums zu begründen. Der ganze Unterricht gravitirt hin zum Unterrichte in der Muttersprache, und dieser

ist so gründlich und umfassend, daß er eine reife deutschnationale Bildung der Zöglinge zu gewährleisten vermag. Daß dies eine bahnbrechende Neuerung im Seminarwesen ist, verschwindet fast vor der Bedeutung, die der Verwirklichung dieses Bildungsideals für die Kulturgeschichte und für die nationale Politik zukommt. Was für Umwälzungen der geistigen Signatur unseres Vaterlandes wird es zur Folge haben, wenn alljährlich ein paar Tausend so vorgebildete Jünglinge ausziehen, ihre Bildung ins Volk zu tragen?

3.

Eine dritte Reform reiht sich den vorhergehenden noch an: dem Laien zwar unscheinbarer, in Wahrheit aber die am tiefsten einschneidende. Die neuen Lehrpläne trennen die Allgemeinbildung von der Fachbildung.

Wer ein Gymnasium durchlaufen hat, kann sich nicht leicht klarmachen, was das bedeutet. Ihm vermittelte ja seine Schule nur allgemeine humane Bildung. Das übrige blieb völlig der Universität überlassen. Ja selbst hier, nachdem der Student seine Fakultät gewählt hatte, sträubte sich noch immer mehr oder weniger seine Wissenschaft dagegen, als der Inbegriff der Kenntnisse und Fertigkeiten eines praktischen Amtes zu gelten. So konnte er erst einmal ein Mensch werden, ehe er den Berufskittel anzog.

Eher weiß schon der frühere Kadett mitzureden. Aber seine technische Ausbildung liegt auf einem so besonderen Gebiete, daß sie in dem Plane seiner Allgemeinbildung nicht viel zu stören vermag. Von Handelsschulen gilt dasselbe.

Aber im Lehrer wird ein künftiger Bildner gebildet. Elementare Bildung soll er in seinem Amte später lehren; wird seine eigene Bildung darauf von vornherein angelegt, so wird auch sie nie aus dem Elementaren herauskommen. Wird ihm in seinen sechs Lehrjahren alle Bildung nicht um ihrer selbst willen, sondern in ihrer Zurichtung zu einem praktischen Zweck so recht brauchbar und nach den angebeteten Regeln der heiligen Nützlichkeit dargeboten, so muß der Mensch über dem Lehrer zu kurz kommen. Mag man ihm dann auch eine Bildung schenken, die äußerlich in ihrem Umfange noch so weit über das hinausreicht, was er selbst zu lehren hat, so lange sie innerlich nach seinem Lehrerberuf geformt und gemessen wird, bleibt sie verkümmert. Brich der jungen Tanne den Mitteltrieb aus — wie sollte sie dann noch gerade wachsen?

Hier haben denn auch die Lehrer, die es selbst am besten

wußten, was ihnen fehlte, mit dem Rufe nach Neugestaltung der Lehrerbildung eingesetzt. Die schon erwähnte Vorlage z. B., die der Vorstand des Preußischen Lehrervereins kürzlich seinen Zweigvereinen übersandt hat, betrachtet die gesammte Neugestaltung der Lehrerbildung von diesem einen prinzipiellen Gesichtspunkte aus: Trennung der Allgemeinbildung von der Fachbildung.

Wenn ich jetzt die Zustände kurz schildere, die hier bisher auf unseren Seminaren herrschten, so möchte ich nicht in den Verdacht kommen, als malte ich den Schatten nur deshalb so schwarz, um von dieser Folie die neue Ordnung dann in um so hellerem Lichte erstrahlen zu lassen. Ich will deshalb eine Schilderung davon wiederholen, die ich schon vor anderthalb Jahren entworfen habe*).

Womöglich schon ehe der kleine Prophetenschüler auf die Präparandenanstalt gebracht wird, sagt man ihm, daß er bei allem, was er lernt, immer an seinen künftigen Beruf denken soll. Was er lernt, soll er einst lehren können. Denn er soll es nur lernen, um es einst lehren zu können.

Nun ist es unzweifelhaft gut, wenn jemand beizeiten an seinen Beruf denken lernt. Auch König Midas war unzweifelhaft in seinem Rechte, als er das Gold für etwas Gutes hielt. Aber wie stand es damals, als sich Alles, Alles in Gold verwandelte, was seine Hände berührten? So eben geht es aber dem unseligen Präparanden. Jeder Bildungsstoff, den er ergreift, verwandelt sich ihm in das Gold des künftigen Lehrstoffes. Und seine arme Seele hungert mit König Midas.

Wird es im Seminar viel besser damit? Blickt aus den bekannten Gesetzestafeln — dem § 10 der Allgemeinen Bestimmungen — nicht mit drohenden zwingenden Augen der Satz, daß der Unterricht, den die Seminarzöglinge erhalten, ein Muster des Unterrichts sein soll, den sie dereinst als Lehrer selbst ertheilen werden? Wird dieser Satz nicht vom bequemen Seminarlehrer ebenso wie vom Streber so ausgelegt, als müsse er den Seminaristen wörtlich — Pardon! — vorkauen und eintrichtern, was sie dereinst in ihrer Schule wieder, möglichst ohne die Spuren der Verdauung, von sich geben sollen?

Wohl weiß ich, daß der tüchtige Seminarlehrer anders verfährt. Er giebt gar manchen Bildungsstoff, den zwar der künftige Lehrer nicht brauchen kann, wohl aber der künftige erwachsene Mensch.

*) Vergl. Frankfurter Schulzeitung 1900 Nr. 3.

Er trennt die Frage: „wie muß das und das in der Volksschule behandelt werden" so weit wie möglich von der eigenen Behandlung des gleichen Stoffes, und er erörtert jene Frage so, daß die Jünglinge die Umschau im Großen, allgemein Menschlichen nicht über dem Blicke in die engen vier Wände der Schulkinder-Stube dauernd vergessen. Er giebt ihnen die Weisheit zur Mündigkeit in anderer Form, als die Mündiggewordenen sie dereinst den kleinen Unmündigen vortragen sollen. Aber wie groß ist die Zahl dieser Männer, und welche Hindernisse bereitet ihnen der offizielle Lehrplan?

Ich weiß ferner auch das, daß von der bevorstehenden Reorganisation der Lehrerbildung zu hoffen steht, sie werde diesen Herzenswunsch aller Lehrer in Erfüllung gehen lassen und an den Lehrerseminaren die allgemeine Schulbildung von der Fachbildung trennen, so trennen, daß die Worte „für den künftigen Lehrer" ihren Midasfluch nicht mehr ausüben können.

Aber das sind Hoffnungen . . . . .

Nein, das sind nicht mehr, wie im verwichenen Jahre, Hoffnungen, sondern das ist jetzt Wirklichkeit geworden. Und der Weg, den die preußische Schulverwaltung zur Einführung dieser Wirklichkeit gewählt hat, ist von allen, die ihr offen standen oder ihr von den Reformern angeboten wurden, derjenige, der die vorhandenen Ansätze zum Bessern am sorgfältigsten und nüchternsten ausnutzt und unter den bestehenden Verhältnissen am sichersten zum Ziele führt.

Hätte man das Seminar in eine Fachschule verwandelt und zur Aufnahme in diese Fachschule, wie die extremen Reformer wollten, das Maturitätsexamen am Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule oder sonst einer höheren Schule mit neunjährigem Kursus gefordert, so hätte die Anzahl dieser drei Lehranstalten in Preußen nahezu verdoppelt werden müssen, und ihre Bänke wären vorsichtlich — leer geblieben. Denn wer eine neunjährige Schule durchlaufen hat, dem stehen Berufe mit reichlicheren Einkünften offen, als das Lehramt an einer Volksschule. Sollen da die Eltern neun Jahre lang das theure Schulgeld bezahlen, um ihren Sohn „nur" Lehrer werden zu lassen? Es müßte denn sein, daß der Himmel den Volksschullehrern einen Schröder erweckte, der ihnen das Gehalt der Richter erster Instanz erwirkt.

Auch der Vorschlag, die Seminaraspiranten jene Schulen nur bis zum „Einjährigen" oder bis zur Reife für Prima durchlaufen

zu lassen, war nicht ernsthaft zu nehmen. Welchen Schaden hätten allein die Gymnasien durch diese Mitläufer gehabt. Und welch' Stückwerk wäre die Bildung dieser Aspiranten gewesen!

Es konnte nur in Frage kommen, entweder die Präparandenanstalt bei gleichzeitiger Verkürzung der Seminarzeit zu einer höheren Bildungsschule zu erweitern und gänzlich von dem Seminar, der Fachschule fürs Studium der Pädagogik und Methodik, zu trennen, oder beide Anstalten zu vereinigen und nur in den einzelnen Lehrgegenständen die Trennungslinie zu ziehen, d. h. die Belehrungen über die Methodik des Volksschulunterrichts nicht eher Platz greifen zu lassen, als die Bildung in den entsprechenden Disziplinen zu deutlichem Abschlusse gediehen ist.

Zum „entweder" hätte mehr Geld gehört, als der Staat jetzt wohl zur Verfügung stellt und als die Eltern der Seminaristen aufbringen können. Auch hätte dann der Lehrkörper der pädagogischen Seminare zu wenig Mitglieder gehabt, als daß jede Disziplin, wie es sich gehört, in der Hand eines Fachlehrers hätte ruhen können. So blieb das „oder" als der gangbarste Weg.

Zu vollem Abschlusse bringt nach den neuen Lehrplänen schon die Präparandenanstalt den Unterricht in biblischer Geschichte, Katechismus, Kirchenlied, deutscher Elementargrammatik, im elementaren Rechnen, Schönschreiben und in der Kenntniß der einzelnen Naturkörper. Also das, was dem Volksschulstoffe entspricht, wird gänzlich erledigt, ehe die Zöglinge überhaupt ins Seminar kommen.

Aber auch im Seminar ist noch eine zweite erheblich stärkere Schleuse gebaut, um das Verhältniß von Allgemeinbildung und Fachbildung trennend zu reguliren. Nach Schluß des zweiten Seminarjahres kommen zum Abschluß: Mathematik, Natur- und Erdkunde. Eine Prüfung in diesen Fächern findet nur statt, wenn die Zöglinge von ihren Lehrern kein genügendes Zeugniß erhalten. Der Abschluß ist also wirklich gründlich.

Bis zum Ende der Seminarzeit hin reicht zwar noch der Unterricht in Religion, Deutsch und Geschichte. Aber in Religion und Deutsch werden auf der Oberklasse, dem Oberseminar, so allgemein bildende, so hoch liegende Lehrstoffe behandelt, daß bei ihnen jede Vermischung mit der fachlichen Ausrüstung des Lehrers ausgeschlossen ist. Glaubens- und Sittenlehre, wie im Oberseminar, werden in der Volksschule nicht getrieben, sondern Katechismus.

Der Katechismus aber ist in der Präparandenanstalt erledigt. Auch Herdersche und Schillersche Prosa wird kein Seminarist mit dem verwechseln können, was er für den unmittelbaren Bedarf und Nutzen seines Amtes zu lernen hat. Nur über den Geschichtsunterricht könnten Bedenken aufsteigen; aber hier wird die sonst herrschende Tendenz auf scharfe Trennung der Fachbildung von der Allgemeinbildung als Korrektiv dienen.

Wesentlich ist also das Oberseminar — ich wähle absichtlich den Ausdruck, um die obere pädagogische Seminarklasse von der Bildungsschule recht deutlich abzugrenzen — wesentlich ist es Fachschule. Vorbereitet wird es durch den Unterricht in Pädagogik von der dritten Klasse an und durch vier wöchentliche Musterlektionen in der zweiten Klasse. Daß durch die letzteren der Eigenbildung der Zöglinge auf dieser Stufe kein Schaden erwächst, wird Sorge der Seminarlehrer sein müssen. Entbehrlich sind diese vorbereitenden Lehranweisungen jedenfalls nicht, weil sonst das Oberseminar mit seinem einjährigen Kursus überlastet würde. Hier sind der Pädagogik drei Stunden, den Lehrproben vier, dem eigenen Unterrichten jedes Zöglings in der Uebungsschule vier bis sechs, der Methodik der einzelnen Volksschuldisziplinen sechs Stunden wöchentlich gewidmet. Bei treuer Arbeit und bei vernünftiger Handhabung der Abiturientenprüfung — zum „Ochsen" aufs Examen hat das Oberseminar allerdings keine Zeit mehr — wird die technische Ausrüstung der jungen Lehrer dem Stande ihrer allgemeinen Bildung entsprechend hoch gefördert werden können. Und sollten selbst in den nächsten Jahren nach der Neuordnung hier noch sich Mängel zeigen, so ist das am leichtesten zu verschmerzen. Denn wichtiger ist die eigene Bildung des Zöglings als seine Fertigkeit, im „pädagogischen Klapperkasten", in der Uebungsschule, die „Formalstufen" mit Anmuth zu handhaben.

Diese eigene Bildung der Seminarzöglinge als etwas für sich Werthvolles anerkannt zu haben und ihr eigene Pflege um ihrer selbst willen angedeihen zu lassen, das ist der größte Ruhmestitel, den sich die preußische Unterrichtsverwaltung durch die neue Lehrordnung der Seminare erworben hat. Denn hierdurch wahrt sie den andern beiden Neuerungen, der modernen Bildungserweiterung und dem deutschen Bildungsradikalismus, ungebrochene Kraft und Gesundheit.

* * *

Im vergangenen Jahre hat der Verfasser der alten Lehrordnung über die damals erwartete neue den Satz geschrieben: „Sollten bei der bevorstehenden unabweisbaren Umarbeitung des Seminarlehrplanes von 1872 die Ziele so hoch gesteckt werden, wie von mancher Seite gefordert wird, sollte beispielsweise ein allgemein verbindlicher fremdsprachlicher Unterricht in der Präparandenanstalt und im Seminar zur Einführung kommen, so würde man freilich zu fragen haben, ob ein so vorgebildeter Lehrer sich auf einem einsamen Dorfe noch werde wohl fühlen können".*) Der fremdsprachliche Unterricht ist eingeführt und vieles Andere auch noch — wie sollen wir Schneider's Frage beantworten? — Auf dem „einsamen Dorfe" pflegt sich auch der Pfarrer und der Arzt um so wohler zu fühlen, je gebildeter er ist. Warum soll das nicht auch von dem Lehrer gelten? Gerade dem Einsamen sind jetzt Quellen erschlossen, aus denen der ehedem ausgebildete Dorfschullehrer nicht schöpfen konnte. Und andrerseits ist die neue Bildung so wenig auf den Schein berechnet, sie ist so echt, so solide fundamentirt, durch Jahre langen Unterricht so gefestigt, daß sie auch da ausdauern wird, wo der Lehrer nur selten geistigen Austausch mit gleichgebildeten Männern pflegen kann. Zudem ist der Lehrer nie so einsam wie mancher Dorfarzt und Landpfarrer. Und diese beiden Leute können künftig getrost mit dem Lehrer . . . sagen wir „verkehren", soweit sie nicht so vernünftig sind, es jetzt schon zu thun. Die Einsamkeit also schreckt uns nicht. Noch weniger aber droht daraus Gefahr, daß etwa der höher gebildete Lehrer am Unterrichten der Kinder keine Freude mehr finden könnte. Ich meine, wer diesen Beruf gewählt hat, wie man eben einen Beruf wählen soll, der wird sich als Lehrer der Dorfkinder sagen können: „Doch lieber mit Kindern von Berufswegen zu thun haben, als mit Patienten, wie der Arzt, mit alten Sündern, wie der Pfarrer, oder mit prozessirenden Starrköpfen, wie der Richter!" Seine Thätigkeit liegt auf ganz ähnlichem Niveau, wie die recht aufgefaßte des Landpastors. Mangelt es der Kirche aber an denen? — Nur eins ist sorgenvoll zu erwägen. Höhere Bildung führt mit Recht zu einer höheren Lebenshaltung. Es muß deshalb dafür Sorge getragen werden, daß der Segen des Bosse'schen Lehrerbesoldungsgesetzes den Landschullehrern nicht, wie jetzt noch vielfach geschieht, durch die Ver-

*) Schneider, Lebenserinnerungen Seite 319.

schiedenheit der örtlichen Zulagen verkürzt werde; und auch darüber hinaus werden noch weitere Gehaltszulagen in Aussicht genommen werden müssen.

Die Reform der Seminare fällt in eine Zeit schweren Lehrermangels. Das war auch bei der Schneider'schen Reform der Fall. Damals trug der innere Fortschritt nicht wenig zur Hebung des Mißstandes bei. Aber Falk wurde auch damals mit äußeren Mitteln vom Finanzminister ausgiebig unterstützt. Hätte es daran gefehlt, die Reform wäre mißglückt. Ein Wagniß ist auch die neue Studt'sche Reform. An inneren Schwierigkeiten kann ihr Glücksschiff nicht scheitern. Dazu ist es zu besonnen geleitet und zu fest gefügt. Wird man aber die Reform sich auch äußerlich etwas kosten lassen, wird man vor allem Anderen am rechten Orte die dringend nöthigen neuen Seminare bauen und die erforderlichen, wissenschaftlich tüchtigen Lehrer dafür gewinnen?

„Die Kulturaufgaben dürfen keinen Aufschub erleiden" ist ein Wort, das der Herr von Miquel nicht mehr hat einlösen können. Wird es sein Nachfolger zur That machen?

Kann der Zeugeneid aus Fahrlässigkeit verletzt werden?

Von

Landgerichtsrath **Thomsen** in Altona.

Durch die bejahende Antwort, die Strafgesetzbuch, Rechtsprechung und Wissenschaft auf obige Frage ertheilen, wird man sich nicht für abgefunden erachten dürfen, wenn sich zeigen läßt, daß diese Antwort von Prämissen ausgeht, die das Wesen des Zeugenbeweises verkennen und in Folge dessen auch mit der Bedeutung des Zeugeneides nicht in Einklang gebracht werden können.

Es sei mir gestattet, dem Versuch, einen solchen Konflikt nachzuweisen, einige der Praxis und dem Leben entlehnte Beispiele zu Grunde zu legen.

Als Einleitung aber mögen zwei Aussprüche des Reichsgerichts dienen, der eine, aus dem Jahre 1881, welcher besagt, „daß die Fahrlässigkeit beim Falscheide eine eigenthümliche, von anderen Fahrlässigkeitsdelikten abweichende Bedeutung hat“ *), während ein zweiter, zwei Jahre später, ebenfalls in Betreff der Fahrlässigkeit beim Falscheide ergangener, dahin lautet: „Die Voraussetzungen für Annahme der Fahrlässigkeit sind hier die gleichen wie bei anderen Delikten“ **), immerhin ein Widerspruch, der auf die Unsicherheit der Grundlagen, auf denen das Dogma vom fahrlässigen Falscheide ruht, einiges Licht wirft. Und nun zu meinen Beispielen.

Die Obsthöferin D. hatte als Zeugin eidlich ausgesagt, sie habe den ihr gegenübergestellten Fabrikarbeiter N. niemals gesehen und war bei dieser Aussage verblieben, obwohl N. behauptete, mehrfach Einkäufe bei ihr gemacht zu haben. In der deshalb wegen fahr-

---

*) Entsch. IV S. 316 (III. Strafsenat).
**) A. a. O. VIII S. 111 (III. Strafsenat).

lässigen Falscheides wider sie eingeleiteten Untersuchung wurde der Nachweis erbracht, daß N. einige Monate bevor Frau D. als Zeugin vernommen war, an einem näher bezeichneten Tage sich unter die den Verkaufsstand der Frau D. umgebenden Schau- und Kauflustigen gemischt und von ihr ein paar Aepfel erhandelt hatte und daß, während dies geschah, Gesicht und Blicke der Frau D. auf ihn gerichtet gewesen waren. Frau D. wurde darauf hin wegen fahrlässigen Falscheides verurtheilt, und zwar stützte sich das Urtheil auf den angeführten Sachverhalt und die Erwägung, daß die Angeklagte bei Anwendung desjenigen Maßes von Sorgfalt, Achtsamkeit, Umsicht und Ueberlegung, wozu das eidliche Gelöbniß, nach bestem Wissen die reine Wahrheit zu sagen, sie verpflichtete, die vorbehaltlose Behauptung einer unwahren Thatsache vermieden haben würde.

Diesem Falle eines auf Grund einer negativen Aussage ergangenen Urtheils, der als Paradigma einer in Theorie und Praxis weit verbreiteten Auffassung wird gelten dürfen, sei das Beispiel einer positiven Behauptung angereiht, die, wenn sie Inhalt eines eidlichen Zeugnisses und Gegenstand einer Anklage wegen fahrlässigen Falscheides geworden wäre, muthmaßlich eine ähnliche Beurtheilung würde erfahren haben.

Als ich mit dem Forsteleven X. auf dem Wege zum Bahnhofe zu Y. begriffen war, fuhr ein Hotelomnibus in gleicher Richtung an uns vorüber. „Onkel Z.!" rief plötzlich mein Begleiter im Ton freudiger Ueberraschung aus. „Wahrhaftig", fuhr er dann fort, während er das Innere des Wagens scharf musterte, „er ist es, und nur seine Kurzsichtigkeit hindert ihn, uns zu bemerken; aber noch einige Minuten und wir werden uns die Hände schütteln!" Völlig ahnungslos eilte der frohbewegte Neffe einer alsbaldigen Enttäuschung entgegen: es erwies sich, daß ihn die Aehnlichkeit eines der im Omnibus sitzenden Reisenden mit seinem Verwandten irregeleitet hatte. „Ich hätte den heiligsten Schwur gethan, daß es der Onkel war!" wiederholte er einmal über das andere, noch immer der Nothwendigkeit widerstrebend, seinen Irrthum zu erkennen. Wir schieden von einander, ich im Hinblick auf die in puncto fahrlässigen Falscheides übliche Judikatur mit einer wohlmeinenden Verwarnung, der Neffe mit der zustimmenden Betheuerung, sich dieses Vorkommniß zeitlebens zur Lehre dienen zu lassen.

Einige Jahre nach der zuletzt mitgetheilten Begebenheit wurde

der Hufschmied H. von der Strafkammer zu . . . wegen Jagdvergehens verurtheilt. Das Beweisverfahren brachte die Schuld des Angeklagten zu voller Gewißheit und der Angeklagte war zum Ueberfluß nach Verkündung des Urtheils geständig. Unter den Belastungszeugen befand sich ein Forstbeamter, der eben erwähnte vormalige Forsteleve X. Bei seiner Vernehmung vom Richter befragt, ob er sich getraue, die Identität des Angeklagten mit dem Individuum, das den Schuß auf das Wild abgegeben habe, mit voller Bestimmtheit zu versichern, erwiderte der Zeuge, daß er sich außer Stande sehe, diese Frage ohne Weiteres schlechthin mit Ja oder Nein zu beantworten. Dank der normalen Beschaffenheit seiner Gesichtswerkzeuge und der Nähe des Standorts, von wo aus er den Schützen ins Auge gefaßt habe, erscheine ihm zwar die Möglichkeit, sich in dessen ihm schon von früher her bekannten Person geirrt zu haben, so vollständig ausgeschlossen, daß er sich zu einer Verneinung der an ihn gerichteten Frage nur ungern würde entschließen können, indem er glaube, befürchten zu müssen, durch die Erklärung, er getraue sich nicht, die Identität des Angeklagten mit dem Schützen mit voller Bestimmtheit zu versichern, dem Ausdruck seiner Ueberzeugung, in ihm den Angeklagten erkannt zu haben, eine Abschwächung zu bereiten und den Anschein zu erwecken, als hege er selber zu der Untrüglichkeit seiner Wahrnehmung nicht die volle Zuversicht. Andrerseits könne er im Hinblick auf die menschliche Fehlbarkeit, der auch er unterworfen sei, nicht wünschen, die erhöhte Verantwortung auf sich zu nehmen, welche mit der über den Ausdruck der persönlichen Ueberzeugung hinausgehenden Form einer absoluten Versicherung etwa verknüpft sein möchte. Er bitte daher, falls er aus der Thatsache der Fragestellung folgern dürfe, daß im Bereich prozessualischer Grundsätze die Möglichkeit gegeben sei, den angedeuteten Konflikt zu lösen, um eine Belehrung darüber, wie er sich zu verhalten habe, um in der Erfüllung seiner Zeugenpflicht weder zu wenig noch zu viel zu thun.

Es ist bei der obwaltenden Sachlage nicht wahrscheinlich, daß der Unterschied zwischen der Behauptung, es sei sicher, daß er den Angeklagten erkannt habe und der Behauptung, er sei sicher, den Angeklagten erkannt zu haben, dem Zeugen in den Sinn gekommen sein würde ohne die kritische Schärfung, die seine Urtheilskraft der Begebenheit am Bahnhofe zu Y. zu danken hatte. Bei Personen von dem muthmaßlichen Bildungsgrade der Obsthöferin D. wird

sich das Unterscheidungsvermögen in dergleichen Fällen vollends als unzulänglich erweisen. Nichtsdestoweniger ist der Unterschied in abstracto unleugbar vorhanden, wie sich daraus ergiebt, daß die eine Behauptung unwahr sein konnte, ohne daß die andere es darum ebenfalls zu sein brauchte und was er im Gerichtssaal bedeutet, lehrt das gegen die Frau D. gefällte Urtheil, das mit Rücksicht auf die Vorbehaltlosigkeit der Behauptung einer unwahren Thatsache erfolgte und die Verurtheilte kaum getroffen haben würde, wenn sie sich auf die Erklärung beschränkt oder die von ihr abgegebene dahin erweitert hätte, daß sie den Fabrikarbeiter N. „ihres Wissens" niemals gesehen habe. Es wird daher dem Bedenken, auf dessen Beseitigung die Gegenfrage des Zeugen X. abzielte, eine relative Berechtigung immerhin zugestanden werden müssen.

Nun mag des Einen Antwort dahin lauten, Niemand sei so gut als der Zeuge selbst in der Lage, die Zuverlässigkeit der von ihm bekundeten Wahrnehmung zu ermessen und es müsse ihm daher überlassen bleiben, das Maß ihrer Zuverlässigkeit in der Form seiner Aussage zum Ausdruck zu bringen; ein Anderer wird vielleicht meinen, wenn der Angeklagte, wie er zu verstehen gegeben, von der Sicherheit seiner Wahrnehmung vollständig überzeugt sei, so müsse er seine Ueberzeugung auch durch eine Versicherung in positivster Form zu vertreten im Stande sein.

In Wahrheit konnte der Richter zur Ertheilung des allein zutreffenden Responsums nur dann gelangen, wenn er sich das Wesen des Zeugenbeweises und dabei die Grenzen vergegenwärtigte, die dem Zeugniß als Mittel zur Erforschung der Wahrheit gezogen sind.

Um diese durch Natur und Gesetz gezogenen Grenzen zu erkennen, ist es vor Allem geboten, sich die Art der Entstehung und die daraus resultirende Beschaffenheit des Wissens vor Augen zu halten, dessen Offenbarung den Gegenstand eines gerichtlichen Zeugnisses ausmacht.

Unterziehen wir nach dieser Richtung hin die Aussage des Zeugen X. einer Prüfung und fragen wir, auf welcher Grundlage sie zu Stande gekommen ist, so ergiebt sich, daß es sich dabei um eine Reihe verschiedener, wohl zu sondernder Vorgänge handelt. Den ersten bildete der bei dem Zeugen hervorgerufene optische Eindruck der Erscheinung des Hufschmieds H. am Thatort, die Ausprägung seines Bildes auf der Netzhaut des Zeugen. Es folgte im Wege der sogenannten zentripetalen Gehirnaktion, die Ueber-

tragung dieses Eindrucks auf die sein Bewußtwerden vermittelnden Organe, denen die anatomische Topographie ihren Sitz in dem an der Großhirnrinde lagernden Hinterhauptslappen angewiesen hat. Er unterlag nunmehr der sogenannten zentralen Aktion, d. i. der kritischen Verarbeitung und Gestaltung durch die der Funktion des Denkens bestimmten Assoziationszentren, womit sich der eigentliche Akt der Rekognition vollzog und fand endlich in den dem Erinnerungsvermögen als Niederlage dienenden Ganglienkomplexen eine einstweilige Ruhestätte, um demnächst vor dem grünen Tisch in diesem Lagerraum aufgesucht, im Bewußtsein des Zeugen reaktivirt und vermittelst der „zentrifugalen Aktion" in Gestalt der Zeugenaussage der Außenwelt wieder zurückgegeben zu werden.

Wie verhält sich nun „das Wissen", dessen Genesis hier skizzirt ist, zu der Thatsache, die ich als geschehen annehme, daß der Hufschmied H. es war, der den Schuß auf das Wild abgegeben hatte?

Offenbar ist es nicht die, wie man sich ungenau auszudrücken pflegt, bezeugte Thatsache selbst, die den Gegenstand der Wissenschaft des Zeugen und seiner Aussage bildete, sondern lediglich der Eindruck dieser Thatsache, wie er vermittelst der soeben aufgezählten, durch den Eintritt des äußern Geschehnisses in den Wahrnehmungsbereich des Zeugen ausgelösten physiopsychischen Prozesse in dessen Seele Gestalt gewonnen hatte; nicht die längst vergangene, in unabsehbarer räumlicher Entfernung geschehene äußere Begebenheit, sondern ein während der Vernehmung des Zeugen, mithin in der Gegenwart, sich darbietender, in einem bestimmten Körpertheil des Zeugen und innerhalb desselben wiederum in einer bestimmten Region lokalisirter Befund an Erinnerungen und Vorstellungen.

Der durch den hervorgehobenen Gegensatz gekennzeichneten natürlichen Kluft, die zwischen einem in der Vergangenheit liegenden äußeren Vorgange und seiner durch eine wenn auch noch so unmittelbare Wahrnehmung entstandenen Kunde besteht, trägt nun auch das Gesetz in der Fassung der Eidesnorm*) Rechnung.

Wohl verleiht das Gesetz gewissen Personen im Wege der Fiktion die Befugniß, die objektive Wahrheit festzustellen, z. B. dem Richter durch das Urtheil, den Geschworenen durch den Wahrspruch, den Parteien im Zivilprozeß durch den Eid. Dem Zeugenwissen aber stehen keinerlei gesetzliche Titel einer künstlich erhöhten

*) § 61 St. P. O.

Authentizität zur Seite. Vielmehr deckt sich die gesetzliche Bewerthung des Zeugenbeweises mit der Natur der Sache. Das Gesetz heischt von dem Zeugen nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen, d. h. absichtlich zu unterdrücken, und nichs hinzuzusetzen, d. h. absichtlich falsche Angaben zu machen, mit anderen Worten: dem Zeugen liegt es nicht ob, die objektive Wahrheit weder zu erforschen noch festzustellen, sondern allein der Wahrheit zwar nach seinem besten Wissen, aber doch nur nach Maßgabe seines Wissens die Ehre zu geben. Dieses Wissen aber besteht in nichts Anderm, als jenem soeben skizzirten cerebralen Befunde.

Nun versteht es sich von selbst, daß der Zeuge nicht im Stande ist, seiner Aussage eine die natürlichen und gesetzlichen Grenzen ihrer Authentizität überschreitende Bedeutung zu verleihen; auch wenn er es wollte, könnte er es nicht. Seine Behauptungen und Bestreitungen historischer Daten bleiben deshalb, sofern sie sein Wissen wahrheitsgemäß wiedergeben, ihrem natürlichen und rechtlichen Wesen nach, wie ich sie nun wohl kurz bezeichnen darf, Eindruckszeugnisse, positive oder negative, wie absolut die Form, in die er sie kleidet, auch immer geartet sein mag und in diesem natürlich und rechtlich allein möglichen und zulässigen Sinne wird ebenso selbstverständlich auch der Richter sie aufzufassen haben. Die Bestimmtheit der Form, worin ein Zeuge einen Umstand bekundet oder bestreitet, ist daher zwar bis auf einen gewissen Grad geeignet, die Deutlichkeit des dem bekundeten Umstande korrespondirenden positiven oder negativen Eindrucksbildes zu verbürgen und demzufolge dem Zeugniß ein ceteris paribus höheres Maß von Vertrauenswürdigkeit zu verleihen als eine minder bestimmt gehaltene Aussage, aber diese Form kann den Werth des Zeugnisses nur quantitativ, nicht auch qualitativ steigern, denn sie vermag die Beschränkung nicht hinwegzuräumen, die jenem Zeugniß sowohl von Natur als von Rechts wegen unabänderlich anhaftet.

Der Zeuge X. brauchte demnach seiner Geneigtheit, die Identität des Schützen mit dem Angeklagten mit vollster Bestimmtheit zu versichern, keinen Zwang anzuthun und sich darin weder durch den Gedanken an die dem Richter ohnehin bekannte und daher von ihm bei der Würdigung des Zeugnisses in Rechnung zu ziehende allgemein menschliche Fehlbarkeit, noch auch durch die Erinnerung an den auf dem Bahnhof zu Y. ihm widerfahrenen Irrthum irremachen zu lassen. Eine Verantwortung konnte ihm ver-

möge der einer Zeugenaussage als Beweismittel natürlich und gesetzlich beschiedenen Virtualität durch eine der Bestimmtheit des in ihm haftenden Eindrucks entsprechende Bestimmtheit seiner Aussage nicht erwachsen, falls er sich in der Person des Thäters dennoch getäuscht haben sollte. Mochte also der Zeuge X. seine Aussage getrost in der positivsten Fassung einer thatsächlichen Feststellung beschaffen, er ward dadurch seiner Zeugenpflicht gerecht, wohlgemerkt, nicht weil die Aussage der objektiven Wahrheit entsprach, sondern weil und insofern als sie den Eindruck richtig wiedergab, den die von ihm beobachtete Thatsache in seiner Seele zurückgelassen hatte.

Daher ist es unrichtig, wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, die objektive Unwahrheit einer Aussage als ein Begriffsmerkmal des Mein- und Falscheides betrachtet. Vielmehr macht sich der Zeuge einer absichtlichen Verletzung seiner Pflicht, die darin besteht, nach bestem Wissen die reine Wahrheit zu sagen, dadurch schuldig, daß er Behauptungen aufstellt in dem Bewußtsein, daß sie seinem besten Wissen zuwiderlaufen, oder Thatsachen verschweigt in dem Bewußtsein, daß sie einen Bestandtheil seines besten Wissens ausmachen und wenn er dadurch sein bestes Wissen verleugnet. Demgemäß würden Frau D. und der Forsteleve X., wenn sie ihrer Ueberzeugung zuwider bezeugt hätten, erstere, sie habe den Fabrikarbeiter N. gesehen, letzterer, sein Onkel habe sich nicht im Hotelwagen befunden, einen Meineid geleistet haben, obwohl ihre Aussagen mit der objektiven Wahrheit im Einklang gestanden haben würden*).

Es ist bisher nur von solchen Eindrücken die Rede gewesen, die unmittelbar von sinnlichen Wahrnehmungen herrührend, sich gleichsam als Spiegelbilder solcher Wahrnehmungen in der Seele des Zeugen eingeprägt haben. Sie entsprechen den „mit den eigenen Sinnen wahrgenommenen Vorgängen", die man gemeinhin als Gegenstand eines Zeugnisses zu bezeichnen pflegt. Es giebt jedoch noch eine Reihe anderer, mehr oder weniger spontan entstehender psychischer Vorgänge und Zustände, die, sei es in Gestalt der Reflexe, die sie in der Seele des Zeugen zurückgelassen haben, sei es, wenn sie im Augenblick der Zeugenvernehmung

*) Allerdings wird es nur bei ganz außergewöhnlicher Sachlage ohne Verletzung der objektiven Wahrheit zur Einleitung einer Untersuchung kommen. Um so diskutabler ist de lege ferenda die Frage: ob hier nicht die Annahme eines bloßen Versuchs geboten sei.

Existenz erlangen, unmittelbar als Objekt der Zeugenaussage zu dienen geeignet sind. Sie sind fast in jedem Zeugniß anzutreffen. Man denke nur an die Fälle, wenn ein Zeuge veranlaßt wird, sich darüber auszusprechen, ob ihm der eine oder andere Umstand besonders auffällig gewesen sei, ob er eine von ihm gemachte Beobachtung nicht mit einem früheren Vorkommniß in Beziehung gesetzt, ob ihn ein Begegniß erschreckt, ob er dabei seine volle Besinnung bewahrt habe u. dergl. mehr.

In diese Kategorie von Aussageobjekten gehört auch das kritische Verhalten des Zeugen den in seiner Seele vorhandenen Eindrucksbildern gegenüber. Es ist zwar die Aufgabe des Richters, die Beweiskraft des geistigen Augenscheins, den er vermittelst der Zeugenvernehmung in der Seele des Zeugen vornimmt, abzuschätzen und zu ermessen, ob und inwieweit dadurch der Feststellung des Beweisthemas eine geeignete Grundlage geboten wird; allein auch der Zeuge selbst ist je nach dem Maße seiner Intelligenz befähigt, eine solche Prüfung seines eigenen Wissens vorzunehmen, ja dank der oft genug darin enthaltenen Imponderabilien, deren Verkörperung unter Umständen nur einer höheren Befähigung im mündlichen Ausdruck würde gelingen können, vielleicht gar noch besser, als sie der Richter auf dem häufig recht holperigen Umwege der Vernehmung zu Stande bringt. Daher wird es dem Richter in der Bildung des eigenen Urtheils in vielen Fällen förderlich sein, neben dem Referat des Zeugen auch die Begutachtung dieses Referats aus dem Munde des Zeugen zu vernehmen. In der Aussage geistig minderentwickelter Zeugen pflegt sich ohnehin Reproduktion und Kritik unbewußt in der Aussage zu vermengen.

Auch dieser Titel stand dem Zeugen X. zu Gebote, um ohne Rückhalt und Bedenken zu versichern, was er für wahr hielt, den Hufschmied H. in der Person des Wilderers erkannt zu haben. Man darf dabei nur nicht vergessen, daß der Zeuge nur verpflichtet ist für die Wahrheit seiner „thatsächlichen“ Angaben einzustehen und daß er nicht auch für die Richtigkeit eines von ihm abgebenen Gutachtens haftet, sondern nur für die Wahrheit der Thatsache, daß er so geurtheilt hat oder so urtheilt.

So verrathen die Skrupel des Zeugen X., durch die eine Form der von ihm ventilirten Alternative seiner Aussage einen wesentlich verschieden gearteten Inhalt zu geben, als durch die andere, zwar den reflektirenden Laien, dessen Einsicht den geistigen Standpunkt des jugendlichen und unerfahrenen vormaligen Forst-

eleven wie auch den einer einfachen Frau aus dem Volke überholt hat, aber der Zeuge bleibt mit seiner aufgeklärten Auffassung dennoch in der Halbheit der Laienhaftigkeit stecken, während der schlichte gemeine Menschenverstand, indem er so subtile Distinktionen arglos ignorirt, sich unbewußt der wissenschaftlichen Auffassung anpaßt.

Um nun von der dem Zeugen X. ertheilten Belehrung noch eine nähere Nutzanwendung auf den Fall der Obsthökersfrau D., sowie auf den Vorgang am Bahnhofe zu Y., falls dieser Gegenstand einer Anklage wegen fahrlässigen Falscheides geworden wäre, zu machen, so gilt es, sich zu vergegenwärtigen, daß die oben dargelegten, die Entstehung des Zeugenwissens vermittelnden Prozesse häufig einen von dem normalen, wovon der soeben erörterte Fall ein Beispiel lieferte, abweichenden Verlauf nehmen. Dies trifft zunächst schon zu auf ihr erstes Stadium, den peripheren Sinneseindruck, dem es je nach der Beschaffenheit der dabei thätigen Sinnesorgane vielfach mehr oder weniger an Genauigkeit gebricht, falls er nicht gar völlig versagt. Ich habe hier um so weniger Anlaß, auf diese nicht ungewöhnliche Anomalie näher einzugehen, als sie für die Gesichtswerkzeuge des Zeugen X., der sie als normal bezeichnet und dessen Beruf einen guten Zustand des Gesichtssinns voraussetzt, auch bezüglich seiner falschen Beobachtung am Bahnhofe zu Y. nicht in Betracht kommt. Ob die Obsthökerin D. nicht vielleicht mit einer myopia maligna behaftet war, die sie hinderte, die Gesichtszüge des Fabrikarbeiters N. zu erkennen, obwohl er unmittelbar vor ihr stand, scheint überall nicht Gegenstand einer Prüfung gewesen zu sein; doch will ich gelten lassen, daß auch bei dieser Zeugin die Entstehung des peripheren Sinneseindrucks ohne Störung vor sich gegangen ist.

Einen desto größeren Werth lege ich darauf, hervorzuheben, daß die normale Verwirklichung dieses Vorganges noch keineswegs auch einen günstigen Verlauf der Prozesse verbürgt, die der Aufnahme des peripheren Eindrucks in die intellektuelle Sphäre zu dienen bestimmt sind.

Um dies einzusehen, braucht man sich nicht erst in die Betrachtung der durch die neueren Forschungen unserer Erkenntniß erschlossenen subtilen und verwickelten Organisation unseres Cerebralsystems und seiner Funktionen zu versenken; es genügt, sich die Erfahrungen zu vergegenwärtigen, die das tägliche Leben jedem einigermaßen aufmerksamen Beobachter zu Theil werden läßt.

Diese Erfahrungen lehren, daß das Verhalten der Hirnsubstanz äußeren Sinneseindrücken gegenüber eine Stufenleiter aufweist, die je nach der Beschaffenheit der Ursache des Eindrucks, der ihn begleitenden Umstände und der allgemeinen und momentanen leiblichen und geistigen Disposition des Empfängers, von der Gestaltung, die man als einen unauslöschlichen Eindruck zu bezeichnen pflegt, herabsteigt bis zu der absoluten Passivität, die den sinnlichen Eindruck augenblicklich wieder dahinschwinden läßt, ohne daß er überhaupt zur geistigen Perzeption gelangte.

Einen selbsterlebten Fall dieser Stufe theilt der Verfasser einer kürzlich erschienenen Abhandlung aus dem Gebiet der Gehirnanatomie mit. Er war auf öffentlicher Promenade einem Bekannten begegnet und hatte dem Vorübergehenden, während dieser ihn grüßte, die Blicke zugewandt und auch den Gruß erwidert, ohne, in Nachsinnen über ein wissenschaftliches Problem versunken, wie er es damals gewesen war, sich des beschriebenen Vorkommnisses auch nur im Geringsten bewußt geworden zu sein. Er bezeichnet den Zustand, worin er sich im Augenblick der Begegnung befunden habe, mit dem Ausdruck „Seelenblindheit". Ohne das Verdienst dieser Wortbildung schmälern zu wollen, kann ich nicht umhin, dabei einer der alltäglichen Redeweise schon längst geläufigen Wendung zu gedenken, die dem neuerfundenen Terminus nicht unebenbürtig ist, der Wendung „sehend blind sein". Es geht schon aus der Häufigkeit ihrer Anwendung hervor, daß wir es in einer Bethätigung des Gesichtssinns, die auf das Stadium der Erregung eines ausschließlich peripheren Reizes beschränkt bleibt, ohne sich durch das Komplement der cerebralen Innervation zum eigentlichen Sehen zu vervollständigen, durchaus nicht etwa mit einer auf das Gebiet des ganz Außerordentlichen zu verweisenden Erscheinung zu thun haben.

Bei weitem ausgedehnter ist ohne Frage das Gebiet derjenigen Fälle, in denen, wenn auch die Reaktion des Hirns auf den äußern Reiz nicht vollständig versagt, der Eindruck derselben auf das anatomische Substrat ein größeres oder geringeres Maß von Oberflächlichkeit doch nicht überschreitet.

Daß auch tiefer wurzelnde Eindrücke durch Zeit und Umstände geschwächt, getrübt, verwirrt, verwischt und dem Gedächtniß sogar vollständig abhanden kommen können, darüber brauche ich kein Wort weiter zu verlieren.

Wer der Bedeutung dieser Vorgänge Rechnung trägt, wird mir darin beipflichten, daß die Thatsachen, die dem gegen die Frau D. gefällten Urtheil zu Grunde liegen, zunächst schon nicht geeignet erscheinen können, die daraus stillschweigend, als ob sie sich von selbst verstände, hergeleitete Schlußfolgerung zu rechtfertigen, daß Frau D. den Fabrikarbeiter N. bei der in Rede stehenden Gelegenheit wirklich gesehen habe, d. h. daß sein Anblick ihr damals überhaupt zum Bewußtsein gekommen sei. Man berücksichtige nur, daß der Fabrikarbeiter N. der Angeklagten bisher fremd war; daß seine Erscheinung, soweit wir erfahren haben, nichts Außergewöhnliches bot, das im Stande gewesen wäre, besondere Aufmerksamkeit zu erregen; daß der geringe Verdienst von einigen Pfennigen, den er ihr verschaffte, ihr ein besonders lebhaftes Interesse für diesen Kunden kaum einflößen konnte und daß seine Anwesenheit nur wenige Augenblicke dauerte, während welcher der Geist der Angeklagten mit dem Gedanken an die Menge der umstehenden, ihrer Abfertigung harrenden Kunden und mit der Hoffnung auf reichen Gewinn so vollauf in Anspruch genommen sein mochte wie der Geist jenes Gelehrten von dem Problem, das ihn im Augenblick der Begegnung mit seinem Freunde beschäftigte. Es würde bei dieser Sachlage die Behauptung der Frau D. den Fabrikarbeiter N. nicht gesehen zu haben, auch nicht einmal ihrer objektiven Richtigkeit nach als widerlegt erachtet werden können.

Gesetzt aber auch, Frau D. wäre sich des Anblickes des N. wirklich bewußt geworden, so machen die angeführten Umstände doch wahrscheinlich, daß der dadurch hervorgerufene Eindruck nur ein flüchtiger gewesen ist, der in dem Zeitpunkt, wo sie als Zeugin vernommen wurde, also einige Monate später, ihr dergestalt entschwunden sein mochte, daß sie, als N. ihr mit der Frage gegenüber gestellt wurde, ob er ihr bekannt sei, ihren Seelenbefund an Erinnerungen an seine Person aus der Zeit vor der Gerichtsverhandlung wahrheitsgemäß nur als einen negativen zu bezeichnen vermochte.

War dies der Fall, so konnte der in den Entscheidungsgründen des gegen sie gefällten Urtheils ihr zum Vorwurf gemachte Umstand, daß sie diesen Befund „vorbehaltlos" in der der historischen Wahrheit zuwiderlaufenden Fassung kundgab, sie habe den Fabrikarbeiter N. niemals gesehen, ihre Zeugnißpflicht nicht verletzen, wenn man nur daran festhält, daß die Fähigkeit eines Zeugen, eine von ihm

wahrgenommene Thatsache zu reproduziren, sich auf die Wiedergabe des Eindrucks, den sie in der Seele des Zeugen zurückgelassen, beschränkt, mag er der von ihm gemachten, sei es positiven, sei es negativen Wahrnehmungen noch so sicher sein und daß die Bestätigung einer darüber hinausgehenden objektiver gearteten Wahrheit dem Zeugenbeweis natürlich und rechtlich versagt ist.

Allerdings, wenn es darauf ankäme, daß ein Zeuge seine Aussage in einer der Entstehung und Beschaffenheit seines Wissens streng konformen Fassung beschaffte, dann hätte beispielsweise der Förster X. die von dem Richter an ihn gestellte Frage, ob er sich getraue, die Identität des Schützen mit dem Angeklagten mit voller Bestimmtheit zu versichern, etwa dahin beantworten müssen, daß er diese Frage nicht anders als mit der dem Zeugenwissen überhaupt vergönnten Sicherheit, auf dieser Grundlage aber mit voller Bestimmtheit zu bejahen im Stande sei. Durch eine so formulirte Erklärung, wodurch der Zeuge seine Aussage lediglich als den Befund seiner Erinnerungen und Vorstellungen hingestellt hätte, würde, falls sich ihre objektive Unrichtigkeit ergeben haben sollte, auch wohl der Richter, welcher die Frau D. verurtheilte, sich für befriedigt erklärt haben.

Frau D. selbst würde muthmaßlich der Verurtheilung entgangen sein, wenn sie die Frage, ob sie den Fabrikarbeiter N. früher gesehen, etwa mit der Erklärung beantwortet hätte, daß in Bezug auf den Fabrikarbeiter N. ihr Gedächtniß tabula rasa sei. Man darf indeß von keinem Zeugen beanspruchen, daß er die Grundlage seines Wissens in ihrer spekulativen Konfiguration zum Ausdruck bringe. Es ist vielmehr Sache des Richters, jene Grundlage sich gegenwärtig zu halten und die Bedeutung und Tragweite der Zeugenaussage danach zu bemessen. Wäre der Richter der Frau D. dieser seiner Obliegenheit gerecht geworden, so würde er sich gesagt haben, daß die Betheuerung der Zeugin, den N. niemals gesehen zu haben, nichts weiteres besagen und bedeuten könne, als daß sie sich nicht bewußt sei, denselben gesehen zu haben, allenfalls auch, daß sie für ihre Person dieses ihr Nichtwissen als eine Gewähr für die objektive Richtigkeit ihrer Behauptung einschätze und in solchem Falle wäre es wiederum Sache des Richters gewesen, den Werth dieses Gutachtens, für den die Zeugin selbst nicht verantwortlich war, zu ermessen. Ebenso ist für die Mahnung, „sich der natürlichen Grenzen des menschlichen Gedächtnißvermögens und der naheliegenden Gefahr

von Irrthümern bewußt zu bleiben"*) nicht sowohl der Zeuge als der Richter die richtige Adresse. Auch einer hierauf abzielenden ausdrücklichen Verwahrung darf sich daher ein Zeuge für überhoben erachten, so gut wie es nach einem bekannten zivilistischen Grundsatz der ausdrücklichen Formulirung einer conditio, quae tacite negotio inest, nicht bedarf.

Sieht man nun aber noch ein wenig näher zu, so zeigt es sich, daß der vermißte Vorbehalt auch in der Form der Aussage vorhanden war. Betrachtet man nämlich, was ohne Frage geboten ist, die Eidesnorm und die Zeugenaussage als ein syntaktisches Ganze, so ist es klar, daß die Aussage in Wirklichkeit nicht anders erfolgt als unter dem in der Eidesnorm enthaltenen ausdrücklichen Vorbehalt: „nach bestem Wissen", mit anderen Worten: die außer dem Zusammenhang mit der Eidesnorm als eine absolute Feststellung, den N. niemals gesehen zu haben, formulirte Aussage der Frau D. stellt sich unter Beobachtung des dem Sinne nach unzweifelhaft vorhandenen Zusammenhanges als eine Erklärung des Inhalts dar, daß die Zeugen ihres — besten — Wissens den N. niemals gesehen habe, und so wäre im Grunde nur ein bischen Grammatik vonnöthen gewesen, um die Existenz eines Vorbehalts zu erkennen, dessen vermeintlichen Mangel die Obsthökersfrau auf einige Monate ins Gefängniß führte. Ja, bei genauer Analyse der nach der Auffassung des Richters „vorbehaltlos" abgegebenen Versicherung der Zeugin, sie habe den N. niemals gesehen, stellt sich heraus, daß das Zeugniß mit nicht weniger als drei Klauseln versehen war oder als versehen gelten durfte: mit der in der natürlichen und gesetzlichen Beschränkung des Zeugenwissens enthaltenen, mit der ausdrücklichen der Eidesnorm und mit demjenigen Vorbehalt, der sich aus dem gutachtlichen Charakter der Aussage abstrahiren läßt.

Was hier von dem negativen Zeugniß der Obsthökerin D. gesagt ist, gilt mutatis mutandis auch von der objektiv unrichtigen positiven Behauptung des Forsteleven X., seinen Verwandten im Hotelwagen zu Y. erblickt zu haben, falls sie Gegenstand einer Zeugenaussage und einer Anklage wegen fahrlässigen Falscheides geworden wäre. So gut als die Unzulänglichkeit der Hirnfunktionen peripheren Sinneseindrücken gegenüber sich durch ein passives Verhalten, wie im Falle der Frau D., äußern kann, so gut kann sie sich gelegentlich dadurch erweisen, daß unter Mitwirkung von Ur-

*) Entsch. d. R. G.'s 8. S. 109.

sachen der oben angedeuteten Art eine korrekte periphere Perzeption falsche zentrale Bilder selbst von entschiedenstem Gepräge hervorruft. Versehen dieser Art — und auf akustischem Gebiet verhält es sich ebenso — gehören zu den täglichen Vorkommnissen. Es verkörpert sich in ihnen ein Tribut der menschlichen Unvollkommenheit an den Irrthum, dem auch das redlichste Widerstreben gegen die Unterwerfung unter seine Herrschaft sich nicht ganz zu entziehen vermag. Auch die hier unterstellte Aussage, wie bestimmt, absolut und vorbehaltlos sie auch formulirt worden wäre, hätte prozessualisch immer nur als die Versicherung gelten dürfen, Zeuge habe durch den Anblick des Reisenden so lebhaft und entschieden den Eindruck empfangen, seinen Verwandten vor sich zu sehen, daß an der Richtigkeit seiner Wahrnehmung auch nicht der leiseste Zweifel in ihm aufgestiegen sei.

Es würde ja auch ungerecht sein, dem jugendlichen X. wie der zu scharfen Beobachtungen vielleicht nicht veranlagten Frau D. einen Vorwurf aus einer objektiv unrichtigen Wissenschaft zu machen, die sie genau durch die nämlichen Mittel erlangt hatten, als der ältere X. seine objektiv richtige.

Es sei denn, daß ein Zeuge verpflichtet wäre, für das Zustandekommen richtiger, mit der objektiven Wahrheit übereinstimmender Eindrücke der in Rede stehenden Art Sorge zu tragen. Dies aber ist schon deshalb nicht der Fall, weil eine Verantwortlichkeit aus seiner Zeugenschaft ihm erst von dem Augenblick an erwachsen kann, wo er als Zeuge förmlich verpflichtet wurde. Die oben im Einzelnen aufgeführten, die Entstehung des Zeugenwissens vermittelnden Prozesse pflegen aber der Verpflichtung des Zeugenwissens voran zu gehen. Der periphere Sinneseindruck, die sich seiner bemächtigende zentripetale und zentrale Gehirnaktion sind vor der Verpflichtung des Zeugen zum Abschluß gelangt; diese hebt erst an, nachdem sich die Ueberführung des Eindrucks in die dem Gedächtniß als Lagerraum dienenden Organe, vielleicht schon lange Zeit vor der Vernehmung vollzogen hat und nachdem er hier möglicherweise vielfachen Störungen und Verdunkelungen ausgesetzt gewesen ist. Ein fahrlässiges Verhalten des Zeugen könnte also erst von dem Augenblick an statthaben, wo es dem Zeugen obliegt, sich des zerebralen Depots in möglichster Vollständigkeit zu versichern und durch seine Aussage den Richter der Kenntniß desselben theilhaftig zu machen.

Nun ist der Zeuge allerdings verpflichtet, sich mit der vollen

Anspannung seiner geistigen Kräfte dieser Aufgabe zu unterziehen. Er soll daher bemüht sein, sowohl seinem Erinnerungs- als seinem Urtheilsvermögen die höchsten Leistungen abzugewinnen, um sein Wissen sowohl, falls es dunkel, verschwommen oder latent ist, zu klären, als auf die Nützlichkeit der verschiedenen Bestandtheile seines Wissens für den Gegenstand des Zeugnisses zu prüfen. In diesem, aber auch nur in diesem Sinne liegt es dem Zeugen ob, die Wahrheit zu erforschen. Es ist die nämliche Erforschung der Wahrheit, die auch der Prüfungskandidat sich angelegen sein läßt, wenn er sein Gedächtniß und seine Urtheilskraft anstrengt, um seine Kenntnisse in günstigem Licht zu zeigen. Es besteht aber zwischen Beiden ein wesentlicher Unterschied. Vom dem Prüfungskandidaten beansprucht man ein gewisses Maß des Wissens. Er scheitert, wenn er falsche Antworten giebt oder wenn es ihm nicht gelingt, seine etwaigen schlummernden Kenntnisse in seinem Bewußtsein zu erwecken, mag er sich auch noch so sehr anstrengen oder wenn er den Zusammenhang dieses oder jenes Bestandtheils seiner Kenntnisse mit der Materie, die er darlegen soll, nicht erkennt. Der Zeuge aber erfüllt seine Pflicht, wenn er nach bestem Wissen die Wahrheit sagt, mag dieses Wissen noch so geringfügig und geringwerthig sein. Läßt ihn sein Gedächtniß in Stich, es fällt ihm nicht zur Last. Reicht sein kritisches Vermögen nicht aus, die Beziehung ihm bewußter Umstände zu dem Gegenstande seiner Vernehmung zu erkennen, so gereicht ihm ein solcher Mangel nicht zum Vorwurf und die Ansicht, „daß wer einen erheblichen Thatumstand bona fide verschweigt, fahrlässig handele, wenn er sich bei Anwendung der einem Zeugen obliegenden Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Erheblichkeit der Thatsache bewußt sein mußte“ *), richtet sich schon dadurch, daß ein Verschweigen eine vorsätzliche Verletzung der Pflicht, die Wahrheit zu sagen, voraussetzt. Zeuge und Prüfungskandidat ähneln sich auch darin, daß die Umstände, unter denen sich ihre Thätigkeit vollzieht, einer geistigen Konzentration nicht selten mehr oder weniger ungünstig sind: die Zeit zur Ueberlegung ist ihnen regelmäßig nur knapp zugemessen und das Ungewohnte ihrer Umgebung und andere Verhältnisse wirken leicht störend ein. Diese Lage wird dem Kandidaten indeß nur bedingungsweise zu Gute gerechnet, während den Zeugen kein Vorwurf treffen kann, falls sie den Erfolg seiner Anstrengungen schmälert. Entscheidend ist für die Beurtheilung der Frage, ob der Zeuge seine Pflicht erfüllt hat, sein aktuelles, parates Wissen.

*) Oppenhoff, Kommentar zum Strafgesetzbuch Seite 393.

Läßt der Zeuge es andererseits auch nur im Geringsten an der Erfüllung seiner Pflicht fehlen, nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen, so macht er sich schuldig. Das geschieht nicht nur, indem er wider besseres Wissen falsche Angaben macht oder Wahrnehmungen, deren Relevanz ihm bewußt ist, verschweigt, sondern schon dann, wenn er sich irgend eines Mangels seiner Aussage bewußt ist, der ihr die Vollkommenheit seines besten Wissens entzieht. Hegt der Zeuge daher auch nur einen leisen Zweifel an der Richtigkeit oder Vollständigkeit seines Vorbringens oder ist er sich bewußt, daß er durch größere Anspannung seines geistigen Vermögens ein anderes Ergebniß der von ihm anzustellenden Erforschung seines Inneren würde erzielen können, so verletzt er, wenn er dieser Sachlage in seiner Aussage nicht Rechnung trägt, seine Zeugenpflicht, denn jene Umstände bildeten einen Bestandtheil seines besten Wissens, er hat demnach in solchem Falle nicht nach bestem Wissen die Wahrheit gesagt.

Aber offenbar handelt der Zeuge in solchem Falle nicht fahrlässig, sondern vorsätzlich; er macht sich, wenn er sich der Mängel des von ihm kundgegebenen Wissens bewußt ist und es dennoch als sein bestes Wissen giebt, eines Meineides schuldig.

Wo bleibt nun noch ein Raum für die Fahrlässigkeit eines objektiv falschen Zeugnisses? Es könnte höchstens nur noch in Frage kommen, ob der Zeuge sich nicht im Bereich der „zentrifugalen Aktion", in dem Akt der Mittheilung seines Wissens an den Richter, einer Fahrlässigkeit schuldig machen würde, falls er in der Wahl des Ausdrucks ein Versehen beginge; wenn er sich beispielsweise in einem Personen- oder Ortsnamen vergriffe, „rechts" sagte, während er „links" meint und Aehnliches. Es ist meines Wissens indeß nicht vorgekommen, daß auf Grund eines derartigen Lapsus eine Anklage wegen fahrlässigen Falscheides erhoben ist und es ist anzunehmen, daß man auch in Zukunft keine höheren Ansprüche an die menschliche Fehlbarkeit machen wird, namentlich, wenn man bedenkt, wie oft bei einer Zeugenvernehmung Umstände obwalten, die es dem Zeugen erschweren, seine volle Geistesgegenwart zu behaupten. Aber auch hiervon abgesehen, wird man demjenigen, der in solcher Weise fehlt, nicht absprechen dürfen, daß er nach bestem Wissen ausgesagt hat, denn auch in dem hier vorausgesetzten Falle ist sich der Zeuge seines Irrthums nicht bewußt und handelt nicht wider besseres Wissen.

Kurz zusammengefaßt geht meine Meinung dahin: Dem

Zeugen ist die Fähigkeit, die Thatsachen selbst, die Gegenstand seiner Wahrnehmung geworden sind, festzustellen, von Natur versagt und er ist nur im Stande, die Eindrücke wiederzugeben, die sie in seiner Seele zurückgelassen haben, für deren mit der objektiven Wahrheit übereinstimmende Gestaltung ihn um so weniger eine Verantwortung treffen kann, als sie seiner Inpflichtnahme als Zeuge vorangeht. Eine weitergehende Fähigkeit mißt auch das Gesetz dem Zeugen nicht bei. Auch das Gesetz verpflichtet ihn nur, nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen, d. h. jene Eindrücke nach bestem Vermögen wiederzugeben, und der Zeuge beschafft demgemäß seine Aussage auch nur mit einem entsprechenden, in der Eidesformel besonders ausgedrückten, ohnehin selbstverständlichen Vorbehalt. Der Zeuge ist in Folge dessen nur für die Uebereinstimmung seiner Aussage mit seinen Eindrücken, nicht auch mit der objektiven Wahrheit verantwortlich, und verletzt durch die Verleugnung jener seine Pflicht auch dann, wenn seine Aussage mit dieser übereinstimmt.

Eine fahrlässige Verletzung seiner Pflicht aber ist nicht denkbar, weil nur zwei Fälle möglich sind: entweder der Zeuge ist sich nicht bewußt, an der Wiedergabe der in seiner Seele haftenden Eindrücke etwas fehlen zu lassen, er erfüllt also seine Aufgabe, nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen, oder er ist sich bewußt, daß er nicht nach bestem Wissen aussagt, dann macht er sich, wenn er solches dennoch versichert, eines Meineides schuldig. Tertium non datur.

Die reichsgerichtliche Judikatur über den hier erörterten Gegenstand findet sich in den Entscheidungen Bd. IV S. 316, VIII S. 109, XII S. 318, XXII S. 298.

Wer diese Entscheidungen und ihre Begründungen näher prüft und mit einander vergleicht, wird sich in der Ansicht nur bestärkt fühlen können, daß das Vergehen des fahrlässigen Falscheides ein lediglich im Wege theoretischer Abstraktion erzeugtes Begriffsgebilde ist, ein Begriffshomunkulus, der nur im Bereich einer fehlerhaften Auffassung von dem Wesen des Zeugenbeweises existiren kann und dem daher die rechtswissenschaftliche Lebensfähigkeit abgesprochen werden muß.

Uebernommen aus: Der Gerichtssaal. Zeitschrift für Strafrecht, Strafproceß, Gerichtliche Medicin, Gefängnißkunde und die gesammte Strafrechtsliteratur. Unter Mitwirkung der Herren Kammergerichtsrath Dr. Appelius zu Berlin, Professor Dr. L. v. Bar zu Göttingen, Reichsgerichtsrath a. D. Dr. M. v. Buri zu Wiesbaden, Professor Dr. A. Finger zu Würzburg, Professor Dr. Kleinfeller zu Kiel, Professor Dr. H. v. Seeger zu Tübingen, Professor Dr. Em. Ullmann zu München, Professor Dr. Zucker zu Prag herausgegeben von Dr. M. Stenglein, Reichsgerichtsrath a. D. zu Leipzig. Band LX. Heft 1. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 1901.

Zu Fritz Reuter's Lebensgeschichte.

Von

Dr. Ernst Brandes.

Unter allen neueren deutschen Dichtern sind wir über Fritz Reuter verhältnißmäßig am besten unterrichtet, nicht bloß deshalb, weil er ein ganz besonders subjektiver Dichter war und mit seinen prosaischen Hauptwerken an die Hauptabschnitte seines Lebens anknüpfte, sondern weil sein fast beispiellos rasch gewachsener und fest begründeter Ruhm neben seiner hervorragend interessanten Persönlichkeit die weitesten Kreise dauernd zu fesseln vermochte. Schon im Oktober 1865, zwölf Jahre nach den ersten Läuschen un Rimels und noch neun Jahre vor Reuter's Tode, erschien Otto Glagau's Buch; nicht sehr zur Freude des Dichters, der an der überscharfen und oft schiefen Kritik seines Biographen noch viel weniger Gefallen finden konnte, als an manchen Irrthümern. Eine ruhigere Auffassung seiner ganzen Persönlichkeit hat Fritz Reuter nicht mehr erlebt; sie bahnte sich erst nach seinem Tode unter Ebert, Wilbrandt und Latendorf an und wuchs dann allmählich ins Ueberschwängliche durch Karl Theodor Gädertz, der neben G. Raatz allerdings die meisten und werthvollsten Bausteine für eine künftige Reuterbiographie geliefert hat. Seine letzte Büchereihe: Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen (3 Bände, bei Hinstorff, Wismar) liegt nun seit Kurzem abgeschlossen vor mit einer Ueberfülle mehr oder minder interessanter Bilder und mit einer Menge größerer und kleinerer Neuigkeiten. Wir verdanken diese in erster Reihe seiner Vertrauensstellung bei den Reuter'schen Erben, aber nicht minder seiner imponirenden agitatorischen Begabung, welche sich an seiner zwar oft unkritischen, aber echten Begeisterung für Reuter gestärkt und schließlich alle heranzuziehen gewußt hat, die irgend etwas über den plattdeutschen Dichter mittheilen konnten oder

etwas von ihm besaßen. Wenn hier nun der Gewinn des letzten Gäderz'schen Sammelwerks für die Reuterforschung überschlagen werden soll, so können naturgemäß nur die größeren und wichtigeren Posten Berücksichtigung finden; aber neben diesem Habet hat dann auch das Debet zu stehen.

Ueber Reuter's Eltern bringt der zweite Band manches Neue.*) Wir lernen dort den hervorragend tüchtigen und energischen Vater unseres Dichters, dessen rastloser Thätigkeitstrieb immer über die Grenzen des bürgermeisterlichen Berufs hinausdrängte, von einer neuen Seite kennen: als einen praktischen und klaren Volksschriftsteller. Schon der Gegenstand der beiden im Auszug mitgetheilten Arbeiten: Kümmelbau und Runkelrübe (II, 5 u. 7) ist bezeichnend genug für den sehr verständigen, aber auch sehr nüchternen Mann, der, wie der Sohn behauptet, nie einen Roman gelesen hat. Das ist gewiß eine richtige Vorstellung seines Wesens, das allem Poetischen und Phantastischen durchaus abhold war; man kann sich von ihm wirklich ebensowenig wie von Goethe's Vater denken, daß er je einen Vers gemacht habe. Ganz anders war die Natur von Reuter's Mutter, voll zartester Empfindung und durchaus kontemplativ. Das zeigt ihr Gedenkbuch, in dem sie nach der Sitte der Zeit eigene Gedanken und Stellen aus Lieblingsschriftstellern zusammentrug (III, 2). Das Leben hatte es ihr schwer genug gemacht; sie blieb nach der Geburt eines zweiten, bald wieder verstorbenen Knaben dauernd gelähmt und mußte sich nun in heldenhaftem Dulden mit schweren körperlichen Leiden und schließlich auch noch mit der äußeren Untreue ihres Gatten abfinden. Gäderz berührt diesen freilich sehr heiklen Punkt kaum einmal, und doch kann man ihn nicht umgehen, wenn man die ganze Seelengröße der Mutter unseres Dichters verstehen will, die auf ihrem Sterbebette noch dem weinenden Gatten bekannte: „Ja, ja, mein Reuter, Du mein Mann, mein Herz und meine Liebe sind Dein!"

Wie sich diese beiden grundverschiedenen Menschen zusammenfanden, erfahren wir jetzt wenigstens zum Theil aus dem Brief-

*) Gäderz bemerkt III, 19, daß von des Dichters Eltern bisher verhältnißmäßig wenig Zuverlässiges überliefert worden sei und beide uns zuerst im zweiten Bande seiner Reutertage auf Grund authentischen Materials in Wort und Bild näher getreten wären. Demgegenüber muß doch mit allem Nachdruck betont werden, daß bereits Gustav Raatz (Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuter's Werken, Wismar, Hinstorff, 1895) recht ausführlich über den alten Bürgermeister und besonders über sein eheliches Verhältniß gehandelt hat. Einzelne Irrthümer sind ihm und seinen Gewährsmännern allerdings untergelaufen.

wechsel des alten Amtshauptmanns Weber mit seinem Jochen, den Gädertz im dritten Bande auszugsweise mittheilt. Darnach müssen sie sich beim Postmeister Toll, des Bürgermeisters besonderem Freunde, kennen gelernt haben. Die Demoiselle Oelpcke scheint bei diesem Erzieherin gewesen zu sein, jedenfalls war sie es vorher beim Pastor Belitz, der von Fischland nach Neunkirchen versetzt wurde, und hat mehrere Jahre in Kirchdorf (so nannte sie es stets) verlebt*). Der kleinen Stadt kam die plötzliche Verlobung (am 23. Januar 1810) freilich recht unerwartet, da die praktischen Vermuthungen nach einer andern Richtung hin gehen mochten. Denn die Oelpcke, sonst ein klein artiges, einnehmendes Mädchen (III, 21) besaß nach Weber's Mittheilung nichts, und auch ihre Mutter, die Wittwe des Stadtrichters (späteren Bürgermeisters?) Oelpcke in Triebsees, ernährte sich nach derselben Quelle nur mühsam, wahrscheinlich doch wohl auch in Stavenhagen. Die ganze Familie ist ziemlich unbekannt geblieben bis auf eine zweite Tochter Christiane, die später an Stelle der schwerkranken Schwester das Hauswesen des Bürgermeisters leitete und bei dem Tessiner Pastor August Reuter, einem Vetter und Jugendgenossen von Fritz, 1856 starb. Viel weniger deutlich ist die Person des Unkel Matthies (Onkel Matthias), eines Mutterbruders von Fritz Reuter, auf dessen abenteuerliche Vergangenheit die hübsche pädagogische Novelle: Von't Pird up den Esel in Schurr-Murr schließen läßt; nach dem Triebseeer Kirchbuch ist er (Johann Matthias) im Januar 1791 geboren. Im Uebrigen beschränkt sich das, was wir von den Oelpckes wissen, auf das Taufzeugniß von Reuter's Mutter, das Latendorf (Zur Erinnerung an Fritz Reuter, Pösneck, C. Latendorf, 1879) nach einem Auszuge aus dem Kirchenbuche (S. 25) mittheilt. Darnach ist Johanna Lovise Sofie Oelpcke (Vater: Nikolaus Gottfried Bernhard Oelpcke, Stadtrichter — die Mutter ist nicht genannt) am 31. Juli 1787 getauft worden, nach der Sitte der damaligen Zeit wohl wenige Tage nach ihrer Geburt. Jedenfalls steht damit das

*) Wir erfahren dies jetzt ganz zufällig aus einem Briefe, den Fritz Reuter 1862 aus Neubrandenburg an den Navigationslehrer Peters geschrieben hat, um ihm für die Uebersendung der Schrift: Das Land Swante-Wustrow oder das Fischland seinen Dank auszusprechen (I^3, 86). Der Dichter hebt dort den gewaltigen poetischen Eindruck, den die Erzählungen seiner Mutter aus jener Zeit auf ihn machten, sehr stark hervor: „Ihre Schilderungen von Einsamkeit, Sturm und dem ewigen Meer hallen noch oft in meiner Brust wieder, und ich höre den Sturmwind rauschen und sehe die Wogen mit den weißen Kämmen sich überstürzen und stehe dabei, wenn der Schiffer sein Weib und seine Kinder nach langer Zeit wiedersieht und die Seltenheiten fremder Länder dem Pfarrer zum Geschenk überbringt."

Jahr 1787 als Geburtsjahr von Fritz Reuter's Mutter unwiderruflich fest, und man begreift nicht, wie Gäbertz sich immer noch dagegen sperren kann. Neuerdings (III, 23, Anm.) beruft er sich auf eine von Bürgermeister und Rath der Stadt Stavenhagen unterzeichnete Urkunde, die den 29. Juli 1789 angiebt! Ein wie geringer Verlaß auf solche Zeugnisse ist, lehrt aber beispielsweise Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, wo im vierten Bande (4. Aufl. S. 411) gegen die Angaben des Begräbnißplatzes auf dem Berliner Invalidenkirchhofe nachgewiesen wird, daß Scharnhorst nicht 1756, sondern 1755, und auch nicht zu Hämelsee, sondern zu Bordenau geboren ist; ebenso macht der Denkstein auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhofe Wilhelm Hensel fälschlich zu einem Linumer statt zu einem Trebbiner (S. 488). —

Die Hochzeit des Bürgermeisters fand schon Ende Februar statt und wurde zusammen mit der des Postmeisters Toll gefeiert, der sich bald nach seinem Freunde entschlossen hatte, seine frühere Wirthschafterin zu heirathen. Er wurde denn auch im November einer von den Taufzeugen bei dem Erstgeborenen des Bürgermeisters, der Hauptzeuge sogar, insofern als der Junge nach ihm — wahrscheinlich im Zusammenhang mit einer alten Familientradition der Reuter — Friedrich genannt wurde.

Die junge Frau hatte indessen, so glücklich sie sich in den neuen behaglichen Verhältnissen auch fühlen mochte, von vornherein Manches zu überwinden, denn ihr Mann brachte ein Kind (Lisette, geboren 1808) mit in die Ehe, dem sie eine zweite Mutter werden sollte und auch wurde. Wir wissen nicht, ob Gäbertz über diese Dinge etwas in den Weber'schen Briefen gefunden hat; eine Ergänzung von Raatz (S. 54) wäre sonst wohl wünschenswerth gewesen. Dafür wird uns die Krankheits- und Leidensgeschichte der armen Frau vom Mai 1816 ab um so ausführlicher mitgetheilt und damit das Bild ihres Zustandes in kleinen Zügen nicht unwesentlich vervollständigt. Sie konnte sich damals wohl schon seit längerer Zeit nicht mehr frei bewegen und mußte in einem von zwei kleinen Mädchen gezogenen Fuhrwerk den kurzen, aber etwas ansteigenden Weg vom Bürgermeisterhause zum Schloß zurücklegen, wenn sie die Amtshauptmännin besuchen wollte. Auch die 1818 entdeckte Heilquelle Stavenhagens, die bald wieder versiegen sollte, half ihr nur insoweit, als sie an Krücken ein paar Schritte gehen lernte und sich Nachts im Bett allein umkehren konnte (!). Im August 1821 verstieg sie sich aber plötzlich schon

drei Meilen weit von Stavenhagen und reiste zu ihres Mannes Bruder nach Jabel, um dort acht Tage zu bleiben (III, 25). Diese überraschende Besserung hielt indeß nicht lange an; eine Wunde in der Brust fing immer wieder an zu bluten und führte nach zeitweisen Erholungen doch schließlich am 19. Mai 1826 zu ihrem Tode.

Diese Berichte stammen meist von Netchen, der Gattin des Amthauptmanns, die an den wechselvollen, aber immer schweren Leiden der ihr nahestehenden, aber dreißig Jahre jüngeren Frau den innigsten Antheil nahm. Vielseitiger und charakteristischer sind die Briefe von Weber selbst, dem Typus des alten tüchigen mecklenburgischen Beamten, der in schlimmen Zeiten unverzagt und mit Umsicht und Treue seine Pflicht that. Er war schon Johanni 1784 als Amtsverwalter nach Stavenhagen gekommen und hatte Ende Juni 1785 die fast zwei Jahre ältere Tochter des wohlhabenden Postmeisters Sohst dort geheirathet. 1793 wurde er zum Amtmann deklarirt und im Jahre 1802 endlich fest angestellt. In dem Patent (III, 3) wirkt das patriarchalische Du, mit dem ihn sein Landesvater Friedrich Franz I. nach dem Brauch der Zeit beglückte, recht ergötzlich. Erst im März 1810, also mit 53 Jahren, erhielt er auf einmüthigen Wunsch des Kammerkollegiums die Stelle des Amthauptmanns und zusammen mit einer schönen Verbesserung seiner Bezüge nun auch die Wohnung im Schloß. Es ist bezeichnend für den alten Herrn, wie er seiner Dankbarkeit für diese gewiß langersehnte Beförderung bei einer guten Bouteille Wein Ausdruck gab: Beim ersten Glas fühlte ich den innigsten Dank gegen meinen Vater im Himmel; das zweite Glas trank ich: Vivat Fridericus Franz; das dritte: Vivant die Herren der Kammer; das vierte: Vivat Mutter! das fünfte: Vivat mein Jochen! das sechste: Vivam ich selbst! (III, 13). In seinem Amt befolgte er den trefflichen Grundsatz des suaviter in modo, fortiter in re; er war immer sanftmüthig und freundlich gegen die Leute, aber da, wo es auf seinen Willen und dessen Befolgung ankam, ernsthaft und nie nachgebend (III, 12). Damit gewann er sich große Hochachtung, aber noch mehr Zutrauen und Liebe, sodaß er in späteren Jahren einmal mit der naiven Liebenswürdigkeit, die ihn namentlich im Alter ausgezeichnet zu haben scheint, bekennen konnte: Wirklich gehört es zu meinen Lebensbegebenheiten, daß die Menschen mit mir meistens spielend und scherzend umgegangen sind. Doch im Vertrauen gesagt, konnte mir auch nichts lieberes begegnen, denn

in solchem Verhältniß wünsche ich von hinnen zu scheiden. Wenn die Leute mal nach diesem von mir sagen: Das war ein guter alter Junge — das ist mir lieber als die Posaune der Fama. — Noch schönere Zeugnisse liefern die Briefe für Weber's rührende, fast sentimentale Liebe für Frau und Sohn. Diese Empfindungsweichheit stammt noch aus einer damals schon vergangenen Zeit, sie wird indeß gehoben und verklärt durch die goldene Kindlichkeit und die wahre Herzensgüte des Schreibers. Aber auch die ganze Breite und Ausführlichkeit der Briefe ist charakteristisch für den behaglichen und gemüthvollen alten Amtshauptmann, wenn er z. B. seinem fernweilenden Jochen die neue Einrichtung und Zimmervertheilung auf dem eben bezogenen Amtsschlosse seitenlang erklärt (III 15 ff.); wenn er des öfteren um seinen geliebten Mark Aurel in Sorge ist, den er sich jahrelang von einem Rostocker Professor geliehen hatte und sich erst 1821 selbst anschaffte (III, 11), oder wenn er — am 21. Mai 1805 — von dem neuen Auditor Reuter berichtet, der in Anfertigung des ihm Aufgetragenen eben nicht sehr schnell sei und auch etwas Rechthaberei zeige, dafür aber wenigstens den Vorzug hatte, daß er bei seinem Vorgesetzten sehr wenig Wein trank, als er vier Wochen lang bei ihm aß (III, 20). Die kleine Bemerkung ist für den späteren Bürgermeister, der sich im Gegensatz zu seinem Sohne stets sehr wenig aus allen geistigen Getränken gemacht hat, ebenso bezeichnend wie für die Genauigkeit und Sparsamkeit Weber's. Diese Eigenschaft des alten Herrn steht denn auch in der wunderlichen und ziemlich langweiligen Zeitungsgeschichte (III, 27) viel mehr im Vordergrunde als die von dem Amtshauptmann selber gefolgerte Klugheit der Bürgermeisterin. Auch sonst interessieren noch ein paar Kleinigkeiten aus den Briefen z. B. über Fritz Sahlmann, der in der Arbeit keineswegs Unerhebliches leistete, aber auch gleichzeitig im Pfeifenzerbrechen. Ebensowenig wie dieser ist übrigens Mamsell Westphalen während der Franzosentid auf dem Schlosse gewesen, wie wir jetzt erfahren. Sie war vielmehr 1805 nach einem zwanzigjährigen Dienste bei Weber's zum Herrn Saniter gegangen, der ihr ein jährliches Gehalt zahlte und außerdem 300 Thaler verschrieb (III, 30); erst nach dessen Tode (1815) kehrte sie wieder zu ihrer alten Herrschaft zurück und blieb ihr nun treu, bis im Jahre 1826 der Amtshauptmann starb und der Hausstand aufgelöst wurde, ohne daß freilich testamentarisch oder sonstwie ihre langjährigen Dienste eine besondere Anerkennung gefunden hätten. Von dem drolligen Verse

schreibt Weber im Mai 1810, er freue sich recht, daß der jetzt Senator geworden sei, denn er sei ein sehr guter Mann; der starke juristische Schatten, den der Rathsherr zum großen Aerger des alten Amtshauptmanns später warf, war also damals noch ganz unentwickelt. Uebrigens wurde Herse erst 1814 Notarius, nachdem er die bis dahin gepachtete Grischow'sche Apotheke abgegeben und für sein neues Amt ein besonderes Examen abgelegt hatte. Von da ab scheint seine Lebensführung, die bei seinem unruhigen, so gar nicht philiströsen Charakter kaum je recht stät gewesen sein dürfte, immer unregelmäßiger und sorgloser geworden zu sein, so daß der Amtshauptmann einmal tadelnd äußert (November 1822, III, 22): Er könnte mehr sparen, wenn er wollte, und mehr verdienen, wenn er weniger herumflatterte. Ein Reitpferd ist das Jahr über sehr theuer und nicht für Geschäfte sondern zum Vergnügen erhalten, erfordert es viel mehr Einnahmen als Herse hat.

So bilden die Weber'schen Briefe, die vielleicht noch ein wenig mehr hätten ausgebeutet werden können, eine werthvolle Ergänzung zu der Franzosentid; sie beweisen aufs neue, daß Fritz Reuter nicht bloß die einzelnen Personen, sondern den ganzen Geist seiner kleinen Heimathstadt vortrefflich erfaßt und in seiner Meistererzählung auch ein ausgezeichnetes Kulturbild geliefert hat.

Ueber Reuter's Schulzeit in Friedland und Parchim sind wir durch die Briefe an seinen Vater seit mehreren Jahren gut unterrichtet. Zu diesen bilden die von Gäbertz (II, 13 ff. und III, 46 ff.) veröffentlichten Stammbuchblätter aus dem Album Reuter's und denen seiner Schulkameraden eine oft recht intime und eigenartige Ergänzung: es wimmelt da von Suiten in der Klasse, Kommersen und anderen Erholungen, die für unseren Dichter ihre Kehrseite in einer schwerlich so lustigen Karzerei hatten. Das vielfach wiederkehrende: Freiheit, Ehre, Vaterland! beweist, wie stark burschenschaftliche Ideen bei Reuter und seinen Kumpanen wiederhallten. Harmloser ist das: Frisch, fromm, fröhlich, frei! Jahns, der mit seinem Turnen besonders in Friedland Eingang gefunden hatte. Die Ausübung dieser in Preußen schon verpönten Kunst hat den Sinn des Gymnasiasten gewiß ebenso wie seinen Körper gestählt und ist später dem Turnreuter in Treptow a. T. sehr zu Gute gekommen. Auch sonst wurden alldeutsche Gedanken im Anschluß an die Freiheitskriege gepflegt, denn Mecklenburg war zu jener Zeit und für den Enthusiasmus der Jugend das Land der Blüchereiche und des Grabes von Theodor Körner. — In

Parchim erlebte Fritz Reuter dann seine erste Liebe und widmete ihr die in diesem Falle stets unvermeidlichen, überschwänglichen Gedichte. Die Probe, die Gäderz (III, 47) davon giebt, ist bezeichnend genug in dem Ton und Rhythmus von Schillers Klage der Ceres gehalten. Demgegenüber besingt das älteste dichterische Produkt Reuter's, das uns erhalten ist, und zwar gleichfalls aus Parchim (I, 1—2), die Geburt irgend einer Tochter, zunächst in Hexametern, dann in anderen Versmaßen. Wir wollen diese Gelegenheitsdichtung auf sich beruhen lassen und auch das nur kurz andeuten, daß Fritz Reuter's erste Liebe, Adelheid Wüsthoff, mit drei Bildern und ihre Eltern mit je einem Bild in die Unsterblichkeit hinübergerettet worden sind. Die jungen und alten Tage erweisen sich bei dieser Gelegenheit und bei vielen anderen als angenehmes literarisches Seitenstück zu der bekannten Woche.

Ueber Reuter's Studentenzeit und ebenso über seine Festungsjahre bringt Gäderz' dreibändiges Sammelwerk wenig Neues. Nachdem vor einigen Jahren nun endlich Fritz Reuter's Briefe an seinen Vater veröffentlicht worden sind, war das auch nicht unbedingt nothwendig. Wir wissen jetzt zur Genüge, daß der junge Student es in Rostock und Jena recht wild getrieben und viel Geld verbraucht hat, was ihm auch garnicht so sehr übel genommen werden soll. Bedenklich ist es nur, wenn Gäderz Reuter's tolle Lebenslust und Schuldenmacherei rechtfertigen will, letztere hauptsächlich damit, daß er in seiner Gutmüthigkeit manchem Kommilitonen größere Summen auf Nimmerwiedersehen geliehen habe! Er war wirklich der etwas rohe und ziemlich verschwenderische Bierreuter, als den ihn sein Vetter August in der Familienchronik (II, 22) schildert, betheiligt an vielen Ausschreitungen und nicht gerade vortheilhaft beleumundet in der ganzen Stadt, nur daß er dann wieder nicht die große, volksrednerartige Rolle bei seinem Abgange spielte, die ihm August Reuter nach mythenhafter Ueberlieferung zuweist.

Ausführlichere Mittheilungen über das Dömitzer Festungsjahr bringt derselbe Band (S. 29 ff.). Sie stammen von der jüngsten Tochter des alten Kommandanten, Anna v. Bülow, und sind besonders dankenswerth, weil sie den kurzgehaltenen letzten Abschnitt der Festungstid nach manchen Richtungen hin gut ergänzen. Vor Allem erfahren wir aus ihnen jetzt etwas Genaueres über Reuter's Festungsliebe und deren Tragik. Die bezaubernde Anmuth Frieda v. Bülow's hatte es dem armen Staatsgefangenen gleich angethan, und so wußte er es denn bald durchzusetzen, daß die Geliebte und

ihr Bruder bei ihm Unterricht erhielten, als sich einiges Zeichen-talent bei ihnen verrieth. Eine günstige Gelegenheit, mit Frieda allein zusammen zu sein, schuf sich Reuter dann dadurch, daß er den Bruder einmal fortschickte, damit er draußen etwas skizzire. Nun erfolgte der übliche Fußfall, aber gleichzeitig trat auch ganz unerwartet der alte Herr v. Bülow ein und bereitete dem glühenden Liebesgeständniß seines Gefangenen ein recht jähes Ende, indem er ihn auf die Wache bringen ließ. Damit war nun das freundschaftliche Verhältniß zur ganzen Familie vorläufig zerstört; erst später, als Reuter bei einem kleinen Brand in der Wohnung des Kommandanten, im Schlosse, mit Umsicht rettend eingriff, löste sich die große Verstimmung, und der Verbannte wurde wieder zu Gnaden angenommen, nachdem er zuvor die schriftliche Erklärung abgegeben hatte, daß ihm die Töchter des Kommandanten, Oberstleutnants v. Bülow, von jetzt an alle gleichgiltig sein würden. In dieser Weise ließ sich nun allerdings dem Herzen nicht kommandiren, und Reuter hat sein Versprechen auch insofern kaum gehalten, als er seiner Angebeteten des öftern ganz unzweideutige Gedichte durch ihren Bruder zustellen ließ. Des gestrengen Vaters wegen zerriß Frieda diese freilich, steckte die Fetzen aber sorgfältig in die Tasche und setzte sie dann mühsam wieder zusammen. So sind uns diese Liebespoesieen Fritz Reuter's erhalten geblieben. Sie haben in der Hauptsache, wie all seine andern hochdeutschen Gedichte auch, nur geschichtliche Bedeutung und Entwicklungswerth, denn jeder literarisch veranlagte junge Mensch wird in Zeiten tiefer Seelenerregung Aehnliches zu Stande bringen. Immerhin macht die Gluth der Empfindung, die die schwersten Entsagungskämpfe ahnen läßt, keinen geringen Eindruck*). In andern Gedichten

*) An den Gedichten hat sich nun auch schon die philologische Konjekturalkritik versucht. So vermuthet Sandvoß in den Preußischen Jahrbüchern (98, III, S. 348 Anm. 2), daß in dem letzten Verse des ersten Liedes:

> Und könnten diese alten Mauern sprechen
> Von ersterer Vergangenheit,
> Und könnten sie mein süß Geheimniß brechen
> Von frühster stummer Liebeszeit —
> Dann sagt Dir tausendmal ein jeder Stein:
> Er liebt Dich ewig treu und wahr und rein —

Zeile 2 statt ersterer: fernester zu lesen sei. Das giebt aber einen verkehrten Sinn, denn es handelt sich gerade um die allerletzte Vergangenheit, die ebenso wie die frühste stumme Zeit ausgefüllt worden ist von der Liebe des Dichters. Es wird deshalb wohl angenommen werden müssen, daß erster hier eine sehr kühne adjektivisch-komparative Weiterbildung von erst ist und soviel wie jüngst bedeuten soll. Dafür dürfte bei sagt der Apostroph ausgelassen sein.

interessirt eine Hinneigung zum Volkston oder eine besonders zarte und weiche lyrische Empfindung, die sich im Lauf des Liedes dann allerdings oft wieder verliert oder vergröbert. Viel zu wenig realistisch sind die Landmannsgedichte, z. B. der dem Vater gewidmete St. Jakobitag (I, 47 ff.), der, wie Gäbertz nicht unrichtig bemerkt, gewissermaßen als eine Vorstudie zu Kein Hüsung betrachtet werden kann. Er hat im Kern schon alle die Fehler und Vorzüge jenes durchaus lyrischen Landmannsepisses, an dem Reuter begreiflicher und doch wieder unbegreiflicher Weise Zeit seines Lebens als an seinem Herzenskinde hing: falsche Sentimentalität und ganz unrichtige Auffassung neben den wahrsten und tiefsten Tönen. Man sieht, wie der Bann der hochdeutschen Poesie, von dem ihn erst der Quickborn Klaus Groth's — zunächst aber nur äußerlich und theoretisch — geheilt haben dürfte, Jahre lang auf Reuter's Talent lastete und ihn mit Kein Hüsung, zum Theil auch mit Hanne Nüte, schließlich noch auf ein falsches Geleis führte, denn nicht die Lyrik war Reuter's Feld, ebensowenig das Drama, sondern allein die Epik.

An die Mittheilungen Anna v. Bülow's, die auch sonst noch allerlei Interessantes bieten, knüpft Gäbertz den späteren Briefwechsel zwischen den Bülowschen Töchtern und Fritz Reuter an. Drei von ihnen (Helmine, Luise und Anna) wandten sich nämlich im Dezember 1857 an den „so beliebten Volksdichter", der ja ein alter Bekannter von ihnen aus der Festung Dömitz sei, und luden ihn nach Schwerin ein. Reuter beantwortete diese Schreiben umgehend in der liebenswürdigsten Weise und dankte auch zwei Jahre später nicht weniger ausführlich, als ihm von den Schwestern der Lieblingspfeifenkopf des alten Kommandanten zu Weihnachten geschenkt worden war. Auch hat er die alten Freundinnen mehrfach in Schwerin besucht, bemerkenswertherweise ohne seine Frau, aber auch ohne seine alte Jugendliebe wiederzusehen, die immer zufällig abwesend war. Das Alles ist deswegen von Bedeutung, weil die wieder aufgefrischte alte Jugendbekanntschaft den Dichter veranlaßt hat, in seiner Festungstid (1862) die Dömitzer Zeit nur ganz kurz zu behandeln und besonders keine Mittheilungen über sein Verhältniß zum Bülow'schen Hause zu machen, was Anna v. Bülow ihrerseits dann natürlich wunderhübsch fand. Dafür enthält die Stromtid in der Figur Frieda v. Rambow's und wahrscheinlich auch in den Personen ihrer drei Schwägerinnen mannigfache Erinnerungen an die Bülow'sche Familie.

Uebrigens ist das Dömitzer Jahr keineswegs so unbedingt sonnig gewesen, wie man nach der Darstellung der Festungstid schließen möchte und wie es auch nach dem Berichte Anna v. Bülow's erscheinen könnte. Aus den Briefen Fritz Reuter's an seinen Vater gewinnen wir zum Theil ganz andere Eindrücke, und es ist im Interesse einer ganz objektiven Auffassung und des wirklichen Thatbestandes zu bedauern, daß Gäderts dem rosenrothen Bild der alten Dame nicht wenigstens ein paar dunklere Striche hinzugefügt hat.

Auch die Tübinger Tage sammt den beiden Heidelberger Semestern erscheinen bei Gäderts (II, 55 ff. u. I, 18 ff.) nicht in dem rechten Lichte. Denn man wird doch schwerlich umhin können, für diese traurige Episode zwischen Reuter's Festungsjahren und seiner Landmannszeit den Bericht seines Vetters Engel (in den Briefen Fritz Reuter's an seinen Vater, II, 196 ff.) zu Grunde zu legen, zumal dieser mit den Briefen im Wesentlichen übereinstimmt.*) Darnach muß er seine Abweisung in Tübingen größtentheils selber verschuldet haben; darnach hat er aber auch in Heidelberg ein so wüstes und stumpfsinniges Leben geführt, daß er unmöglich die Anregung zu seiner späteren Dialektdichtung von hier aus nach Mecklenburg zurückgebracht haben kann.

Mit dem schlimmen Ausgang der Heidelberger Studentenzeit war es entschieden, daß Fritz Reuter nun und nimmermehr das werden würde, was der Vater immer wieder mit mecklenburgischer Zähigkeit gewünscht, wenn auch zuletzt nicht mehr unbedingt gewollt hatte: ein Jurist und damit entweder ein Nachfolger seines Vaters in Stavenhagen oder ein Advokat. Der alte Bürgermeister trug jetzt seine Lebenspläne und seine letzte Hoffnung zu Grabe und sah in seinem Sohne fortan nicht viel mehr als alle die andern, die ihr mitleidsloses: Ut em ward nicks mit Philisterberechtigung bis zum Ueberdruß oft wiederholten. Seine Seele war müde geworden, und wer will ihm das verdenken? So gab er denn auf des Sohnes Bitten alsbald seine Zustimmung, daß Fritz zunächst noch nicht nach Stavenhagen kommen, sondern sich vorerst in Jabel bei seinem geliebten Pastor-Oheim gründlich erholen solle. Das war unter den obwaltenden Umständen gewiß das Beste, und die Jabeler Monate haben denn auch dem innerlich

*) Den Nachweis habe ich in meinem Programm: Aus Fritz Reuter's Leben II, 1901 (Strasburg, Westpr.) S. 49 ff. zu führen gesucht. Für die Dömitzer Zeit vergleiche man den ersten Abschnitt ebenda.

und äußerlich zusammengebrochenen Manne den alten Lebensmuth wiedergegeben. Schon Engel hat in seinem Schlußwort zu den von ihm herausgegebenen Briefen Fritz Reuter's an seinen Vater die Bedeutung dieser Zeit für unsern Dichter gewürdigt und namentlich das frische, fröhliche Familien- und Verkehrsleben im Jabeler Pfarrhause ausgemalt. Gädertz bringt nun im zweiten Bande seiner Reutertage zu diesen mehr intimen und allgemeinen Nachrichten werthvolle Ergänzungen, die vorwiegend Reuters Person betreffen. Wir erfahren da von seiner literarischen Thätigkeit, besonders von seiner Beschäftigung mit Goethe's Faust, den er — etwa nach Art des Devrientschen Hausshakespeares — für die junge Mädchenwelt in Jabel schmackhaft zu machen suchte: der stattliche Quartband von 101 Blättern legt für Reuter's heißes Bemühen sicherlich ein günstiges Zeugniß ab und zeigt seine unverwüstliche Arbeitskraft. Auch sonst war er hier recht in seinem lyrischen Element; er sang auf die schönen Basen manch anmuthiges Lied, von denen uns wenigstens eins noch erhalten ist, ein kleines Seitenstück zum Heideröslein:

Es ging ein Mädchen im grünen Kleid
So einsam auf der braunen Heid',
Da kam ein Knabe gegangen —
Du schönes Mädchen im grünen Kleid,
Was wandelst Du auf der braunen Heid':
Du hast mein Herze gefangen.
Und das sprach er. —

Während ihm das prächtige Pfarrhaus so Geist und Seele anregten und beschäftigten, fand Reuter daneben auch für sein Freundschaftsbedürfniß und seinen Humor im Dorfe Jabel die reichste Nahrung. Namentlich trat ihm der Förster Schlange näher, ein gereifter und tüchtiger Mann, der ein Haus voll lustiger Buben und Mädchen hatte. Die Naturwüchsigkeit und Biederkeit seines Wesens zogen den Gleichgearteten an, und gemeinsame Interessen, auch wohl eine ganz ähnliche Lebensauffassung, schmiedeten einen festen Freundschaftsring. Der Förster wurde denn auch, wie sein Sohn bei Gädertz ganz ausdrücklich gleich zu Anfang mittheilt, ins Pastorat gerufen, wenn Reuter's Leidenszeit periodisch eintrat: also selbst im Pfarrhause zu Jabel, wo er seelisch genas, verlor sein unseliger Dämon nicht die Macht über ihn, der unzweifelhafteste Beweis dafür, wenn es hier eines Beweises überhaupt noch bedürfte, daß seine zeitweilige Trinksucht längst

schon unheilbar war! Der Dichter hat übrigens auch den Namen dieses Freundes in seinen Werken verewigt, in den Läuschen un Rimels zweimal und ebenso oft in der Stromtid, wie Gädertz, II 66 richtig anführt. Etwas noch Wesentlicheres ist ihm entgangen, nämlich, daß in dem „Manuskript eines Romans", der Urgestalt von Ut mine Stromtid, die Figur des Försters Lange in der großen Whistpartie augenscheinlich nach dem alten Jabeler Freunde geschaffen ist. Wie sein Charakter dort aufgefaßt und dargestellt worden, entzieht sich der Beurtheilung, da Gädertz in seinen Reuterreliquieen den Vorläufer von Reuter's größtem Werk fast nur inhaltlich veröffentlicht hat. Lange muß aber, trotz des Inspektors Frisch, an jener Stelle wenigstens eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie später in der Stromtid Bräsig, weil er nach der Abfahrt der beiden andern (von Frisch und Kurz) die tiefe Verstimmung seines Freundes Habermann zu heben sucht; man vergleiche das 22. Kapitel der Stromtid und das Ende des 15. Sehr bemerkenswerth ist es nun, daß Reuter diese Person Schlanges oder Langes in die Stromtid selbst nicht mit hinübergenommen hat, wahrscheinlich um den alten Freund zu schonen, wie sich denn überhaupt in allen seinen größeren Werken die Figur eines Försters nicht findet.

Ganz anders als Schlange hat Fritz Reuter seinen Jabeler Angelgenossen behandelt, den jetzt weltbekannten Köster Suhr, von dem Gädertz II, 63 ff. und III, 52 ff. eine Reihe kleiner Geschichten mittheilt, die die Originalität des Mannes darthun und auch beweisen, daß der Dichter sein Bild richtig getroffen hat. Eine andere Frage ist es allerdings, ob Reuter irgendwie berechtigt war, ja noch mehr: ob er irgendwie zu entschuldigen ist, daß er den zwar komischen, aber doch braven und sehr achtungswerthen Mann mit allen seinen Lächerlichkeiten, noch dazu unter seinem vollen Namen, nicht bloß in den Läuschen un Rimels, sondern auch in der Reis' nach Belligen und in Hanne Nüte abkonterfeit hat. Der Dichter hat sein Unrecht freilich später wieder gut zu machen versucht, als 1859 fast ganz Jabel durch eine große Feuersbrunst verheert wurde, und für Köster Suren un de annern all öffentlich um Beiträge gebeten. Damit söhnte er auch seinen alten Kameraden wieder aus, dem die Unterstützungen besonders reichlich flossen und dem er seinerseits ja auch besonders viel schuldete. Denn in jenen Tagen, als seine Seele wund war und alle Lebensfreudigkeit in ihm darniederlag, wird ihn gerade der Köster Suhr mit seinem

unfreiwilligen Humor und seinem köstlichen Missingsch im Innersten erfrischt haben, wenn beide nach den Stellen auszogen, wo der Bars am besten stand, und stundenlang dort angelten. So kamen in dem prächtigen Pfarrhause, im Förster Schlange, mit dem Fritz Reuter im traulichsten Verkehr durch Wald und Fluren streifte, und nicht zuletzt in dem höchst originellen Köster Suhr alle möglichen Faktoren zusammen, um den zerrissenen Mann gesunden zu lassen und ihm den Uebergang in den neuen Landmannsberuf auf das Günstigste zu vermitteln.

Allerdings sollte noch einige Zeit vergehen, bis es dem alten Bürgermeister schließlich (Anfang 1842) mehr durch einen Zufall gelang, seinen mittlerweile nach Stavenhagen heimgekehrten Sohn bei dem ihm befreundeten Pächter Franz Rust auf Demzin als Volontär oder Strom unterzubringen. Das Leben und Treiben bei diesem vielgereisten, intelligenten und gastfreien Manne schildert seine Tochter Wilhelmine bei Gädertz II, 72 ff. und III, 54 ff. recht ausführlich. Reuter fand in Rust einen Prinzipal, wie er ihn haben mußte, einen Menschen, der voll Klugheit und Lebensgewandtheit auf die Eigenart seines neuen Hausgenossen einging und nicht bloß seinen Anlagen, sondern auch seinem Alter Rechnung trug. Er ließ ihn ruhig zeichnen und malen, so viel wie er wollte, nur daß er ab und zu die Fähigkeiten Reuter's für sich in Anspruch nahm, indem er ihn Pläne und Skizzen von einzelnen Gutsschlägen ausführen ließ. Damit gewann er sich das Zutrauen seines Volontärs und erweckte in ihm gleichzeitig Arbeitstrieb und Selbstzufriedenheit. Fritz Reuter hat dann seinen Lehrherrn auch in einzelne literarische Pläne eingeweiht, und Rust soll gemeint haben, es könne ein großer Schriftsteller aus ihm werden, wenn sein Geist nicht durch den Dämon zerstört würde.

Unter all diesen Sonderbeschäftigungen muß der eigentliche Zweck von Reuter's Demziner Aufenthalt, die Landwirthschaft, unbedingt gelitten haben, und so ist denn unser Dichter in diesem Beruf, nach dem er sich seit Jahren gesehnt hatte, immer mehr Theoretiker geblieben, wenn er es schließlich auch verstand, in Abwesenheit des eigentlichen Herrn ein Gut mehrere Wochen lang zu verwalten. Das Wichtigste ist und bleibt, daß die Landwirthschaft Reuter, wie er selbst sagt, gesund gemacht und ihm frischen Muth in die Adern gegossen hat. Was der Dichter an derselben Stelle (Festungstid Kap. 5) von dem Landmannsberuf rühmt: von Morgens bet's Abends en deipen Trunk frische Luft un Gottes

Herrlichkeit ringsum — wird für ihn ebenfalls von großer Bedeutung gewesen sein; anders steht es — für Reuter wenigstens — mit der Regelmäßigkeit. Statt dessen widmete er sich mit dem tief in ihm begründeten Hange zum Volke den Gutsarbeitern, ging viel in die Häuser der Bauern und Tagelöhner und sammelte dadurch, daß er sich ihnen anpaßte und auf ihre Art überall einging, schon in Demzin seine außerordentlich große Kenntniß des Bauernstandes und der kleineren Menschen überhaupt, die seinen Läuschen un Rimels zumeist einen so durchschlagenden Erfolg verschafft hat. Literarischen Gewinn sollte ihm dann später auch die Familie seines Prinzipals selber bringen; denn die beiden Ornwäppel der Stromtid: Lining und Mining sind — wenigstens als Kinder Helene und Wilhelmine Rust (II, 72); in der Person des Kammerraths v. Rambow aber glaubt der Sohn, Franz Rust, selbst seinen Vater wiederzuerkennen. Mit manchen von seinen Schwächen habe der auch wohl Stoff für Axel geliefert, denn seine ausgesprochene Vorliebe für das edle Roß komme in Axel's Pferdenarrheit zum karrikirten Ausdruck, und das Wort: Ein Herr, der so Ausgezeichnetes in der Pferdezucht geleistet hat, ist unstreitig ein gebildeter Mann — habe unmittelbar seiner Meinung entsprochen.

Von Demzin aus hat Fritz Reuter auch seine spätere Frau: Luise Kuntze kennen gelernt, die damals in dem kaum eine Meile weit entfernten Rittermannshagen bei dem Pastor Augustin (II, 77—78) Erzieherin war. Aber geraume Zeit, bevor es zur Verlobung kam, starb am 22. März 1845 sein Vater. Der Bürgermeister hatte seinen Sohn in Demzin recht kurz gehalten und ihm nur zwei Thaler monatliches Taschengeld gegeben, wie Reuter in dem so wichtigen Brief vom 15. Februar 1851 an seinen Jabeler Oheim hervorhebt (III, 73). Nun hinterließ er ein Testament mit der bekannten Klausel, daß Fritz sein Vermögen von 4750 Thalern nur dann ausgezahlt bekommen sollte, wenn er sich drei Jahre*) lang des Trinkens enthielte; falls er aber heirathen würde, sollte sein Vermögen an die Schwestern fallen. Unter den obwaltenden Verhältnissen war diese Klausel gewiß schlimm, aber ist sie mit Gäbertz (III, 72) wirklich auch grausam zu nennen? Die Reuterbiographen messen immer wieder mit dem einseitigen Maßstabe

*) Gäbertz spricht an verschiedenen Stellen von vier Jahren, indessen die eigene Angabe Reuter's in dem schon oben angezogenen Brief (III, 74) widerlegt ihn.

des Sohnes und verabsäumen es meist ganz und gar, sich auch einmal auf den Standpunkt des Vaters zu stellen, der seinen Sohn seit langen, langen Jahren als periodisch trinksüchtig und ziemlich verschwenderisch kannte, der nach immer neuen Versuchen schließlich auch seine allerletzte kleine Hoffnung zu Grabe getragen hatte und nun zerrissenen Herzens nur darauf bedacht war, seinem Fritz wenigstens einen dürftigen Unterhalt bis zu seinem Lebensende zu sichern. Die zweite Bestimmung begreift sich ebenso leicht: der alte Bürgermeister wollte nicht, daß eine zweite Person und vielleicht auch gar noch Kinder in das Elend seines Sohnes gezogen würden; das Geschlecht seiner männlichen Nachkommen sollte mit Fritz abgeschlossen sein.

So beginnen nach dem Tode seines Vaters für Fritz Reuter neue schwere Leidensjahre; es rächt sich jetzt die alte Schuld seiner Maßlosigkeit in einer ungeahnten, furchtbaren Weise an ihm. Unter diesem Gesichtspunkt allein muß nun auch der höchst wichtige Brief vom zweiten Weihnachtstage 1845 betrachtet werden, den Franz Rust in dem Nachlaß seines Vaters gefunden hat und den Gäbertz nach langem Schwanken, aber mit sehr richtigem Entschluß im dritten Bande seiner Reutertage (S. 56—57) veröffentlicht. Er zeigt die zermarterndsten Gewissensqualen, weil Reuter am Tage zuvor wieder zu viel getrunken hatte: sein Unheil und sein Unrecht hätten ihn in diese schreckliche Verzweiflung gestürzt; er glaube an nichts mehr als an eines, und dieses Eine könne er nie erreichen. Wir verstehen diesen Hinweis des Bedauernswerthen auf seine hoffnungslose Liebe, denn nur, wenn er sich drei Jahre überwand und bannte, konnte er ja vielleicht an die Begründung irgend einer kleinen Landmannsexistenz denken! Zugleich nimmt Fritz Reuter in diesem Schreiben Abschied von Demzin; er wolle fürs erste nach Stavenhagen und demnächst Neujahr nach Jabel.

Damit ist die Demziner Zeit zu Ende, und das ist das biographisch Wichtige an dem Brief. Es beginnt nun, wohl mit dem Anfang des nächsten Jahres, die zweite Periode seiner Stromtid in Thalberg, bei dem Schwager seines Lehrherrn, Fritz Peters, den Reuter schon 1842 kennen gelernt hatte und der ein Jahr darauf nach seiner Verheirathung mit Marie Ohl jene Pachtung ganz in der Nähe von Treptow a. T. übernahm. Schon mehrfach, und das erste Mal (1843) sogar gleich auf längere Zeit, war unser Dichter bei dem Paar, das ihn rasch liebgewonnen hatte, zu Gast gewesen. Nun nahm er dauernd dort seinen Wohnsitz und wurde

nach und nach ein so lieber Hausfreund, daß er fast mit der Familie verwuchs. Er freute sich des frischen fröhlichen Lebens im behaglichen Landhause, der heranwachsenden Kinder und trug wie überall durch seine Erzählerkunst und durch sein Vorlesen namentlich von dichterischen Werken zur behaglichsten Unterhaltung bei. Namentlich war er in der Weihnachtszeit groß als Julklapp-dichter, denn er verstand hübsch und oft auch geistreich zu necken. Daneben beschäftigten ihn wie ihn Demzin größere literarische Pläne.

Allein es zog ihn doch wieder zurück in die Demziner Gegend, und sein jähes Liebeswerben am 6. November 1846 im kleinen Giebelstübchen des Pfarrhauses zu Rittermannshagen rang der immer noch zweifelnden Luise, die den so heiß Liebenden schwer-begreiflicherweise für kalt hielt und in seiner Neigung nichts Anderes als eine grundlose Hartnäckigkeit des Vorsatzes sah,*) wenigstens die Erlaubniß ab, ihr schreiben zu dürfen. Trotzdem verließ er sie damals trostlos, denn wie er in einem viel späteren Briefe sagt (vom 6. Oktober 1847 aus Thalberg): Es war das Grab meiner letzten Hoffnung, das sich über das (so!) unruhige Herz geschlossen hatte, und nur in der Erlaubniß, an Dich zu schreiben, dämmerte mir ein entfernter Schein von unbestimmter Aussicht, Dir wenigstens zeigen zu können, daß ich Dich liebte, wenn auch hoffnungslos, und wie ich Dich liebte.**) Noch an dem Abend desselben Tages — wenn die Angaben bei Gädertz (II, 70 und 80) stimmen — begann er in Thalberg einen längeren Brief an Luise, aus dem zunächst eine sehr siegesgewisse Auffassung seiner landmännischen Talente interessirt (II, 80): Die Richtung, die ich einschlage, und mit mir eine gewisse Anzahl anderer, ich kann dreist sagen, intelligenter Landleute, wird von den Anhängern der alten Schule bespöttelt und als Bücherwissen lächerlich gemacht; aber glauben Sie mir, das ist nichts Anderes als das Gefühl der Unlust dieser alten Schlendrianisten, das in ihnen durch die Betrachtung hervor-gerufen wird, ihre Art zu wirthschaften habe sich überlebt und sie selbst seien zu alt, zu bequem oder zu reich, um den neuen Weg

*) Brief vom 10. Mai 1847; Nachgelassene Schriften XV, S. 109.

**) XV, S. 113. Diese beide Briefstellen sind von großer Wichtigkeit für die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Luise Kuntze und Fritz Reuter. Gädertz hat sie aber merkwürdigerweise in keinem der drei Bände berück-sichtigt, obgleich er in allen dreien von Reuter's langem Liebeswerben spricht. Das hat mich dann selber, wie ich jetzt sehe, in meinem Pro-gramm II, S. 61 bei der Angabe des Verlobungsdatums irregeführt.

einzuschlagen. — Am nächsten Tage folgte eine Allegorie in ungereimten fünffüßigen Trochäen, die am Schluß das liebe gute Mädchen bittet, den wilden Acker seines Herzens zu jäten, damit er reiche Ernte ihr einst trage, tausendfältig. Als Einlage befand sich in dem Briefe schließlich noch das Bruchstück der Einleitung zu einem größeren Gedichte, dessen Gegenstand der Kampf des Heidenthums mit dem Christenthum sein sollte (II, 82). Am 9. November aber war Fritz Reuter wieder in Stavenhagen auf seiner stillen Stube eingezogen, „mit sehr viel Lust zum Guten und sehr vielem Dank für das Gute", um seine Angelegenheiten zu ordnen und die neue Lage der Dinge mit dem Testamentskurator Dr. Grischow und seinen beiden Schwestern zu besprechen. Er hatte augenscheinlich den Plan, das ihm vermachte Kapital auf irgend eine Weise freizubekommen, um sich mit einer kleinen Pachtung oder etwas Aehnlichem selbständig zu machen; denn — wie es in demselben Briefe gleich zu Anfang hinter der oben ausgeschriebenen Stelle heißt: Luise könne ruhig träumen von sechs bis acht Last kulturfähigen Bodens und dreischürigen Wiesen und von ihm als Herrn darauf und von ihr als seine Herrin. Ueber Jahr und Tag sollte es kein Traum mehr sein, sondern handgreifliche Wirklichkeit, wenn sie es so wolle. Wir wissen nicht, an welchen unüberwindlichen Hindernissen diese schönen Zukunftspläne schließlich gescheitert sind, denn auch Gäderts' Nachrichtenfülle läßt uns hier im Stich; wahrscheinlich aber wohl in erster Reihe an der schwer zu lösenden oder zu umgehenden Testamentsklausel und nicht minder daran, daß ihm selbst sein bester Freund nicht ausreichend zu helfen vermochte. Jedenfalls sind all' die kühnen Luftschlösser des ersten Briefes in den folgenden versunken, höchstens daß noch einmal ganz beiläufig von der Erwerbung einer Brotstelle oder eines kleinen Besitzes gesprochen wird (II, 85).

Anfang Mai 1847 erfolgte dann endlich die Verlobung. Dem herrlichen Brief (vom 10. Mai, aus Thalberg), den Fritz Reuter unter dem Eindruck dieses frohen Lebensereignisses mit der seligsten Stimmung im Herzen schrieb und der schon von Wilbrandt in den Nachgelassenen Schriften XV, S. 107—110 veröffentlicht worden ist, fügt Gäderts (II, 85—86) eine andere interessante Stelle über die Noth der Zeit und das Ringen nach einem neuen Werden hinzu, die das politische oder mehr wohl geschichtliche Ahnungsvermögen des Dichters zeigt. Schön sind auch die dreistrophigen Ottaverime, die Fritz Reuter nach seiner Verlobung der

Liebsten gesungen hat und von denen hier wenigstens der erste Vers stehen möge (I, 30):

> Ich denke Dein wie eines schönen Bildes,
> Geschaffen einst in Gott geweihter Stunde;
> In einem Auge nichts als Holdes, Mildes,
> Und ewige Verzeihung in dem Munde.
> Und was in meinem Herzen Trotz'ges, Wildes
> Mich selbst gestört, entflieht im Hauch; die Wunde,
> Sie schließt sich, und ich eil' mit scheuem Beben
> An Deiner Hand hinauf zu neuem Leben.

Im August des Jahres weilte Fritz Reuter dann zusammen mit Luise bei den künftigen Schwiegereltern im Pastorat zu Roggenstorf unweit von Lübeck, wo er nach eigenem Geständniß die glücklichsten Stunden seines Lebens verlebt hat und zu der großen Familie seiner Braut in das innigste Verhältniß getreten ist (II, 89 ff.). Die fröhliche Zeit schildert die an die Schwägerin Karoline gerichtete Epistel (V, 32—35) nicht übel, wie denn überhaupt Reuter's Briefwechsel ihm allein schon eine Ehrenstelle in der Literatur sichern würde, und zwar in der hochdeutschen.

Luise hatte schon vorher nach ihrem Abgang aus Rittermannshagen eine neue Stelle als Erzieherin bei einer Familie Schweer in Ludwigslust angenommen, folgte aber im Jahre 1848 endlich der wiederholten Einladung des Peters'schen Ehepaares nach Thalberg, um dort, wie Gäderts II, 91 angiebt, die häuslichen und wirthschaftlichen Obliegenheiten einer künftigen Pächtersfrau kennen zu lernen. Es scheint darnach, als ob die Landmannspläne noch immer nicht aufgegeben worden wären. Reuter konnte diesen sich fast auf ein Jahr erstreckenden Besuch, auf den er sich schon lange gefreut hatte, allerdings nur wenig genießen; denn als er nach den Märztagen zunächst Führer der Reformbewegung in Stavenhagen geworden war, hatte man ihn bald darauf als Deputirten zum Städtetag in Güstrow und dann sogar nach Schwerin in den Landtag entsandt. Es ist zu bedauern, daß uns namentlich aus den Güstrower und Schweriner Tagen so gar kein biographischer Stoff vorliegt und daß hier selbst der sonst so gut unterrichtete Gäderts fast ganz im Stich läßt. Sein Briefwechsel aus dieser Zeit mit Luise und dem Peters'schen Hause würde immerhin interessant sein und auch den Politiker Reuter ein wenig zeigen. Man darf von diesem allerdings nicht zu viel erwarten, denn unser Dichter war trotz seiner Jenenser Vergangenheit kein politischer

Kopf, wie dies schon sein alter Festungsgenosse Guittienne (de Franzos' Z.) mit aller Entschiedenheit ausgesprochen hat. Er war lediglich ein Idealist und nicht im Stande, gegebenenfalls seine schönen, aber recht allgemeinen theoretischen Gedanken auf die praktische Politik zu übertragen. Sonst würde er sicher, wie wenigstens einzelne von seinen früheren Leidensgefährten, in den wildbewegten Zeiten vor und nach 1848 irgend eine politische Rolle gespielt und die große Masse der Liberalen doch um ein paar Zoll überragt haben, zumal ihn die Mecklenburger im Vertrauen auf seine Vergangenheit zu so bedeutenden politischen Ehrenämtern auserlasen. Das ist aber damals nicht geschehen und ebensowenig später in Treptow zur Zeit der Reaktion, wenn er sich auch zum Wahlmann machen ließ und in Versammlungen hier und da als Redner auftrat. Es fehlte ihm eben die Befähigung, eine direkte Stellung zu nehmen und die Triebfeder einer Agitation zu werden, wie Karl Otto in Dresden, ein Lieblingsschüler Reuter's aus Treptow, sehr richtig betont (III, 67). Die etwa sieben Seiten langen Ausführungen Otto's über Fritz Reuter als Pädagogen, Politiker, Landwirth und Menschen sind überhaupt mit das Beste in Gäderts' Sammelwerk; wir werden auf seine recht fruchtbaren Gedanken noch wiederholt zurückkommen.

Inzwischen näherte sich Reuter's vielbewegte Stromtid ihrem Ende — vielbewegt auch darum, weil er sich keineswegs nur in Demzin und Thalberg aufgehalten, sondern als ein echter πολύτροπος und fahrender Mann einen großen Theil besonders vom gelobten Lande Mecklenburg besuchsweise durchstreift hat. Wir wissen von seinen kleineren Aufenthalten nicht viel, und seine ganze Stromzeit wird sich auch schwerlich je tagebuchartig aufhellen lassen. Das Hauptsächlichste muß uns genügen. Aber einen Begriff von Fritz Reuter's ganz hervorragender Land- und Ortskenntniß bekommt man doch, wenn man in seinen Werken, in den Läuschen un Rimels und dem Stromtidroman, auf die Unmassen von Dorf- und Gutsnamen achtet, die dem Dichter vertraut sind. — Sich als Landmann eine Existenz zu gründen, mußte Reuter in der neuen, gährenden Zeit immer aussichtsloser erscheinen, auch mochte er fühlen, daß neben seinen äußeren Mitteln auch seine inneren doch wohl nicht ausreichten. Er ist in der That als Landwirth mehr das gewesen, was er selber einen lateinischen Oekonomiker nennt, d. h. vorwiegend ein Theoretiker. Das zeigt schon seine große und fast ausschließliche Vorliebe für die Chemie, die doch

immer nur eine freilich edle Hilfswissenschaft der Landwirthschaft bleibt und keine Praxis ersetzt; das thut auf der andern Seite aber auch seine sehr getheilte Beschäftigung mit dem Gutsbetriebe dar, wie er denn auch später nach Karl Otto's feiner Wahrnehmung trotz seines großen Gemeinsinns in dem kleinen, viel Ackerbau treibenden Treptow als Oekonom nie hervorgetreten ist (III, 68). Trotz alledem hat ihm seine äußerlich ebenfalls verlorene Landmannszeit außerordentlich viel genützt. Er ist in diesen Jahren nicht bloß durch und durch gesund geworden, sondern er hat namentlich das Volk, insbesondere den Bauer, in ihnen kennen gelernt, wie kaum ein Anderer. Es unterstützte ihn dabei seine urwüchsige Art, die ihm den Mund und die Herzen der kleinen Leute öffnete. Denn wenn Reuter auch kein Landmann im eigentlichsten Sinne war, so war er es doch seinem innersten Wesen und seiner Neigung nach; sein urfrisches und urgesundes Naturmenschenthum warf alles Verzierte und Gemachte, was Bildung und Kultur vornehmlich jedwedem Städter anheften, schnell wieder ab. Er blieb Zeit seines Lebens ein Mann im Leinwandkittel und mit Stulpstiefeln; als solcher ist er denn auch — ein ziemlich unerhörter Fall — in die aristokratischen Salons der Literaturgeschichte hineinspaziert.

Das lag vorläufig aber noch ziemlich fern. Es handelte sich für Fritz Reuter zunächst darum, seine Kraft auf einem Punkte zu sammeln, um endlich die schon lange ersehnte Häuslichkeit zu gewinnen. So griff er denn zu, als sich ihm Anfang 1850 eine freilich nur recht bescheidene Möglichkeit bot, zu einer festen Existenz zu gelangen, und zog in Treptow den engen Rock des Privatschullehrers an, nachdem der Justizrath Schröder ebenda, sein alter guter Bekannter aus dem Petersschen Hausverkehr und später sein treuer Freund, ihm die ersten praktischen Vorschläge dazu gemacht und durch seinen großen persönlichen Einfluß ihm wohl auch weiter die Wege in dem kleinen Städtchen geebnet hatte*). Reuter sollte zunächst den Sohn des Justizraths und sein Pathenkind Karl Otto, für die von Ostern 1851 ab der Besuch des Gymnasiums zu Anklam in Aussicht genommen war, namentlich im Griechischen auf die neue höhere Schule vorbereiten. Daneben ertheilte er an andere Schüler und Schülerinnen Zeichenunterricht. Der Kreis-

*) Ein Versuch in Stavenhagen, wo er schon früher einen Turnplatz eingerichtet und ihm mit Lust und Liebe vorgestanden hatte (II, 133), muß schließlich gescheitert sein; die Gründe lassen sich nur ahnen.

erweiterte sich sehr bald und mit ihm auch die Lehrgegenstände*), zumal als ein Jahr später der Superintendent Schumacher von Treptow an der Rega nach Treptow an der Tollense versetzt wurde, an dem Reuter einen ebenso wohlmeinenden Gönner und Berather wie einen zuverlässigen Freund gewann (II, 105 f.). Ein besonderes Verdienst erwarb sich der neue Lehrer dadurch, daß er — während seiner Verhandlungen mit dem Magistrat (II, 133 f.) — am 27. April 1850 im Treptower Wochenblatt auf die Nothwendigkeit des Turnunterrichtes für die Jugend ausführlich hinwies (I, 20 ff.) und dann bald auch eine Turn- und Schwimmanstalt eröffnete, was ihm zum charakteristischen Unterschiede von anderen den Namen des Turnreuters eintrug. Hier lag auch die Wurzel seiner pädagogischen Kraft. Darum betonen die beiden Schüler, die Gäbertz ihre Reutererinnerungen zur Verfügung gestellt haben (Karl Behrends I, 18—28 und Karl Otto), auch vorwiegend seine prächtigen Turnfahrten, die nächtlichen in die Buchenlaube des Klosterbergs und in den Stadtwald, wo Fritz Reuter seinen Jungen das Gruseln abgewöhnte, und die Wanderungen bei Tage nach der über zwei Meilen weit entfernten Burgruine Landskron. Es kam ihm vor allen darauf an, wie Karl Otto (III, 63) wieder sehr schön betont, die ihm anvertrauten Kinder zu freien, geistig und körperlich starken Menschen, sowie zu guten Staatsbürgern nach klassischem Muster zu erziehen; er wirkte auf sie nicht mit pädagogischen Kunstgriffen, sondern zumeist durch sein Vorbild, durch die Entfaltung seiner vielseitigen schöngeistigen Kenntnisse, die ihre Wurzeln überall in das praktische Leben zu senken vermochten. Und weil er mit seinen frischen Anschauungen der Jugend auch ungewöhnlich nahe stand, mußte der Umgang mit ihm von größter erziehlicher Wirkung sein. Seine jungen Freunde blickten zu ihm auf wie kühne Krieger zu ihrem siegreichen Heldenführer und zagten nicht, wenn von ihnen außergewöhnliches verlangt wurde. Das ist gewiß ein schönes Zeugniß für den Lehrer, oder vielmehr für den Erzieher Reuter. Denn mit seinem pädagogischen Geschick scheint es einzelnen Andeutungen zufolge nicht so gut gestanden zu haben; auch fehlten ihm manche Kenntnisse, sodaß ihm die schulmäßige Vorbereitung und gar ihre Potenzirung: das Ein-

*) Auf sein Gesuch vom 20. Februar 1850 war Reuter von der Schuldeputation die Erlaubniß ertheilt worden, im Zeichnen, in der griechischen, englischen und anderen fremden Sprachen (!) Unterricht ertheilen zu dürfen; das Französische und Lateinische sollte ausgeschlossen bleiben, weil es in der öffentlichen Schule gelehrt wurde (II, 132 f.).

trichtern und Einpauken weniger oder überhaupt nicht gelang. Nur sein Zeichenunterricht und seine Literaturstunden, die begreiflicherweise sehr anregend sein mußten, haben fruchtbar gewirkt und den kleinen Treptower Backfischen recht gefallen, zumal wenn er ihnen am Schluß ein neues Läuschen vorlas. Aber bedenklich war es doch, daß er im Anschluß an die Durchnahme der Verslehre gleich ganze Romanzen als Proben des Verständnisses von ihnen zu erhalten wünschte.*)

Wir haben mit dieser Darstellung von Fritz Reuter's pädagogischer Thätigkeit vorweggegriffen, und müssen nun noch einmal in die erste Zeit seines Treptower Aufenthalts zurückkehren. Unter sich immer günstiger gestaltenden Verhältnissen näherte sich Reuter's erstes Lehrjahr, ein wirkliches Probejahr für den vielgeprüften Mann, seinem Ende, als eine Frage an ihn herantrat, die einen Theil seiner peinlichen Vergangenheit wieder aufzurühren drohte und den Armen wochenlang quälte: die Frage seiner Naturalisation in Preußen. Gädertz veröffentlicht in seinem letzten Bande von S. 70—78 recht interessante Briefe, die Reuter in dieser Angelegenheit mit seinem Kurator, dem Apotheker Dr. Grischow in Stavenhagen und mit seinem alten Jabeler Oheim, der nun auch schon seit Jahren in Fritz Reuter's Heimatstadt wohnte, gewechselt hat. Unser Dichter wollte, obgleich er keineswegs ein fanatisirter Preuße war, durch eine Naturalisation seine Stellung in Treptow und damit seine Zukunft sichern. Dazu schien ihm ein authentischer Nachweis seiner Vermögensverhältnisse höchst förderlich zu sein; er wurde schließlich aber auch nöthig, da man in Treptow davon erfahren hatte, daß er Vermögen besitze, und der Bürgermeister Krüger dies denn nun auch schwarz auf weiß sehen wollte. Allein in den Papieren, die Dr. Grischow in den Händen hatte, war von der Kuratel die Rede, und diese konnte Reuter's Zwecken nur schaden. Ueber einen Monat zieht sich nun seine Korrespondenz wegen dieses einen Punktes hin, der in dem verlangten Attest durchaus wegleiben mußte, bis dann schließlich am 22. März — wahrscheinlich durch das kluge Eingreifen des Justizraths Schröder — alles zur Zufriedenheit geregelt worden war.**) Freilich war

*) S. die Erinnerungen von seiner Schülerin Anna Schumacher, der Tochter des obenerwähnten Superintendenten, II, 107.

**) Das Aufnahmegesuch ist vom 12. datirt, und der Bürgermeister befürwortete es bei der Regierung in Stettin damit, daß Reuter ein wissenschaftlich gebildeter Mann und Künstler (Maler) sei. Er habe sich während seines

Reuter einmal recht nervös geworden, als die Sache anfangs garnicht aus der Stelle kam und verwickelter erschien, als sie wirklich war; er wollte, falls auch dieser Lebensplan scheiterte, seine Zinsen an Luise cediren und eines schönen Morgen als Porträtmaler in die Welt gehen, um sein Lebelang menschliche Fratzen zu malen.

Diese Naturalisationsbriefe sind aber auch nach einer anderen Richtung hin für den Biographen von großer Bedeutung. Sie beweisen, daß Fritz Reuter eine innerliche Einkehr gehalten und mit seiner planlosen und unwirthschaftlichen Lebensweise ein für alle Mal gebrochen hatte. Er hatte nämlich gleich im ersten Jahre 175 Thaler Schulden abgetragen und sich trotzdem noch für 120 Thaler Sachen neu angeschafft, die er nöthig brauchte (III, 74). Seine anderen Stavenhager Gläubiger wollte er demnächst befriedigen, und das Alles bei Einnahmen, die unter heutigen Verhältnissen recht gering erscheinen. Denn abgesehen von seinen Zinsen berechnet Reuter sich den Unterricht vierteljährlich mit 60 Thalern und das eifrig betriebene Porträtmalen mit 40 Thalern. Nimmt man das Turnen mit jährlich 40 Thalern dazu, so ergiebt sich eine Summe von 440 Thalern, mit den Zinsen (220 Thaler, s. II, 135) 660 Thaler. Damit gedachte er auch nach seiner Heirath sehr gut leben zu können, zumal wenn Luise durch Musikstunden und Französisch noch etwas dazu erwürbe. Freilich waren ja die Lebensverhältnisse in Treptow recht billig. Aber es lag auf der anderen Seite doch auch die Befürchtung nahe, Fritz Reuter werde mit einer so gewaltigen Ausnutzung seiner Arbeitskraft Raubbau treiben und keine Zeit für sich übrig behalten. Daß dies nicht geschehen, sondern daß ganz im Gegentheil seine geistige Kraft unter all diesen Mühseligkeiten erst recht gewachsen und erstarkt ist, ist ein neuer Beweis für seine titanenhafte Natur.

Bevor Reuter aber den wohlverdienten Lohn für seinen Selbstzwang und die Einrenkung seiner Persönlichkeit einernten durfte, sollte er noch einmal einen bösen Zusammenbruch erleben, der um so schlimmer war, als er das Ziel seiner Sehnsucht und damit seine ganze Zukunft noch einmal auf das Ernstlichste in Frage stellte. Kaum vier Wochen vor der bereits festgesetzten Hochzeit packte ihn wieder sein unglückseliges Leiden und warf ihn für kurze Zeit aufs

Treptower Aufenthalts bereits das Verdienst erworben, für die Schuljugend eine bis dahin noch entbehrte Turn- und Schwimmanstalt eröffnet zu haben, die im vergangenen Jahre auch schon zahlreich (so) benutzt sei, II, 134—5.

Krankenbett. Seinem Versprechen gemäß mußte er seiner Braut diesen Rückfall bekennen. Schon Wilbrandt hat in den Nachgelassenen Schriften XV, S. 115 ff. und S. 119 ff. zwei rührende Briefe Fritz Reuter's veröffentlicht, in denen der niedergebrochene Mann seine Luise um Verzeihung anfleht. So peinlich sie zu lesen sind, so offenbaren sie doch das tiefe Gemüt des Dichters und sind wichtige Dokumente für seine Leidensgeschichte. Gäbertz hat deshalb recht daran gethan, zwei weitere Briefe aus diesen Schmerzenswochen zu veröffentlichen (III, S. 92 ff. und S. 95 f.), einen vom 25. Mai und einen hier weniger belangreichen vom 3. Juni. Wir ersehen daraus, daß Fritz Reuter im ganzen dreimal und immer auf das Ausführlichste an seine Braut geschrieben hat, um ihre Verzeihung zu erlangen. Er hatte, wie aus dem zweiten dieser Briefe (S. 92) hervorgeht, das Aufgebot nicht abbestellt, obgleich dies ursprünglich wohl geschehen sollte, wenn Reuter wieder seiner alten Sucht zum Opfer fiele. Aber er scheute sich nun auch (s. den dritten Brief bei Wilbrandt S. 120), überhaupt darnach zu fragen, ob er am letzten Sonntag wirklich aufgeboten sei, und wußte nicht, ob dies Aufgebot nicht vielleicht mit einem großen Schimpf endigen würde. Wohl ihm und wohl uns, daß sich seine Luise trotz ihres Vorsatzes und ihrer Bestimmtheit im letzten Augenblick doch nicht zu dem schlimmen Schritt entschlossen hat; denn Fritz Reuter hätte dann seinen letzten Halt verloren, und das frisch gezimmerte Gebäude seiner neuen und eigentlich ersten Existenz würde rasch wieder zusammengebrochen sein.

Am Montag, den 16. Juni 1851 konnte der Präpositus Schliemann in Stellvertretung von Reuter's Schwiegervater, der erst vor Kurzem von einer schweren Lungenentzündung genesen war und sich deshalb noch schonen mußte, den Bund in Roggenstorf einsegnen. Einige Tage später traf dann das endlich nun vereinigte Paar in Treptow ein, wo Fritz Reuter unter manchen Widerwärtigkeiten und Plagen mit der aus Mecklenburg eingeführten Aussteuer (III, 93 bis 94) seiner Frau beim Färber Menz eine gemüthliche Wohnung eingerichtet hatte. Hier sollte nun der Einfluß der jungen Ehe, deren Wonne und Traulichkeit Reuter mit dem tiefsten Behagen seiner ganzen Gemüths- und Humoristennatur genoß, seine Persönlichkeit und seine verborgensten Anlagen zur reichsten Blüthe entwickeln. Neben der eigenen Häuslichkeit haben aber auch noch manche anderen Faktoren dazu mitgewirkt, und nicht zum Wenigsten der auserlesene Treptower Freundeskreis,

der seinen Brennpunkt in dem vom Justizrath Schröder gegründeten Schachklub hatte. Diese zwölf Männer, von Fritz Reuter scherzweise die zwölf Apostel genannt, stellt uns eine treffliche Lithographie dar, die Gädertz im zweiten Bande wiedergiebt und mit guten Erläuterungen versieht (S. 98 ff.). Der bedeutendste unter ihnen war für Reuter jedenfalls der Justizrath Schröder; ein Mann von scharfem Verstande, aber nicht minder voll Laune und Humor. Wie sehr unser Dichter an seinem lieben Luce (für Ludwig) hing, bezeugen u. A. ein paar hübsche Trinksprüche (I, 40—43), von denen der erste uns auch mit dem Lebensgange des Justizrathes bekannt macht. Es soll diesem Manne nie vergessen werden, was er Fritz Reuter gewesen ist, wie er ihn mit Rath und That unterstützt und ihm schließlich auch noch beim Druck seines ersten Werkes mit einer nicht unbedeutenden Geldsumme ausgeholfen hat, vor Allem aber, wie anregend und fördernd sein ganzes Wesen und seine köstlichen kleinen Geschichten für den Humoristen gewesen sind. Ihm ist es in erster Reihe zu verdanken, daß die Läuschen und Rimelmappe, in denen Reuter auf losen Zetteln seine gereimten plattdeutschen Anekdoten aufbewahrte, immer mehr anschwoll. Auch mehrten sich seine größeren plattdeutschen Polterabendscherze (seit 1842) stetig, zumal er jetzt in Treptow unter dem Druck seiner doch nur knappen Verhältnisse anfing, sein Talent zu einer kleinen Einnahmequelle zu machen. Karl Otto meint (III, 66), daß der ungewöhnliche Erfolg gerade dieser Scherz- und Gelegenheitsgedichte Fritz Reuter auf seinen eigentlichen Beruf aufmerksam gemacht und ihn zunächst bestimmt habe, sich auch in heiteren Dichtungen anderer Art zu versuchen. Das mag zum Theil richtig sein, aber bis zum wirklichen plattdeutschen Dichter und zum zielbewußten plattdeutschen Schriftsteller war es von hier aus doch noch ziemlich weit. Und wer weiß, ob Reuter sich je mit seinen Läuschen un Rimels an die Oeffentlichkeit gewagt haben würde, wenn ihm der beispiellose Erfolg, den Klaus Groth 1852 mit seinem plattdeutschen Quickborn errang, nicht gezeigt hätte, daß die Zeit der niederdeutschen Dialektdichtung günstig sei? Es dichtete damals mancher in niederdeutscher Sprache, ohne je bekannt geworden zu sein. Auch Reuter selber machte seit seiner Jugend plattdeutsche Verse neben den hochdeutschen. Wir erfahren diese interessante Thatsache aus einem Briefe Fritz Reuter's vom 27. Dezember 1868 (III, 178), in dem er für die Uebersendung der neu erschienenen Ausgabe von

Wilhelm Bornemann's Gedichten in plattdeutscher Mundart dem Sohne des Dichters dankt; er sagt von diesen und von sich selber: „Es war das erste plattdeutsche Buch, welches mir zu Gesicht kam. Natürlich war die Folge, daß ich bei einer so großen Anregung den lebhaften Wunsch empfand, auch plattdeutsche Gedichte in die Welt zu setzen. Eine weitere Folge war denn nun auch, daß ich mit einer Menge von unreifen Produkten dieser Art zu Raum kam, die mir indessen bei meinen Mitschülern keine Lorbeeren eingetragen haben. Sie sehen hieraus, daß ich die erste Anregung zur plattdeutschen Schriftstellerei von Ihrem seligen Vater empfangen, denn Voß, Arendt und der Rostocker Babst sind mir erst viel später zugänglich geworden." Aber zwischen dem Schreiben plattdeutscher Gedichte und einer wirklichen plattdeutschen Schriftstellerei ist, wie immer wieder betont werden muß, doch noch eine große Kluft, und die füllte Reuter erst sehr langsam aus, selbst nachdem er in Folge der Anregung durch Klaus Groth die ersten Felsblöcke der Läuschen un Rimels (Nov. 1853) in sie geworfen hatte.

Auch ohne daß Gervinus ein paar empfehlende Worte zur Einführung ans Publikums schrieb, worum Fritz Reuter ihn am 26. August d. J. gebeten hatte (s. die Volksausgabe I, S. 105 und Gädertz II, 131), war der Erfolg dieser seiner ersten plattdeutschen Bücher ja gewaltig, aber eben doch nur in den heimischen Provinzen. Die über ein Jahr später (Treptow, 1855) unter dem Titel Julklapp veröffentlichten Polterabendgedichte (hochdeutsch und niederdeutsch) erlebten erst 1863 eine zweite vermehrte Auflage (Schwerin bei Aug. Hildebrandt), ein Beweis dafür, daß der Erfolg sich keineswegs unbedingt an Fritz Reuter's Fahne bannen ließ. Freilich hatte sich's der Dichter mit diesem Buch auch ziemlich leicht gemacht; er hatte alle die seit zehn Jahren verfaßten Gelegenheitsgedichte dieser Art zusammengerafft, hatte die besten ausgesucht und durch Tilgung des Persönlichen und Besondern verallgemeinert. Damit büßten viele von den hübschen Scherzen aber gerade ihren intimern Reiz ein, während auf der andern Seite das Handwerksmäßige und Schablonenhafte um so stärker hervortrat. Trotzdem sind manche von den kleinen Sachen humoristische Genrebilder und werthvolle Seitenstücke zu den Läuschen un Rimels, wie Gädertz mit Recht betont (I, 131); ihre ursprüngliche Form, die in den Originalmanuskripten meist noch erhalten ist, hat aber auch noch ein ganz besonderes Interesse für den Biographen, insofern als sich Reuter's großer Verwandten- und Freundeskreis, daneben auch die beiden

für seine Entwicklung so wichtigen kleinen Städte Treptow und Neubrandenburg in ihr wiederspiegeln. Man kann deshalb Gädertz und seinem Gewährsmann nur darin beipflichten, daß ein nicht unbedeutender Theil dieser Gedichte Aufnahme in die gesammelten Werke verdient. Die neuen Proben, die I, 47—52 und namentlich II, 112—130 mitgetheilt werden, sind meist gut; ob sie und andere noch nicht veröffentlichte Stücke aber gerade eine erschöpfende Schilderung Fritz Reuter's bei frohen Festen rechtfertigen, die der Herausgeber sich an der letzten Stelle vorbehält, muß man abwarten. Uns dünkt, daß Gädertz, seine großen Verdienste um Reuter zugegeben, den Dichter doch zu sehr ins Kleine ausschlachtet; so z. B. in seinem Gedenkblatt: Fürst Bismarck und Fritz Reuter (Hinstorff 1898). Jetzt werden uns nun noch außer der oben angeführten Monographie zwei weitere Büchlein über die Entstehung und Entwicklung Bräsig's (III, 159) und über die Beziehungen Reuter's zu dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach verheißen (II, 151)!

Kurz nach seinen Polterabendgedichten trat Reuter endlich mit einem größern abgeschlossenen Werk vor die Oeffentlichkeit, mit seiner Reis' nach Belligen, das insofern an die Läuschen un Rimels anknüpft, als es sich gleichfalls auf seiner einzigen Kenntniß des Bauernstandes gründete. Trotz der guten Komposition blieb aber diese Geschichte mit ihrem abenteuerlichen Grundgedanken und ihrer oft allzu drastischen Komik doch schließlich nur ein Läuschen. Reuter mußte noch weiter lernen, und er lernte weiter, indem er von Ostern 1855 an ein Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Vorpommern herausgab. Freilich schrieb er hier das Meiste wieder hochdeutsch, denn er hatte sein plattdeutsches Herz noch immer nicht ganz entdeckt; aber er stählte in diesem Uebungsbuch doch sein Talent und probirte eine Masse von Stoffen durch, von denen zwei: Meine Vaterstadt Stavenhagen und Eine heitere Episode aus trauriger Zeit einige Jahre später zu den plattdeutschen Meistererzählungen: Ut de Franzosentid und Ut mine Festungstid ausreifen sollten. Gädertz giebt im ersten Bande (S. 56—61) Bruchstücke von der Wahlreise nach Ueckermünde, die in einer Reihe von Sendschreiben an seinen Freund R. (Ludwig Reinhard) im Unterhaltungsblatt veröffentlicht wurde und Reuter in humoristischer Beleuchtung als Wahlmann zeigt; nur sehr wenig bietet er dagegen von der Schilderung des fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums, das der Bürgermeister Brückner im November d. J. zu Neubranden-

burg feierte und das unser Dichter von Treptow aus als launiger Berichterstatter mitmachte.*) Wenn das auch Alles mit Witz und viel Behagen geschrieben ist, noch mehr muthet uns eine kleine, auch kulturgeschichtlich sehr interessante Skizze an, die ebenfalls aus der Treptower Zeit zu stammen scheint und die Fritz Reuter auf Gustav Freytag's Veranlassung hin später in den „Grenzboten" anonym veröffentlicht hat. Sie ist betitelt: Ein Heimathloser (III, 78—84) und schildert die Schicksale eines Tagelöhners, den sich die Preußen und die Mecklenburger ziemlich ein ganzes Jahr lang immer wechselseitig zuschicken, bis er selber schließlich eine Unterkunft im mecklenburgischen Landarbeitshause findet, seine Familie aber in Preußen bleibt.

Nur ein Jahr lang hat Reuter sein Unterhaltungsblatt geleitet, zuerst frisch und mit fast unerschöpflicher Arbeitskraft, im zweiten Halbjahre mißmuthiger und mit vielen Anleihen bei andern Zeitschriften und Zeitungen. Daß er in Treptow selber nicht viel Beifall fand, läßt sich aus den verschiedenen, oft mehr satirischen als humoristischen Angriffen erklären, die der Dichter gegen kommunale Verhältnisse in Treptow richtete.**) Der regierende Bürgermeister spielt z. B. in einer Magistratssitzung des sogenannten Klashahnenurts zusammen mit dem Stadtsekretär Sitzfleisch und den Rathsherren Bullenkalb und Schwächlich eine eigenthümliche Rolle; aber auch die Bürgerschaft wird nicht minder scharf von Reuter mitgenommen, obgleich unser Dichter seit dem November 1853 selbst Stadtverordneter war und seinen regen Gemeinsinn in diesem Ehrenamt auch wiederholt bethätigt hatte (II, 136). Am Ende mochte es ihm aber doch zu kraus werden, und nun fuhr er, ohne irgend welche Rücksichten zu nehmen, mit oft köstlicher Ironie dazwischen. Vielleicht war damals schon seine Uebersiedlung nach Neubrandenburg eine beschlossene Sache, oder aber — was uns noch wahrscheinlicher dünkt — Reuter hat sich in Folge der Verwicklungen, die ihm durch seine gewiß recht persönlichen Ausfälle erwuchsen, bald so unbehaglich in Treptow gefühlt, daß ihm eine Luftveränderung nöthig erschien. Es würde sich sonst schwer verstehen lassen, warum er seinen anregenden und schönen Freundeskreis in Treptow und der Umgegend so plötzlich aufgab.

*) Vollständiger, aber doch auch nur Fragment bei A. Römer: Fritz Reuter's Unterhaltungsblatt (Berlin, Mayer & Müller, 1897), S. XVII—XXVII. Ich habe mich darüber bereits ausführlicher ausgesprochen in meinem Programm II, 60—70.

**) Römer, Unterhaltungsblatt, S. 30—42.

Freilich fand er auch in Neubrandenburg, das trotz seiner Zugehörigkeit zu Mecklenburg-Strelitz aus manchen Gründen ein regeres Leben aufwies, als das ziemlich stille preußische Grenzstädtchen Treptow, einen schätzbaren und fördernden Verkehr namentlich mit den Gebrüdern Boll, von denen der Eine (Franz) Präpositus, der Andere (Ernst) ein eifriger und tüchtiger Privatgelehrter war. Dem Letztern ist Fritz Reuter ganz besonders nahe getreten und hat ihm auch mancherlei zu verdanken, wie Gäderts in seinen Reuterstudien bereits dargelegt hat. Die meisten andern Bekanntschaften scheinen, wenn man den Apotheker Viktor Siemerling, Reuter's stets bereitwilligen und gutmüthigen Geschäftsfreund (I, 64 bis 66), etwa noch ausnimmt, mehr Gelegenheitsfreunde und Kneipbrüder gewesen zu sein, die trotz ihrer humoristischen Seiten viele alte Beziehungen aus und um Treptow nicht ersetzen konnten. So zog es denn unseren Dichter häufig, und zwar alljährlich fast immer ein paar Mal in die vorpommersche Heimath zurück, wo ja auch die Wiege seines jungen Ruhmes gestanden hatte. Immerhin lebte er sich aber auch in dem neuen Orte nach und nach fest ein. Die Alterthümlichkeit des Städtchens mit seinen prächtigen Thoren und Wieckhäusern, vor allen Dingen aber der herrliche Eichenkranz um Neubrandenburg und der reizende Tollensesee mit seinen Ufern und Wäldern entzückte und bannte sein Dichterherz.

Dazu kam, daß Reuter's Verhältnisse sich allmählich immer günstiger gestalteten. Seinen engen Lehrerrock hatte er zwar nicht in Treptow zurückgelassen, sondern trug ihn zunächst noch in Neubrandenburg, aber doch nur noch auf kurze Zeit. Die ganze Schulmeisterei war ja für Fritz Reuter, namentlich so wie er sie betrieb und betreiben mußte, doch nur ein kümmerlicher Nothbehelf gewesen, eine Krücke, an der er wieder gehen lernte. Als er wieder ganz auf festen Füßen stand, warf er sie von sich, nicht ohne Wehmuth, denn sein dankbares Herz hing auch an diesen Leidensjahren und versuchte schließlich noch, die vielen lustigen Erinnerungen in einer Schulmeistertid festzuhalten. Aber die Zeit mochte zu kurz gewesen sein und sein ganzes Innere zu wenig erfaßt haben; es blieb bei dem Entwurf — leider, denn unsere Literatur würde durch diese Tid wahrscheinlich ebenso kostbar bereichert worden sein, wie durch die andern.

Sieben Jahre hat Fritz Reuter in Neubrandenburg gelebt (von 1856 bis 1863) und fast jedes Jahr ist in der Literaturgeschichte vermerkt, ein Beweis dafür, daß der Dichter jetzt ganz ausgereift

war und mit gewaltigem Schaffensdrange sich jetzt auch ganz ausgeben wollte. Zuerst erschien (1857) Kein Hüsung, fand aber mit seiner Tragik kein rechtes Publikum, höchstens — in den mecklenburgischen Rittergutsbesitzern, und zwar nicht mit Unrecht — ein feindseliges. Im Jahre darauf änderte dann Reuter, wie er mit vieler Laune in der Einleitung zum zweiten Bande der Läuschen und Rimels auseinandersetzt, seinen Wurf: er hatte nach seinem ersten großen Erfolg bald links, bald rechts aufgesetzt, bald stark, bald schwach geschoben — einmal auch sogar das Herz, aber das zählt nicht auf der Rechentafel —; nun nahm er seinen ersten Wurf wieder an, und der gelang ihm denn auch. Trotzdem brachte gerade dieses Jahr (1858) auf anderem Gebiet neue Mißerfolge, weil Reuter noch immer nicht sein eigentliches Talent begreifen wollte und sich jetzt — wie freilich jeder bedeutende Dichter einmal — von den trügerischen Lorbeeren des Dramas locken ließ. Gäbertz liefert zu diesem Abschnitt in der Entwicklung des Dichters neuen Stoff (I, 67 bis 71), aber eine vollständige Uebersicht und vor Allem eine genügende Würdigung des Dramatikers Reuter fehlt uns doch immer noch; sie würde manche interessanten Gesichtspunkte ergeben, wenn sie auch zum großen Theil negativ ausfallen müßte.

Inzwischen waren die ersten großen Reuterrezensionen draußen im Reich erschienen, von Robert Prutz im „Deutschen Museum" (November 1857) und bald darauf von Julian Schmidt in den „Grenzboten", nicht jubelnd, sondern noch mehr: mit tiefster Rührung und mit Freudenthränen von Fritz Reuter und seiner Frau begrüßt, wie sie selbst in einem schön geschriebenen Bericht bei Gäbertz (III, 94) erzählt. Das munterte den Dichter, nachdem er von dem dramatischen Wechselfieber glücklich genesen war, zu neuem Schaffen auf, und er blieb von jetzt an im Großen und Ganzen sich und seinem epischen Genie treu. Auch seinen großen Verleger sollte er nun endlich finden, aber nicht in Kunike zu Greifswald, der zwar Kein Hüsung übernommen hatte, sich indessen auf Reuter's neue Anerbietungen und Vorschläge nicht einlassen mochte. Den Brief vom 19. Januar 1859, in dem Fritz Reuter diesem seine sämmtlichen opera anbietet, hat Gäbertz jetzt (III, 92 f.) veröffentlicht. Unser schon etwas geschäftsmäßig gewordener Dichter verlangt in ihm für die vierte Auflage von Läuschen un Rimels I (bisher bei Dietze in Anklam) und für die dritte Auflage von Läuschen un Rimels II je 300 Thaler preußisch Kourant: 1300 Exemplare, 40 Freiexemplare

für Reuter, Ladenpreis 1 Thaler, Buchhändlern 33⅓ Prozent und ad libitum 1 Freiexemplar auf 12. Kunike hat an den Rand des Briefes mit Bleistift: Abgelehnt geschrieben und damit den Dichter veranlaßt, sich an Hinstorff in Wismar (II, 93 f.) zu wenden, der im selben Jahre noch Fritz Reuter's erstes großes Meisterwerk: Ut de Franzosentid in seinem Verlage erscheinen ließ. Seiner genialen Rührigkeit sind denn auch die außerordentlichen buchhändlerischen Erfolge dieses Werkes und aller folgenden mit zu verdanken.

Noch einmal ließ sich, 1860 in Hanne Nüte, Fritz Reuter auf Verse ein. Die Vogelstimmen lagen ihm noch von seiner Jugend und von Onkel Herse her im Ohr und wollten ihr dichterisches Recht. Schade, daß ihnen dies in einer nicht allzu geschmackvollen Kriminalgeschichte geworden ist, der das poetische Gewand überall nachschleppt. Dann kamen 1861 mit Schurr-Murr alte Reminiszenzen, größtentheils aus dem verflossenen Unterhaltungsblatt und meist auch in ihrer ersten Form, die bei der hochdeutschen Vaterstadt Stavenhagen durch die plattdeutsche Franzosentid eigentlich erledigt war. Trotzdem möchten wir gerade diese köstlichen und noch dazu sehr vervollständigten Jugenderinnerungen auf keinen Fall missen; sie sind ein höchst werthvolles Gegenstück zu der plattdeutschen Meisterzählung und zeigen, wie der Dichter sich nach und nach sprachlich und künstlerisch auswuchs. Mit einem solchen Buch, das aus der hochdeutschen Schüssel, dem plattdeutschen Topf und dem missingschen Kessel zusammengeschrapt war, hatte sich Reuter übrigens schon lange getragen, wie aus dem Brief vom 2. August 1856 an seine Frau (III, 90) hervorgeht. Darnach wollte er damals die Memoiren eines alten Fliegenschimmels (die erst in den nachgelassenen Schriften wieder an die Oeffentlichkeit getreten sind), die Episode aus seinem Leben und eine noch zu schreibende Lebengeschichte von Bräsig in einem besonderen Buche herausgeben. Das zweite Stück, mit dem die für das Unterhaltungsblatt verfaßte heitere Episode aus einer traurigen Zeit gemeint ist, gestaltete der Dichter aber 1862 in die Festungstid um, und aus der geplanten Lebensgeschichte Bräsig's erwuchs schließlich, zum Theil noch in Neubrandenburg, sein größtes Werk: die Stromtid.*)

*) Ueber Kohlrausch und Wachsmuth, denen der zweite und dritte Band der Stromtid gewidmet ist, giebt Gäderß (I, 86—92) eingehende Nachrichten besonders interessiren verschiedene Briefe Reuter's.

Daneben beschäftigte ihn in seinen letzten mecklenburgischen Jahren sein zweites anderes Sorgen- und Schmerzenskind, die Urgeschicht von Mecklenborg, die ähnlich wie Kein Hüsung die sozialen und politischen Verhältnisse seines alten Heimathlandes beleuchten sollte. Diese Satire ist nie so recht eigentlich fertig geworden, obgleich Reuter die Arbeit daran von Zeit zu Zeit immer wieder aufnahm, und das beweist doch wohl, daß rein Politisches seinem Talent und seinem Wesen nicht lag. Fritz Reuter hat sich sein Leben lang freilich für einen Politiker gehalten, war aber trotz seiner Zugehörigkeit zum Nationalverein und seiner Theilnahme am ersten großen Nationalvereinstag in Lübeck (I, 82 bis 84) doch eben keiner, weil er die Politik lediglich mit dem Herzen trieb. Darum versagte ihm das Politische auch auf seinem eigentlichsten Gebiete, denn seine oft nicht gerechte Leidenschaftlichkeit und seine scharfe Satire schlossen bald den Humor aus.*)

Auf alle diese größeren Werke Reuter's läßt sich Gäedertz in seinen Reutertagen naturgemäß nur wenig ein, weil es ihm mehr auf das Kleine und Unbekannte ankommt. Aber was er an unbedeutenden Sachen veröffentlicht, ist doch keineswegs so ganz werthlos, wenn es auch wieder mehr den Kleinstadtpoeten und Gelegenheitsdichter als den großen Schriftsteller zeigt. Hübsch ist z. B. der Prolog, den Reuter zur Eröffnung des Neustrelitzer Hoftheaters am 3. November 1858 dichtete (I, 74—79). Die hochdeutschen Eingangsverse sind nach Gäedertz' richtiger Bemerkung eine kleine Vorstudie zu dem wenig späteren Hanne Nüte, während den eigentlichen Hauptheil eine plattdeutsche Unterhaltung über den Großherzog bildet, etwa in der Art der Polterabendscherze. Noch mehr spricht der für das Neubrandenburger Schauspielhaus

*) Ueber die Urgeschichte schreibt der Dichter (1860? der Brief ist leider nicht datirt, s. III, 130) an den Schweriner Advokaten und Dichter Hobein: Das nächste Buch von mir wird ein kurioses sein: eine Urgeschichte von Mecklenburg, von Erschaffung der Welt an bis auf Hertog Nillotten, Dörchläuchting. Alles, was nur halbverrückte Laune und zur Hand liegende Satire auf unsere sozialen, politischen, kirchlichen Zustände eingiebt, kleide ich in historische Fakta. — Das Ganze ist aber nicht gegen eine Partei gerichtet, sondern gegen alle Uebelstände, die die Menschen sich selbst geschaffen haben — —. Viel Lokales wird darin zu tadeln sein, läßt sich aber nicht vermeiden und wird allenfalls durch seine Frische entschuldbar werden; im Ganzen tröste ich mich mit der Originalität der Idee. — Am 16. Januar 1863 heißt es dann in einem Briefe an Hinstorff: Das Buch soll sehr allmählich entstehen und wird noch lange auf sich warten lassen. — Diese Prophezeiung hat sich in noch weiterem Umfange erfüllt, als Reuter damals ahnen mochte, denn die Urgeschichte ist bekanntlich erst von Wilbrandt aus dem Nachlaß herausgegeben worden und zwar stark verkürzt.

verfaßte Prolog (September 1859, II, 138—141) an, wo Thurm und Zwinger von alten Zeiten erzählen.

Aber wichtiger als all' diese niedliche hochdeutsche Gelegenheitspoesie im festlicheren Gewande ist doch auch im Kleinen wieder Reuter's gemüthliche Prosa, von der uns aus der Neubrandenburger Zeit eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Briefen mitgetheilt werden. Zunächst interessirt ein Schreiben vom 16. Dezember 1859 an den Antwerpener Stadtbibliothekar Mertens, der Fritz Reuter zum niederländischen Sprach- und Literaturkongreß eingeladen hatte, statt der Zusage aber eine kleine Abhandlung über plattdeutsche Rechtschreibung empfing. Der Dichter meint sehr mit Recht, man müsse auf die alte Sprache zurückgehen und dieser zu Gunsten alle Unarten und Unwesentlichkeiten der Dialekte aufgeben; das dürfe indeß nicht mit einem Schlage geschehen, sondern allmählich, deshalb seien vorläufig auch noch die dem Hochdeutschen eigenthümlichen, zwar verwerflichen dehnenden e und h beizubehalten, da man es hauptsächlich mit Leuten zu thun habe, die außer dem Hochdeutschen nie etwas gelesen hätten. Leider hat sich trotz dieser billigen Vorschläge das niederdeutsche Reich noch immer nicht geeint, die einzelnen Provinzen halten nach wie vor an ihren Reservatrechten fest, und sogar einzelne Neumecklenburger gefallen sich in kleinen Abweichungen von Reuter, obgleich schließlich doch nicht verkannt werden kann, daß dessen Werke mit ihrer großen Verbreitung eine gewisse Grundlage für die plattdeutsche Rechtschreibung geschaffen haben.

Auch sonst erweiterten sich in Neubrandenburg Fritz Reuter's Beziehungen. Schon 1858 knüpfte er mit Hamburg an, nachdem ihn der Herausgeber des Plattdeutschen Volkskalenners, Dr. Friedrich Dörr, zur Mitarbeiterschaft aufgefordert hatte. Reuter entsprach diesem Wunsche und lieferte für mehrere Jahrgänge Beiträge, namentlich zwei Läuschen und zwei Erzählungen; Wat ut 'ne Aewerraschung 'rute kamen kann und Von't Pird up den Esel, die später dem Schurr-Murr einverleibt wurden (III, 94 ff.). Im Spätsommer folgte er dann einer Einladung Dörr's und verlebte im Kreise der Hamburger Literaten: Endrulat, Zeise, Walesrode und Strodtmann (auch Rittershaus aus Barmen hatte sich zufällig eingefunden) vier sehr angenehme und anregende Tage. Besondere Freundschaft schloß er in der nächsten Zeit mit dem liebenswürdigen Dichter und Uebersetzer Heinrich Zeise, wie aus dem kleinen Briefwechsel bei Gäbertz erhellt, ebenso mit Dr. Wex. Das half natürlich

alles mit, seinen Ruhm auch in Hamburg zu begründen, wo man ihn bisher so gut wie gar nicht gekannt hatte.

Aus der Zahl der andern Briefe, die Gädertz in seinen Reutertagen veröffentlicht (z. B. an den Advokaten Hobein in Schwerin III, 129—133, an Julius Wiggers in Rostock III, 134, und an den Konrektor Palleske in Stralsund II, 149—151, die sich alle einen literarischen Namen erworben haben) verdienen eine ganz besondere Hervorhebung die an Fritz Jenning gerichteten (II, 144—148). Fritz Reuter zeigt sich hier von der pädagogischen Seite, denn sein Stiefneffe machte seiner guten Stiefmutter, der Schwester des Dichters: Lisette, durch sein eitles und anspruchsvolles Wesen mancherlei Sorgen, so daß der Neubrandenburger Oheim eingreifen mußte. Die Briefe sind in ihrer Weise ganz vortrefflich und eignen sich, wie Gädertz mit Recht behauptet, wegen ihrer Klarheit und Gediegenheit wirklich zur Aufnahme in die Schullesebücher, natürlich nach einigen Aenderungen und Kürzungen.

So war Fritz Reuter im Großen wie im Kleinen in Neubrandenburg ausgereift und auf dem Boden der Heimath, bevor er ihn verließ, einer der größten Volksschriftsteller und der bedeutendste plattdeutsche Epiker geworden. Er fing nun auch schon an, den äußeren Ruhm einzuernten, denn die Universität seines engeren Vaterlandes, die er vor langen Jahren einmal ein Semester lang ziemlich erfolglos besucht hatte, machte ihn in Anerkennung seines liber aureolus: Olle Kamellen, zum Dr. honoris causa. Trotzdem war und blieb er der einfache und bescheidene Mensch, als den ihn Julius Stettenheim in seinen Erinnerungen (bei Gädertz I, 71) schildert: Reuter's Erscheinung (als er wegen der Aufführung seines satirischen Lustspiels: Die drei Langhänse Ende der fünfziger Jahre Berlin aufsuchte) war die breite, ruhige Behaglichkeit eines zufriedenen Bürgers, der sich aus dem Lärm der großen Stadt wieder zu seinen Freunden in der stillen Heimath fortsehnte. Man sah ihm an, daß die Menschen, bei denen er sich wohlfühlte, die er liebte und mit denen er aufgewachsen war, Dorfmenschen und Kleinstädter waren. Wer ihn nicht kannte, war gewiß erstaunt, wenn er erfuhr: das sei der große Volksdichter, einer der wenigen echten Humoristen, welche Deutschland hervorgebracht. — Humoristisch war und blieb er aber auch im Kleinverkehr, besonders wenn das ihm öfter so liebe: nunc est bibendum als Losung galt. Gädertz erzählt III, 128 eine nach dieser Richtung hin recht ergötzliche Geschichte. Einst holten der Gutsbesitzer Müller

auf Bolz und sein Freund, der bekannte frühere Rektor Ludwig Reinhard, den Dichter, der solche improvisirten Fahrten überhaupt sehr liebte, zu einem Ueberfall von Fritz Peters ab. Die Reise ging über die Grenze, da Peters sein Pachtgut Thalberg zwar aufgegeben, dafür aber das Gut Siedenbollentin, etwa eine Meile weiter von Treptow, angekauft hatte. Beim Zollamt bemerkte nun der revidirende Beamte ein kleines Fäßchen Wein hinten auf dem Koffersitz und verlangte, trotz Reuter's Versicherung, daß das nur für den Durst sei, dessen Versteuerung. Oh, noch hewwen wi de Stüerlinie nich passirt, erwiderte ihm der Dichter; Johann, slah mal de Piep (den Hahn) rin und lang mal de Beker her.

Und vor dem Thor auf grünem Plan
Begann ein grausam Zechen,
Und als der lichte Abendstern
Am Himmel aufgezogen,
Da war das Faß zum Preis des Herrn
Vollständig ausgesogen.

Die Chronik konnte freilich auch hier, wie in dem Baumbachschen Liede tröstend berichten, daß keiner zu schaden kam, aber recht schief geladen hatten doch sowohl der Kutscher wie die drei Insassen des Wagens; sie erreichten Siedenbollentin nur mit Mühe und zogen dort ganz still von hinten ein.

Der Gedanke, Neubrandenburg mit einem andern Wohnsitz zu vertauschen, hatte sich bei dem Reuterschen Ehepaare schon geregt, als es gelegentlich seiner größeren Reisen in den Jahren 1861 und 1862 einen Theil des westlichen Deutschlands zu sehen bekam. Besonders mochte Frau Luise gegen das feucht-fröhliche Leben ihres Gatten in der goldenen Kugel und im Rathskeller immer mehr einzuwenden haben, zumal sich der Kreis der Zechgenossen und die causae bibendi von Jahr zu Jahr mehrten. Reuter selber hatte Adolf Wilbrandt schon im Februar 1863 geschrieben, daß er stark damit umgehe, nach Thüringen und zwar nach Eisenach auszuwandern, und wenn sich das nicht machen lasse, so habe er Rostock im Sinne. Warum man die Stadt der Landesuniversität schließlich fallen ließ und ob wirklich ganz allein die Naturschönheiten bei der Wahl des neuen Wohnsitzes den Ausschlag gegeben haben, wird sich kaum je feststellen lassen. Das aber ist mindestens nicht ganz unwahrscheinlich, daß dominus Luise ihren Mann aus allen engern Heimathsbeziehungen, die seinem Temperament und seiner krankhaften Leidenschaft so gefährlich waren, herausreißen wollte. Damit

verlor Fritz Reuter freilich auch seine Mutter Erde, durch deren Berührung ihm stets wieder neue Kräfte erwuchsen und ohne die sein Genius überhaupt nicht gedeihen konnte; sein äußeres Leben aber und seine Lebensdauer gewannen wohl dadurch.

Soviel steht jedenfalls fest, daß Reuter Johanni 1863 nicht auf immer, sondern vorläufig nur auf zwei Jahre Neubrandenburg zu verlassen gedachte: er hat das selber der Frau Doktor Siemerling bescheinigt (III, 98), und auch in den Briefen ist hier und da von einem nur zweijährigen Aufenthalt in der Fremde die Rede, so z. B. in dem Schreiben Luisens vom November 1863 an Fräulein von Bülow: Ich gewöhne mich ungern an den Gedanken, unsern lieblichen Aufenthalt schon nach zwei Jahren zu verlassen, und das dürfte doch meinem plattdeutschen Dichter zuträglich sein, wie er erklärt. Wenn es auf mich ankäme, würde immerhin später Schwerin unser Wohnort sein [es wohnten dort auch Geschwister von ihr]; aber mein Reuter hat Verlangen nach Neubrandenburg und den dortigen Bekannten. — Der Dichter selber erkundigte sich zwei Monate später, ob das von dem pp. Farnow vor den Thoren Neubrandenburgs erbaute Haus gut sei, ob es für ihn passe und wiefern, und was der Eigenthümer schließlich dafür haben wolle (I, 115).

Noch mehr als das beweist der ungemein rege Briefwechsel, den Reuter namentlich in den ersten Jahren mit seinen alten Freunden aufrecht erhielt, wie sehr sein Herz noch immer an dem schönen mecklenburgischen Städtchen hing. Gädertz bringt im ersten Bande gegen zwanzig Briefe, die der Dichter bis zum Dezember 1865 an den Apothekenbesitzer Viktor Siemerling und den Gastwirth Heinrich Hahn gerichtet hat. Es handelt sich in ihnen zunächst um geschäftliche Dinge, denn Reuter war in der ersten Zeit seines Eisenacher Lebens und später für seine Reise nach Konstantinopel größerer Geldsummen benöthigt, wollte sich aber nicht gern an seinen Verleger wenden: Siemerling solle darüber nicht ungehalten sein, wenn der Freund noch oft mit Bitten um kleine und große Dienstleistungen komme, sondern denken, daß er ein wesentliches Band für diesen mit seinem lieben Vaterlande bilde (I, 111). Dann wird mancherlei erörtert, was sich seit Reuter's Fortgang in Neubrandenburg ereignet hatte. Alles erregt seine lebhafteste Theilnahme, zumal in den 7¼ Jahren seines Aufenthaltes dort nur wenig Welthistorisches vorgekommen war. Für uns haben diese kleinen lokalgeschichtlichen Nachrichten

natürlich weniger Werth, als z. B. eine kurze Zusammenstellung der Honorare, die Fritz Reuter von seinem Verleger erhielt (I, 112). Darnach bekam er für jeden Band der Stromtid 1833⅓ Thaler und für jede neue Auflage eines seiner Werke 600 Thaler, was von Jahr zu Jahr wachsende und schließlich sehr beträchtliche Summen ergab (vgl. auch den Brief von Fritz Peters vom Dezember 1863; XV, 167). —

Der Dichter hatte in Eisenach zunächst ein hübsches Schweizerhäuschen am Predigerplatz bezogen, unweit von dem Wege, der zur Wartburg emporführt. Sein Verkehr in der ersten Zeit war gering, mit Absicht, wie es scheint; er beschränkte sich auf den Bankier Severus Ziegler, auf den Professor Chr. Fr. Koch und die Familien Agricola, Fischer und Stier (I, 99). Reuter wollte für sich leben und den zerstreuenden Umgang auch der Arbeit wegen und aus andern Gründen meiden. Friedrich Rückert in Neuseß bei Koburg aber wurde bald von ihm aufgesucht, nachdem Professor Ullrich aus Hamburg eine Einladung und Grüße überbracht hatte. Dagegen erschien der Oberbürgermeister Röse zuerst bei Reuter, um den Dichter aus der Fremde in Eisenach willkommen zu heißen, und auch alle dort studirenden Forstakademiker machten ihm ihre Aufwartung (III, 104). Natürlich mußten sich nun auch seine literärischen Beziehungen, seine Bekanntschaften mit hervorragenden Persönlichkeiten und namentlich mit Leuten von der Feder, bald wesentlich erweitern. Schon im Sommer 1864 suchte ihn sein Grenzbotenrezensent Julian Schmidt zusammen mit seiner Frau in Eisenach auf, woraus sich dann eine engere Freundschaft ergab. Auch Gisbert v. Vincke und der Bonner Professor Eduard Böcking traten ihm in der folgenden Zeit näher (III, 165), ebenso Moritz Lazarus, dem wir recht interessante Erinnerungen an sein Beisammensein mit Fritz Reuter (III, 155—58) und andererseits auch eine ganz vortreffliche Charakteristik Bräsig's in seinem Leben der Seele verdanken. Es ist wohl das Beste, was über diese Weltfigur geschrieben worden ist. Sogar zu einer fürstlichen Person trat Reuter in Beziehungen, zum Großherzog Karl Alexander, der ihn von seinem Landsitze Wilhelmsthal und von der Wartburg aus häufig zur Tafel gezogen und auch in seiner eigenen Häuslichkeit wiederholt aufgesucht hat. Als des Dichters Ruhm dann nach Vollendung der Stromtid so ziemlich seinen Höhepunkt erreicht hatte, trat Reuter auch in das Zeichen der Bücherdedikationen: der Breslauer Professor Eberty widmete ihm für tausend genuß-

reiche Stunden seine Preußische Geschichte (III, 171—72) und Rudolf Westphal in Halle seine Uebersetzung von Aristophanes' Acharnern, in denen er den böotischen Aeoler mecklenburgisch sprechen ließ. Der Grund hiervon sei gewesen, sagt er in der Vorrede ein wenig überschwänglich, daß ein wirklich großer Dichter der Jetztzeit, der gleich groß gewesen sein würde, er möchte sich einer Sprache bedient haben, welche er gewollt hätte (?), gerade in dem Lokaldialekte des alten Obotritenlandes seine ewig bleibenden Dichtungen geschrieben habe (III, 176). Selbst die Niederländer entflammte Fritz Reuter's Genius; so bot ihm der Dichter und Professor Jean Peter Heye in Amsterdam ohne eine persönliche Bekanntschaft gleich das Du an, und Reuter ging in einer liebenswürdigen Antwort (III, 185—86) natürlich darauf ein.

Auch der Briefwechsel mit andern Personen, die nicht auf der Höhe des Lebens wandelten, verdient einige Beachtung, z. B. der mit dem Forstmeister Karl Geitel zu Blankenburg am Harz (III, 151—54); von Bedeutung geradezu ist aber ein längeres Schreiben an einen Herrn Gärtner in Rom (III, 144—46), weil Reuter hier mit humoristischer Anschaulichkeit einen großen Theil seiner Werke charakterisirt. So schreibt er von der Festungstid: Dese Gesell geiht in Keden un kickt dörch isernen Trallingen un freut sick hellschen, dat hei in'n Drögen sitt un nich nödig hett, in'n richtigen Sneedräwel för sin eigen Gefängniß Schildwacht tau stahn — und später von Kein Hüsung; Dat is en düstern Gast mit swarte kruse Hor un glupsche Ogen, un wenn de annern Gören um mi rümmer jachern un lachen, denn steiht hei vör sick allein in de Eck un kickt in dat lustige Kinnerspill, as wull hei seggen: „Wat? Ji lacht, un ick müggt weinen!" Denn gah ick nah em ranne un segg un strik em äwer dat kruse Hor: „Lat! Lat sei lachen! Un mit Di ward't ok woll 'mal beter. Du büst doch min Best!"

Das war aber alles noch in der ersten Zeit. Später fing die Masse der Briefe und die Schaar der Verehrer an, ihn zu bedrücken, wie denn Niemand ungestraft unter Lorbeern wandelt. Freilich führte ihm sein beginnender Weltruhm auch manchen alten Freund wieder zu, den Kapteihn aus der Festungszeit (Justizrath Schultze aus Meseritz); seinen Jugendfreund v. Restorff (III, 149); den Pastor Horn aus Badresch, der ihn als erster Mecklenburger besuchte; seinen Jenenser Verbindungsgenossen, den spätern Generalsuperintendenten Müller aus Koburg; die Familie seines mittlerweile verstorbenen Gönners und Freundes Kämpf aus Magdeburg

(I, 101) und manchen Andern. So wurde Fritz Reuter in Folge seiner literarischen Thätigkeit und seines bequem gelegenen Wohnsitzes bald ein Zentralpunkt nicht bloß von allen seinen Festungsgenossen, sondern auch für alte gute Bekannte und Freunde von Nah und Fern. Gleich zum ersten Weihnachtsfest hatte er sich den ihm kongenialen Ludwig Reinhard, der sich jetzt in Koburg als Redakteur mühselig durchschlug, und Ludwig Walesrode aus Altona eingeladen. Man feierte den heiligen Abend nach pommerschem Heimathsbrauch und erquickte sich daneben an der Komik der dauerhaften Jungfrau Lisette, die mit ihrem deutsch-französischen Missingsch in der That ein besonderer Schatz des Humoristenhauses gewesen sein muß. Walesrode hat ihr einen lustigen kleinen Aufsatz gewidmet (III, 142—43). Auch der Leipziger Buchhändler Erhard Quandt war erschienen und leistete Fritz Reuter auf dessen besondern Wunsch bald den Freundschaftsdienst, in längeren und wohl auch ziemlich schwierigen Verhandlungen Kein Hüsung, das auch in dieser Beziehung ein Schmerzenskind des Dichters sein sollte, aus dem Kunike'schen Verlag in Greifswald für Hinstorff frei zu machen. Auch sonst scheint er mit seiner aufopfernden Liebenswürdigkeit hin und wieder zwischen Reuter und seinem Hauptverleger vermittelt zu haben, wenn geschäftliche Dinge größere Mißstimmungen hervorriefen, so daß ihm von seinem dankbaren Gastfreunde das Zeugniß ausgestellt werden konnte, er gehöre zu den Menschen, die ohne Rücksicht auf ihre eigene Ruhe und Bequemlichkeit genug Zeit und Herzensgüte fänden, die Angelegenheiten Anderer in jeglicher Weise zu fördern (I, 126).

Inzwischen war der zweite Band der Stromtid, den Reuter aus Neubrandenburg ziemlich fertig mitgebracht hatte, erschienen; bevor aber der dritte herauskam, reiste das Ehepaar im März 1864 nach Konstantinopel. Fritz Reuter's gehobene Stimmung vor der Abfahrt zeigt der launige, in jobsiadenhaften Knittelversen geschriebene Brief an seinen Vetter und Jugendgenossen August Reuter (III, 142 ff.), dessen größter Theil als Brief an den Justizrath Schultze allerdings schon bekannt war: der Dichter hat sich hier also einmal selbst kopirt. Nach der Reise sollte es dann nicht mehr heißen: als ich noch in Silberberg, Graudenz, Magdeburg u. s. w. war, sondern: als ich noch in Konstantinopel, Smyrna, Athen u. s. w. war (I, 116). Fast zwei Monate (vom 18. März bis zum 13. Mai) war Reuter unterwegs. Als er dann mit frischen Kräften heimkehrte, mußte der dritte Band der Stromtid

beendigt werden. Dies gelang ihm in harter Arbeit auch bis Ende Juli, nachdem er das Gelöbniß gethan, sich durch nichts stören zu lassen und namentlich die Beantwortung des inzwischen eingelaufenen Briefstoßes bis zur Vollendung seines Werkes hinauszuschieben. Damit war Fritz Reuter auf der Höhe seines Könnens und dem Gipfel seines Ruhmes angelangt, und er hielt sich auf ihm auch noch mit seinem nächsten großen Roman Dörchläuchting (1866), der trotz seiner historischen Anlage doch gleichfalls etwas memoirenhaftes hat und als ein Nach- und Ausklang der schönen Neubrandenburger Jahre gelten darf. Denn wenn die geschichtliche Färbung des Ganzen auch durch die den Roman beherrschende Person des wunderlichen Herzogs fast überall gelungen ist, so sind doch die bürgerlichen Verhältnisse mehr aus Reuter's Zeit heraus aufgefaßt, und sie konnten das auch, da sich das Kleinleben des mecklenburgischen Städtchens in hundert Jahren kaum wesentlich geändert hatte. In diesen Schilderungen liegt aber schließlich die Hauptstärke des Romans, und das beweist wieder, daß Reuter nur groß war im Selbsterlebten und Heimathlichen. Deswegen mußte dann sein letztes großes Werk: De Reis' nach Konstantinopel (1868) auch abfallen, trotzdem sein Haupttitel eigentlich: Die Mecklenbörgischen Montecchi und Capuletti lautet. Denn er verließ damit den heimathlichen Boden und stellte — noch dazu in der ungünstigen Form einer Art von Reisebeschreibung — seine Personen in ihm und ihnen fremde Verhältnisse. Da versagte nun auch das Selbsterlebte, zumal der Dichter diesen ihm an und für sich schon nicht liegenden Stoff seiner Art nach in drei bis vier Jahren zu wenig verarbeiten konnte. Er war jetzt nach den riesenhaften Leistungen der letzten neun Jahre innerlich und äußerlich erschöpft.

Aber sein Ruhm wuchs noch, und zwar durch die oft geradezu künstlerischen Leistungen seiner Illustratoren und Vorleser. Besonders Otto Speckter und Ludwig Pietsch verdienen hier genannt zu werden. Mit dem ersteren verbanden ihn, wie der auch sonst, bemerkenswerthe und ziemlich lebhafte Briefwechsel darthut (III 101—106), freundschaftliche Beziehungen. Dagegen sind die zum Theil recht hübschen Illustrationen des Schweriner Hofmalers Theodor Schlöpke zu den Läuschen un Rimels erst aus dem Nachlaß des Künstlers von Gäderts im zweiten Bande seiner Reutertage herausgegeben worden (vgl. S. 141—142). — Auch die erste Reise in die Heimath Anfang 1865 erwies, daß der

Prophet in seinem Vaterlande immer mehr galt. Aber es fielen jetzt doch auch schon die ersten Schatten auf sein Glück, da sein nach und nach ermattender Körper ihn fast alljährlich zu längeren Kuraufenthalten zwang. So suchte er im Sommer und Herbst 1865 das Bad Laubbach bei Koblenz auf, wo er sich unter der klugen Herrschaft des Dr. Petri und in heiterem Umgange mit manchen bedeutenden Persönlichkeiten (z. B. Kögel, Oetker und Tellkampf) recht wohl fühlte und mancherlei improvisirte wie in der guten alten Zeit (I, 119—126). Hier zeigte es sich nun auch, wie hoch der Dichter Reuter von der Nation und sogar von den sonst so zurückhaltenderen vornehmen Kreisen eingeschätzt wurde. Voll stolzer Freude schreibt er darüber an seinen Kurator, den Präpositus Niederhöffer in Stavenhagen (III, 166): — — Heute Abend bin ich nach Koblenz eingeladen und — denken Sie! — bei einem adligen Hauptmann von der Garde. Ich bin hier überhaupt in einen so vornehmen Zirkel hineingerathen, daß ich mich sehr in Acht zu nehmen habe wegen der Dehors. Vorgestern speisten wir bei dem Präsidenten v. Marées, und selbst der erste Kommandant von Koblenz und Ehrenbreitenstein, General v. Hartmann, hat mir mit dem Kabinetssekretär der Königin (Brandis) seine Aufwartung gemacht. Ich erzähle dies nur, weil die Sache einen höchst komischen Gegensatz hat: vor fünfundzwanzig Jahren wurde ich von Unteroffizieren und Gendarmen zu den Herren Kommandanten gebracht und in den Vorzimmern abgefertigt, jetzt kommen sie zu mir.

Im Winter gings wieder in die Heimath, im Februar aber noch auf zwei Monate nach Laubbach zurück. Als dann im Sommer der österreichische Krieg ausbrach, konnte sich Reuter mit frischer Kraft an den Liebeswerken betheiligen und durch seinen Aufruf in mecklenburgischen Zeitungen und persönliche Rührigkeit die wohlthätigen Sammlungen ganz besonders fördern: 3000 Thaler und eine Menge von Viktualien und Utensilien liefen bei ihm zur Vertheilung ein (I, 130). Sinn für Gemeinnützigkeit hatte ihm ja nie gefehlt, jetzt wurde ihm sein Wirken aber noch um so leichter, als sich sein politisches Herz längst schon für Preußen entschieden hatte, das nun auch einen Theil seiner alten Hoffnungen erfüllen sollte. Kaum war jedoch der Krieg zu Ende, so trat Fritz Reuter seinem letzten großen Werke näher, nicht einem schriftstellerischen, denn dafür waren seine Kräfte aufgebraucht, sondern dem Bau eines eigenen Heims. Die Entstehungsgeschichte der Villa Reuter ist bei Gädertz

(I, 131 ff) nachzulesen. Der Großherzog, der in dem neuen Hause sein Nachbar wurde, hatte dem Dichter unaufgefordert Land zum geraderen Gange, zum breiteren Wege und Umwende vor dem Garten geschenkt, wie er am 17. Januar 1867 seinem Jugendgefährten, dem Registrator Aug. Löschen in Parchim schrieb (III, 170). Nun beschäftigte ihn neben dem eigentlichen Hausbau besonders der Garten. Hier erwachten seine alten Neigungen, seine Liebe zur fruchttragenden Erde und sein Kultursinn, und konnten sich in fast künstlerischen Schöpfungen bethätigen, zumal da ihn sein Freund Ferdinand Jühlke, der Hofgartendirektor in Sanssouci, mit Rath und That kräftigst unterstützte. Im August 1867 fand die Richtfeier des Hauses statt, und am 1. April 1868 konnte es bezogen werden.

Die Bewegung im Garten, der Genuß der freien Luft und Freude am Eigenen halfen nun, wie Reuter am 19. August an Wichmann schrieb (I, 147), tapfer mit, ihn durchzuschleppen, wenn der liebe Gott nur mit seinem Segen von Korrespondenz und Verehrerinnen hätte innehalten wollen. Nachdem er im vergangenen Jahr in Liebenstein gewesen war, ging er zur weiteren Kräftigung diesmal wieder in die heimathliche Wasserkunst Stuer bei Plau in Mecklenburg und besuchte von dort aus noch einmal die alten Stätten. Es war das letzte Mal, daß er die Heimath wiedersah.

Aber eine große, den ganzen Mann zusammenrüttelnde Freude sollte er doch noch erleben: Deutschlands Einigung; sie begeisterte ihn auch noch einmal zu Liedern, zu der lütten Gaw för Dütschland, die seinerzeit bei Lipperheide nicht vollständig erschienen ist. Man strich dem Dichter namentlich seine scharfen Demagogenverse, die wohl historisch berechtigt waren, aber zu der Stimmung des Ganzen wenig paßten. Immerhin ist jetzt die unverkürzte Veröffentlichung bei Gäderty (I, 155 ff.) dankenswerth, obgleich die poetische Leistung als solche nicht sehr erheblich ist. Mehr spricht das an, was er einem jungen Artilleriehauptmann ins Feld schrieb: — — Sie bringen mir Ihre Glückwünsche, daß ich die Zeit, die das Ideal unserer Jugend war und für die ich gelitten, noch erlebt hätte. Ich bin auf die Kniee gefallen und habe dem lieben Gott, der alles so herrlich hinausgeführt, gedankt. Es ist ja viel schöner und herrlicher gekommen, als wir armen Jungen uns geträumt hatten. Wenn ich jetzt zurückblicke, sehe ich wohl, daß alles, was wir als Jünglinge erstürmen wollten, nach und nach sich entwickeln und zur schönen Frucht heranreifen mußte (III, 190). —

Was die Veranlassung zu diesem Briefe betrifft, so hatte jener Offizier, dem von seiner Gattin die Stromtid nach Frankreich nachgeschickt worden war, dem Dichter als Dank für seine herrliche Geschichte eine Straßburger Gänseleberpastete übersandt. Nach dem Zeugniß von Frau Reuter soll unter allen Anerkennungen dies Geschenk und der beigefügte Kriegsbrief den plattdeutschen Volksdichter am meisten erfreut haben.

Fritz Reuters letzte Lebensjahre waren durch mannigfache Leiden getrübt; sein Körper rächte jetzt an ihm das zeitweilige maßlose Trinken und sühnte damit auch diese Schuld. Man wird über des Dichters unselige Leidenschaft, die seine gewaltigen Kräfte schließlich doch aufgerieben hat, vielleicht milder urtheilen, wenn man erwägt, daß gerade bei den großen Menschen das menschliche, weil durch das geistige meist stark zurückgedrängt, auf einem Punkt oft besonders schlimm durchbricht. So hat Goethe seine Liebschaften gehabt und Lessing das Spiel geliebt. Ein Laster ist manchmal ästhetischer als das andere, aber jedes soll begriffen und — soweit es möglich ist — auch entschuldigt werden. Nur dürfen die Biographen nicht nach Art literarischer Scheuerfrauen den bösen Fleck mit aller Gewalt und mit allen Mitteln fortwaschen wollen, denn er kehrt doch immer wieder. Bei Reuter ist das ohnehin ganz unnöthig, weil sein Charakter genug Vorzüge hat. Eine zukünftige große Biographie von ihm, die sich aus dem jetzt überreich vorhandenen Stoff, aus den Briefen an seinen Vater, aus den Gädertz'schen Nachrichten und Anderem vorzüglich aufbauen läßt, wird namentlich auf die richtige Vertheilung von Licht und Schatten zu achten haben, um nicht von vorneherein zu scheitern. Mit einem panegyrischen Hymnus auf Fritz Reuter's humoristisches Genie oder gar auf den Menschen Reuter ist es nicht gethan. Dann wird sich das große Publikum lieber nach wie vor mit der sehr feinen und verständnißvollen Lebensskizze Adolf Wilbrandt's begnügen.

In Persien.

Von

Paul Rohrbach.

II.

Persepolis, den 25. März.

Seit Schiras hat die Art des Reisens wieder gewechselt: Ich reite jetzt tschapari, d. h. mit der persischen Post. Von Buschir nach Schiras existirt kein sogenannter Tschapardienst, sondern die Postsachen werden durch Boten zu Fuß befördert. Die Kotals und überhaupt die Schwierigkeiten des Terrains vom Beginn des Aufstieges zum Hochland an werden von besonders dazu geübten Läufern rascher und sicherer überwunden, als von Pferden und selbst Maulthieren. Anders ist es auf dem Hochlande, dessen weite Thalmulden und Ebenen für rasches Reiten wie geschaffen sind. Das ganze Land wird von einer Anzahl Postrouten durchzogen, längs deren sich in Entfernungen von drei bis acht Farsachs Stationshäuser finden, deren Pferdebestand nicht unter sechs Thieren betragen soll. Sind die Pferde nicht gerade von der Regierung für die nur einmal wöchentlich erfolgende Postbeförderung in Anspruch genommen, so werden sie Privatleuten gegen eine Gebühr von anderthalb Kran (1 Kran = ca. 40 Pfennige) pro Pferd und Farsach zur Verfügung gehalten. Der Farsach ist die alte persische Parasange und steht als Längenmaß nicht ganz fest; es ist ungefähr die Wegstrecke, die ein Reiter bei etwas beschleunigtem Schritt des Pferdes auf die Dauer in einer Stunde zurücklegen kann. In der Gegend der Kotals sind also die Farsachs nach Kilometern gemessen kürzer als in der Ebene. Zehn Farsachs gleich durchschnittlich zwei Poststationen sind für nicht eilige Reisende mit dem Tschapar das Gewöhnliche; wenn die Pferde gut sind, sollen aber von Sonnenaufgang bis Untergang auch bis zu zwanzig

gemacht werden können. Ich habe vor, mich diesem Maximum, so oft es angeht, nach Möglichkeit zu nähern. Meine Karawane ist von Schiras ab fünf Pferde stark, da jedesmal ein Tschaparschagird oder Postknecht mitreitet, um die Pferde wieder nach ihrer Station zurückzubringen.

Wir brachen heute noch vor Sonnenaufgang von Schiras auf, um Persepolis möglichst früh am Tage zu erreichen; es sind gerade zwei Poststationen, denn die Ruinen der Achämenidenstadt liegen ganz nahe bei dem Tschapar-Chane Puzeh, unserem diesmaligen Nachtquartier. Der erste Theil des Weges hinter Schiras war reizlos. Die typischen, von Gebirgsketten umgürteten Thalmulden wiederholen sich, wie es scheint, fortwährend; die Kulturflecken sind minimal im Vergleich zu den Strecken dürren, steinigen oder thonigen Landes. Alljährlich im Frühling und Herbst wäscht der Regen Erde und Geröll von den Berghalden in die Thalbecken hinunter, und dort auf der Sohle bleibt das Meiste liegen, weil keine perennirenden Gewässer da sind, die den zerkleinerten Schutt ins Meer fortführen könnten. Wie in allen abflußlosen Gebieten baut sich der Detritus von den Bergen rings um den Fuß der Erhebungen immer höher auf, so daß schließlich nur noch die Kämme oder einzelne Gipfel früherer hoher Ketten aus der mehr und mehr sich nivellirenden Umgebung emporragen.

Nach dem Pferdewechsel passirten wir auf einer langen Flucht schmaler steinerner Brücken und Dämme einen breiten und vegetationslosen Salzsumpf. Jetzt wurde es heiß. Um Mittag waren wir am Pul i-Chan, einer thurmhoch geschwungenen Bogenbrücke über den Fluß Kur, den Araxes der klassischen Geographen. Kurz oberhalb dieses Bauwerks mündet in ihn der Polvar, der alte Medus; er kommt aus der Ebene von Murghab bei Pasargadä. Die große Ebene, durch die Kur und Polvar fließen, heißt Merw-Dascht; sie bildet das umfangreichste zusammenhängend bebaubare Stück Boden in der ganzen Persis, und daher sicher einen der ältesten Brennpunkte der Besiedlung und Kultur im Lande. Viele Stunden in die Länge und Breite dehnt sich längs der Flüsse fruchtbares, tiefgründiges Ackerland, reich von fließendem Wasser befruchtet, viele Arme und Buchten um und in die umlagernden Berge hinein entsendend. Im Alterthum war es dicht bebaut und besiedelt, allenthalben von Kanälen durchzogen, mit Dörfern bedeckt, von Gärten, Bäumen und Saaten erfüllt. Heute liegen mehr als drei Viertel der Fruchtebene vertrocknet und wüst; spärliche Dorf-

schaften zeigen sich längs ihrem Rande verstreut oder bergen sich in den Seitenthälern zwischen den Bergen. In langen Linien durchziehen einige hohe gelbbraune Kanaldämme das staubige Feld; dazwischen laufen in zahllosen parallelen Streifen die vom steten Zug der Karawanen eingetretenen Pfade der großen Straße von Schiras über Ispahan nach Teheran, Tabris und zum nördlichen Meere.

Seit ich die Brücke passirt hatte, wuchs die Ungeduld Persepolis zu sehen von Minute zu Minute. Mein Postgaul war nicht so ganz übel, aber von bequemem Naturell und wohl auch schon etwas steif vor Alter und Dienst; er mochte sich über die Eile seines Reiters wundern, wo die Schatten von Mann und Pferd doch noch so kurz waren. Etwa zwei Stunden, bevor man den Platz erreicht, werden die Säulen des großen Xerxespalastes als schmale, senkrechte Streifen sichtbar, die sich hell gegen die unmittelbar dahinter emporsteigende, dunkler getönte Bergwand abheben. Sie stehen auf einer hohen Terrasse, die unmittelbar am Fuße eines nackten, zackigen Gebirgszuges aus sehr hartem, bräunlich und grau glänzendem Kalkstein, theils aus der Ebene aufgebaut, theils in die Lehne des Berges hineingearbeitet ist. Eine wunderbare doppelarmige Freitreppe führt von Westen her in die Höhe, mit so breiten und niedrigen Stufen, deren immer mehrere in einen Block geschnitten sind, daß man hinaufreiten kann. Die obere Fläche mißt 700 Schritt in die Länge und 400 in die Breite. Sie trägt die Ueberbleibsel der eigentlichen Palastbauten, während die Stadt sich wahrscheinlich zu den Füßen der Burg in der Ebene ausgedehnt hat und spurlos verschwunden ist. Von Weitem heranreitend, gewahrt man zwar an dem ziemlich steilen Abhang des Berges über der Plattform eine gelbliche, in sich zurücklaufende Linie, die offenbar einen alten Mauerzug andeutet, aber jetzt nur noch eine Kette ganz geringer Erhöhungen bildet. Ihr Umfang ist indes zu gering, als daß es die Stadtumwallung gewesen sein könnte, und sie schließt auch faktisch nur um ein Geringes mehr an Raum ein, als einige Felsengräber mit ihren, früher wahrscheinlich vorhandenen Nebenanlagen unmittelbar über den Palasttrümmern erfordern.

Das Erste, was man vor sich sieht, wenn die Höhe der Plattform erreicht ist, ist ein mächtiger Portalbau, dessen vier Eckpfeiler mit über dreifach mannshohen Stierkolossen geschmückt sind, die Adlerflügel und bärtige Menschenhäupter tragen. Von den Säulen,

die das Dach stützen, steht nur noch eine einzige. Dieser Bau gehörte zum Palaste des Xerxes. Er war eine Art Thorhalle. Jenseits dehnt sich ein weiter, ebener, mit kurzem Rasen bewachsener Platz aus, 60 bis 70 Schritte breit, auf dem bloß einzelne Stücke bearbeiteten Gesteins liegen. Wenn man diesen Raum durchschritten hat, gelangt man an eine zweite, kleinere, der großen Hauptbasis aufgesetzte Plattform, zu der abermals eine Reihe breiter, niedriger und glatt polirter Stufen hinaufführt. Die Stirnseite dieser Terrasse zeigt in drei Reihen über einander Reliefs von wunderbarer Feinheit und hoher technischer wie künstlerischer Vollendung: Krieger der königlichen Leibwache, Repräsentanten tributpflichtiger Völkerschaften; dazwischen Bäume verschiedener Art und Aehnliches mehr. Nach Ersteigung der Treppe steht man unmittelbar vor der berühmten Gruppe der „Vierzig Säulen“ — Tschihil Minar. In Wirklichkeit sind es nicht vierzig, sondern nur noch dreizehn, und es waren einmal zweiundsiebzig. Sie trugen das Cederndach der von Xerxes erbauten großen Thronhalle, des prachtvollsten Gebäudes im alten Persepolis, das die übrigen Bauwerke, wie es scheint, weit überragte. Die Höhe der Säulen schätze ich von der Basis bis zum oberen Ende der merkwürdigen, langausgezogenen Kapitäle auf nahe an 20 m, so viel wie die sechs berühmten Säulen, die noch in den Ruinen des Sonnentempels von Baalbek stehen. Das Material ist ein marmorähnlicher, grauer Kalkstein, der sich wunderbar bearbeiten und namentlich poliren läßt. Die Kanten der scharf wie Messerschneiden aufeinander stoßenden Kanneluren sind heute noch überall dort, wo der Stein nicht gewaltsam beschädigt worden ist, so vollkommen, ohne Scharten und Sprünge, wie am ersten Tage nach der Aufrichtung dieser Schäfte. Der Durchmesser an der Basis mag etwa anderthalb Meter betragen. Die Verjüngung nach oben ist merkbar, aber nicht übertrieben. Außenwände hat das Bauwerk offenbar gar nicht gehabt. Wahrscheinlich ist der Königsthron in der Mitte dieses wunderbaren Säulenwaldes durch kostbare Vorhänge und Teppiche vor Sonne, Wind und Staub geschützt gewesen. Daß die Thronhalle ein Cederndach gehabt hat, hat man durch Nachgrabungen unter der Schuttdecke, die den Boden überlagert, festgestellt. Es fanden sich dort große Mengen Cedernholzkohle, die als solche unter dem Mikroskop erkennbar sein soll, und man kann daher den Schluß ziehen, daß einstmals ein Brand das Dach des Gebäudes zerstört hat. Natürlich denkt man dabei

an die Verbrennung eines Theiles der Königsburg von Persepolis, die Alexander der Große nach der Einnahme des Platzes befahl, angeblich auf das Wort der athenischen Courtisane Thaïs hin, die den trunkenen König aufforderte, zur Rache für den Brand Athens den Bau des Xerxes dem gleichen Schicksal preiszugeben. Daß auf den angezündeten Theilen des Palastes Dächer aus Cedernholz gewesen seien, ist ausdrücklich bezeugt. Es bleibt kaum etwas Anderes übrig, als anzunehmen, daß die hierzu nothwendigen Balken aus den syrischen Gebirgen bis in das Innere von Persien gebracht worden sind, wenngleich man sich kaum vorstellen kann, wie das möglich gewesen ist. Es giebt zwar Nadelholzwälder im Puscht i-Kuh, dem Randgebirge Irans, westlich von Susa gegen Babylonien hin; aber da man das Holz bis an die Mündung des Euphrat überhaupt zu Wasser bringen konnte, so hätte man wenig damit gewonnen, wenn man es wirklich im „Zagros“ schlug.

Nächst der Halle des Xerxes ist das interessanteste Bauwerk auf der Plattform von Persepolis der Hundertsäulensaal des Darius Hystaspis. Die Säulen sind technisch womöglich noch vollkommener gearbeitet gewesen, als die des Xerxes, aber sie sind alle umgestürzt. Vor wenigen Jahren bedeckten noch Schutt und Erde den Boden des Raumes, auf dem sie gestanden hatten, mehrere Meter hoch, aber ganz neuerdings ist er etwa zur Hälfte (von französischer Seite) aufgedeckt worden, sodaß man von der Höhe der alten Umfassungsmauer die ganze wirre Masse der wild übereinander gestürzten Trommeln und Kapitäle übersieht. Die Halle des Darius ist nicht, wie die des Xerxes, offen gewesen, sondern von einer eigenthümlich konstruirten Mauer umgeben, von der es allerdings fraglich bleibt, ob sie je ebenso hoch hinaufgereicht hat, wie die Säulen, sodaß die Bedachung auch auf ihr ruhen konnte. Erhalten ist beinahe vollständig die quadratische Basis aus großen, glatt gefugten Steinblöcken. Darauf stehen ringsum etwa vierzig steinerne Thür- und Fensterrahmen von enormer Massenhaftigkeit und Dicke. Besonders schön und mit Skulpturen geschmückt sind die beiden Seitenpfeiler des hohen Eingangsportals nach Westen zu, wo offenbar das Hauptthor gewesen ist. Zwischen den hochragenden massiven Aufbauten für die Thüren und Fenster ist aber der ganze Mauerkörper über der quadersteinernen Basis so vollständig verschwunden, daß man annehmen muß, er habe aus einem viel vergänglicheren Material bestanden, als die steinernen Theile des Baues, d. h. sehr wahrscheinlich aus bloß an der Luft ge-

trockneten Ziegeln. Eben darauf würde auch die große Dicke führen, die die Mauer offenbar besessen hat. Schutt von gebrannten Ziegeln habe ich in Persepolis überhaupt nicht bemerkt. Ebenso wenig scheint die Terrasse, auf der etwa das Berliner königliche Schloß mit einer schmalen Esplanade ringsum Platz hätte, je befestigt gewesen zu sein. Auch nach der Beschaffenheit der übrigen architektonischen Ueberreste oben auf der Plattform scheint dieselbe Technik der massiven, entweder monolithischen oder aus zwei bis drei kolossalen Werkstücken zusammengesetzten Thür- und Fensterkränze mit Luftziegelmauerwerk dazwischen, durchweg geherrscht zu haben. Auf diese Art ist fast das ganze untere Stockwerk eines mäßig großen, von Darius I. errichteten Gebäudes erhalten geblieben, das aber, wie es scheint, im Innern auch nur einen einzigen Saal gebildet hat. Ueberhaupt ist es schwer, trotz der Ausdehnung des Platzes und der ziemlichen Menge der Ruinen auf ihm, sich vorzustellen, wo hier etwa eigentliche Wohngebäude hätten stehen sollen. Was an Grundrissen zu erkennen ist, stellt anscheinend alles einstige Staats- und Prunkräume dar, worauf auch die Menge der pompösen Skulpturen deutet, die meist an den Innenseiten und Stirnflächen der Thordurchgänge zu sehen sind: der König unter dem Sonnenschirm, von Leibwachen und Staatswürdenträgern gefolgt, der König auf dem Throne oder als Bezwinger des ahrimanischen Ungeheuers und Aehnliches mehr. Dazwischen liegen ganz freie Plätze, auf denen kaum je irgend welche nennenswerthe Bauwerke existirt haben können. Da die Terrasse nach drei Seiten hoch und senkrecht aufgemauert in die Ebene abstürzt und nach der vierten zu unmittelbar in die Felsenlehne des Gebirges übergeht, das sich über ihr erhebt, so will es mir demnach scheinen, daß die ganze Masse der Bauwerke an dieser Stätte überhaupt nie von den persischen Großkönigen und ihrem Hofhalt im eigentlichen Sinne bewohnt gewesen ist. Das Schloß, in dem der König seinen Aufenthalt nahm, wenn er nach Persepolis kam, wird irgendwo inmitten weiter Gartenanlagen in der Ebene gestanden haben und aus viel leichterem Material erbaut gewesen sein; auf der Burg dagegen haben die großen Haupt- und Staatsaktionen, der Empfang fremder Gesandtschaften, Opferfeiern und dergleichen stattgefunden. Sicher lagen dort oben die Schatzhäuser, in denen Alexander seine fabelhafte Beute machte.

In die Felswand, von der aus sich die Palastterrasse nach Westen in die Ebene hinein erstreckt, sind in ziemlicher Höhe über

den Ruinen drei Königsgräber hineingehauen. Da das Grab des Cyrus bei Pasargadä liegt, Darius I und seine drei Nachfolger aber bei Naksch i-Rustem, eine Stunde von Persepolis, begraben sind, so wird man mit der Vermuthung wohl nicht fehlgehen, daß hier die drei letzten Achämeniden ihre Ruhestätte gefunden haben. Dann aber ist es sehr wahrscheinlich, daß die am weitesten nach links liegende und offenbar späteste der Grabstätten die des Darius Kodomanus ist, dessen Leichnam Alexander, nachdem er den König sterbend seinen Mördern abgejagt hatte, bei seinen Ahnen bestatten ließ.

Der deutsche Gastfreund von Schiras, der mir bis hierher das Geleit giebt, um auch — zum ersten Mal — die Ruinen von Persepolis zu sehen, hat den Proviantsack verschwenderisch füllen lassen; wir haben amerikanisches Bier aus einer Bostoner Brauerei zu englischem Schinken und Schweizer Biskuits getrunken. Brod, Eier, Huhn und Hammel waren persisch; dazu Wein von Schiras und französische Chocolade. Wir lagerten zu Füßen der Kerube des Xerxes und hoben freudig die Hände zum lecker bereiteten Mahle; gerade gegenüber erhob sich der schlanke hohe Schaft der einen stehengebliebenen Säule des großen Thorbaus, und wenn ich mit der Rechten über mich griff, so konnte ich über die Keilschriftkolumnen in dem Steinkoloß fahren, den der Besiegte von Salamis hier aufrichten ließ, den Eingang seines Palastes zu hüten. Wie schön, daß Persepolis so in der Einöde liegt, so im Herzen eines unzugänglichen Landes, wo es noch keine Hotels und keine Fremdenführer giebt und wo selbst der gewöhnliche Globetrotter noch nicht hinkommt! Ich habe auf der City of Glasgow im Golf mit so einem Exemplar — natürlich Engländer — Bekanntschaft gemacht, das auch hierher hinauf wollte und einige Tage vor mir von Buschir fortging. Am Fuß des ersten Kotals traf ich den Mann dann wieder; er war nur bis Kaserun gekommen und dann umgekehrt, hatte die Kiste mit Sodawasser und das halbe Dutzend Whiskyflaschen, die er mit sich führte, ausgetrunken, saß nun betrübt in einem Rasthaus und bat mich, als wir uns begegneten — um Opiumtropfen. Ja die Kotals haben es in sich. Mögen sie dafür wenigstens deshalb gesegnet sein, weil sie die große Einsamkeit des Achämenidenschlosses und der Königsgräber von Persepolis bis heute erhalten haben!

Nach dem Imbiß bei den Xerxesthieren stieg ich zu dem Grabe hinauf, in dem, wie man wohl annehmen darf, Darius III.

einst bestattet worden ist. In die Felswand ist ein wagerechter breiter Stollen soweit hineingetrieben, bis am Ende eine genügend hohe senkrechte Stirnfläche erzielt ist, um eine mit Skulpturen und Halbsäulen geschmückte stattliche Portalfront aus dem gewachsenen Gestein des Berges herauszuarbeiten. Unten in der Mitte liegt der niedrige Eingang; in der Grabkammer selbst sind zwei, jetzt natürlich leere Sarkophage aus dem Felsen selbst gemeißelt, ein großer und ein etwas kleinerer. Darius und Statira!

Während ich noch draußen vor dem Grabe stand und das Relief im Felsen betrachtete, das den König vor dem Feueraltar Ahuramasdas opfernd zeigt, die Tiara auf dem Haupt, mußte ich an das Feld von Gaugamela denken, über das ich nun vor fünf Monaten geritten bin, wo die Entscheidung über Asiens Schicksal fiel, und an den engen Felsenpaß von Assyrien nach Medien empor, durch den der Mann, den man hier begraben hat, nach diesem Iran hinauf geflohen ist, als er sein Reich verloren hatte. Drinnen in der Gruft herrschten Kühle und Dämmerlicht; ich legte die Arme auf den breiten Rand des massig-einfachen Königssarges und schauerte unwillkürlich vor der Kälte des Steins zusammen.

Sonderbar, woran man an solch' einer Stelle Alles denkt! Im Grabe des Darius, im innersten Persien, steht man menschlicher Voraussicht nach doch zugleich das erste und das letzte Mal seines Lebens, und es ist ein Ort, an den zu kommen allein schon eine Kette von Erlebnissen und Unternehmungen kostet; darum hält einer unwillkürlich einen Augenblick bei sich inne und fragt sich: Was ist es Dir nun werth, daß Du hierher gekommen bist? Indem ich das dachte, durchzuckte mich blitzartig in einem Augenblick das Vollbewußtsein der ungeheuren Summe von Anschauungen und Stimmungen, die ich bis zu diesem Augenblick auf dem Boden Asiens gehabt und erlebt habe! Und plötzlich schwindelte es mir förmlich vor der Menge der Dinge, die Monat für Monat bisher nacheinander auf den Geist eingestürmt sind und sich im Gedächtniß neben einander gelagert haben. Nach Hause, nach Hause! Wie willst du überhaupt nur das Alles verarbeiten, was du gesehen hast? Dann legte ich den Kopf auf den Rand des Sarkophages und dachte an Darius, Statira und Alexander, und ob das Gebet wohl echt sei, das der König, nachdem er die Großmuth des Macedoniers erfahren hatte, zu Ahuramasda emporgesendet haben soll, er möge ihm entweder den Sieg verleihen, oder daß Niemand nach ihm über das Reich der Perser herrsche, außer Alexander!

Ich weiß nicht, wie lange ich in der Gruft geblieben bin; vielleicht waren es zehn Minuten, vielleicht eine Stunde. Aber wie damals in der Neujahrsnacht bei Karkemisch am Euphrat, so war auch hier der große tiefe Grundakkord, der alles bewußte und unbewußte Empfinden gleichermaßen beherrschte, die intuitive Ueberzeugung von dem, für mich wenigstens, durch nichts Anderes zu ersetzenden Werth der historisch-klassischen Bildung. Ich wäre mir so furchtbar arm vorgekommen, wenn mir in diesem Augenblicke Jemand die Perser, Griechen und Makedonen, den Aeschylus und Herodot, Xenophon und Parmenion genommen und dafür alles Physische in der Natur, alle Integrale und siebenundsiebzig lebendige Sprachen zu beherrschen gegeben hätte!

Als ich aus dem Königsgrabe hinaustrat, lag die ganze Ruinenwelt von Persepolis vom Licht der sinkenden Sonne röthlich überstrahlt in feierlich schweigsamer Erhabenheit mir zu Füßen. Weit dehnte sich hinter den Steinblöcken und Mauern die gelbe Ebene um den Fuß der großen Terrasse; stumm ragten die großen Säulen und Stiere des Xerxes, die Skulpturenpfeiler des ersten Darius in die regungslose Abendluft empor — und im Geiste erstand aus den majestätischen Trümmern die alte Thronburg der Könige von Asien mit ihrem Glanz zur Achämenidenzeit und mit dem Flammenschein ihrer stürzenden Paläste am Tage der Rache für den Brand Athens.

Murghab, den 26. März.

Gestern früh wurde von unserer Station Puzeh aufgebrochen, die noch keine halbe Stunde von den Ruinen liegt und wo wir, wenn auch dürftig, übernachtet haben. Eine halbe Stunde entfernt liegen die berühmten Gräber und Reliefs von Naksch i-Rustem. Dort ist Darius Hystaspis begraben und wahrscheinlich auch seine drei nächsten Nachfolger. Die Grabanlagen in der steilen Felswand haben sehr große Aehnlichkeit mit denen über Persepolis, sind aber anscheinend älter. Unterhalb der vier tief in den Felsen gehauenen, skulpturgeschmückten Portalfronten haben die sassanidischen Könige eine Reihe von Reliefs zur Verherrlichung ihrer Thaten und ihres Geschlechts anbringen lassen. Die interessantesten stellen die Belehnung Ardeschirs, des ersten der Sassaniden, durch Ahuramasda mit dem Symbol der Herrschaft über Iran und die Huldigung des gefangenen Imperators Valerian vor Chosru Anuschirwan dar. Am Ende der Reihe stehen noch zwei in den Fels gehauene

Feueraltäre unversehrt da, und oberhalb der Grabanlagen liegt auf der Höhe eine offenbar künstliche Plattform, die vielleicht dazu gedient hat, die Leichen der späteren Herrscher, denen das Bestatten in der Erde wohl schon als unerlaubt galt, der allmählichen Verwesung unter freiem Himmel und den Vögeln auszusetzen, wie es die religiöse Praxis der heutigen Parsis fordert.

Von Naksch i-Rustem ritt ich in sieben Stunden (neun Farsachs) durch das Thal des Polvar bis zur Ebene von Pasargadä. Mit Ausnahme einer mehrere Kilometer langen, engen Passage, wo der Fluß durch beiderseits hart an ihn herantretende Bergmassen eingeengt wird, führt der Weg fortgesetzt durch bewässertes Fruchtland. Hier ist offenbar der Kern, das älteste Kulturzentrum der Persis! Wenn alles Land am Kur und Polvar, das kulturfähig ist, auch wirklich angebaut wäre, so könnten hier ohne Zweifel zwei- bis dreihunderttausend Menschen wohnen, und eine solche Menge hat im Alterthum sicher ausgereicht, eine starke Wurzel politischer Macht und die materielle Grundlage für den Kampf um die Krone von Iran mit den Medern zu bilden. In jenem Engpaß am Polvar ist eine lange Strecke der Straße mit viel Mühe und hoher Kunst in eine jäh abschüssige Felsstrecke des rechten Ufers hineingehauen, und diese Arbeit stammt ohne Zweifel noch aus der Achämenidenzeit, wo der Weg die beiden berühmten Orte, Persepolis und Pasargadä, verband. Von ihm wissen wir mit Sicherheit, daß Alexander der Große ihn mit seinen Soldaten marschirt ist, und man kann sich ein Bild von der Langsamkeit des Vorwärtskommens eines Heeres in diesem Defilee machen, wenn man sieht, daß die Leute auf der alten Straße zwischen dem Felsen und dem Fluß höchstens zwei Mann breit marschirt sein können.

Wenn man den Paß hinter sich hat, wiederholt sich abermals dasselbe Landschaftsbild wie nun schon seit Wochen: die tafelglatte, seeähnlich ausgebuchtete, von nackten Bergketten umkränzte Ebene, die ringsum nach ihrer Begrenzung zu muldenförmig ansteigt. Mitten darin gewahrt man einen hohen, hellen Steinbau; seitab einige Pfeiler und eine einzige schlanke Säule. Das ist Alles, was von Pasargadä, der Sieges- und Grabstadt des großen Kyros, übrig geblieben ist. Eine Viertelstunde, nachdem ich die Ruinen zu Gesicht bekommen hatte, war ich an den Stufen des Grabbaues selbst. Es ist ein kleines Steinhaus, Wände, Dach und Giebel aus großen Kalkblöcken gethürmt; das Ganze steht auf einer steilen, siebenfach abgetreppten Pyramide aus demselben Material. Die

Stufen sind so hoch, daß man sich nur mit Mühe von einer auf die andere schwingen kann. Ich stieg hinauf, befahl den Leuten, draußen zu bleiben, und trat durch die niedrige Thüröffnung in das rauchgeschwärzte Innere, das nur wenige Schritte im Geviert hat. Vor der Wand, die dem Eingange gegenüber lag, war eine Schnur mit allerlei seltsamen Zierrathen daran ausgespannt: Schellen, Federn, Knöchelchen, Bruchstücke von verschiedenen Eisengeräthen, Holzpflöcke u. dergl. hingen an ihr. In einer Ecke lag ein ganz zerlesenes Koranexemplar, und in die Wand zur Rechten war in rohen Umrissen die Andeutung eines Mihrab, der nach Mekka weisenden Gebetsnische, eingehauen.

Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß dieser Bau, den die Eingeborenen das Grab der Mutter Salomos nennen, wirklich das Kyrosgrab ist, von dem die Geschichtsschreiber Alexanders des Großen erzählen. Die Ruine aus weißen Quadersteinen, die dicht neben dem Mausoleum liegt, ist offenbar das Haus der Magier, die noch zur Zeit der makedonischen Eroberung für den Dienst des Todten sorgten, und von dem großen Park, der die Anlage damals umgeben haben soll, sind noch deutlich verschiedene Bassinreste zu erkennen. Es ging mir ähnlich wie in Persepolis in der Gruft des Darius Kodomanus: alles Empfinden für die historische Weihe des Orts ging auf in der überwältigend herandringenden Macht des einen Gedankens, daß es kein Wissen um menschliche Dinge giebt, welches größer, erschütternder und beglückender wäre als die Historie. Zugleich aber dachte ich daran, daß nun von dieser Stelle an der lange, lange Heimweg beginnt. Persepolis und das Kyrosgrab, die ich gestern und heute sah, sind das letzte eigentliche Ziel meiner Reise gewesen, bei dem ich mit dem Herzen war, um das es mich tief geschmerzt hätte, wenn ich hätte umkehren müssen, bevor ich sie sah. Ich war wohl eine Stunde drinnen im Grabe des ersten Königs von Asien, bis ich meine Seele ganz und gar gesättigt fühlte von dem Stück Weltgeschichte, das in der Person des Mannes sich verdichtet hat, den man hier einst zur Ruhe trug. Dann ritt ich hinüber zu dem Pfeiler mit jener dreisprachigen Inschrift, auf Persisch, Susisch und Babylonisch: Ich bin Kyros, der König, der Achämenide! Nicht weit davon steht eine steinerne Stele mit einer merkwürdigen Figur darauf, die sehr wahrscheinlich den König Kyros selber vorstellt, als Fravaschi gedacht, mit Götterflügeln und der ägyptischen Götterkrone auf dem Haupt. Leider ist das

Gesicht durch muhammedanischen Religionsfanatismus theilweise zerstört, aber in der Gestalt wie in dem Ueberrest, der von den Zügen sichtbar ist, prägen sich ein hoher Adel und mehr als technische Kunstvollendung aus. Ich werde dies Bild aus den Trümmern von Pasargadä nie vergessen, diese Königsgestalt in ihrer Schlichtheit, Größe und Vergeistigung! Vor ihr habe ich Abschied genommen von der alten Welt des Morgenlandes, von der Welt, die war, bevor die Geißel der Verwüstung und Barbarei aus der Hand jenes verhängnißvollsten aller Menschen, des Händlers von Medina, über den Orient kam.

Teheran, den 14. April.

Es ist also gegangen, wie es geplant war: ein rasches Hinwegjagen über das öde, geschichts- und kulturlose Zentrum des westiranischen Plateaus. Von Murghab bei Pasargadä bis Ispahan bin ich 350 Kilometer in drei Tagen geritten, von Ispahan bis hierher etwas über 400 in fünf Tagen, weil ich mir unterwegs den Fuß sehr schmerzhaft verletzte und fast einen ganzen Tag verlor. Leider habe ich meinen armen Madat in Ispahan lassen müssen. Wir wollten dort zwei Tage im gastfreien Hause des russischen Konsulats rasten und seine Wunde im Gesicht von einem geschulten europäischen Arzt untersuchen lassen. Ihr bedenklicher Zustand war mit ein Hauptgrund für die große Eile, denn 30 Stunden vor Ispahan brach plötzlich des Abends im Rasthaus eine heftige spontane Blutung unter dem Verband hervor aus. Liegen bleiben in der Einöde wäre das Schlimmste gewesen, was überhaupt nur passiren konnte, so forcirten wir den letzten Ritt 24 Stunden hindurch ohne andere Pausen, als die der Pferdewechsel erforderte. In Ispahan vertröstete uns der Arzt eine ganze Woche lang von Tag zu Tag; dann erklärte er schließlich, unter vier Wochen Pflege im Hospital ginge es nicht. So mußte ich denn allein mit einem persischen Diener bis Teheran weiter. Ich glaube, etwas so Oedes, wie diese verzweifelten 800 Kilometer einer vegetationslosen Hochsteppe, die von todeskahlen, bis nahe an den Kamm im eigenen herabgeflossenen Schutt begrabenen Bergketten durchzogen, nur selten von einer grünen Oase unterbrochen ist, giebt es kaum noch irgendwo ein zweites Mal auf der Welt.

Hier existiren einige „europäische“ Hotels. Das eine, in dem ich wohne, gehört einem braven Manne Namens Hadwiger. Er ist ein Ungar und hat eine Russin geheirathet. Deutsch hat er

nie ordentlich gekonnt; sein Ungarisch hat er während der 25 Jahre, die er in Persien lebt, vergessen, russisch hat er schlecht begriffen und französisch radebrecht er zum Erbarmen. Er ist aber eine Seele von einem Menschen und besitzt sogar einen anständigen Frack, ohne den ich hier gestern in einer rechten Verlegenheit gewesen wäre. Bei unserem Gesandten, Graf Rex, war große Soiree, mit dem persischen Sadrasam (Großwesir), einigen Ministern des Schahs, dem französischen Geschäftsträger, dem englisch-persischen General Houtum-Schindler, der ohne Zweifel der beste lebende Kenner Persiens ist, und noch allerlei anderen Größen. Seit Bagdad zum ersten Male wieder Sekt getrunken! Teheran scheint eine sehr langweilige Stadt zu sein, der Typus jenes unerträglichen Gemisches von orientalischer Barbarei und europäischem Firniß, das mir mehr auf die Nerven fällt, als irgend etwas Anderes — aber unser Graf ist ein prachtvoller Mann.

Den 20. April.

Auf morgen Abend ist nun endlich Aufbruch festgesetzt, nachdem ich eine Woche hindurch ein wahres Kapua im Schatten der deutschen Gesandschaft genossen habe. Vorgestern Abend gab der Zolldirektor Herr Naus, ein Belgier, einen Ball, zu dem das ganze diplomatische Korps sammt den Fremden und ansässigen Europäern von Distinktion geladen und erschienen waren, nur die Engländer gehen nicht in Gesellschaft wegen ihrer Trauer aus Anlaß des Todes der Königin. Sehr exklusiv ist man übrigens nicht, und namentlich bei der eingeladenen Damenwelt werden die Grenzen der Gesellschaftsfähigkeit so weit gezogen, wie es nur irgend geht, z. B. bis zu einer französisch-italienischen Apothekerstochter, die offenbar, was ihr an Rang etwa abging, durch eine wahre exposition universelle der dekolletirten Reize ihres Oberkörpers zu ersetzen suchte. Im Uebrigen ist ein Kostümball mit spanischen Granden, Pierrots, wadengestrümpften Steiermärkern und Gretchenzöpfen am Fuß des Demawend doch eine recht schnurrige Sache. Die Herren hatten Erlaubniß, im Nothfall im Frack zu erscheinen; man tanzte Mazurka, Washington-Post und was es sonst nur an Neuheiten giebt, dazu einen endlosen Kotillon nach allen Regeln der Kunst, und musiziren that ein persisches Militärorchester. Die auffallendste Figur des Abends war ohne Zweifel der russisch-persische General Kossagowski. Diese merkwürdige Persönlichkeit ist Befehlshaber der nach russischem Reglement einexerzirten, aber

meistentheils aus persischen Kurden und Türken bestehenden Kasakenbrigade, die seit einigen Jahren den Kern der Kavallerie des Schahs bildet. Wie stark die Truppe ist, scheint schwer erfahren zu sein; auf keinem Fall beträgt aber der Istetat mehr als 1500 — höchstens 2000 Mann. Der Kommandirende ist ein Riese von Gestalt; in seiner ungeheuer langen Tscherkeska und einer turmhohen schwarzen Pelzmütze, ein Arsenal von Waffen umgehängt und ganz mit Orden bis in die Gegend hinab dekorirt, wo bei gewöhnlichen Civilisten die untersten Westenknöpfe sitzen, machte er bei seinem Eintritt in den Saal im ersten Augenblick auf mich faktisch den Eindruck, als ob er mit diesem Anzug den Clou der Kostüme des Abends darstellen wolle — bis ich mit Schrecken eines Besseren dahin belehrt wurde, das dies seine reglementsmäßige Galauniform wäre. Ich kann nicht leugnen, daß mir vor acht Tagen auf der Soiree bei unserm Gesandten der persische Großvesier mit seinem schwarzen Rock und dem einzigen strahlenden Brillantstern auf der Brust ungleich mehr imponirte.

In Teheran giebt es zur Zeit eigentlich nur ein politisches Gesprächsthema: den russisch-englischen Gegensatz in Persien, und alle Welt ist sich einig darüber, daß Englands Zukunft im Lande vorbei ist, vorbei vom Golf bis an den Kaspi, von den Alpen Kurdistans bis zur Pforte von Indien. England ist seit lange in Persien vor Rußland zurückgewichen, aber in solch einem Tempo wie gegenwärtig doch wohl lange nicht. Die Wendung wird bezeichnet durch die Beseitigung des Sil es-Sultan in Ispahan aus seinen Aemtern als Generalgouverneur des Südens und von der Thronfolge. Daß nicht er, sondern Musaffer ed-Din, der gegenwärtige Schah-in-Schah, dem Vater Nassr ed-Din folgen solle, war schon von der russischen Diplomatie erreicht, aber noch saß Sil in seiner Residenz im Palast Abbas des Großen und hatte eine starke Truppenmacht bei sich, die er selbst besoldete, dazu etwas europäische Artillerie. Da erhielt er eines Tages, nicht sehr lange vor dem Tode des alten Schahs, den Ruf, nach Teheran zu kommen. Das war der kritische Moment, in dem es sich für England darum handelte, seine Interessen wahrzunehmen. Ganz Persien wußte, daß Sil es-Sultan der Freund der Engländer war — und daß der Vater ihn nicht etwa deshalb nach Teheran citirte, um seinen Besitz noch zu mehren, war auch nicht schwer zu errathen. Er kam — und erfuhr, daß er von Stund an auf das kleine Gebiet der eigentlichen Provinz Ispahan beschränkt und ein Mann ohne

Heer sei. Sil gehorchte, man nahm ihm sogar seine Kanonen fort, führte sie nach Teheran, und die Engländer rührten keinen Finger für ihn. Wer nur etwas vom Orient ahnt, wird sich vorstellen, wie dieser Vorfall auf alle diejenigen wirkte, die etwa geneigt gewesen wären, in der Hoffnung auf ihren Vortheil die Partei Englands am Hofe oder unter den Gouverneuren zu nehmen.

Die Engländer haben jetzt die Idee, ihrer gesunkenen Stellung in Persien dadurch aufzuhelfen, daß sie eine neue Handelsroute von Quetta im indischen Beludschistan durch die persische Grenzlandschaft Sejistan bis nach Meschhed und Jesd-Ispahan eröffnen. Lord Curzon und die Times of India interessiren sich für dieses Kind mindestens wie für einen neugeborenen Prinzen, und es ist in der That bereits ein gewisser Karawanenverkehr auf der neuen Route entstanden — aber was will das demgegenüber besagen, daß Rußland den Eisenbahnbau, d. h. die Frage, ob, wann und wo gebaut wird, für ganz Persien in der Hand hält. Wenn nicht Alles trügt, so wird zuerst die ostpersische Bahn an die Reihe kommen, d. h. ein Schienenweg, der irgendwo an der Grenze der Provinz Chorassan von der transkaspischen Linie Rußlands abzweigt und seinen Endpunkt am Indischen Ozean erreicht. Ein besonderes Argument für diese Annahme ist der Umstand, daß soeben mit großen Kosten und jahrelanger Arbeit die Fahrstraße vom Kaspischen Meer nach Teheran fertig geworden ist. Sie ist mit russischem Gelde gebaut, circa 350 Kilometer lang und führt zum größeren Theil durch die westlichen Ketten des Elbursgebirges hindurch, dem Durchbruchsthal des Sefid-Rud folgend, längs dessen Thalhängen sie oftmals meilenweit hat in den Fels gesprengt werden müssen. Diese Anlage, die zwar mit Privatkapital erbaut, deren Betrieb aber durch Staatssubventionen unterstützt wird, hätte die russische Regierung nicht entstehen lassen, zumal die Beschaffung der Mittel große Schwierigkeiten hatte, wenn ihrerseits die Absicht bestände, in nächster Zeit die transkaukasische Linie nach Persien hinein zu verlängern und Teheran auf diese Weise an das russische Verkehrsnetz anzuschließen.

Daß im Osten des Landes Größeres geplant wird, dafür spricht vor allen Dingen die Erbauung der neuen eisernen Brücke über den Amu-Darja im Zuge der transkaspischen Bahn bei Tschardschui an Stelle des alten, hölzernen Ueberganges für die Schienen. Dieses Werk, dessen Kosten nicht genau bekannt sind,

aber wohl sicher an 20 Millionen Mark heranreichen, würde für die Eisenbahnverbindung Turkestans mit Rußland in wenigen Jahren nur noch eine sehr geringe Bedeutung haben, da alsdann die Eisenbahn von Orenburg nach Taschkent fertig sein und der ganze mittelasiatische Kolonialkomplex mit dem Mutterlande auf diesem direkten Wege verbunden sein wird, der für alle auf dem rechten Oxusufer liegenden Theile des Gebiets, d. h. die eigentlichen und einzig werthvollen, kürzer und billiger ist, als die komplizirte Route über den Kaspi und die transkaspische Wüstenbahn. Wenn also trotzdem die kolossale Oxusbrücke erbaut wird, so deutet das mit völliger Bestimmtheit darauf hin, daß in einer nahen Zukunft sich irgendwo jenseits, d. h. südlich oder südwestlich des Stromes, eine neue und wichtigere Verbindungslinie an den alten Bahnkörper ansetzen wird, und diese kann der Natur der Dinge nach nur zum südlichen Weltmeere führen. Wahrscheinlich wird man mit der persischen Ostbahn einem Thalzuge folgen, der in der Richtung von Aschabad auf Meschhed in Chorassan, zwischen den Ketten des nördlichen Randgebirges von Iran mit leidlichen Steigungsverhältnissen hinaufführt, und in dem schon seit Jahren von den Russen eine Fahrstraße angelegt ist. Einmal auf dem Plateau, hat die Eisenbahn fast mit gar keinen eigentlichen Terrainschwierigkeiten mehr zu kämpfen — bis sie den südlichen Abstieg erreicht. Zwischen Schiras und Teheran z. B. sind die Verhältnisse so günstig, daß Wagen ohne Vorhandensein einer wirklichen, gebauten Straße hin und her verkehren können. Neulich haben zwei Herren von der deutschen Gesandtschaft eine solche Wagentour gemacht, und in Kum begegnete ich einer schweren, vierspännigen Kutsche, deren Führer schon zum zweiten Male mit seinem Gefährt auf dem Wege nach Schiras war. Nach europäischen Vorstellungen ist der Weg natürlich an vielen Stellen nicht fahrbar. Aber dann wird eben ausgestiegen, etwas geschoben, gehoben und gestützt, und wenn die Leute sich an einer hundert Meter langen bösen Stelle eine Stunde abgemüht haben, so geht es dafür hernach wieder einen ganzen Tag über den harten Steppenboden wie über ein Billardtuch. Ich bin in der Türkei einmal über den cilicischen Taurus gefahren, wo angeblich sogar eine Chaussee gebaut ist; aber so halsbrechende Stellen wie auf diesem Kunstprodukt orientalischer Wegebautechnik giebt es wahrscheinlich in ganz Persien innerhalb der Randgebirge von Natur nicht.

Wie gesagt wird die Bahn nach dem, was man hört, auf der

Nordseite den Aufstieg zum Plateau ohne große Kosten und Schwierigkeiten gewinnen. Wie sie freilich am Südrande des Hochlandes wieder hinunterkommen wird, ist eine andere Frage. Auf der Linie Schiras—Buschir über die Kotals kann man mit vernünftigen Kosten überhaupt keine Eisenbahn bauen, ja nicht einmal eine Fahrstraße. Diese Richtung ist aber auch garnicht geplant, obwohl sie auf den jetzigen Haupthandelsplatz Persiens zuführt; man will vielmehr auf Bender-Abbas an der Ormusstraße zu gehen. Andere sprechen vom Golf von Tschaubar, weit draußen vor der Einfahrt in den Persischen Meerbusen, ganz nahe an der Grenze des britischen Beludschistan als von der maritimen Endstation. Darüber werden ja wohl die russischen Generalstabsoffiziere, deren Käfer- und Kräuterexpedition ich früher erwähnte, die nöthigen Studien und Pläne in ihren Herbarien mitgebracht haben. Will man mit der Ostbahn nicht mindestens auf der Hälfte der ganzen Strecke direkt durch die menschen- und wasserlose große Salzwüste, so muß man von Meschhed an fortgesetzt ziemlich nahe an der afghanischen Grenze bleiben, was den Engländern auch gerade keine behaglichen Gefühle verursachen wird. Sejistan ist noch heute, obwohl nur ein Schatten seiner früheren Blüthe, einer der fruchtbarsten und zukunftsreichsten Bezirke Persiens und für den Marsch auf Kandahar mindestens eine ebenso gute Operations- und Verpflegungsbasis wie die Fruchtebene von Herat gegenüber Kabul. Daß die Russen übermorgen Herat haben können, wenn sie es heute wollen, weiß jeder Mensch; sobald die Bahn durch Ostpersien von Meschhed soweit vorgerückt ist, daß sie in das Zuflußgebiet der Hamundepression eintritt, von wo sich die Marschstraße auf Kandahar eröffnet, kann man sagen, daß der Besitz Indiens für England nicht mehr daran hängt, ob es die Russen am Einmarsch über den Indus verhindern kann, sondern nur noch daran, ob der Zar den Entschluß faßt, marschiren zu lassen oder nicht.

Die Sache ist einfach. Wenn die Russen eine Armee in Herat und eine in Sejistan zum Vormarsch durch Afghanistan aufstellen können, so ist es ihnen ein Leichtes, jede von ihnen so stark oder noch stärker zu machen, als das ganze brauchbare Material an Vertheidigungskräften, das die Briten irgendwo vor oder hinter dem Indus oder den Suleimanketten formiren können. Sie haben dann die beiden guten Operationsbasen, jede durch eine unabhängige Eisenbahnlinie für den Nachschub von Truppen

und Kriegsmaterial mit der Heimath verbunden, und sie können daher zuversichtlich darauf rechnen, die Engländer sammt den Afghanen, falls diese sich wirklich jenen anschließen sollten, mit ihrer Masse zu erdrücken. Es ist doch nachgerade kein Geheimniß mehr, daß England es kaum fertig brächte, auch nur zwei Armeekorps europäischer Truppen aus indischen Beständen an die indische Grenze zu bringen, während die Russen, sobald sie mit ihrer Bahn in Sejistan sind, gut und gerne ebensoviel und mehr auf jede der beiden Marschstraßen mit den Zielen Kandahar und Kabul setzen und diese beiden Plätze einnehmen können, bevor auch nur ein englischer Soldat aus dem Mutterlande mit einem Fuß im Bohlan- oder Chaiberpaß steht. In dieser Beziehung ist man ja durch die Mobilisirung für Südafrika belehrt. Wenn die Russen aber Kabul und Kandahar haben, so können sie sehr in Ruhe abwarten, was weiter passirt. Daß ihrerseits die afghanisch-indische Frage ohne die zwingendste unmittelbare Veranlassung aufgerollt werden sollte, bevor die Eisenbahn in Sejistan ist, erscheint demnach als höchst unwahrscheinlich. Ich halte dafür, daß die ganze Frage der Besetzung eines Küstenplatzes innerhalb oder außerhalb der Straße von Ormus überhaupt nur eine untergeordnete Rolle spielt gegenüber der gewaltigen politischen Wichtigkeit dieses Stückes der Bahn von Meschhed bis in den persischen Antheil am Hamunbecken hinein.

Eine Flottenstation am Golf oder am offenen Ozean brauchten die Engländer, bei Licht besehen, herzlich wenig zu fürchten, denn weder könnten die Russen gegenüber der überlegenen englischen Seemacht eine Invasionsarmee von dort übers Meer nach Indien transportiren, noch könnten sie daran denken, in umgekehrter Richtung wie Alexander mit 100 000 Mann zu Lande durch Gedrosien zu marschiren. Wenn sie einen persischen Hafen nehmen, so scheint es mir viel wahrscheinlicher, daß sie Buschir besetzen als irgend etwas Anderes, denn hier bekommen sie in dem mehr als 30 Millionen Mark betragenden Handel etwas wirklich Werthvolles unter ihren Einfluß, während ihnen Bender-Abbas, das in jeder Beziehung unbedeutend ist, weder militärisch noch kommerziell nützen kann, solange England zur See der Stärkere ist.

Daß von jener anderen Bedeutung des ostpersischen Bahnprojekts in Rücksicht auf Afghanistan und Indien in der russischen Presse nicht geredet wird, ist ein Beweis von der Klugheit, mit der unsere Nachbarn solche Dinge behandeln; wer aber einigermaßen

zwischen den Zeilen, z. B. der „Peterburgskija Wjedomosti“ zu lesen versteht, wird den brennenden Wunsch und die Sorge der eingeweihten russischen Asienpolitiker, hier möglichst bald und ja nicht zu spät zu kommen, wohl herausmerken. Buschir ist einfach als Kompensationsobjekt für unsere zukünftige Bagdadbahn ins Auge gefaßt; sobald dies Schmerzenskind wirklich einmal seine Geburt überstanden hat, wird man davon schon etwas hören. Wer bloß voraussehen könnte, wie lange der südafrikanische Krieg noch dauert! Die Engländer werden natürlich versuchen, irgendwo in der Nachbarschaft etwas anzustiften, um den Eindruck ihres allmählichen Hinausgeworfenwerdens aus Persien ein wenig zu repariren, und wenn sie doch mit den Buren in Bälde fertig werden sollten, so kann das böse Quertreibereien auch unseren Interessen gegenüber geben.

Enseli, den 25. April.

Heute vor einem halben Jahre bin ich von Sautsch-Bulak in Aserbeidschan aufgebrochen, um Iran zu verlassen und westwärts über das Gebirge in die Tiefebene der mesopotamischen Ströme hinabzusteigen — und nun habe ich abermals das hohe Plateau von Iran hinter mir! In zwei Tagen bin ich auf der Russenstraße von Teheran nach Rescht in die heiße, marschige Küstenebene Gilans heruntergefahren, im bequemen Wagen, mit raschem, promptem Pferdewechsel. Bis Kaswin, die Nacht und den folgenden Vormittag hindurch, fährt man noch über den vollkommen glatten Grund des breiten, muldenförmigen Beckens, das sich von Teheran an über 150 Kilometer nach Westen zwischen dem Elbursgebirge und den Bergen von Karaghan hinzieht; dann nähert sich die Straße dem Gebirge, und von der Station Agha Baba an tritt sie in die Vorketten des Elburs ein. Die Paßhöhe liegt nur noch eine Stunde vorwärts von hier; sie steigt noch nicht 300 Meter höher als das Durchschnittsniveau der Hochebene: etwa 1400 Meter. Von da an stürzt die Straße förmlich in jähem Fall durch die Schlucht des Sefid-Rud und einiger Nebenflüsse zu Thal. Die persischen Kutscher fahren wie toll die schärfsten Kurven und steilsten Senkungen hinunter, und dabei sind die steinernen Barrieren an den gefährdeteren Stellen noch lange nicht überall fertig. Die Szenerie ist öfters romantisch, aber nirgends groß; das soll sie nur auf der Route über das Gebirge ostwärts von Teheran sein, die durch Masenderan am Fuß des Demawend vorbeiführt.

Allmählich, sobald man sich der kaspischen Küstenebene nähert und das Flußthal breiter wird, taucht etwas Baumvegetation zwischen den Bergen auf. Aus dem Buschwerk an den Abhängen des Gebirges werden bald richtige Waldungen; die Straße führt dann durch eine stundenlange Pflanzung alter Olivenbäume, wo Belgier eine europäisch eingerichtete Oelmühle, vom Wildwasser des Sefid-Rud getrieben, eingerichtet haben. Plötzlich — man weiß nicht, wie einem geschieht und glaubt zu träumen! — sieht man sich selbst in einem wunderbaren, hochstämmigen Laubwald, durch den die Straße noch viele Meilen weit bis Rescht, der seidenspinnenden Hauptstadt Gilans, mitten hindurchgeht. Ich kann den Eindruck garnicht beschreiben, den diese üppige, grüne, wasserreiche Wildniß von Buchen, Ulmen, Eichen, Walnußbäumen und Platanen auf mich machte, nachdem ich den letzten ähnlichen Anblick vor mehr als sieben Monaten in Transkaukasien gehabt und seitdem nichts, nichts als baumloses, steiniges, trockenes Land gesehen habe. Die Palmen Babyloniens zähle ich nicht mit — solch' eine Palme ist eigentlich gar kein Baum, sondern nur eine große Pflanze. Den Wald von Gilan kann ich in meiner Erinnerung nur vergleichen mit den Laubwäldern von Imeretien, dem alten Kolchis, die sich vom Südabhang des Kaukasus durch die Ebene des Rion und in den Thälern des transkaukasischen Scheidegebirges fast bis an die Wasserscheide hinauf erstrecken. Der plötzliche Gegensatz des Wechsels von der Steppe und den vegetationslosen Gebirgskämmen in das feuchte grüne Waldmeer hinein, das sich längs der ganzen kaspischen Südküste im Gebiet des regenbringenden, vom Elbursgebirge aufgefangenen Nordwindes hin erstreckt, wirkt geradezu märchenhaft, bezaubernd! Aehnlich war mir zu Muthe, als ich vor Jahren von dem dürren Plateau Ostanatoliens über die Paßhöhe des Taurus in die Cedernwälder auf der cilicischen, dem Mittelmeer zugekehrten Seite des Gebirges hinüberkam.

Gilan ist eine der kleinsten Provinzen Persiens, aber eben wegen seines Wasserreichthums und seiner Fruchtbarkeit dem Ertrage nach die dritte des Landes. Nur Aserbeidschan und die Persis gehen ihr vor. Für Rußland ist es sehr wichtig, daß gerade diese an Reis und Seide reiche und noch hoch entwicklungsfähige Landschaft so unmittelbar in seinem Machtbereiche liegt. Zusammen mit ihrer von Natur ebenso ausgestatteten, aber arg vernachlässigten östlichen Nachbarin Masenderan kann sie im Grunde längs der Küste in ein einziges zusammenhängendes Reisfeld verwandelt

werden. Richtig angefaßt, müßte die Reiskultur Gilans auch von höchster Bedeutung für die wirthschaftliche Entwicklung von Russisch-Turkestan werden. Die Eingeborenen dort sind ein in hohem Maße Reis konsumirendes Volk; sie führen viel davon ein, bauen aber auch, wo es angeht, den Reis selbst. Reisbau verbraucht aber enorm viel Wasser, das in Turkestan viel besser zur Baumwollenkultur dienen könnte, abgesehen von dem für denselben Zweck durch die gesteigerte Reiseinfuhr freiwerdenden Ackerlande. Gerade die Landfrage ist für die an sich höchst zukunftsreiche Baumwollenkultur Turkestans das eigentlich brennende Problem; jeder Hektar, der den sonstigen von anderswoher importirbaren Nutzpflanzen entzogen und unter Baumwolle gebracht werden kann, bedeutet eine direkte Verbesserung der ökonomischen Bilanz Rußlands. Gilan ist für die Russen ein absolut sicherer Zukunftsbissen; von 1723 bis 1735 ist es sogar schon einmal russische Provinz gewesen. Peter der Große erkannte die Wichtigkeit des Gebietes als Passageland für den Weg über Meschhed nach Herat und Indien; im Hinblick auf die dereinstige Möglichkeit einer Betheiligung Rußlands an der Herrschaft über Indien befahl er die Besetzung der westlichen und südlichen Uferlandschaften des Kaspi. Persien, damals tief geschwächt, mußte zeitweilig nachgeben, bis sich der despotisch-geniale Türke Nadir-Schah des Thrones von Iran bemächtigte und die Russen nöthigte, wenigstens Gilan wieder herauszugeben.

In Rescht, wo ich gestern übernachtete, giebt es ein „Hotel“ mit einem Schweizer Wirth, mit dem man deutsch sprechen kann; seine davongelaufene Frau hat ein Konkurrenzunternehmen in Enseli, dem Hafen von Rescht, gegründet. Das Sprachendurcheinander an unserem Tisch ist wahrhaft babylonisch; von europäischen Idiomen herrschen russisch und französisch vor. Daneben sprechen Gäste aber auch deutsch, persisch, tatarisch, griechisch, armenisch, georgisch. Von der Veranda, auf der gespeist wird, sieht man direkt auf die grüne Fläche des Kaspi hinaus, wo morgen in der Frühe der Dampfer nach Baku ankommen soll. Die Schiffe müssen eine Seemeile vom Ufer ankern; bei etwas stärkerem Nordwind, der mindestens wöchentlich einmal weht, ist es unmöglich, auf den Dampfer hinüber oder von dort ans Land zu kommen, weil die Brandung auf der Barre, wo nur 4 Fuß Wassertiefe ist, selbst die kleinsten Boote mit dem Boden so auf den Meeresgrund schlägt, daß sie in Splitter zerbrechen. Ueberhaupt hat Enseli als Hafen ungefähr alle Nachtheile, die ein solcher nur haben kann.

Die Stadt liegt auf einer schmalen Sandnehrung zwischen dem Meere und einer brackigen, Murdab (todtes Wasser) genannten Lagune, in die ein Arm des Sefid-Rud mündet. Waaren und Personen müssen geleichtert und in besonderen, flach gebauten Schaluppen über den Murdab und jenen Flußarm nach Piribasar gebracht werden; dort werden sie auf Karren geladen und eine halbe Stunde weit landeinwärts bis Resch̄t gebracht, wo erst die eigentliche russische Kunststraße nach Teheran ihren Anfang nimmt. Die Folge dieser komplizirten Umladeverhältnisse ist, daß der Maulthier-Karawanenverkehr auf der Straße immer noch mit der Beförderung auf Frachtwagen konkurriren kann. In nächster Zeit soll sich aber eine russische „Fourgongesellschaft“ bilden, von deren Thätigkeit man eine Verbilligung wenigstens der aus Rußland kommenden Waaren in Teheran erwartet.

Ich bin erstaunt, wie gering die Handelsmacht Rußlands selbst in diesen nordwestlichsten Theilen Persiens ist, die doch, wie man wenigstens annehmen sollte, der Moskauer Einfuhr konkurrenzlos geöffnet daliegen sollten. In Teheran aber ist auch nicht die Rede davon, daß russische Fabrikate etwa den englischen und sonstigen europäischen, die den weiten Weg per Karawane vom Golf herauf machen müssen, im Handel überlegen wären und sie verdrängten. Es ist mir möglich gewesen, mir z. B. für den nächst Buschir wichtigsten Handelsplatz von ganz Persien, Tabris in Aserbeidschan, das nur drei bis vier Karawanentage von der russischen Grenze und kaum eine Transportwoche vom Endpunkt des russischen Eisenbahnnetzes in Transkaukasien liegt, die statistischen Ziffern des Zollamts und außerdem noch einige zuverlässige und wichtige Daten für den etwaigen deutschen Exportverkehr nach Persien zu erlangen; ich gebe die Aufzeichnungen, die ich mir darüber gemacht habe, in Kürze wieder, indem ich hoffe, daß ich diesem oder jenem unternehmenden Industriellen damit einen Dienst thue. Vorzugsweise handelt es sich dabei immer um den Absatz deutscher Manufakturerzeugnisse im engeren Sinne, der sogenannten Textilwaaren.

Wir haben von der Thatsache auszugehen, daß durch den gegenwärtig nach Persien hinein erfolgenden Import europäischer Manufakturen — westlicher wie russischer — der wirkliche Bedarf des Landes vorläufig gedeckt und seine Kaufkraft annähernd im vollen Umfange ausgenutzt ist. Wenn also deutscherseits daran gegangen werden soll, den Absatz deutscher Waare in Persien zu vergrößern, so kann das im Wesentlichen und für die zunächst

absehbare Zukunft nicht geschehen durch eine zu Gunsten des deutschen Imports etwa herbeizuführende Steigerung der absoluten Aufnahmeziffer des persischen Marktes, sondern es kann nur geschehen, indem an den betreffenden Stellen die deutsche Einfuhr bisherige nichtdeutsche Lieferanten Persiens verdrängt. Bei den Erwägungen über die Möglichkeit eines solchen Erfolges bedarf es vor allen Dingen der Klarheit darüber, ob und in welcher Weise die deutschen Exporteure im Stande sind, mit den beiden zur Zeit stärksten Faktoren im Wettbewerb um den persischen Handel, Rußland und England, in Konkurrenz zu treten.

Rußlands vorzugsweise kommerzielle Wirkungssphäre ist die Region Tabris-Teheran. In Tabris beträgt die Gesammtsumme des russischen und westeuropäischen Imports für 1899/1900 14 680 000 Reichsmark. Hiervon entfallen aber auf russische Erzeugnisse nur 3 960 000 Reichsmark gleich 27 Prozent; alles Andere kommt aus Westeuropa. Insbesondere importirt Rußland nach Tabris 60 Prozent der Glasartikel, 16 Prozent der Baumwollenwaaren, allen Zucker und alles Petroleum; dagegen fast garnichts an Tuch, Sammet, Band, Streichhölzern, Wollen- und Seidenwaaren. Von der Gesammtmenge der Manufakturen in Baumwolle, Tuch und Seide, die einen Importwerth von 8 504 000 Reichsmark repräsentirt, entfallen auf Rußland bloß ca. 800 000 Mark oder 9½ Prozent des Werthes.

Die Hauptmenge des Imports an Manufakturen gehört also zur Zeit selbst in Tabris, das unmittelbar an der russischen Grenze liegt, noch der westeuropäischen Produktion, und zwar vorzugsweise England, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und Holland. Man kann ohne Weiteres annehmen, daß der Wettbewerb dieser Länder, was die Kosten des Transports der Waare auf den Markt betrifft, annähernd unter denselben Bedingungen erfolgt. Vorausgesetzt, daß Deutschland nicht theurer produzirt als seine Konkurrenten, handelt es sich also darum, geeignete Maßnahmen zu finden, durch welche die deutsche Waare in den Stand gesetzt würde, zunächst für Tabris-Adserbeidschan, das fast ein Drittel der Bevölkerung Persiens besitzt, an den ersten oder einen der ersten Plätze zu treten.

Der Weg hierzu ist nach einer Richtung hin durch die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse deutlich gewiesen. Der größte Theil der auf den Tabriser Markt kommenden westeuropäischen Waaren wird nämlich nicht direkt von den Produzenten, sondern

durch Vermittelung von Konstantinopeler Zwischenhändlerfirmen bezogen. Das trifft auf die Erzeugnisse aller oben genannten Einfuhrländer gleichmäßig zu; mithin würde dasjenige Land, dem es zuerst gelänge, unter Vermeidung dieser Zwischenetappe direkte Beziehungen zu Tabris zu gewinnen, einen starken Vorsprung erlangen. Diesen Gedanken zu verwirklichen, muß also das Streben der deutschen Importeure sein; sie müssen suchen, direkt ab Fabrik in Tabris zu verkaufen. Findet sich hierzu ein gangbarer Weg, so ist der Vortheil Deutschlands entschieden.

Was die weiter nach Westen und Süden zu belegenen Theile Persiens betrifft, so ist auch hier die deutsche Konkurrenz sowohl mit Rußland als auch den anderen westeuropäischen Einfuhrländern sehr wohl möglich. Ein bis zu einem gewissen Grade hinderliches Moment gegenüber England ist nur der Umstand, daß Engländer zu 2—3 Prozent Geld erhalten, während der deutsche Satz 4 bis 6 Prozent beträgt. Der russische Zinsfuß für Geld zu persischen Unternehmungen ist dagegen sogar 7—8 Prozent. Die Fracht von Manchester und anderen westeuropäischen Häfen beträgt bis Buschir 35 Rubel für 1015 Kilo; die Fracht von Moskau bis Enseli dagegen 65 Rubel. Von Buschir bis Teheran kostet die Tonne 167,5 Rubel; von Enseli bis Teheran 71 Rubel — macht rund ein Verhältniß von 202,5 : 136. Ein Ballen von 5 Pud (85 Kilo, eine halbe Maulthierlast) kostet von Manchester bis Teheran 16,30, von Moskau bis Teheran 11 Rubel an Fracht. Die Versicherung kostet von Manchester $^3/_4$—1 Prozent, von Moskau $1^1/_4$ Prozent des Werthes; den Werth des Ballens im Durchschnitt zu 150 Rubel angenommen, zahlt also die russische Manufakturwaare etwa $8^1/_2$, die westeuropäische $11^3/_4$ Prozent des Werthes an Frachtunkosten. Diese Differenz wird aber zu Ungunsten Rußlands ausgeglichen durch eine Reihe von Umständen, welche die russischen Fabriken zu bedeutend theurerer Produktion zwingen, so sehr, daß überhaupt einzig und allein die russische staatliche Exportprämie von 5,40 Rubel pro Pud oder 27 Rubel pro Ballen die russische Waare in Persien als Konkurrentin Westeuropas in Betracht kommen läßt. Allerdings werden für Teheran und seine nächsten Nachbarbezirke die Chancen der russischen Exporteure etwas günstiger, sobald die jetzt im Werke begriffene Reorganisation des Frachtverkehrs auf der fast ausschließlich russischen Waaren offenen Straße Rescht—Teheran verwirklicht und in Wirkung getreten ist.

Gegenwärtig ist die handelspolitische Lage in Persien die, daß

der englische Import, namentlich im Süden und im Zentrum, stark dominirt, daß aber Rußland mit allen Mitteln darauf hinarbeitet, den Absatz in Persien für sich zu erobern und zu monopolisiren. Deutschland ist demgegenüber selbstverständlich daran interessirt, daß Persien als freier und internationaler Markt erhalten bleibt — es wird aber seinerseits nur dann im Stande sein, positiv in diesem Sinne aufzutreten, wenn seine Interessen in Persien größere und offenkundigere Werthe repräsentiren, als es heute der Fall ist. Wie ich schon früher ausgeführt habe, bietet das russische Schiffahrtsunternehmen nach dem Persischen Golf und die dadurch veranlaßte Störung des bisherigen englischen Handels- und Frachtmonopols für uns eine besonders gute Gelegenheit, dort im Süden durch schnelle Erringung eines Antheils am direkten Seeverkehr nach Buschir und Nachbarhäfen unseren Vortheil nicht nur im Waarenimport selbst, sondern auch im Seetransportwesen wahrzunehmen. Was den Handel nach Westpersien anbetrifft, so hängt hier Alles an einer einzigen nothwendigen Arbeit, die gethan werden muß, um uns in eine außerordentlich günstige Lage für die Erringung eines starken Antheils am Markt von Tabris zu versetzen. Diese Arbeit ist die mit verhältnißmäßig geringen Kosten zu ermöglichende Fahrbarmachung der uralten und wichtigen Karawanenstraße von Trapezunt am Schwarzen Meer bis Tabris. Das schwierigste Stück von Trapezunt nach Erserum ist bereits seit Jahren türkische Chaussee und für den Wagenverkehr gut praktikabel. Die Strecke von Erserum bis Bajasid nahe der persischen Grenze, die ich zum Theil aus eigener Anschauung kenne, ist während des russisch-türkischen Krieges 1877/78 von den Russen zu Militär-Transportzwecken auch schon ohne große Mühe für Fuhrwerk benutzbar gemacht gewesen (jetzt ist sie es freilich nicht mehr); es verblieben demnach an eigentlichen Schwierigkeiten nur der Uebergang über die Grenzkette westlich von Bajasid und die Berglandschaft von dort bis Choi in der Nähe des Urmiasees. Selbst wenn es aber einem uns unfreundlichen Einfluß gelingen sollte, den Arbeiten auf persischem Boden Schwierigkeiten zu machen, so würde doch die Herstellung der Fahrbarkeit von Erserum bis an die Grenze, eine Sache von einigen Hundderttausend Mark, genügen, um für 90 Prozent aller Waaren den Tabriser Markt von Westen dauernd zu beherrschen. Auf diese Weise würde es gelingen, die schwer schädigende Wirkung, welche die Schließung des Transits durch den Kaukasus von Seiten der Russen für den

Handel vom Schwarzen Meer nach Persien gegenwärtig ausübt, aufzuheben. Allerdings verfolgt die russische Politik das Ziel, Persien selbst so lange ökonomisch nicht erstarken zu lassen, bis es reif für ein ähnliches Verhältniß zu Rußland ist wie Buchara. Aber erstens ist die Sache noch nicht so weit, und sie rückt immer ferner, auf je größere Schwierigkeiten die Befriedigung der russischen Kapitalsbedürfnisse in Europa stößt; und zweitens können wir, die wir in Persien nicht die geringsten politischen, sondern nur wirthschaftliche Absichten zu verfolgen in der Lage sind — im Unterschied von den Engländern — doch bedeutend leichter unserem Handel neben dem russischen einen angemessenen Platz in Persien zu sichern hoffen. Indessen dieses ganze Thema erfordert, um erschöpfend dargelegt zu werden, eine ganz andere Breite, als ich sie jetzt diesen Zeilen geben kann. Sollten sich insbesondere deutsche Handelskreise unter praktischen Gesichtspunkten näher für meine Anregungen interessiren, so bin ich in der Lage, auch weitere Fingerzeige zu ertheilen.

Auf dem Kaspi an Bord des „Großfürst Konstantin“,
den 25. April.

Gestern war der Nachmittag etwas unruhig für mich, weil von der Fahrt über den Murdab an, von Piribasar nach Enseli, der Nord drohte. Es blies merklich vom Meere her, und der Wind wollte sich auch gegen Abend garnicht legen. Trotzdem haben die hiesigen Wetterkundigen Recht behalten: Heute Morgen weckte mich der Hausknecht, ein persischer Armenier, der einige russische Brocken radebrecht, grinsend mit der Kunde: Der Dampfer für Baku liege draußen, und der Bootsverkehr zwischen Schiff und Land sei trotz des ziemlich kräftig aufgefrischten Windes noch möglich. Wir Passagiere in spe fuhren also aus den Betten und stürzten nach einem hastigen Frühstück zum Strande hinunter. Den persischen Ausfuhrzoll erledigte der übliche Bakschisch; so schnell es ging, wurde ein wahrer Berg von Gepäck und ein Schwarm von zwanzig Menschen in das erste beste Boot gestopft und los ging's, ins Meer hinaus. Nach einer Viertelstunde Rudern in verhältnißmäßig ruhigem Wasser kamen wir auf die gefürchtete Barre und wurden nun allerdings zwei oder drei ängstliche Minuten lang inmitten der weißbrechenden Brandungskämme zwischen Himmel und Hölle auf und ab geschleudert. Aber dann war es glücklich vorüber. Die Bootsleute versicherten, daß es um Mittag schon nicht mehr gegangen wäre.

Um 9 Uhr morgens setzte ich meinen Fuß auf die Falltreppe am Achterdeck des Dampfers — die Orientreise war zu Ende! Hier bin ich, obwohl im südlichsten Winkel des Kaspischen Meeres, doch in Europa, denn von hier an reißt die Dampfstrecke bis nach Hause nicht mehr ab. Fast dreiviertel Jahre habe ich den türkischen Halbmond und das persische Löwen- und Sonnenbanner als die Hoheitszeichen der Länder, in denen ich reiste, erblickt, — jetzt ist es endlich die blauweißrothe russische Trikolore. Merkwürdig, wie sich nach solch' einem langen Stück Orientleben der Unterschied der europäischen Nationen für das Gefühl im ersten Augenblick verwischt! Hier in der asiatischsten Grenzsphäre Rußlands, unter lauter russisch sprechenden Menschen, komme ich mir doch schon vor, als ob ich mit jenem einen Schritt aus dem persischen Fahrzeug heraus von der fremden und barbarischen in die heimathliche Kulturwelt hinübergetreten bin. Von nun ab giebt es wieder Fahrpläne, von nun ab gilt nicht mehr die Energie des persönlich vorwärtsstrebenden Individuums, das sich durch tausend Hindernisse und Schwierigkeiten selber durchschlagen, sie überwinden muß, um seines Weges weiter zu kommen, sondern es gilt der Beförderungsvertrag mit der modernen, auf Zeit und Stunde verantwortlichen Transportgesellschaft. Damit hört Asien auf. Jetzt freue ich mich noch über die Rückkehr in die vertraute Welt. Aber ich fürchte, ich fürchte, es wird nicht allzulange dauern, bis die umgekehrte Sehnsucht, bis das Verlangen nach dieser nun verlassenen Welt des Ostens von Neuem wieder alte Rechte geltend machen wird — und dann auf Wiedersehen zum dritten Male in den Preußischen Jahrbüchern.

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Ein junges Mädchen. (Warenka Olessow). Erzählung von Maxim Gorki. Dritte Auflage. Verlag von Heinrich Minden. Dresden und Leipzig.

Foma Gordjejew. Roman von Maxim Gorki. Vierte Auflage. Verlag der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

Ein sonderbarer Leser. Wanderungen eines Teufels. Von Maxim Gorki. Verlag von Richard Woepke in Leipzig. 1901.

Aus Anlaß meines kleinen Artikels über den neu aufgetauchten russischen Dichter im Juliheft der Jahrbücher sind mir diese drei Bücher zugegangen. Sie sind geeignet, meine fast bis zur Liebe gehende Bewunderung für Gorki zu befestigen, wenn nicht gar zu steigern. Die beiden ersten beweisen, daß Gorki auch über die von der Fülle persönlicher Erlebnisse eingegebene, stark subjektive Skizze zur objektiv künstlerischen Gestaltung außerhalb des Persönlichen liegender Weltverhältnisse sehr wohl befähigt ist. Gorki ist nicht nur ein großer Mensch, sondern auch ein bedeutender Künstler.

„Warenka Olessow“ ist nicht recht eigentlich eine „Erzählung“. Denn die setzt doch immer ein paar Geschehnisse voraus, die „erzählt“, hergezählt werden können. Es handelt sich eher um ein Bild, ein Porträt, das von einem jungen Mädchen gegeben wird. Aber die Gestalt der Warenka tritt so ganz und gar plastisch vor uns, wie es auch der Kunst des Malers nur selten in seiner Menschendarstellung gelingt. In der Gestalt der Warenka Olessow hat ein Dichter die Wirkung eines Bildhauers erzielt und zwar die Wirkung eines antiken Bildhauers, dem es vergönnt ist, auch mit der Darstellung der nackten Frauengestalt den Eindruck vollkommenster Keuschheit und natürlichster Unschuld zu erreichen. Gorki stellt auch thatsächlich seine Gestalt in einem gegebenen Moment in voller Nacktheit dar. Er darf es sich erlauben. Denn Maxim Gorki und Warenka Olessow befinden sich in jenem Stande der Unschuld zu einander, wie etwa Adam und Eva im Paradiese, bevor sie den Apfel gegessen hatten. Das hat eben die echte Künstlerschaft mit dem Paradiese gemein, den Menschen in den Stand der Unschuld zu versetzen.

Foma Gordjejew ist ein Roman im guten und richtigen Sinne des Wortes, eine epische Dichtung, die in breiter Anlage mit Ruhe und Sorgsamkeit einen Lebenslauf sich erfüllen und abwickeln läßt.

Foma Gordjejew ist ein Dummkopf und ein Philosoph. Foma Gordjejew hat ein kleines, wenig entwickeltes Hirn, aber ein großes Herz. Und er philosophirt mit diesem Herzen. Man kann nämlich mit dem Herzen philosophiren — ganz gewiß. Aber es ist gefährlich. Die Philosophen des Herzens produziren keine brillanten Gedanken, die wie Leuchtkugeln emporschießen, so daß die Umstehenden bei diesem Feuerwerk ausrufen: wie glänzend, wie geistreich! Die Philosophen des Herzens wollen nicht in der Theorie und in Gedanken das Dasein erklären und das Leben überwinden, sondern sie wollen praktisch mit dem Leben und mit den Menschen fertig werden. Sie wollen sich ihr Herz erleichtern, sie wollen aus dem ihnen angeborenen dumpfen Staunen zum Verstehen der seltsam verworrenen Welt und der merkwürdigen, ihnen so fremden Menschen gelangen, um mit ihnen leben zu können. Die Menschen des Alltags aber, die so gewandt ihren Geschäften nachgehen, begreifen jenes philosophische Staunen garnicht. Sie halten es für Narrheit — mit Recht von ihrem Standpunkt. So geräth denn Foma Gordjejew in immer größeres Staunen, findet sich immer weniger in der Welt zurecht, wird ein kompletter Narr. Der hauptsächlichste, bestrickende Reiz dieses Romans indeß liegt nicht in dem Typischen des Falles, sondern in seiner individuellen Gestaltung.

Ich habe schon hervorgehoben, daß wir hier wieder einmal einen Roman im eigentlichen Sinne haben. In der modernen Literatur pflegt man ja auch innerhalb des angeblichen „Romans“ mit dramatischer Lebhaftigkeit zu erzählen. Wir haben „Romane“, aus denen man ganze Seiten ziemlich direkt als Szenen auf die Bühne setzen könnte. Ich will nicht behaupten, daß solche dramatische Romankomposition geradezu unstatthaft wäre. Aber sicherlich ist sie unepisch. Und über den Unterschied dramatischer und epischer Darstellung möchte ich mir ein paar Worte erlauben. Man wird dergleichen verschiedene Darstellungsart im letzten Grunde auf das Temperament, die seelische Veranlagung und auch die Weltanschauung des Dichters zurückzuführen haben. Der dramatische Dichter steht innerhalb der Weltgeschehnisse, seine Seele ist ein Tummel- und Kampfplatz der Weltgegensätze. Hegelsche Dialektik z. B., oder auch Darwinscher Kampf um's Dasein, die Entwickelung der Gegensätze zu einer höherer Einheit — diese Weltanschauungen in's Gemüth übertragen und in die Seele gelegt, seelisch empfunden, machen den Dramatiker aus. Der Epiker dagegen verhält sich der Welt und ihren Geschehnissen gegenüber vielmehr rein zuschauend. Er steht außerhalb der Geschehnisse, am Schluß der Geschehnißkette, er ist im gewissen Sinne mit der Welt fertig, er sieht die Welt in ihrer Bilderfülle vor sich liegen. Er steht zur Welt in gewisser Weise ähnlich, aber doch mit einem Unterschiede, wie der Gott

des Alten Testaments: der sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da — es war sehr gut. Der Epiker sieht an Alles, was Gott gemacht hat und siehe da — es ist sehr merkwürdig.

Das dritte Bändchen, das nur knappe dreiunddachtzig Seiten umfaßt, ist, rein literarisch betrachtet, von minderem Werth. Aber da die darin enthaltenen Skizzen sehr subjektiv gehalten sind, gewähren sie direkten Einblick in die Persönlichkeit des Verfassers und sind daher von großem Interesse. Ich führe ein paar Sentenzen an, die für die Welt- und Menschenanschauung Gorki's sowohl in ethischer wie in künstlerischer Hinsicht charakteristisch sind. Einem modernen naturalistischen Schriftsteller gegenüber heißt es: „Deine Feder bohrt die Wirklichkeit nur schwach an, sie wühlt nur ein wenig in den Kleinigkeiten des Lebens herum. Und während Du alltägliche Gefühle und alltägliche Menschen schilderst, entdeckst Du vielleicht ihren Sinn, findest womöglich auch manche billige Wahrheit: aber verstehst Du denn eine, wenn auch noch so kleine, die menschliche Seele erhebende Illusion zu schaffen? Nein! Du glaubst, wunder wie nützlich es ist, im Schutte der Trivialität zu wühlen und in demselben nichts Anderes als miserable kleine Wahrheiten zu entdecken, welche doch nur „feststellen", daß der Mensch boshaft, dumm und ehrlos ist, daß er durchaus und immer von der Masse äußerer Bedingungen abhängt, daß er für sich allein ohnmächtig, haltlos und beklagenswerth ist. Ja, weißt Du, es ist Dir auch vielleicht schon gelungen, die Menschen davon zu überzeugen! Denn erkaltet ist ihre Seele und der Verstand ist stumpf geworden. Und kein Wunder! Die Bücher zeigen ja dem Menschen angeblich sein Bild, und wenn sie nun mit jener Zuversicht geschrieben sind, die so oft als Talent gilt, wirken sie auf ihn auch hypnotisirend, bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Er spiegelt sich nun in dieser Darstellung, und im Anblick seiner „ausgemachten" Schlechtigkeit sieht er keine Möglichkeit, besser zu werden." Die Stelle, die sich auf Seite 27 ff. findet, ist auch in ihrem weiteren Verlauf außerordentlich interessant. Sehr hübsch ist auch diese Bemerkung: „Es dürfte dem Leser nicht unbekannt sein, daß es unter der Schriftstellerzunft Leute giebt, die den Beruf eines Schriftstellers mit dem Gewerbe eines Schneiders verwechseln. Sie gebrauchen nämlich ihre Feder wie eine Nadel, mit der sie aus den Geweben ihrer Phantasie Kostüme für die Wahrheit machen, um die Blöße derselben zu bedecken. Solche Schriftsteller muß es unbedingt geben, weil für viele Leser die Wahrheit die einzige Frau ist, die sie nicht nackt sehen möchten."

Max Lorenz.

—

Der Sinn des Lebens. Von Leo Tolstoi. Einzig bevollmächtigte Uebersetzung von Wladimir Czumikow. Verlag von Albert Langen, München 1901.

Die Schrift bietet keine zusammenhängende, logisch entwickelte Ab-

handlung, sondern reiht eine Anzahl größerer und kleinerer Aphorismen aneinander, die übrigens nach dem Vorwort des Uebersetzers „verschiedenen Briefen, Tagebüchern, noch unvollendeten Entwürfen und anderen Privatpapieren des Grafen Tolstoi, nicht aber seinen bereits gedruckten Schriften entnommen“ sind. Die Schrift ist also ein werthvoller Beitrag zur Erkenntniß der Lebensphilosophie und Religionsauffassung des russischen Reformators. Wir Menschen sind gewöhnt, die Frage zu stellen: „Wozu leben wir?“ Tolstoi erklärt uns, daß diese Frage garnicht zu stellen ist, weil sie nie eine entscheidende Antwort aus Menschenmund erhalten kann. Nicht „wozu“ wir leben, ist die Frage, sondern darauf kommt es an, „wie“ wir leben. Der Wille dessen, der mich ins Leben geschickt hat, ist, „daß ich meine Seele bis zur höchsten Vollkommenheit in der Liebe führe und dadurch an der Herstellung der Einigkeit zwischen den Menschen und allen Lebewesen mitwirke.“ „Um den Willen des Vaters zu erkennen, muß man seinen eigenen wahren, grundlegenden Willen erkennen. Der Wille des guten Sohnes stimmt immer mit dem des Vaters überein.“ Der „gute Sohn“ nun ist der, der den „animalischen“ Menschen in sich zu vernichten vermag. Wer an Tolstoi herantreten würde in der Erwartung, „geistreiche“ Sätze zu finden oder ganz neue Lehren, die in sich, an und für sich noch nicht dagewesen und ganz original sind, würde enttäuscht werden müssen. Das Neue und Bedeutende an Tolstoi ist nicht die Lehre, sondern der Lehrer, der aus umfassendster Welterfahrung und tiefster Selbsterkenntniß heraus den schlichtesten, einfältigsten Meinungen einen goldenen Werth giebt. „Ich bin tief in mir erfahren“ — dieses Wort könnte Tolstoi mit noch größerem Rechte auf sich anwenden, wie Nietzsche, der es auf sich gemünzt hat. Gerade da ich dies schreibe, kommt mir unter der Spitzmarke „Tolstoi als Räuberhauptmann“ eine Zeitungsnotiz zur Kenntniß, nach der in einem russischen Blatte ein Herr Jarmonkin sich also über Tolstoi geäußert hat: „Alle Daten (aus Tolstoi's Leben) weisen entschieden darauf hin, daß das physische, rein thierische Lebensprinzip in ihm außerordentlich stark war. Die Biographie keines einzigen Schriftstellers giebt uns ein solches Beispiel eines alles verschlingenden und alles ergreifenden thierischen Triebes, wie wir ihn bei Tolstoi sehen. Sucht man sich in seine Natur und die Aeußerung dieser Natur hineinzudenken, so wird es einem völlig klar, daß aus ihm, wenn er nicht in einem guten Kreise erzogen worden wäre und sein Geist keine Bildung erhalten hätte, ein schrecklicher Verbrecher, ein Bösewicht geworden wäre, — so stark ist das Thierische seiner Natur.“ Es handelt sich um eine ganz böse gemeinte Schmähschrift, in deren weiterem Verlauf die Anhänger Tolstoi's Anarchisten, Terroristen, Brandstifter, politische Mörder gescholten werden. Dennoch aber, trotz seiner Absicht zu schmähen, trifft der russische Artikelschreiber zur Hälfte den Nagel auf den Kopf. Ich darf wohl daran erinnern, daß ich wiederholt die Doppelnatur und das Doppelleben

Tolstoi's hervorgehoben und einmal in bestimmter Weise dargelegt habe, daß dieser Graf Tolstoi in einem konstitutionellen Staate gar leicht zu einem genialen Staatsmann sich hätte entwickeln können. Da nun aber eine Despotie für Staatsmänner vom Schlage Bismarck's etwa gar keinen Platz hat und nur bis zur äußersten Verschlagenheit gewandte Diplomaten produzirt, — nicht umsonst und zufällig ist die russische Diplomatie seit Jahrhunderten hochberühmt — so bleibt eben dem Genie nur das Gebiet der Kunst und der Religion, darauf es seine Siege gewinnen und seine Kraft sich ausleben lassen kann. Die Eigenschaften, die uns die Kunst der Dostojewski und Tolstoi so besonders eigenartig groß und ergreifend erscheinen lassen, hängen aufs engste mit dem absolutistischen Staatszustande Rußlands zusammen. Daß Kunst und Literatur nur „in der Freiheit" gedeihen können, ist einfach nicht wahr. Das soll aber nur die ganz objektive Feststellung eines Thatbestandes sein und nicht den Wunsch ausdrücken, bei uns der Literatur ein bischen durch Despotie aufzuhelfen.

Max Lorenz.

Der Denker. Von Alfred Mombert. Verlag von J. C. C. Bruns. Minden in Westf. 1901.

Die sogenannten „Waschzettel", die die Verleger, auch die allergrößten und „vornehmsten", ausnahmslos beilegen, haben manchmal doch ihr Gutes. Sie geben einem rathlosen Kritiker eine Handhabe, wie er, nach dem Wunsche und der Selbsterkenntniß des Autors, vor diesen hintreten soll. Herr Mombert wird es ja wohl als nicht ganz unzutreffend halten und schwerlich „berichtigen", wenn in diesem Reklamezettel von ihm und seinen Werken gesagt ist: „Seine Bücher bieten nicht, wie Maeterlinck's schnell berühmt gewordene Essaybücher, Wiederholungen der mittelalterlichen Mystikerweisheiten, sondern hier ist die Stimme des Geistes in ganz neuer, bestürzend (sic!) eigener Sprache laut geworden. Das Feuer der ekstatisch visionären Gesichte der früheren Mombertschen Bücher hat sich inzwischen merklich geläutert: etwas Ruhiges, Großes, Feierliches weht durch die Urbilder (sic!) dieses neuen Buches." Ich muß nun leider bekennen, daß ich den Mombertschen „Urbildern" allerdings ziemlich „bestürzt" gegenüberstehe. Gewiß hat Mombert's Dichtung mein Kunstempfinden berührt. Ich habe mich nämlich ganz unmittelbar aus meinem Unbewußten heraus zum Nachdichten angeregt gefühlt. Nur fürchte ich, wenn ich die Verse hersetze, der Autor würde meinen, ich will ihn „verulken". Licht fällt in meine dumpfe, unkosmische Seele auch nicht vom Titelblatt her, wo nämlich zu lesen steht: „Dem Sternbild Orion geweiht." Mir leuchtet kein Stern. Ja, da wird der Fall wohl so liegen, wie der des Schillerschen Friedländers, der auch die Sterne gar sehr liebte: „Nacht ist's, wo Mombert's Sterne strahlen." Also lichten wir das Dunkel und lassen Mombert's Stern strahlen. Zum Beispiel:

So dunkel ist mein Schatten, daß er noch sichtbar ist
Am schwarzen Strom.
Doch meine Gestalt ist nicht mehr sichtbar.
Ich übergab sie der Erinnerung
schlafender Menschengesichter,
Die in Felsenthälern der Regen überströmt.

Dem Chaos trank ich manchen Becher zu.
Es fuhr empor, es lachte und es weinte.
Dann sank es wieder zurück in alte Ruh.

Wer macht sich anheischig, dieses Mombertsche „Urbild“ voll und ganz zu verstehen? Ich muß darauf verzichten. Doch trösten wir uns; suchen wir eventuell im Becher Trost. „Prost, Chaos!“

Warum ich nun aber doch über Mombert schreibe — werden meine Leser vielleicht fragen —, wenn ich über ihn nichts zu sagen weiß? Daran ist Professor Richard M. Meyer schuld. Der hat ihn nämlich für würdig befunden, in seiner „Deutschen Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts“ dreimal — darunter einmal ein bißchen ausführlicher — erwähnt zu werden. Er zählt unseren kosmischen Denker und Dichter dort an einer Stelle zu unseren „vielen Kleinen von heute.“ Da nun aber doch Alfred Mombert in der Literaturgeschichte steht, gehört er zur Literatur des Jahrhunderts: also müssen meine Leser von seiner Existenz Kenntniß haben.

Ich will die Ironie lassen. Ich will ernst reden. Ich will ein Bekenntniß ablegen: ich habe gelogen. Ich verstehe nämlich Mombert, ich verstehe neben den vielen Anderen „von heute“ auch Mombert. Ich glaube es wenigstens, daß ich ihn verstehe. Und ich will nun allen Ernstes erklären, daß Mombert nicht unter allen Umständen und von Jedem komisch genommen zu werden braucht. Diese Verse sind aus einer gewissen reinen Stimmung geboren. Ich will es beweisen, daß ich auch Mombert, selbst Mombert noch zu folgen vermag und will in einem von mir frei im Style Mombert s erfundenen Bilde die Mombertsche Art charakterisiren, in einem „Urbilde“, das man — wie Mombert's Bilder — wenn man will, ernst, wenn man will, auch scherzhaft genießen kann: Man nehme also den kosmischen Raum, man denke sich darin eine Weltäolsharfe und man lasse darüber einen urquelllosen Ewigkeitswind gleiten. Dann erhält man die Stimmung Mombertscher Gedichte, die nämlich in der That in gewisser Weise musikalisch sind, wie wenn wirre Töne und irre Klänge nach Bildern und Worten zu Bestand und Form ringen. Ich meinerseits fasse übrigens mein kosmisches Urbild scherzhaft auf und lehne die Mombertsche Kunst ab, selbst auf die Gefahr hin, daß Alfred Mombert über meine Niederträchtigkeit mit einer „Geberde tiefen Gott-Schmerzes“ quittirt. Ich meine nämlich, daß ein Kritiker nicht nur verpflichtet ist, Verständniß zu haben, sondern auch verständig zu sein.

Erwähnen möchte ich bei dieser Gelegenheit schließlich, daß der Verlag von J. C. C. Bruns, der sich in mancher Weise erfolgreich und anerkennenswerth um die moderne Literatur bemüht, eine kritische Gesammtausgabe der Werke Edgar Allan Poe's erscheinen läßt — Herausgeber sind Hedda und Arthur Moeller-Bruck. Es liegt im Zuge der Zeit, wieder auf Poe zurückzugreifen, wie ja auch unser E. Th. A. Hoffmann sich der Gunst der Modernen erfreut. Sobald es Raum und Zeit gestatten, werde ich versuchen, das Verhältniß Poe's zur „Moderne" auseinanderzusetzen.

Max Lorenz.

Schall und Rauch. Erster Band von Max Reinhardt. Mit Buchschmuck von Albert Fiebiger. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1901.

„Schall und Rauch", ein „Ueberbrett'l", soll voriges Jahr in intimem Kreise extremen Erfolg gehabt haben. Gelesen wirken die Sachen nur wenig. Am besten gefällt mir noch die „Conférence zur Gobelinesque des Isidore Mysterlinck", die das Bändchen einleitet. Ich mache hier nur die Anzeige, um daran eine Mittheilung zu knüpfen: Die Ueberbrettel geben längst nicht mehr Kunst aus, aber nehmen noch immer Geld ein. Max Lorenz.

Gerhart Hauptmann. Sein Leben und seine Werke in einer kurzen Uebersicht dargestellt von Max Kirchstein. Verlag von Hugo Schildberger, Berlin.

Die Arbeit ist werthlos. Der Verleger bewerthet sie — knapp vierzig Seiten! — auf eine ganze Reichsmark. Max Lorenz.

Gabriele d'Annunzio. Von Lady Dr. Blennerhasset. Verlag von Gose & Tetzlaff, Berlin 1901.

Das Bändchen gehört zur Sammlung „Moderner Essays zur Kunst und Literatur", die Dr. Hans Landsberg herausgiebt. Lady Blennerhasset ist der Erotik d'Annunzio's nicht gewachsen. Das ehrt die Frau, schädigt aber die Kritikerin. Ein „moderner" Kritiker beziehungsweise ein Kritiker der „Moderne" muß eben allen Lagen der — sagen wir: modernen Seele gewachsen sein. Im Uebrigen haben wir es mit einer durchaus geistreichen und bedeutungsvollen Arbeit zu thun, die ich den Lesern empfehle. Die Verfasserin zeigt zwar nicht, wie etwa d'Annunzio gewerthet zu werden wünschte, wenn man ihn von seinem Standpunkte aus ganz verstände: sie legt aber dar, wie er von den Gesunden, Klugen und Tüchtigen unter den literarisch Interessirten unseres Volkes gewürdigt zu werden verdient. Auch solche Art der Kritik ist wünschenswerth, zutreffend und ertragreich.

Max Lorenz.

Zeitgenössische Franzosen. Literaturgeschichtliche Essays von Max Nordau. Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin 1901.

Ein geistreicher Mann trägt gesunde Urtheile über die moderne und modernste französische Literatur vor. In Deutschland befaßt sich nur die liberale Presse mit den Tageserscheinungen der französischen, d. h. der Pariserischen Literatur. Und diese Herren Korrespondenten beeilen sich meistentheils, alles dort ungemein geistreich und vorbildlich zu finden, um nur ja als würdig zu gelten, trotz ihres deutschen „Barbarenthums“ in dem göttlichen Paris, dem Kultur- und Nervenzentrum der Welt, leben zu dürfen. Nordau bildet eine rühmliche Ausnahme. Ich hebe das Urtheil heraus, das er über Anatole France fällt. Ihn, den Akademiker, darf man jetzt vielleicht als den vornehmsten und kennzeichnendsten Vertreter der französischen Literatur und Kultur ansprechen. Er ist sozusagen der dernier cri der gallischen Seele. Als sein vollendetstes und eigenartigstes Werk gilt etwa l'Orme du Mail. Es ist eine zeitgenössische Sitten- und Charakterschilderung. Die darin gebotenen Bilder sind für die Originale nicht schmeichelhaft, wiewohl sie der Wirklichkeit sehr genau entsprechen mögen. Anatole France entwirft seine Zeichnungen mit feinster Ironie, aber auch mit grausamster Herzlosigkeit. Nordau fällt nun folgendes Endurtheil darüber: „So läßt ein Buch, dessen jede Seite ästhetischen Hochgenuß bietet, zuletzt ein tiefes Mißbehagen als Schluß und Gesammteindruck zurück. Warum? Weil das einzige Kunstmittel, dessen Anatole France sich bedient, die Ironie ist .... Um die durchdringende und zarte, kurz die ästhetisch vollkommene Ironie als Meister zu handhaben, muß man zwar ein überaus helläugiger und scharfhöriger Beobachter und kluger Kopf, aber auch ein Gemüt vom absoluten Nullpunkt der Temperatur sein. Solche Kältegrade setzen bekanntlich schlimmere Zerstörungen als die schrecklichsten Brandwunden. Die Voraussetzung der Ironie ist vollständiger Mangel an menschlicher Theilnahme für den Menschen und Dinge, die man ironisirt. Um ihre ganze Lächerlichkeit zu fühlen, um sie ohne das leiseste Zögern hervorzuheben und lehrend (?) herumzuzeigen, muß man gegen sie unbedingt gleichgiltig sein. Man darf nicht die schwächste Regung von Nachsicht und Zuneigung fühlen; sie würde stören. Man darf nicht die demüthigste Stimme eines Vertheidigers menschlicher Hinfälligkeit an sich laut werden lassen; sie könnte die Schonungslosigkeit etwas unsicherer machen und dadurch die ästhetische Wirkung eines vollendeten Kunstwerks beeinträchtigen. Aber ein solcher Richter, in dessen Brust kein Herz schlägt und der dort oben auf seinem Lehnstuhl sitzt, um sich an den Armensünder-Mienen und Stammelreden der Angeklagten zu ergötzen, steht außerhalb der Menschheit. Er flößt uns Grauen ein.“ Und Nordau schreibt weiter: „Wenn die Schilderung nicht richtig ist, welchen Namen verdient der Mann, der sein Volk derart in den Grund und Boden hinein verleumdet? Und wenn sie richtig ist, welchen Namen verdient der Mann, der solche Zustände anmuthig tändelnd und mit

schalkhaftem Augenzwinkern darstellen kann?“ Wir möchten weiter fragen: Welche nationale Werthschätzung verdient eine künstlerische Kultur, die das Werk eines Anatole France als kostbarste und letzte Blüthe der gallischen Volksschule einer „barbarischen“ und künstlerisch „zurückgebliebenen“ Menschheit präsentirt? Nordau faßt sein Urtheil über Anatole France in den Satz zusammen: „Wir empfinden seine Witzworte als Majestätsbeleidigungen an unserer Gattung.“ Und als Hochverrath am Bürger- und Staatswohl — dürfen wir wohl ergänzend hinzufügen. Daß dieser selbe Anatole France kürzlich seine Mißbilligung darüber ausgesprochen hat, daß ein anarchistischer Schriftsteller wegen Aufforderung zum Mord verurtheilt werden konnte — denn der Mann habe ja seine Aufforderung in einem reinen und glänzenden Stil geschrieben! — das werden wir vom Standpunkt ästhetischer Kultur ganz in der Ordnung finden müssen.

Aus dem sonstigen Geistesreichthum des Nordauschen Buches möchten wir den Artikel über Alexander Dumas hervorheben. Hier wird eine sehr interessante Parallele zwischen dem Machthaber der Bühne und dem des Volkes, des Staates, zwischen dem dramatischen Dichter und dem politischen Diktator gezogen. Zutreffend hervorgehoben wird, daß beide neben ihren glänzenden Eigenschaften auch eine minder glänzende besitzen müssen, nämlich eine Portion — Banalität. Es giebt übrigens auch sonst noch eine Menge Lebenslagen, in denen geistreich zu sein ein Schaden ist.

Bei aller Zustimmung habe ich nun aber doch einen Einwand gegen Nordau zu erheben und eine im Grunde liegende Abweichung festzustellen. Nordau erklärt einmal gelegentlich einer Darlegung über das sogenannte „Thesenstück“, es gebe Gesetze der Gesellschaft und Gesetze der Natur. Auf jenen basire das minderwerthige gesellschaftskritische und soziale Bühnenstück, auf diesen das andere Drama, das im Augenblick von vielleicht minderer Wirksamkeit, auf die Dauer aber von größerer Haltbarkeit und tieferem Werthe sich erweise. Nordau übersieht, daß es über der Natur noch die Welt giebt, daß höher als das Reich der Natur noch die Welt der Seele liegt. Wirksamer und dauernder als das Naturgesetz manifestirt sich das Weltgesetz. Es bleibe dahingestellt, inwiefern dieses Weltgesetz mit dem Verstande, in der Philosophie etwa, „gefaßt“ werden kann. Darüber wollen wir gar nicht streiten. Das aber steht fest, daß für das Gemüth dieses Weltgesetz ganz deutlich zum Ausdruck kommen kann: in der tragischen Kunst. Nordau ist nicht nur Schriftsteller, sondern auch — wenn ich nicht irre — Praxis ausübender Arzt. In seiner Naturwissenschaft liegt die Schwäche und Grenze seines künstlerischen Verstehens. Das hat ihn vor einiger Zeit dazu verführt, in einem viel besprochenen Buche fast die ganze moderne Kunst allein als den Ausfluß pathologischer Erscheinungen zu verdammen. Darin liegt manches Richtige und vieles Falsche. Einen Bruch, der heutzutage — wie übrigens auch

früher schon manchmal — durch die Seele der Welt geht und selbstverständlich auch in der Seele des Menschen zum Ausdruck kommt, wird Nordau wohl sicherlich nie zugeben. Für ihn dreht es sich um kranke Leiber, kranke Hirne und darum um kranke Kunst. Maupassant betrachtet er in seinen „zeitgenössischen Franzosen“ allein als krankhaften Erotiker und verwirft ihn, obwohl er seine literarischen und künstlerischen Qualitäten wohl zu würdigen weiß. Er verwirft ihn im Interesse der Volksgesundheit. Ich möchte ihm beistimmen, von jenem Standpunkt aus. Aber es darf nicht verkannt werden, daß Maupassant durchaus nicht nur und garnicht in erster Linie eine pathologische Erscheinung ist, sondern auch psychologisch zu betrachten und als tragische Person zu werthen ist. Ziehe Nordau doch einmal Solitude oder zahlreiche Stellen in Sur l'eau in Betracht!

Der große Theil der französischen Tagesliteratur, die jetzt Pariser Mode ist, verdient indes keineswegs solche Betrachtung. Für sie kann ich keinen vortrefflicheren Führer empfehlen, als es Nordau in seinen „zeitgenössischen Franzosen“ ist. Max Lorenz.

Volkswirthschaft.

Landwirthschaft und Kolonisation im spanischen Amerika. Von Professor Dr. Karl Kaerger. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot. 42,80 Mk. I. Band: Die La Plata-Staaten, IX. u. 939 Seiten. II. Band: Die südamerikanischen Weststaaten und Mexiko, VII. u. 743 Seiten.

Der Verfasser war während der Jahre 1895—1900 bei den Kaiserlichen Gesandtschaften in Buenos Ayres und Mexiko landwirthschaftlicher Sachverständiger. Das Buch enthält eine Zusammenstellung der von ihm während dieser Zeit an das Auswärtige Amt erstatteten Berichte, giebt aber selbstverständlich als solches nur die persönlichen Anschauungen des Verfassers wieder. Die Berichte sind fast durchweg in der Reihenfolge ihrer zeitlichen Abfassung geordnet und so umfangreich, daß die Lektüre des Buches außerordentlich erschwert wird. Es geht über den Rahmen einer Besprechung weit hinaus und erforderte eine genaue Durcharbeitung des Buches, einen vollständigen Extrakt aus demselben zu geben. Trotzdem wäre ein solcher Extrakt auf das Aeußerste wünschenswerth, denn bei genauerem Durchlesen empfindet man es sofort, daß man es in dem Buche mit einem in überaus fleißiger und umsichtiger Weise zusammengetragenen Material zu thun hat, welches für die Beurtheilung der wirthschaftlichen Lage des spanischen Südamerika von eminenter Bedeutung ist. Der Verfasser hat selbst bisher nicht die Zeit gehabt, einen solchen Extrakt anzufertigen; es wäre aber auf das Dankenswertheste zu begrüßen, wenn er vielleicht später oder mit Hilfe einer zweiten Kraft im Laufe der nächsten Zeit einen solchen Auszug herstellen würde. Denn es ist zweifellos, daß

Südamerika dasjenige Gebiet ist, welches für die deutsche Volkswirthschaft und ihre Beziehungen zum Weltmarkte als das fraglos wichtigste erscheint. Die einzelnen Berichte, welche mit anerkennenswerther Systematik zusammengetragen sind, erschöpfen das Thema, soweit es einem Nichtkenner südamerikanischer Verhältnisse zu beurtheilen möglich ist, vollständig. Wenn man auch bei vielen derselben nicht die Empfindung dessen hat, was man souveräne Beherrschung des Stoffes nennt — was ja auch bei der Art des Stoffes nur natürlich ist —, so erkennen wir andererseits überall den aufmerksam vergleichenden und nach dem ursächlichen Zusammenhang forschenden Beobachter.

Kaerger behandelt lediglich die Agrarverhältnisse des spanischen Südamerika. Hierbei bleibt es nicht aus, daß er häufig agrarische Einrichtungen und Zustände derart in den Vordergrund rückt, daß dadurch eine einseitige Beleuchtung der gesammtwirthschaftlichen Verhältnisse hervortritt. Auch ist Kaerger nicht bloßer Beobachter in dem Sinne, daß er lediglich Thatsachen registrirt, sondern er geht von einer bereits vorgefaßten Wirthschaftsanschauung aus, welche in seinen Berichten sehr häufig durchschimmert. Dann und wann fügt er philosophische und sozialpolitische Gedanken ein, welche er durch beobachtete Thatsachen erhärten zu können glaubt.

Die Untersuchungen Kaerger's umfassen die La Platastaaten, die südamerikanischen Weststaaten und Mexiko. Unberücksichtigt bleibt Brasilien. Er behandelt mit klarer Disposition die natürlichen und die wirthschaftlichen Bedingungen des Ackerbaues und der Viehzucht, dann die speziellen kolonisatorischen Momente, danach die technische Seite der landwirthschaftlichen Produktion, schließlich den Handel mit Agrarprodukten, wobei werthvolle Untersuchungen über die Valuta mit gegeben werden.

Den größten Raum nimmt Argentinien ein. Hier hat Kaerger eingehende Untersuchungen angestellt über die klimatischen und die Bodenverhältnisse, um vor Allem den Umfang der argentinischen Weizenzone festzustellen und insbesondere auch darüber zuverlässige Daten zu gewinnen, wie weit diese Zone einer Ausdehnung fähig ist. Die gesammte Kulturfläche Argentiniens betrug im Jahre 1895 nahezu 5 Millionen Hektar, das bedeutet fast eine Verdoppelung gegen das Jahr 1888. Unter den einzelnen Kulturen nahm der Weizen insgesammt im Jahre 1895 etwas über 2 Millionen Hektar ein, und zwar hiervon in der Provinz Santa Fé allein etwas über 1 Million Hektar. Die Annahmen, wie weit eine Vergrößerung des Weizenanbaues möglich sei, gehen vielfach auseinander. Kaerger schätzt die gesammte weizenfähige Fläche Argentiniens auf 64 Millionen Hektar gleich 640 000 Quadratkilometer, also eine Fläche, noch wesentlich größer als das gesammte Deutsche Reich. Von dieser großen Fläche sind gegenwärtig erst 2 Millionen Hektar mit Weizen bebaut.

Kaerger hält es aber für ausgeschlossen, daß jemals eine derartige Erweiterung des Weizenbaues in Argentinien thatsächlich stattfinden könnte. Denn abgesehen davon, daß große Flächen in der Provinz Buenos-Aires und im Norden sich für den Maisbau weit besser eigneten als für den Weizenbau, würde die so rentable Viehzucht auch im argentinischen Weizengebiete stets eine ungleich größere Fläche beanspruchen als der Weizenbau.

Der Maisbau nimmt den zweiten Rang unter den Kulturen Argentiniens ein und umfaßt nahezu zwei Drittel der Fläche des Weizenareals. Die hauptsächlichsten weiteren Kulturen sind Leinsaat, Gerste und Zuckerrohr.

Von den 180000 landwirthschaftlichen Unternehmern, welche 1895 in Argentinien gezählt wurden, waren 60 pCt. Eigenthümer, 30 pCt. Pächter und der Rest Antheilspächter. Diese Zahlen sind wichtig zum Verständniß der noch weiterhin zu erwähnenden Kolonisationsfragen.

Ueber die Entwickelung des landwirthschaftlichen Betriebes geben interessante Aufschlüsse die Vergleiche zwischen der Anzahl der landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen in den Jahren 1888 und 1895. Es betrug nämlich die Zunahme der Pflüge in diesem Zeitraum 69 pCt., der Mähmaschinen 117 pCt., der Dampfdreschmaschinen 249 pCt. und der Windpumpen 320 pCt., was auf eine durchaus extensiv betriebene Landwirthschaft deutet.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Kaerger der Kolonisationsfrage. Die Hauptmerkmale in der gegenwärtigen Kolonisationsmethode sind folgende: der Kolonisator ist entweder selbst größerer Grundbesitzer oder ein Mann, der sich gewerbsmäßig mit dem Kolonisationsvermittlungsgeschäfte befaßt. Das Land wird gegen baare Anzahlung fortgegeben, während der Rest in drei bis vier Jahren ausgezahlt werden muß und während dieser Zeit mit 8 pCt. zu verzinsen ist. Das Land wird thatsächlich nur an solche Kolonisten verkauft, die schon einige Jahre in Argentinien auf dem Lande, sei es als Knecht, Halbpächter oder Pächter, gearbeitet haben. In dem letzteren Punkt sieht Kaerger das springende Moment in der ganzen Kolonisationsfrage. Er hält es unbedingt für das Ersprießlichste und belegt es durch zahlreiche Beispiele nicht nur aus Argentinien, sondern auch aus den anderen Staaten, wenn der ankommende Fremde nicht sogleich als Besitzer einer Wirthschaft auftritt, sondern zunächst als Dienender oder als Halbpächter Erfahrungen in dem neuen Lande sammelt. Die Erfolge, welche die italienischen Einwanderer in Argentinien gehabt haben, beruhen in der Hauptsache auf dem Umstande, daß der Italiener stets als Knecht anfängt, während der Deutsche, welcher in der Regel mit einigen Mitteln aus dem Mutterlande herüberkommt, es häufig für unter seinem Stande hält, als Knecht anzufangen, und dann als eigener Unternehmer in den ihm vollkommen fremden Produktionsbedingungen sich nicht zurechtzufinden weiß und in der Regel sein mitgebrachtes Vermögen aufbraucht.

Das Kolonisationsgeschäft liegt zum größten Theil drüben in Händen von Personen deutscher Nationalität.

Im Vergleich zu anderen Ländern ist die Zuckerrohrkultur Argentiniens nicht gerade sehr lohnend, da das argentinische Rohr wesentlich zuckerärmer ist als beispielsweise das centralamerikanische oder auf Mauritius. Argentinien heimst von allen Ländern der Erde von einer bestimmten Fläche den geringsten Zuckerbetrag ein. Lediglich die Valutaentwerthung mit ihrer Folge der Verbilligung von Löhnen und Brennmaterial, sowie andererseits die Hochschutzzollgesetzgebung ist es nach Kaerger gewesen, die die Entwickelung einer argentinischen Zuckerindustrie hervorgerufen hat. Es existiren gegenwärtig etwas über 50 Zuckerfabriken in Argentinien.

Unter Krankheiten und Witterungsschäden hat auch die argentinische Landwirthschaft viel zu leiden. Vor Allem sind auch die Heuschrecken eine gefürchtete Plage, so namentlich in den Provinzen Santa Fé und Córdoba, während Entre Rios mehr von Frost, Hagel, Dürre und Regen heimgesucht wird. Thierische Schädlinge treiben in Buenos Ayres und Entre Rios in größerer Anzahl ihr Wesen als in Santa Fé und Córdoba, was Kaerger auf den reichen Gehalt an organischen Substanzen in den erstgenannten Provinzen zurückführt.

Ueber den Umfang der argentinischen Viehzucht liefert der Census des Jahres 1895 halbwegs zuverlässige Zahlen. Danach betrug die Anzahl des Rindviehs 22 Millionen Stück, die der Schafe 74 Millionen Stück. Gegen das Jahr 1888 war die Zahl des Rindviehs stationär geblieben, während die Anzahl der Schafe um $11\frac{1}{2}$ pCt. gewachsen war. Die Ausdehnung der Schafzucht entfällt im Wesentlichen auf das jüngere Kulturgebiet des Westens. Für die gedeihliche Entwickelung der Viehzucht Argentiniens ist es von ausschlaggebender Bedeutung gewesen, daß das Klima gerade dort für sie am günstigsten ist, wo auch die anderen Bedingungen für ihr Gedeihen, insbesondere die Beschaffenheit der Weiden und die Nähe des Weltmarktes weitaus die besten sind, also in den Provinzen Buenos Ayres, Entre Rios, Santa Fé-Süd, Corrientes-Süd und Córdoba-Ost. Auch bei der Viehzucht betont Kaerger den Vorsprung, welchen die argentinische Produktion über andere infolge der Valutaentwerthung hat, gesteht aber auch gleichzeitig günstigere natürliche Bedingungen zu, namentlich im Vergleich mit dem benachbarten Uruguay.

Die Verwerthung der Viehzuchtprodukte bildet eine Hauptquelle des argentinischen Reichthums. Dörrfleisch, Fleischextrakt, gefrorenes Fleisch und Häute bilden die Haupthandelsartikel.

Der Reichthum an Quebrachoholz in Argentinien hat nicht nur zu einem großen Export in diesem Artikel geführt, sondern auch im Lande Extraktfabriken, Gerbereien und Schuhwaarenfabriken entstehen lassen. Die Schuhwaarenfabrikation wurde namentlich durch hohe Schutzzölle protegirt,

was einen Rückgang der argentinischen Schuheinfuhr zur Folge hatte. Während aber Deutschland beispielsweise bei dem früheren Export an Schuhwaaren in der Mitte der 80er Jahre nur mit etwa 22000 P. Gold betheiligt war und den Hauptantheil Belgien und Frankreich lassen mußte, hat es neuerdings mit der Einfuhr von Schuhwichse allen konkurrirenden Staaten den Rang abgelaufen. Der Werth dieser Ausfuhr Deutschlands nach Argentinien aber ist heute mehr als doppelt so groß, als wie derjenige in Schuhwaaren je gewesen ist.

Sehr liebevoll ist die Studie, welche Kaerger über Paraguay veröffentlicht. Er leugnet zunächst, daß das Klima in allen Theilen so mörderisch sei, wie es im Rufe stehe. Die natürlichen Bedingungen für die Landwirthschaft seien im Allgemeinen günstige, jedenfalls aber günstiger, als die vielen Gegner einer paraguayischen Kolonisation sie darzustellen pflegten. Das ganze Land leide lediglich unter seiner Vergangenheit. Durch seine Kämpfe gegen Brasilien, Argentinien und Uruguay sei das Land größtentheils seiner Arbeitskräfte beraubt worden, und das Bischen Kapital, welches mühsam angesammelt sei, sei auf ein Minimum reduzirt worden. So sei man zu einer Valuta gekommen, die gegenwärtig um 600 pCt. entwerthet sei. Dieses aber habe zur Folge, daß die Landesprodukte so außerordentlich im Preise gesunken seien, daß dadurch jeglicher Anreiz zu produktiver Thätigkeit genommen sei. Kaerger nimmt hier Veranlassung, der liberalen Nationalökonomie einen kleinen Hieb zu versetzen, der meines Erachtens unberechtigt ist, denn er wird sich bei Darstellung dieser Verhältnisse kaum in Widerspruch zur liberalen Nationalökonomie setzen. Der völlige Mangel an Geldern, das muß Kaerger aber doch zugeben, hat einen absoluten Mangel an Verkehrsmitteln, sowie an jeder regulären Verwaltung zur Folge gehabt. Dabei spricht Kaerger von einer im Großen zu betreibenden Kaffeekultur, die in Angriff genommen werden müsse, da in Kaffee der einzige Exportartikel zu finden sei, den der paraguayische Landmann mit finanziellem Erfolge produziren könne. Ich muß sagen, daß ich auch nach diesem Urtheil wenig Hoffnung für eine rasche Entwicklung der paraguayischen Volkswirthschaft habe, denn ein Blick auf die brasilianischen Kaffeeverhältnisse lehrt uns, daß die Hervorbringung einer paraguayischen Kaffeekultur in größerem Stile vollkommen aussichtslos sein müßte, da es ihr an lohnendem Absatz durchaus mangeln würde.

Die Rindviehzucht in Paraguay stellt Kaerger als wesentlich einträglicher dar als in Argentinien, doch ist von einem nennenswerthen Export auch hierin keine Rede. Während das Fleisch der Thiere im Lande konsumirt wird, geht allerdings eine Anzahl theilweise durch gewerbliche Arbeit gewonnene Nebenprodukte der Viehzucht ins Ausland und zwar hauptsächlich Rindshäute, Hörner, Knochen, Lichte und Seifen. Die höchsten Werthe in der Ausfuhrstatistik Paraguays zeigen indessen die pflanzlichen

Erzeugnisse und die daraus gewonnenen Produkte, als Yerba-Maté, Gerberrinde, Holz, Quebrachoextrakt, Kokosöl, Wildfelle.

Als vollständig verfehlt stellt Kaerger die in Paraguay gemachten Kolonisationsversuche dar. Dieselben gingen nach ihm alle von der grundverkehrten Idee aus, daß es möglich sei, europäische Einwanderer ohne eine gewisse Erziehung zur landwirthschaftlichen Arbeit in dem neuen Lande zu tüchtigen Kolonisten umzuschaffen, wenn man ihnen nur die materiellen Mittel hierzu, Land und Kapital, unter günstigen Bedingungen anböte. Der Mißerfolg eines solchen Systems sei niemals ausgeblieben.

Bei den Untersuchungen, welche Chile gewidmet sind, spielt die chilenische Salpetergewinnung eine große Rolle, wobei Kaerger sowohl die natürlichen Bedingungen, wie auch die wirthschaftlichen genau festzustellen sucht. Es interessirt uns dabei namentlich vom Standpunkt der deutschen Landwirthe aus die Preisgestaltung, sowie die Größe der vorhandenen Vorräthe. Was zunächst den letzteren Punkt betrifft, so sind die Kaerger'schen Schlüsse recht pessimistisch. Er glaubt nämlich, daß die chilenischen Salpeterlager innerhalb eines Vierteljahrhunderts erschöpft sein werden, wenn der jährliche Konsum an Salpeter sich auch nur auf 25 Millionen Quintales erhält. Ueber die Lage der chilenischen Salpeterindustrie bestimmte bisher die bestehende Konvention der Salpeterindustriellen. In den Händen dieser lag das Schicksal des Exports, den sie beliebig hoch oder niedrig ansetzen konnte, um dadurch auf den Preis einen entsprechenden Einfluß zu erlangen. Als die Produktionsvereinbarung der Salpeterproduzenten im September 1897 ihr Ende erreichte, fielen die Preise auf einen so tiefen Stand, wie er bisher noch nicht vorhanden gewesen war. Seitdem suchte man durch Herstellung einer neuen Konvention die Preise wieder zu heben. Andere Mittel, um die chilenische Salpeterindustrie lohnender zu machen, gehen auf eine Herabsetzung der Ausfuhrzölle, in welche die chilenische Regierung wahrscheinlich so leicht nicht einwilligen wird, da diese Zölle ihre Haupteinnahmequelle bilden. Der Einführung einer Verstaatlichung des gesammten Salpeterverkaufs, die gleichfalls vorgeschlagen worden ist, stellen sich noch größere Schwierigkeiten in den Weg.

Die Landwirtschaft spielt in Chile bei Weitem nicht die Rolle wie in den La Plata-Staaten. Eine landwirthschaftliche Ausfuhr ist nur in geringem Maße vorhanden, vielmehr wird das, was die südliche Hälfte des Landes an Agrarprodukten über den eigenen Bedarf erzeugt, an den industriellen Norden des Landes abgesetzt. Daher ist von den wirthschaftlichen Verhältnissen des Nordens das Gedeihen der gesammten chilenischen Landwirthschaft wesentlich beeinflußt. Die Ernteergebnisse sind von Jahr zu Jahr nahezu stabile und eine Ausdehnung der Kultur hat in den letzten Jahrzehnten kaum stattgefunden. Eine solche ist, wenn auch möglich, so doch auch für die nächsten Jahre nicht wahrscheinlich, da erstens der weitaus größere Theil des Landes zur Ackerbaukultur nicht geeignet ist,

zweitens aber ein großer Theil des Landes mit dichtestem Urwald bestanden ist. Schließlich aber — und das ist die Hauptsache — fehlen Unternehmungssinn, Kapital und Arbeitskraft, und wo dieselben vorhanden sind, haben sie sich eben auf die Ausbeutung der Mineralprodukte gelegt, nicht aber auf die Landwirthschaft. Daß Arbeitskräfte vom Auslande in größerer Menge herangezogen würden, ist unwahrscheinlich, da dem chilenischen Gutsbesitzer die Einwanderer unsympathisch sind und er andererseits diesen Landesfremden die Festsetzung auf seinem Boden nicht gönnt. Es trifft, wie Kaerger hier sehr hübsch ausführt, die von Ratzel in so geistvoller Weise ausgeführte Behauptung von dem Einfluß der Raumverhältnisse auf die gesammte Vorstellungswelt der Völker ihre volle Bestätigung. In Argentinien haben die weiten Flächen den Blick der Bewohner geweitet. Sie suchen deshalb auf ihre unbenutzten Riesenflächen immer mehr Menschen heranzuziehen. In Chile dagegen, diesem schmalen Küstenstreifen, fühlt sich der Bewohner gleichsam eingeengt und glaubt, für die fremden Einwanderer reiche der Boden nicht aus.

Die chilenische Viehzucht unterscheidet sich von der argentinischen hauptsächlich durch ihr Ueberwiegen der Rindviehzucht über die Schafzucht, sowie durch die enge Verbindung, in der die Viehzucht regelmäßig mit dem Ackerbau steht. Auch für die chilenische Viehzucht bildet der industrielle Norden den Hauptmarkt, ja, dieselbe ist nicht einmal im Stande, diesen Markt allein zu befriedigen, und so kommt es, daß an Thieren und thierischen Produkten noch eine nicht unbeträchtliche Einfuhr nach Chile stattfindet, die allerdings in der Abnahme begriffen ist.

Interessant ist, was Kaerger über die Kolonisation Chiles aus der Geschichte des Landes erzählt. Die Anfänge dieser Kolonisation gehen auf das Jahr 1845 zurück, wo neun Handwerkerfamilien aus dem Hessischen in der Provinz Valdivia angesiedelt wurden. Dieselben haben sich alle zu großem Wohlstande aufgeschwungen. Ein zweiter Kolonisationsversuch im Jahre 1850 gleichfalls mit einer Anzahl deutscher Familien erfuhr ein anderes Geschick. Die ursprünglich für die Kolonisten in Aussicht genommenen Ländereien fanden sich bei ihrer Ankunft nicht für sie bereit, und so bot ihnen der Bürgermeister der Stadt Valdivia die gegenüber der Stadt liegende Insel Teja an, wo dann die erste größere deutsche Ansiedelung in Chile entstand. Indessen wurde aus dieser Kolonisation keine landwirthschaftliche, sondern eine industrielle, denn die geringe Fruchtbarkeit des Bodens, die gewerblichen Kenntnisse der Einwanderer, der Reichthum an Nutzholz und Gerbrinde und ähnliches verleiteten zu industrieller Thätigkeit. Die durch diese Einwanderung hervorgerufene Valdivianer Industrie zeigte eine ungewöhnlich kräftige Entwickelung und hat sich bis auf den heutigen Tag in deutschen Händen erhalten. Später sind noch einige von Deutschen gemachte Kolonisationsversuche größeren Stiles gelungen, so daß gegenwärtig ein großer Theil der chilenischen Industrie sowohl wie der

Landwirthschaft sich in Händen von Deutschen bezw. deren Nachkommen befindet.

Die übrigen kleineren westlichen Staaten Südamerikas haben für uns weniger Interesse. Sie interessiren hauptsächlich vom landwirthschaftlich-technischen Gesichtspunkte aus. Mit Mexiko führt uns Kaerger in das bereits ganz tropische Gebiet, wo Weizenbau und Viehzucht zurücktreten, und Kakao, Tabak, Kautschuk und Zuckerrohr ihre Rolle spielen.

Die Summe seines Buches zu ziehen, unterläßt Kaerger. Da wir ihn nach jeder Richtung hin als einen überaus kritischen Kopf und einen Mann von selbständigem Urtheil, der sich nicht so leicht beeinflussen läßt, kennen gelernt haben, so muß man dies bedauern. Nur ganz vereinzelt innerhalb seiner Schilderungen zieht Kaerger die Nutzanwendung für unsere europäischen Verhältnisse und eröffnet uns Ausblicke auf die Rückwirkung, welche die südamerikanischen Agrar- und Kolonisationsverhältnisse auf unsere deutsche Volkswirthschaft haben bezw. haben können. Die Kaerger'schen Darlegungen scheinen indessen zu beweisen, daß das einzige Land, welches für eine landwirthschaftliche Kolonisation seitens deutscher Auswanderer ernsthaft in Frage kommt, Argentinien ist. Hier ist es nun bedauerlich, daß die weiten Gebiete Brasiliens in den Rahmen der Kaerger'schen Untersuchungen nicht mit einbezogen sind. Denn es würde auf das höchste interessiren, zu erfahren, in welcher Weise sich die brasilischen von den argentinischen Kolonisationsbedingungen nach Kaerger's Ansicht unterscheiden und welche für uns Deutsche gewinnbringender und aussichtsreicher sind. Wenn ich recht unterrichtet bin, ist Kaerger geneigt, die argentinische Kolonisation mehr zu befürworten als die brasilische. Es würde Aufgabe des weiter oben schon angerathenen Auszuges aus den Kaerger'schen Darlegungen sein, hierüber die entscheidenden Gesichtspunkte zusammenzustellen.

Was alsdann die Konkurrenz der südamerikanischen landwirthschaftlichen Produktion gegenüber derjenigen Deutschlands betrifft, so stellen die Untersuchungen außer Zweifel, daß noch auf Jahrzehnte hinaus die Konkurrenzbedingungen zu Gunsten, namentlich Argentiniens, neigen. Wenn auch zu erwarten ist, daß bei einer Sanirung der argentinischen Finanzlage die Produktionskosten für den argentinischen Weizen nicht unerheblich steigen werden, so bleiben doch immer so viel natürliche Vorzüge, daß eine scharfe Konkurrenz, gegen welche Deutschland ohne Schutzzölle nicht auskommen wird, bestehen bleibt. Immerhin dürfte eine möglichst rasche Entwickelung Argentiniens von diesem Standpunkte auch im direkten Interesse Deutschlands sein. Daß eine solche Sanirung, die ja fast alle südamerikanischen Staaten nöthig haben, erfolgen muß und wird, dafür geben die Kaerger'schen Untersuchungen den besten Beweis ab. Denn sie legen auf das deutlichste dar, daß die natürlichen Produktionsbedingungen jener Länder so außerordentlich reiche sind, daß es thatsächlich nur des

Kapitals und der in der Regel demselben folgenden Arbeitskräfte bedarf, um blühende Gemeinwesen hier zu schaffen. Die Aussichten, welche alsdann unsere deutsche Industrie auf dem südamerikanischen Markte haben wird, sind so eminent günstige, daß für die fernere Zukunft Südamerika als der weitaus aussichtsreichste Markt für unsere gewerbliche Produktion erscheinen muß.

Dr. Hjalmar Schacht.

Dritter Beitrag zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung und der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Von Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie in Würzburg. (S. 399.) Berlin, Carl Heymann, 1901.

Das deutsche Erwerbsleben hat eine Reihe glänzender Jahre durchgemacht. Ungeheure Vermögen sind entstanden; zahllose Familien haben das Einkommen aus ihren Papieren verdoppelt und verdreifacht. Auch der Lohn der Arbeiter ist nicht unerheblich verbessert worden. Alle Welt hat gewußt, daß dieser angenehme Zustand nicht von Dauer sein würde, daß über kurz oder lang ein Rückschlag eintreten müsse, ein größerer oder geringerer, aber unter allen Umständen ein Rückschlag. Jede verständige Wirthschaft mußte sich darauf vorsehen, und es ist anzunehmen, daß auch thatsächlich die Inhaber der neuen großen Vermögen, so weit sie solide sind, die Verluste der schlimmen Jahre aushalten werden; es ist auch anzunehmen, daß die Bezieher der reichen Dividenden in den Mittelschichten in den bei weiten meisten Fällen einigermaßen vorgesorgt haben für die Zeit, wo diese Dividenden ausbleiben könnten. Wie aber steht es mit den Arbeitern? Nicht sowohl denen, deren Lohn jetzt herabgesetzt wird: das müssen sie ertragen, und es trifft nicht einmal so sehr Viele, da einmal bestehende Lohnverhältnisse sich nur schwer ändern, sei es nach oben, sei es nach unten. Die wechselnde Konjunktur macht sich hier in einer anderen und viel schlimmeren Art geltend: durch die Arbeiter-Entlassungen; nicht sowohl der Gesammtheit der Arbeiter werden gewisse Prozente abgezogen, sondern gewisse Prozente der Arbeiter werden vollkommen ausgeschieden und auf nichts gestellt. Verlangt man, die Arbeiter hätten für eine solche böse Zeit in den guten Tagen Ersparnisse zurücklegen sollen, so ist das wohl, wie die Sparkassen zeigen, vielfach wirklich geschehen, aber diejenigen, die es gethan haben, werden in den meisten Fällen nicht solche Arbeiter sein, die jetzt zur Entlassung kommen, sondern solche, deren Arbeit weiter geht. Soll man nun denen, die heute auf die Straße gesetzt und arbeitslos dem Hunger preisgegeben werden, einfach nachrufen: warum habt ihr nichts gespart? Es ist ein anerkannter Satz der neueren sozialpolitischen Erkenntniß, daß dieser Vorwurf vielleicht im Einzelnen oft berechtigt, doch generell durchaus ungerecht wäre. Die Masse der Arbeiter ist es so sehr gewöhnt, aus der

Hand in den Mund zu leben und existirt unter so schwierigen Wirthschaftsbedingungen, daß die strenge Forderung „hilf dir selbst" nicht durchführbar ist. Die Gesammtheit, die soziale Gesetzgebung hat die unbedingte Pflicht, hier helfend und zwingend einzugreifen. Bei Krankheiten, Unfall, Invalidität und Alter ist es geschehen. Warum noch nicht bei der Arbeitslosigkeit? Konnte es eine bessere Zeit als die eben vergangenen fetten Jahre geben, um Vorsorge gegen dieses furchtbare Uebel zu treffen, das man doch mit unbedingter Sicherheit herannahen sah? Nichts ist geschehen in dieser Zeit. Kaum daß die theoretische Erwägung sich mit dem Problem beschäftigt hat.

Hier liegt nun in der That ein Moment vor, daß die herrschenden Klassen einigermaßen wegen ihrer verhängnißvollen Unterlassung entschuldigen kann: die soziale Organisation, durch die dem Uebel abzuhelfen wäre, ist noch nicht mit Sicherheit gefunden, hat wenigstens zu einer allgemeinen Anerkennung sich noch nicht durchgerungen. In einem ausgezeichneten Vortrag, den jüngst der beste praktische Sozialpolitiker, den wir besitzen, Herr Rich. Rösicke gehalten hat und der einen Ueberblick giebt über das, was jetzt geschehen könnte und geschehen müßte*), ist das Problem der Fürsorge für die Arbeitslosigkeit wohl stark und richtig hervorgehoben, aber doch ein bestimmter Vorschlag vermieden.

Die unbedeutenden Versuche, die hier und da, namentlich in der Schweiz gemacht sind, auf dem Wege der Versicherung den Arbeitslosen zu helfen, ähnlich wie den Kranken und Invaliden, haben nur gezeigt, daß dieser Weg ungangbar ist. Der einzig durchführbare Modus ist der von Prof. Schanz vorgeschlagene Sparzwang, den man auch obligatorische Selbstversicherung nennen könnte; ich habe früher (Bd. 85 S. 80) in diesen Jahrbüchern ausführlich darüber berichtet, durch Wiedergabe eines Vortrages auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Stuttgart (1896), und Herr Schanz selber hat (Bd. 91 S. 500) seinen Standpunkt dargelegt und vertheidigt. Damals (1898) hat man nicht auf ihn gehört; jetzt ist die Noth und der Jammer da. Gerade im richtigen psychologischen Moment hat Schanz nunmehr eine neue eingehende Studie zu diesem Thema veröffentlicht, die alle seitdem gemachten Erfahrungen verarbeitet und durch neue Vorschläge im Einzelnen die alte Idee weiterzubilden sucht. Die gewöhnliche Versicherungsform sieht er als ganz unverwendbar an. Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 296; 25. Oktober) hat ihm zwar in einem eingehenden Artikel widersprochen und will trotz aller schlechten Erfahrungen an dem Prinzip der Versicherung im gewöhnlichen Sinne festhalten, aber was sie

---

*) Der Vortrag ist gehalten in der „Ortsgruppe Berlin der Gesellschaft für soziale Reform" und abgedruckt in der „Sozialen Praxis" vom 26. Sept. und 3. Oktober d. J.

vorbringt, hat mir wenigstens ganz und garnicht eingeleuchtet. Die Schanz'sche Idee ist die allein praktische.

Von dem Neuen, das er vorbringt, dürfte am interessantesten sein, daß die Führer der Sozialdemokratie in Bern sich ihm angeschlossen haben. Von dieser Partei nahm man bisher immer an, daß sie dem Sparzwang unbedingt widersprechen werde, aber der Berner Arbeitersekretär Wassiliew hat erklärt, in dieser Frage wolle seine Partei auch als „Sozialreformer" arbeiten, unbeschadet der Prinzipien, und hat selbst ganz erwägenswerthe Vorschläge über die Verbindung von Sparzwang und Versicherung gemacht.

Die Schanz'schen Arbeiten sind zu umfangreich und enthalten zu viel Material, um grade von Allen gelesen zu werden, aber wer ernstlich der Frage der sozialen Bekämpfung der Arbeitslosigkeit näher treten will, der kann sich keinem besseren Führer anvertrauen.

Delbrück.

Theater-Korrespondenz.

Lessing-Theater: Haus Rosenhagen. Drama in drei Aufzügen von Max Halbe.

Berliner Theater: Der Bann. Zwei Szenen von Johannes Schlaf.

Deutsches Theater: Die Hoffnung. Ein Seestück von Hermann Heyermans. Deutsch von Franziska de Graaf. — Einsame Menschen. Schauspiel in fünf Akten von Gerhart Hauptmann. — Die Wildente. Schauspiel in fünf Akten von Henrik Ibsen.

Schiller-Theater: Die Kronprätendenten. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen.

In Hohenau, Westpreußen, giebt es nur noch zwei Besitzer: den alten Rosenhagen und den alten Voß. Die anderen hat Rosenhagen alle „ausgebauert." Zwischen Rosenhagen und Voß herrscht Todfeindschaft. Denn der alte Voß weicht nicht dem Landhunger des anderen. Der alte Rosenhagen stirbt aber an einem Schlaganfall. Auf dem Sterbebette noch versöhnt er sich mit seinem Widersacher, unter dem Einfluß des Pfarrers. Sein Sohn Karl Egon folgt ihm in der Gutsherrschaft. Er gehört einer neuen Generation an. Er hat dem sterbenden Vater es in die Hand versprechen müssen, landsässig zu bleiben. Das Versprechen bindet ihn. Sein Herz aber hängt an der glänzenden Hermine, einer ruhelos schweifenden, verführerischen Zigeunernatur, der Tochter einer von einem reichen Manne geheiratheten Kunstreiterin. Diese Hermine möchte Karl Egon an Hohenau als seine Gattin fesseln. Sie aber möchte ihn in die weite, weite Welt locken, wo Alles gleißt und glänzt. Karl Egon würde ihr folgen, wenn ihn nicht das dem Vater gegebene Versprechen bände. Er versucht, ein Kompromiß zwischen Pflicht und Neigung zu schließen. Er will in Hohenau den Glanz der Welt einführen; er will hier ein herrliches Schloß für Hermine bauen. Dieser Verrath an der Heimath, an den Sitten der Väter rächt sich. Der Plan ist der Ausgang eines neuen Konflikts, an dessen Ende Karl Egon seinen Tod findet. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen" — dieses Gesetz ist es, wogegen Karl Egon verstößt. In diesem Verstoß liegt seine Schuld, die er mit dem Tode büßen muß. Die Heimath, die Seele der

Heimath — übrigens personifizirt in der Gestalt der Martha, der Nebenbuhlerin Hermines — rächt sich.

Ich glaube, die Idee des Stückes in loyalster und sogar liebevollster Weise dargelegt zu haben. Man wird zugeben, daß der Grundgedanke des Ganzen — den ich bisher nirgends erkannt und dargelegt gefunden habe — der Bedeutung gar nicht entbehrt. Ich weiß denn auch in dieser Hinsicht Halbe's neuestes Werk zu schätzen. Aber das darf ich doch nicht verhehlen: dem Ganzen fehlt der Duft der Heimath und den Gestalten fehlt das Persönliche, Lebensvolle. Das Drama macht keinen unmittelbaren Eindruck. Seine Menschen lassen kalt. Max Halbe hat der Buchausgabe seiner Dichtung die Widmung vorgesetzt: „Meiner Heimath in treuer Erinnerung" und er hat daran diese Verse geknüpft, die den, der Halbe's Wesen und Schicksal kennt, wehmüthig ergreifen werden:

Euch grüß' ich, bunte Felder, blaue Weiten,
Euch dunkle Wälder, fern am Horizont.
Fremd seid Ihr mir seit Knabendämmerzeiten,
Und gabt mir Alles doch, was ich gekonnt.

Ich fürchte, Max Halbe: die Heimath rächt sich.

* * *

Johannes Schlaf ist ein ernst strebender Dichter, der unbekümmert um Beifallgeklatsch und Kassenerfolg dem nachringt, was er für Kunst hält und was seine Natur ihm zu sagen und darzustellen gebeut. Einem solchen Manne wird man unbedingteste Hochachtung nicht versagen dürfen und man wird seinem Werk von vornherein mit wärmster Antheilnahme gegenübertreten. Nicht ohne Schmerz wird man schließlich erklären müssen: es ist doch ein verfehltes Streben, ein ohnmächtiges Ringen. „Der Bann" ist eine psycho-pathologische Studie. Zwischen zwei Männern steht Ottilie, die man wohl als ein naives und zugleich sensitives Gänschen ansprechen darf. Ihr Freund ist ein junger, von Gesundheit, Kraft, Unschuld und Heiterkeit strahlender Maler. Ihr Gatte ist ein bis zur Perversität neurasthenischer Mann von einigen vierzig Jahren, mit einer Neigung zu dem, was man in der Psycho-Pathologie als Sadismus bezeichnet. Der treibt nun folgendes Spiel: Er merkt, daß die Freundschaft zwischen seiner jungen Frau und dem jungen Maler in Liebe ausarten muß. Und er läßt dem Spiel und Exzeß der Gefühle mit voller Absicht freien Lauf, bis zur Grenze des Aeußersten. Das Aeußerste dann aber verhindert er. Der Maler liebt die Frau, er umfängt ihr Bild und Wesen mit der jungen Kraft seiner heiterstrahlenden Seele. Dem anderen, dem maroden Mann, bereitet es Lust, das Bild seiner Frau gewissermaßen aufgefrischt und verjüngt aus der Seele des Anderen aufzufangen. Die Frau liebt den Maler. Und dem Herrn Hubert ist es ein Vergnügen, im thatsächlichen und physischen Besitz seiner Frau das Bild des jugendlich

strahlenden Freundes brutal aus der Seele zu treiben. Gewiß kann man wohl der Kunst und der Literatur das Recht zugestehen, sich auch solcher Menschen und Situationen zu bemächtigen. Es ist für den objektiven Psychologen auch ganz interessant zu sehen und zu erfahren, wie die Menschenseele auch aus den Krankheiten und Leiden des Leibes und der Nerven noch Sensationen zu ziehen und so eine Art Glücksgefühl herauszudestilliren weiß. Aber die Masse, die Nation oder gar die Menschheit gehen diese Fälle doch wirklich nichts an. Ich meine, für solche literarischen Produkte, wie es Schlaf's „Bann" ist, sollte es so etwas wie literarische und psychologische Austernsalons geben. Stücke wie „der Bann" bringen den Kritiker in eine etwas peinliche Lage, da sie ihn zwingen, über die heikelsten Dinge als Sachverständiger zu reden. Das Werkchen ist übrigens schon vor einiger Zeit in einem Novellenbande zum Abdruck gelangt, der unter dem Titel „Die Kuhmagd" bei Fontane & Co. in Berlin erschienen ist.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich gleich noch zwei andere psychologische Studien in Novellenform anzeigen, die von J. C. C. Bruns in Minden i. W. soeben herausgegeben sind: „Jesus und Mirjam" und „Der Tod des Antichrist." Die Tageskritik findet sich mit Johannes Schlaf gewöhnlich so ab, daß sie sagt: Er hat — mit Arno Holz — in Deutschland den Naturalismus begründet. Hier macht der Kritiker eine Verbeugung der Hochachtung und fährt dann fort: Aber er ist dabei stehen geblieben, also darf die Kritik mit einem Lächeln des Mitleids über Herrn Schlaf, den Fanatiker und Dogmatiker des Naturalismus, zur Tagesordnung übergehen. Das Urtheil ist ungerecht. Schlaf ist Naturalist einerseits. Andererseits strebt er ins Seelische und möchte sogar lebensgern einem Zug zur Größe nachgehen. Das beweisen wieder jene beiden psychologischen Studien. „Jesus und Mirjam" soll die Szene im siebenten Kapitel des Lukas-Evangeliums ins Menschliche übertragen und literar-psychologisch zur Darstellung bringen. Schlaf vermeidet jede Blasphemie. Er hält sich auch von aller Pathologie vollkommen fern. Aber sowohl seine Psychologie wie seine Philosophie reichen doch nicht im Entferntesten an die Größe der gestellten Aufgabe heran. Der „Antichrist" ist Nero. Will man einen solchen Charakter behandeln, so muß man ihn doch aus einem einzigen Prinzip, aus einer Idee herleiten, ihn in seinem Angelpunkt zu fassen wissen. Ich kann nicht finden, daß das Schlaf gelungen ist. Er will, aber kann nicht, wie so viele heute.

* * *

Heyermans' „Hoffnung" ist Hauptmann's Weberdrama, ins Holländische übersetzt und vom Riesengebirge an die See getragen. Die männlichen Personen aus den „Webern" finden wir fast durchweg wieder, nur daß sie in Holland Fischer und Seeleute sind. Aber nicht nur Hauptmann, auch Sudermann ist auf das Drama von Einfluß gewesen, und das ist der

Kritik entgangen. Wir finden nämlich auch — natürlich mutatis mutandis — Hinter- und Vorderhaus aus der „Ehre“ wieder. In der Familie des Rheders Clemens Bos, der für sich die Rolle des Hauptmann'schen Fabrikanten Dreißiger zu spielen hat, steckt auch etwas von der Sudermann-schen Kommerzienrathssippe. Vor Allem hat die edle Rhederstochter Clementine in der Leonore der „Ehre“ ihre Vorgängerin zu begrüßen. Nicht nur diese Personen aber, sondern ganz besonders der gesellschafts-kritische und satirische Zug — man denke an die übrigens reizend erfundene Telephonszene — ist auf den Sudermann der ersten Periode zurückzuführen. Es könnte also scheinen, als ob wir in diesem holländischen Drama es nur mit einer mehr oder weniger geschickten Nachahmung und Kompilation dessen zu thun hätten, was in Deutschland den meisten Erfolg davongetragen hat. Das Urtheil wäre irrig und ungerecht. Gewiß ist Heyermans den deutschen Einflüssen ausgesetzt gewesen, aber doch nur eigentlich, soweit der äußere Rahmen in Betracht kommt. Der Holländer hat gesehen, daß Stücke solcher Art möglich sind und auf die Bühne gebracht werden können. Er ist durch das Vorbild ermuthigt worden. Die Füllung des Rahmens indeß zeigt soviel Selbständiges, Eigenes und Persönliches, daß Alles in Allem „Die Hoffnung“ doch als ein zum Mindesten nicht uninteressantes Werk auch bei uns in Deutschland bestehen kann.

Reizvoll im Stück ist das Seemilieu. Wir sehen mit Interesse in eine uns im Allgemeinen doch fremde Welt. Aber es ist nicht nur das Interesse, etwas Neues kennen zu lernen, das jedes fremde Milieu uns einflößen wird. Das wäre ein unästhetisches, außerhalb der Kunst liegendes Motiv des Wohlgefallens. Eine fremde Welt wirkt auch darum künstlerischer, als eine uns eng vertraute: Wir sehen solch eine Welt wie ein Bild an, wir nehmen die Vorgänge wie Symbole auf und bleiben vor direkter, pathologisch wirkender Erschütterung bewahrt. Dazu kommt noch dies: die Menschen einer fremden Welt erscheinen uns zunächst so ganz anders, als wir sind. Dann aber erkennen wir, daß sie schließlich und im Grunde doch uns gleich sind, wie wir denken und fühlen. Und in diesem Widerspiel von Gleichsein und Anderssein liegt ein besonders feiner Reiz. Heyermans' Werk bleibt indeß nicht im Milieu stecken. Der Dichter geht in zweifacher Hinsicht darüber hinaus, einmal zum Vortheil, das andere Mal zum Nachtheil seines Werks. Vortheilhaft ist es, daß aus dem Milieu heraus die Gestalt des Schiffermädchens Jo zu prachtvoller Höhe herauswächst. In ihr — von Else Lehmann trefflich dargestellt — haben wir so etwas wie eine Mittelperson, eine „Heldin“ im Stück. Schade ist es, daß nun der Dichter noch ein Weiteres thun wollte und in übertriebener und durchaus unkünstlerischer Weise seinem Stück eine sozial-revolutionäre Tendenz eingefügt hat. Er läßt nämlich eine Anzahl Schiffer so zu Grunde gehen, daß sie gezwungen werden, auf einem morschen Schiff in See zu fahren. Daß aber das Schiff morsch ist, hat der Rheder

— also der „Kapitalist" — genau gewußt. Es ist kein Wort darüber zu verlieren, wie sehr diese Uebertreibung den künstlerischen Werth des Ganzen beeinträchtigen muß. Heyermans hätte, unter Ausschaltung jeder sozialen Tendenz, nur das Verhältniß der Menschen zum Element, der Seeleute zum Meer gestalten sollen. Das Meer als Schicksalsmacht — das ist von vornherein schon ein poetisches Thema. Wie Menschen vom Meere leben und am Meere sterben — das ist kein schlechtes und unzureichendes tragisches Motiv.

Von Heyermans ist soeben auch, bei S. Fischer, Berlin, ein Buch „Trinette" erschienen. Der Verfasser bezeichnet den ziemlich starken Band als „Skizze". Damit übt er eine gerechte und kluge Selbstkritik. Denn das Ganze ist thatsächlich, der Ausführung und Darstellung nach, nur eine Skizze, eine Vorarbeit zu einem breit auszuführenden Lebensgemälde, einem Roman. Es handelt sich um eine junge Dorfschöne, die den Lockungen der Großstadt folgt und erliegt. „Trinette" ist bereits vor neun oder zehn Jahren geschrieben, wenn ich nicht irre, und in der Hauptsache als Talentprobe zu werthen.

* * *

Als Gerhart Hauptmann vor zehn Jahren mit den „Einsamen Menschen" zum ersten Male auf einer ordentlichen Bühne vor ein reguläres Publikum trat, meinten wohl „die um Hauptmann", das Publikum sei noch nicht „reif". Auch jetzt ist diesem Stück gegenüber das Publikum noch nicht reif, weil nämlich das Stück inzwischen um nichts reifer geworden ist. Ich habe das Stück innerhalb der zehn Jahre drei- oder viermal gesehen, aber noch nie so sehr den Eindruck eines doch noch recht unreifen, oft geradezu peinlich unreifen Jugendwerkes empfangen, wie jetzt in der Vorstellung des „Deutschen Theaters." Ich will auseinandersetzen, worauf dieser Eindruck peinlicher Unreife basirt, zuvor aber noch darlegen, wo die günstigste Seite des Ganzen aufzusuchen ist. Das Problem ist nicht unbedeutend und als Zeitbild wird das Stück immer einen kulturhistorischen Werth behalten. Johannes Vockerat steht zwischen zwei Welten, und da er sich für keine von beiden wegen mangelnder Willenskraft entscheiden kann, wird er eben ausgeschaltet. Wie er, steht auch Anna Mahr, die russische Studentin, zwischen zwei Welten. Sie entgeht aber noch der Ausschaltung. Denn mit der stärkeren Phantasiekraft und dem geringeren historischen Sinn der Frau — und noch dazu der slavischen Frau! — vermag sie das Kommende im Traume, in Gedanken vorweg zu nehmen und sich in der Hoffnung zu berauschen. Manche haben in dieser Studentin eine rein konstruirte, seelenlose Figur ohne Spur einer Persönlichkeit sehen wollen. Ich kann dem nicht beistimmen. Ich glaube wohl, daß der Charakter nicht so ganz aus einem Guß ist. Aber zu begreifen und im Angelpunkt zu erfassen scheint er mir aus diesen Worten zu sein: „Ein Hauch und ein Duft liegt über den Dingen — das ist das Beste."

Es liegt etwas Herbes über der Welt, wie sie der Mahr erscheint. Ein Reif breitet sich noch darüber. Aber darunter sprossen schon Keime des neuen Lebens und es kommt, es kommt ganz gewiß und vielleicht ganz plötzlich für unsere Seelen ein Sommer- und ein Sonnentag. So lange diese Anna Mahr nun bei dem jungen Vockerat weilt, zieht sie ihn mit in diese Stimmungssphäre hinein. Dann träumen die beiden einen reinen und keuschen Traum von einem höheren, innigeren, geistigeren Verhältniß, in dem einstmals Mann und Weib neben einander stehen werden.

Nun aber komme ich zu dem Peinlichen. Johannes Vockerat nämlich beschwindelt sich und Andere. Im tiefsten Grunde dreht es sich für ihn von Anbeginn um eine erotische Beziehung zu der Mahr und um eine neue Nuance des Geschlechtsgefühls. Das ist es, was mir bei dieser Aufführung des „Deutschen Theaters" so vollkommen klar geworden ist, und nicht etwa nur unter dem Eindruck der verfehlten Darstellung, die die Anna Mahr durch Irene Triesch erfahren hat, eine Schauspielerin, von derem fascinirenden Wesen ich für andere Rollen das Beste erwarte. Johannes Vockerat ist im letzten Grunde Erotiker. Und das ist gar nicht so wunderbar. Es erklärt sich so: Ein Genie, für das er sich hält, ist er nicht, sondern ein Schwächling mit zitternder Seele. Er hat in Wahrheit gar keine Arbeitsfähigkeit, sondern wiegt sich nur in dem Wahn, an einem großen „Werk" zu schreiben. Man kennt ja die Leute, die ihr Leben lang an einem „Werk" schreiben. Johannes hat nicht Leidenschaften. Wenn die nun aber dem Herzen fehlen, bleiben nur die Begierden, die Triebe, und von diesen tritt als der elementarste natürlich der sinnliche am deutlichsten hervor. Der gute Johannes hat unzählige Leidensgefährten unter seinen Zeitgenossen. Johannes liebt seine Frau, das Hausmütterchen, aufrichtig und ehrlich, wie er erklärt. Er möchte sie gewiß nicht entbehren. Aber er liebt auch die Mahr. Und das ist nun — wenn man will — die erotische Delikatesse, daß er die eine immer im Hinblick auf die Andere liebt oder vielmehr lieben möchte. Es ist ein psychologisch durchaus hingehöriger und Aufschluß gebender Zug, wenn Johannes einmal das Problem des Grafen von Gleichen berührt. Es mag ja etwas Peinliches an sich haben, diese heikeln Dinge zu berühren. Man kann und darf sich dem aber nicht entziehen, wenn man gewisse moderne Literatur- und Zeiterscheinungen bis auf den Grund verstehen und an der Wurzel erfassen will. Was nun aber den Johannes ganz besonders unsympathisch macht, ist seine unbewußte Verlogenheit, die vollkommenste Unkenntniß seiner selbst. Er fühlt und beklagt sich als den unverstandenen Mann, ohne die leiseste Ahnung, daß er selber sich am wenigsten versteht! Alle seine schwärmerischen Reden umwickeln in Wahrheit nur eine sehr gemeine Sache. Aber es giebt solche Menschen und Gerhart Hauptmann hat mit einer in hohem Maße bewunderuswerthen Treue einen für die Charakteristik unserer Zeit sehr in Betracht kommenden Typus auf

die Bühne gestellt. Das Unreife der Hauptmannschen Dichtung liegt nur in dem großen Ernst, womit er diesen Charakter vorführt. Und dieser Ernst beruht auf der persönlichen, der geradezu pathologischen Antheilnahme des Schöpfers an seinem Geschöpf. Ich möchte glauben, daß Hauptmanns menschliche und künstlerische Reife heute entwickelt genug ist, um nicht zu verkennen, daß dieser Johannes Vockerat eigentlich ein ins Erotische übertragener Hjalmar Ekdal ist.

* * *

„Die Wildente" ist einzig in ihrer Art. Sie ist nämlich eine Komitragödie. Wir lachen über Hjalmar Ekdal, wir lachen noch im letzten Moment über ihn, wenn er an der Leiche seines Kindes schluchzt — und dann gehen wir weg: die Trauer im Herzen. Mit diesem Stück prägt uns Ibsen seine Weltauffassung am eindringlichsten in die Seele. Hier hat er am breitesten die Kluft sich aufthun lassen, die unser Leben zertheilt. Am Alltag aber merken wir nichts davon, weil nämlich unsere Ideologien uns darüber hinwegtäuschen. So nun läßt Ibsen in seinem Drama die Menschenwelt gestaltet sein:

Da ist Gina, Hjalmars Frau, vorher Werles Geliebte, eine höhere Thierart. Durchaus kein besonders roher oder irgendwie entarteter oder böser Mensch. Im Gegentheil: eine fleißige Frau mit warmem Herzen. Sie wurzelt mit ihren Trieben noch fest in der Natur. Die Naturgeschöpfe aber unterscheiden nicht besonders wählerisch zwischen moralisch und unmoralisch. Ihre Triebkraft lehrt sie nur eins: leben müssen, und zwar leben durch Essen und Trinken, und wer essen und trinken will, muß fleißig sein, und für den Tag sorgen, die Ewigkeit aber Gott überlassen und denen, die sonst vielleicht noch was davon zu verstehen glauben. Dieser Gina als Gegenpol steht gegenüber der junge Gregers Werle. Er ist von der Natur losgelöst und seine dem höchsten Ideal zugewandte Seele erkennt nur ein Leben als berechtigt an, das Leben in der Wahrheit, daraus die Lebenslüge verbannt ist. Er, der Höhenmensch, glaubt fest daran, die Menschen zum Gipfel der Wahrheit emporziehen zu können. Aus diesen logischen und psychologischen Lebenspolen — Gina und Gregers — ergeben sich nun mit staunenswerther Logik und zwingendster Nothwendigkeit alle anderen möglichen Charaktere.

Man mische Gina und Gregers und man erhält ein Subjekt mit naturalistischem Unterbau und pseudoidealistischem Ueberbau, man erhält den „Ideologen." Die Ideologie bedeutet nämlich die Art und Weise, wie der „natürliche", „sinnliche" Mensch sein Kompromiß mit dem Ideal abschließt, unbewußt natürlich. Er belügt immer sich selbst und oft auch die Anderen. Dieser Ideologe heißt in der „Wildente" Hjalmar Ekdal. Man nehme weiter einen Menschen von Gina's Art, löse ihn aber bei weiterer Entwickelung ein wenig aus der unmittelbaren Triebwelt der

sinnlichen Natur los, erhebe ihn zu einer gewissen Bewußtseinsstufe: das ist der soziale Mensch, der Großkaufmann Werle in unserem Drama. „Es ist das gesellschaftliche Sein, wodurch das Bewußtsein — also doch wohl auch das moralische Bewußtsein — der Menschen bedingt wird", hat Karl Marx gelehrt. Die Lehre ist in manchen Fällen psychologisch richtig, z. B. im Falle Werle's. Er kennt nicht „gut" und „böse" als Bestandtheile eines absolut für sich bestehenden sittlichen Begriffes; er weiß aber sehr wohl die relativen Gesetze der „Gesellschaft" zu werthen und relativ — juristisch und formell — zu wahren. Ihm gleich steht Frau Sörby, die darum auch die passende Frau für ihn werden kann. Die beiden brauchen sich gegenseitig nichts zu verhehlen. Gina, Werle's frühere Wirthschafterin und Geliebte, steht unter der Sörby, wurzelt noch tief im Unbewußten, Elementaren und Thierischen. Darum konnte Werle sie nicht heirathen, sondern mußte sehen, sie im geeigneten Moment loszuwerden. Der alte Ekdal ist ein Zerrbild seines Sohnes, nach unten und nach oben weiter ausgebaut. Der Sohn trinkt Bier und liebt ein gutes Essen; der Vater hält es mit dem Grog und Schnaps. Der Sohn wiegt sich im Wahne, ein Erfinder zu sein; der Vater geht in einer Bodenkammer auf Jagd und wähnt im Walde zu sein. Der Vater ist also noch ein größerer Ideologe als der Sohn. Und er bedarf des verstärkten Wahnes, eines tollen Zerrbilds vom Glück, der stärkeren Lebenslüge und Selbsttäuschung, um nämlich über das Leid hinwegzukommen, das ihn früher schwer betroffen hat. Man denke sich nun ferner einen Hjalmar Ekdal, der zum Bewußtsein seiner selbst gekommen ist. Was wird der thun? Er weiß, wie glücklich den gewöhnlichen Menschen der Wahn, die Ideologie macht. Er wird also das Glück der Menschen kultiviren, indem er die Lebenslüge kultivirt. Nur mit seinem eigenen Glück in der Lebenslüge wird es ein bischen hapern, da er eben dem Fall mit Bewußtsein gegenübersteht. Da kann er wohl darauf verfallen, die Klarheit des fatalen Bewußtseins durch alkoholische Nebel ein wenig zu trüben. Dieser Trinker aus Einsicht ist der Arzt Relling. Sein Patient und Freund ist der gewesene Theologe Molvik, ein vollständig verkommenes und sinnlichen Genüssen ergebenes Subjekt. Der bedarf einer besonders dick aufgetragenen Lebenslüge. Der junge Ekdal kann sich mit dem Wahne begnügen, eine schöne Seele zu sein. Molvik wähnt, unter Relling's Einflüsterung, nicht mehr und nicht weniger, als auf das Prädikat „dämonisch" vollgiltigsten Anspruch zu haben.

Hat man begriffen, von welcher Art die Menschen der „Wildente" sind und in welchem Verhältniß sie zu einander stehen, so bleibt von den Geschehnissen und Symbolen des Stückes nichts Unklares mehr zurück. Die Tendenz oder — wenn man will — die Idee des Ganzen ergiebt sich aus dem Endeffekt. Der Idealist Gregers, der Fanatiker der Lebenswahrheit, will die Menschen retten, erzielt aber nur, daß er die kleine

Hedwig ganz wider Willen in den Tod treibt. Der Idealist wird durch die Geschehnisse zum Narren gemacht. Nur Narren und Kinder — Gregers und Hedwig — glauben an das Ideal der Lebenswahrheit. Und dieser Glaube kostet ihnen das Leben. Ich will hier eine kleine Episode erzählen, die sich während der Aufführung im Zuschauerraum zutrug. Ein in der vierten Parkettreihe unmittelbar neben mir sitzender Herr begleitete einen der entscheidenden Aussprüche Gregers mit der Bemerkung: „Der Kerl ist verrückt." Ich vermuthe, diese Bemerkung würde Ibsen mehr Genugthuung bereiten als der tosendste Beifall.

Es sei nicht unterlassen, die hervorragende Darstellung Hjalmar's durch Albert Bassermann rühmend zu erwähnen. Und noch eins: Man hat gestritten, ob der Darsteller Gregers' die richtige Maske gewählt hätte. Er sah aus wie ein Zuchthäusler. Mit Recht. Denn ein Höhenmensch wie der junge Werle, ein abstrakter Idealist muß sich in der Welt der Ekdal und Genossen wie im Kerker fühlen, zu dem er unschuldig auf Lebenszeit verurtheilt ist.

* * *

Man nehme einen edlen Mann aus königlichem Geschlecht, einen Mann von höchstem Rechtssinn und stärkster Wahrheitsliebe, wohl geeignet, königlich zu herrschen. Man lege in die Seele dieses Mannes von königlichem Rechtssinn den Zweifel, ob sein Anspruch auf den Thron auch legitim sei, ob nicht ein Anderer dem Throne näher stehe. Aus Rechtssinn muß dieser königliche Mann nach der Herrschaft streben; denn er könnte doch der legitime Kronprätendent sein. Aus Rechtssinn aber muß er auch an seinem Königsrecht zweifeln; denn es könnte auch der Andere die Legitimität besitzen. Dieser Mann ist Jarl Skule in Ibsen's „Kronprätendenten". Dieser Rechtssinn, dieser Drang zur Wahrheit und Gesetzeserfüllung ist das tragische Verhängniß Skule's. Der Rechtssinn erzeugt den Zweifel, der Zweifel tödtet die That. Es ist kein Glück, immer fragen zu müssen: was ist Recht und was ist Unrecht? Es ist zum mindesten für einen König kein Glück. Denn die wahre Königsnatur trägt das Recht in sich, entäußert es in jeder That, ist von dem Gefühl beseelt: was ich thue, ist Recht. Hakon Hakonson, der schließlich über Skule's Leiche hinwegschreitet, ist der Mann solcher Königsthat, der echte Kronprätendent.

Sowohl Hakon wie Skule gegenüber steht der Bischof Nikolas. Auch er ist aus königlichem Geschlecht geboren und in seinem Leibe lebt eine Seele, die zu herrschen strebt. Aber die Tücke eines niederträchtigen Schicksals hat es gefügt, daß er kein Mann ist, kein Mann vor den Männern und auch kein Mann vor den Frauen: er ist ein Feigling und ein Krüppel. Da wird er denn ein Priester, ein Priester des Teufels, verkleidet im Bischofsornat. Er ist für und gegen Skule, wie er für und gegen Hakon ist. Denn dies ist seine Rechnung: Da er nicht König werden kann, soll es keiner werden; Skule und Hakon sollen sich in Todfeindschaft gleich

stark gegenüberstehen, bis das Land in dieser Feindschaft vernichtet ist. Dieser Dämon im Bischofsgewand gehört in der Anlage unstreitg zu den gewaltigsten Gestalten der Weltliteratur. Er ist ein gleichwerthiges Gegenstück etwa zu Richard III., mit dem er den Willen theilt, ein Böswicht zu werden.

Der Bischof: Vergeßt nicht, daß die erste Großthat in dieser Welt von einem vollbracht wurde, der sich gegen ein gewaltiges Reich empörte!

Jarl Skule: Wer war das?

Bischof: Der Engel, der sich wider das Licht erhob!

Jarl Skule: Und der in den Abgrund geschleudert ward. —

Bischof: Und dort ein Reich aufbaute und König wurde, ein mächtiger König — mächtiger als irgend einer der zehntausend — Jarle dort oben.

Jarl Skule: Bischof Nikolas, seid Ihr mehr oder seid Ihr weniger als ein Mensch?

Bischof: Ich befinde mich im Stande der Unschuld: ich kenne keinen Unterschied zwischen gut und böse. — —

In dem Jarl Skule der 1863 geschriebenen „Kronprätendenten“*) steckt viel vom Wesen des damaligen Ibsen. Der König und der Dichter wandeln „auf der Menschheit Höhe“ und wollen eine Welt meistern. Von wundervoller Symbolik sind die Szenen, in denen Skule sich mit dem isländischen Skalden Jatgejr auseinandersetzt. Ein allzu hoher subjektiver Idealismus ist es gewesen, der Ibsen an dem objektiven Idealismus in der Welt hat zweifeln und verzweifeln lassen. Aus den Furchen der Erde „da wimmelt's nun herauf von Menschen mit heimlichen Thiergesichtern — Männern und Weibern — wie ich sie aus dem Leben kannte“, erklärt der Dichter anno 1900 in seinem letzten Werk. Der „Königsgedanke“ ist längst verblaßt und gestorben. Und er hat keinen „Auferstehungstag“ gefunden. Es wäre wohl am besten, sich zu des jungen Werke tragischem Nihilismus zu bekehren mit dem Wunsche, „der Dreizehnte bei Tische zu sein“, wenn nicht — Hjalmar Ekdal als Retter erschiene und uns an den Tafeln des Lebens hielte.

Berlin-Karlshorst, 25. 10. Max Lorenz.

*) Eine gute und eingehende Darlegung, der ich allerdings nicht bedingungslos gefolgt bin, erfahren die „Kronprätendenten“ in dem Werk von Roman Wörner: „Henrik Ibsen“, dessen zweiter Band allerdings noch aussteht. Ich benutze die Gelegenheit, auf die umfassende und treffliche Arbeit aufmerksam zu machen. (Verlag von C. H. Beck, München 1900.)

Politische Korrespondenz.

Die katholische Geschichts-Professur in Straßburg.

Die Neubesetzung einer historischen Professur an der Universität Straßburg ist dazu benutzt worden, die Stelle zu theilen und eine neue Professur zu schaffen, um in Zukunft die neuere Geschichte gleichzeitig von einem protestantischen und einem katholischen Gelehrten vortragen zu lassen. Die katholische Stelle ist dem bisherigen außerordentlichen Professor an der Universität Bonn, Dr. Martin Spahn, übertragen worden. Diese Ernennung hat nun in der öffentlichen Meinung starke Erregung hervorgerufen — nicht wegen der Person des Professors Spahn, sondern wegen des Prinzips, katholische und protestantische Geschichts-Professuren nebeneinander zu errichten. Hiergegen soll die betroffene Fakultät sogar einen förmlichen Protest beim Kaiser selbst eingelegt haben. Es kann in wissenschaftlichen Kreisen keinem Zweifel unterliegen, daß diese Opposition nicht nur berechtigt, sondern nothwendig war. Mag es dem einzelnen Gelehrten schwer werden, mag es vielleicht niemals vollkommen erreicht werden, die Weltgeschichte rein objektiv anzuschauen, so darf der Grundsatz, daß es so sein sollte, daß danach stets gestrebt werden muß, doch niemals aufgegeben werden. Durch die Nebeneinanderstellung einer protestantischen und katholischen Wissenschaft wird die Unwissenschaftlichkeit geradezu amtlich sanktionirt: es wird nicht nur erlaubt, es wird beinahe geboten, die Geschichte unter einem bloßen Partei-Gesichtspunkt anzuschauen. Ganz richtig war in einer Zeitung, der „Täglichen Rundschau“, gesagt, wenn einfach die erledigte Professur an Herrn Spahn übertragen worden wäre, so hätte sich nichts dagegen sagen lassen, da er ein anerkannter Gelehrter sei. Man kann ebensogut behaupten, der Fehler liege in der Errichtung einer besonderen protestantischen wie katholischen Professur, denn er liegt in der konfessionellen Theilung, er liegt im Prinzip, auch wenn dies Prinzip nicht für alle Zeit festgelegt, wenn es nur augenblicklich durch die Doppelbesetzung zum Ausdruck gebracht sein sollte. Denn das Grundgesetz der Wissenschaft, das unter allen Umständen heilig gehalten werden muß, ist, daß sie tendenzlos sei.

Die „Germania hat gesagt: Auch die Wendung in dem Telegramm des Kaisers an den Statthalter: „eine wissenschaftliche Thätigkeit auf der Basis der Vaterlandsliebe und der Treue zum Reich“ involvire eine nicht tendenzlose Wissenschaft. Das ist nicht ungeschickt herausgeholt. Vaterlandsliebe

und Treue zum Reich ist nicht und soll nicht sein die **Basis** der Wissenschaft, sondern vielleicht eine **Folge**, oder aber eine rein persönliche Eigenschaft des Gelehrten. So wie es die „Germania" auslegt, braucht aber das kaiserliche Telegramm in Wirklichkeit gar nicht aufgefaßt zu werden. Die Vaterlandsliebe und Treue zum Reich ist offenbar gedacht in stillschweigendem Gegensatz zu dem kosmopolitischen Ultramontanismus. Die beiden Tendenzen stehen im Gegensatz zu einander, heben sich auf, neutralisiren sich. Ob das wirklich durchführbar ist, ob diese Neutralisation zu innerer Freiheit und wissenschaftlicher Objektivität führen kann, mag hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls genügt das kaiserliche Telegramm nicht, um den Betrieb der Geschichtswissenschaft an den deutschen Universitäten als tendenziös zu stigmatisiren.

Wir bleiben also dabei, die Professuren und im besondern die Geschichts-Professuren sind grundsätzlich als objektive Wissenschaftsfächer zu besetzen und der Protest der Straßburger Fakultät gegen eine konfessionelle Umbildung war berechtigt und nothwendig. Lebten wir in einem absoluten Staat, der — ideal gefaßt — die Funktion der Regierung nur nach der inneren Vernunft der Dinge ausüben will, so wie es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Hegel vom preußischen Staat zu prädiciren wagte, so ist es keine Frage, daß die konfessionelle Professur nimmermehr hätte errichtet werden dürfen. Aber — wir wollen in diesem Zusammenhang einmal ganz dreist sagen: leider — leben wir nicht im absoluten, sondern konstitutionellen Staat, und das Prinzip des Konstitutionalismus bringt es mit sich, daß die Parteien ihren Einfluß auf die Regierung geltend machen, wenn es ganz schlimm kommt, im parlamentarischen Staat sogar selber regiren. In der guten alten Zeit lebte der Liberalismus der harmlosen Zuversicht, daß konstitutionelle Einrichtungen nothwendig den liberalen Ideen zu Gute kommen müßten. Jetzt hat sich herausgestellt, daß die Majorität des Volkes keineswegs unter allen Umständen liberal ist. In Belgien besteht seit 17 Jahren auf Grund der Volkswahlen ein streng klerikales Regiment. Ein schönes Zeugniß, wie denkende Köpfe dergleichen Erscheinungen ganz und gar gegen die Zeitstimmung von weither vorauszusehen vermögen, habe ich soeben in einem neuem Buche von Franz Mehring gefunden. Es ist der erste Band eines Sammelwerkes mit dem Titel: „Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle" *), dem wir noch eine eingehendere Betrachtung zu widmen gedenken. Hier findet sich (S. 32) aus dem Briefwechsel zwischen Bruno Bauer und Marx die Mittheilung, Bauer habe darauf getrotzt, (i. J. 1841) in Bonn Professor zu werden, denn — meinte er — „grade in einem absolutistischen Staate bestehe der Ruhm und die Würde der Regierung darin, alle Richtungen öffentlich vertreten sein zu lassen; in konstitutionellen Staaten, wo jedes Prinzip darauf

*) Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 1902. 7 Mk.

rechnen dürfe, einmal zur Herrschaft zu kommen, könne es sich eher in die Opposition werfen lassen." Mit anderen Worten: nach rein sachlichen Prinzipien zu regieren ist höchstens der Absolutismus im Stande. Wir aber leben heute im konstitutionellen Staat und die Folge ist, daß wir hier, wie so oft, in einen Konflikt der Prinzipien gerathen sind: auf der einen Seite das Grundgesetz unserer Universitäten, die Objektivität der Wissenschaft, auf der andern die Thatsache, daß eine parlamentarisch höchst mächtige Partei an diese Objektivität nicht glaubt, sie nicht anerkennen will, sondern ganz besonders in dem Fach der Geschichte ihre bestimmte Parteianschauung zum Ausdruck gebracht wissen will.

Die Regierung hat das ungeheure Opfer gebracht, sich der Forderung des Zentrums zu fügen. Wer unsere parlamentarischen Verhältnisse kennt, begreift, daß es unvermeidlich war.

Wenn es ein Trost ist, so mag daran erinnert werden, daß es nicht das erste Mal ist, daß das Prinzip der reinen Wissenschaftlichkeit an Universitäten preisgegeben worden ist, und man braucht deshalb auch diesmal noch nicht zu stöhnen, daß es nunmehr mit der akademischen Freiheit bei uns ein für alle Mal vorbei sei. Man erinnere sich doch nur, daß erst vor wenigen Jahren grade die Parteien und viele von den Zeitungen, die diesmal am entschiedensten widersprochen und die richtigsten Grundsätze entwickelt haben, ganz dieselbe Attacke auf die nationalökonomischen Professuren machten, wie heute die Katholiken auf die historischen. Damals waren es nationalliberale und freikonservative Redner in den Parlamenten, die mit Richtungs- und Strafprofessuren drohten, und wenn der Verdacht nicht trügt, auch einiges durchgesetzt haben. Das war sehr bedauerlich, aber die Wissenschaft an den deutschen Universitäten hat es überstanden. Die Parteien sind stark, aber die Wissenschaft, ich will nicht sagen, ist stärker, denn sie ist oft genug von den Parteien wirklich todtgeschlagen worden, aber sie ist nicht nur immer wieder auferstanden, sondern sie ist heute in Deutschland und an den deutschen Universitäten so stark, daß die Parteien sie wohl verletzen und kränken, sie aber nimmermehr umbringen können. So wird die Straßburger Universität auch diese Nachgiebigkeit gegen das Zentrum überstehen, sowie die deutschen Universitäten andere, ähnliche Konzessionen, die sogar die absolute Regierung Friedrich Wilhelms III. den Katholiken gemacht hat, überstanden haben.

Ein besonderer Zwischenfall bei der Spahn'schen Ernennung verdient schließlich noch Erwähnung. Durch eine unaufgeklärte, höchst bedauerliche Indiskretion kam in die Oeffentlichkeit, daß Herr Professor Spahn in Beziehungen zu dem Grafen Paul von Hoensbroech und der „Täglichen Rundschau" getreten war, und die Thatsache wurde durch Erklärungen beider Herren bestätigt. Es schien einen Augenblick, als ob Herr Spahn gar nicht mehr auf korrekt katholischem Boden stehe und die Regierung dem Zentrum nur eine Scheinkonzession gemacht habe. Leider müssen wir von unserem Standpunkt aus sagen, hat sich diese Auffassung sehr bald

als irrig herausgestellt. Allerdings hat Herr Spahn als 23jähriger junger Mann Beziehungen zur „Täglichen Rundschau" und dem Grafen Hoensbroech gesucht, und es ist kein Wunder, daß seine Parteigenossen ihm das übel nehmen. Der Vorgang selbst ist aber zuletzt erklärlich genug, auch für jeden nicht völlig vom Fanatismus verblendeten Katholiken. Es ist nicht leicht, und viele sagen, es ist unmöglich, gleichzeitig ein Mann der modernen Wissenschaft und ein Gläubiger des Infallibilitäts-Dogmas zu sein. Die deutschen Katholiken fühlen es ja schon längst als einen peinlichen Druck, daß sie der geistig ärmere Theil des deutschen Volkes sind. Die Katholikentage selber sehen sich genöthigt, das Thema von ihrer Inferiorität auf die Tagesordnung zu setzen, und es war für uns Andere recht erbaulich zu lesen, wie Herr Bachem, um die Leistungen des Katholizismus zu beweisen, sich auf Guttenberg und Columbus berief, was, sintemal es damals noch keine Protestanten gab, jeder seiner gebildeten Zuhörer bestätigen konnte. Früher, wenn man darauf hinwies, daß an deutschen Universitäten und Akademien so wenig Katholiken seien, antwortete die katholische Presse, das liege an der Ungerechtigkeit bei der Stellenbesetzung. Heute ist mit dieser Ausrede nicht mehr durchzukommen. Im Beamtenthum und in der Armee, in Preußen und in Baiern, in der Industrie und im Handel, in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Literatur, ja schon auf den höheren Schulen sind die Katholiken so wenig zahlreich vertreten, daß der Fehler schlechterdings nirgend anders als in dem Zustand der Kirche selber gesucht werden kann. Wenn nun aber ein junger Katholik von ernstem und wissenschaftlichem Streben die Erscheinung ins Auge faßt, in welche geistige Erstarrung der moderne Katholizismus verfallen ist, und nirgends eine Erklärung, nirgends Rath und Hilfe zu finden vermag, so ist es wohl nicht unnatürlich, daß er endlich auch mal an Thüren anklopft, wo er nicht gern gleich gesehen werden möchte. Herr Spahn wird nicht der einzige sein, der suchend umhergegangen ist. Aber es steht fest, daß dieser schon auf Abwege gerathene Jüngling bald genug wieder zu seiner Heerde zurückgekehrt ist und er wird nun zeigen müssen, wie es ihm gelingt, Katholizismus und Wissenschaft zu vereinigen. Daß sein ehrliches Streben einzig und allein auf dieses Ziel gerichtet ist, darf ich als meinen persönlichen Eindruck und meine persönliche Ueberzeugung öffentlich aussprechen und habe keinen Zweifel, daß auch die Straßburger Kollegen sich davon überzeugen werden. Mag aber auch die wissenschaftliche Tüchtigkeit des Herrn Professor Spahn der Straßburger Universität schließlich helfen, sich in die neue Lage zu schicken, das prinzipielle Opfer das sie und die Wissenschaft haben bringen müssen, bleibt unendlich groß, und so sehr man die Zwangslage der Regierung anerkennen mag, so muß mit aller Entschiedenheit ausgesprochen werden, daß eine derartige Praxis ein sehr seltener Ausnahmefall bleiben muß, daß zur Regel erhoben, sie den Tod der historischen Wissenschaft an den deutschen Universitäten bedeuten würde.

26. 10. 01. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Baudissin, W. Graf. — Einleitung in die Bücher des Alten Testaments. M. 14,—. Leipzig, S. Hirzel.
Benz, F. — Blut der Nächte. (123 S.) M. 3,50. München, Lyrik-Verlag.
van den Bergh van Eysinga, G. A. — Indische Invloeden op Oude Christelijke Verhalen. (140 S.) Leiden, E. J. Brill.
Bernstein, Ed. — Dokumente des Sozialismus. 1. Heft. M. 1,25. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte.
Breitenbach, Dr. W. — Die Biologie im 19. Jahrhundert. (Gemeinverst. darwinistische Vortr. u. Abhandlungen; Herausgeg. von Dr. W. Breitenbach. Heft 2.) 31 S. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.
Brückner, A. — Geschichte der polnischen Literatur. (Literaturen des Ostens, Bd. I.) 628 S. Leipzig, C. F. Amelang.
Bucholtz, Margarete von. — Sein eigner Feind. Erzählung aus den Jahren 1812 13. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—. Leipzig, Sächsischer Volksschriftenverlag.
Busch, Prof. Dr. W. — Die Beziehungen Frankreichs zu Oesterreich und Italien zwischen den Kriegen von 1866—1870/71. (89 S.) Tübingen, G. Schnürlen.
Duhr, B. — Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. (Erl. u. Ergänz. z. Janssen's Gesch. d. deutschen Volkes.) Herausgeg. v. L. Pastor. II. Bd., 4. Heft. (155 S.) M. 2,20. Freiburg, Herder.
Ebner-Eschenbach, M. v. — Gesammelte Schriften. 7. u. 8. Bd. M. 7,—. Berlin, Gebr. Paetel.
Fischer, K. — Eduard Mörike's Leben und Werke. M. 5,—. Berlin, B. Behr.
Focke, Dr. R. — Chodowiecki und Lichtenberg 1778—1783. Brosch. M. 4,50, geb. M. 6,—. Leipzig, Dieterich.
Frapan-Akunian, Ilse. — Schreie. Novellen und Skizzen. M. 4,—. Berlin, Gebr. Paetel.
Festschrift des **Geographischen Seminars** der Univ. Breslau zur Begrüssung des XIII. deutschen Geographentages. (236 S.) Breslau, Breslauer Genossenschafts-Buchdruckerei G. m. b. H.
Glaser, Dr. R. — Das Seelenleben des Menschen im gesunden und im kranken Gehirn. M. 2,40. Frauenfeld, J. Huber.
Grillparzer's dramatische Meisterwerke. Geb. M. 3,—; Volksausgabe. 4. Bd. M. 4,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Grisebach, E. — Schopenhauer's Gespräche. 2. Auflage, mit 6 Portraits. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Gumplowicz, L. — Ehe und freie Liebe. M. 1,—. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte.
Handelskammer Graudenz. Jahresbericht für 1900. 2 Theile. Graudenz, Gustav Röthe.
Heilborn, E. — Der Samariter. Roman. M. 3,—. Berlin, Gebr. Paetel.
Heilborn, P. — Der Agent provocateur. Eine strafrechtliche Studie. Berlin, Julius Springer.
Heinemann, E. — Das Problem der deutschen Börsenreform. (136 S.) M. 2,40. Berlin, C. Heymann.
Herrmann, P. — Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus. 1. Theil. Uebersetzung. (508 S.) M. 7,—. Leipzig, W. Engelmann.
Hollitscher, Jak. — Das historische Gesetz. (131 S.) Dresden und Leipzig, C. Reissner.
Horn, P. — Geschichte der persischen Literatur, und Brockelmann, C., Geschichte der arabischen Literatur. (Literaturen des Ostens, Bd. VI.) 265 S. Leipzig, C. F. Amelang.
Hübner's Geographisch-statistische Tabellen für 1901. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.
Keben, G. — Fackelzug durch Kunst und Kultur, M. 2,50, geb. M. 3,50. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Preußische Jahrbücher.

Hans Delbrück.

Inhalt:

[illegible]

Erscheint jeden Monat.

[illegible]

Berlin

Verlag von Georg Stilke

1901

[illegible]

[illegible]

Die Volksausgabe von Harnack's Geschichte der Akademie.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß sich Adolf Harnack mit Genehmigung der Preußischen Akademie der Wissenschaften dazu entschlossen hat, nunmehr auch eine Volksausgabe der von ihm verfaßten Geschichte dieser gelehrten Körperschaft herauszugeben. Die große Ausgabe dieses Werkes wurde bekanntlich im Frühling 1900 zur zweiten Säkularfeier der Akademie veröffentlicht; sie ist glänzend ausgestattet und mit reichhaltigem und schätzenswerthem Quellenmaterial versehen, aber dadurch hat sich ihr Preis auch so gesteigert (80 Mark), daß sie für den Privaterwerb kaum in Frage kommt. Es wäre daher sehr zu beklagen gewesen, wenn diese so bedeutungsvolle Arbeit aus einem solchen bloß äußerlichen Grunde in den Bibliotheken vergraben geblieben wäre. Dieses Bedenken ist jetzt glücklicher Weise durch die eben erschienene Ausgabe*) in einem Bande beseitigt, die sich von der größeren nur dadurch unterscheidet, daß der Urkundenband und das Verzeichniß der Arbeiten der Akademiker, ebenso der größte Theil der Anmerkungen des I. Bandes, sowie die Uebersicht über den Personalstand in den verschiedenen Epochen gestrichen sind; der Text der Geschichte dagegen ist nahezu unverkürzt aufgenommen. Außerdem bemerkt der Verfasser noch, daß Herr von Wilamowitz-Moellendorff den Abschnitt über die Leistungen der akademischen Philologen in dem vierten Buch (1812—1859) auf seine Bitte revidirt habe.

*) Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Von Adolf Harnack. — Ausgabe in einem Bande. Berlin, G. Stilke, 1901 (50 Bogen, Preis 10 Mk.).

Was an der Hand von Harnack's Ausführungen über die Begründung, sowie die innere und äußere Entwickelung der Akademie zu sagen ist, hat Friedrich Paulsen bereits im März 1900 in diesen Jahrbüchern so eindringlich ausgeführt, daß ich mich dieser Aufgabe füglich für überhoben erachten kann. Auf den Grund aber möchte ich meinerseits ausdrücklich an dieser Stelle aufmerksam machen, weßhalb dieses Werk auch dem weiteren Kreise der gebildeten Schichten unserer Bevölkerung höchst willkommen sein muß, und möchte einige Punkte über die zukünftige Gestaltung der geistigen Entwickelung zur Sprache bringen, zu deren Erörterung Harnack's Darlegungen nachhaltige Anregung geben.

Achtet man auf den Gesammteindruck des Werkes, so wird man nicht mehr und nicht weniger davon sagen können, als daß sich die Darstellung des Entwickelungsganges dieser Akademie unter den Händen des Verfassers zu einem imposanten und höchst bedeutungsvollen Relief für das Gesammtbild des deutschen Geisteslebens gestaltet hat. Die Art der akademischen Arbeit bringt es mit sich, daß ihr Erfolg des theatralischen Glanzes entbehrt; nehmen wir die Fachkreise aus, so merkt das große Publikum wenig von der stillen und doch so wichtigen Thätigkeit dieser wissenschaftlichen Vereinigung; nur gelegentlich dringen einige Nachrichten darüber in die Oeffentlichkeit, und auch diese werden meist in dem Lärm des Tages überhört. Bekannter fast als die Leistungen sind oft in den gebildeten, aber nicht wissenschaftlich thätigen Sphären der Gesellschaft die gegen die Akademie gerichteten Angriffe geworden. Harnack verschweigt diese Vorwürfe nicht; ja, er behandelt geflissentlich die Vorgänge, worauf sie sich beziehen, ausführlicher, als er es an sich vielleicht gethan haben würde, und immer gelingt es ihm, sie entweder ganz zu zerstreuen oder doch auf ein solches Maß zu reduziren, daß sie jede nachhaltigere Bedeutung verlieren. Und durch seine vorurtheilslose, besonnene, auf genaue Sachkenntniß gestützte Prüfung solcher Angriffspunkte erreicht es der Verfasser, daß die positive Bedeutung dieses Institutes nur um so glänzender ins Licht tritt.

Was eine solche Akademie sein und leisten kann, ist freilich erst im neunzehnten Jahrhundert mit voller Klarheit zum Ausdruck gekommen, und besonders ist es Wilhelm v. Humboldt und Niebuhr zu verdanken, daß die akademische Thätigkeit auf wirklich fruchtbares Feld gelenkt wurde. Es ist aber keine bloße Vermuthung, daß bereits Leibniz, dem Stifter der Akademie, ein derartiges Ziel

vorgeschwebt habe; nur war das achtzehnte Jahrhundert noch nicht reif, einen solchen Plan zu verwirklichen. Der Grundgedanke dieser akademischen Thätigkeit ist aber am deutlichsten gekennzeichnet als Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, sofern sie nur durch das Zusammenwirken einer Mehrheit von Kräften geleistet werden kann. Für diese Zwecke eine oberste Instanz zu haben, deren Mitglieder bei der Inangriffnahme und Leitung derartiger Unternehmungen selbst mitwirken, aber auch andere geeignete Kräfte mit heranziehen, dazu ist die Akademie vornehmlich in dem Staatswesen bestimmt. Kann man hierin das Wesen aller wissenschaftlichen Akademien erblicken, so unterscheidet sich doch die Berliner im neunzehnten Jahrhundert dadurch von den ausländischen, daß ihr Verhältniß zur Universität mitbestimmend wurde. Dies tritt schon bedeutsam in dem Bericht W. v. Humboldt's an den Minister Dohna vom 25. März 1809 hervor. Hierin heißt es: „Was auch vorzüglich neuerlich über Akademien gesagt und geschrieben worden sein mag, so ist es unleugbar, daß es dem Unterrichtssystem einer bedeutenden und selbständigen Nation schlechterdings an der letzten und schönsten Vollendung fehlt, wo nicht eine Akademie der Wissenschaften alle Zweige derselben in sich vereinigt und gerade ihre höchsten und feinsten Theile verfolgt. Ebenso gewiß ist es, daß eine Akademie nicht mit einer Universität verwechselt werden darf, daß jene mehr zur Erweiterung, diese mehr zur Verbreitung der Wissenschaften bestimmt ist, und daß nicht jedes Mitglied der einen Anstalt dadurch auch der anderen würdig genannt werden kann. Daß es aber dem preußischen Staate möglich ist, gerade im gegenwärtigen Augenblick noch ein solches Bildungs- und wissenschaftliches System aufzustellen, das auf ganz Deutschland einen bedeutenden Einfluß ausüben kann, daß dieses sogar von einem großen Theile unseres Vaterlandes mit Recht erwartet wird, daß hierin Selbständigkeit und Vollendung möglich ist, und daß dies das sicherste Mittel sein dürfte, die Nation aufs neue zu stärken und zu heben, und kräftig und wohlthätig auf ihren Geist und Charakter einzuwirken, darin stimmen Ew. Exzellenz gewiß mit mir überein." Man sieht hieraus deutlich, daß der Plan zur Stiftung der Berliner Universität und zur Verfassungsänderung der Akademie aus demselben Geiste geboren wurde. Harnack hebt hervor, daß Humboldt bald darauf nicht mehr so günstig über Akademien dachte. Er kam zu der Ansicht, daß die Wissenschaften gewiß ebenso sehr und in Deutschland mehr durch Universitätslehrer als durch Akademiker

erweitert worden seien, und daß diese Männer gerade durch ihr Lehramt zu diesen Fortschritten in ihren Fächern gekommen seien. In seiner Denkschrift über die höheren wissenschaftlichen Anstalten (1810) führt er aus, daß Akademien nur im Auslande, wo man die Wohlthat deutscher Universitäten noch jetzt entbehre und kaum nur anerkenne, und in Deutschland an Orten ohne Universitäten in Zeiten, wo es diesen noch an einem liberalen und vielseitigeren Geist fehlte, geblüht haben. Daß Humboldt mit diesem Urtheil in Bezug auf diejenigen Akademien, die er hier charakterisirt, Recht hatte, wird gewiß Jeder zugestehen, und auch darin wird man ihm in der Hauptsache beistimmen müssen, daß sich in jenen Zeiten keine sonderlich ausgezeichnet habe, ebenso daß an dem eigentlichen Emporkommen deutscher Wissenschaft und Kunst die Akademien nur geringen Antheil gehabt hätten. Aber nun entspringt bei ihm gerade aus dem geringschätzigen Urtheil über die isolirten Akademien der neue Gedanke, daß eine solche in lebendiger Wechselwirkung mit der Universität für die Entwickelung der Wissenschaft von hoher Wichtigkeit werden könne. „Auf diese Weise muß die Idee einer Akademie als die höchste und letzte Freistätte der Wissenschaft und die vom Staat am meisten unabhängige Korporation festgehalten werden, und man muß es einmal auf die Gefahr ankommen lassen, ob eine solche Korporation durch zu geringe oder einseitige Thätigkeit beweisen wird, daß das Rechte nicht immer am leichtesten unter den günstigsten äußeren Bedingungen zu Stande kommt oder nicht. Ich sage, man muß es darauf ankommen lassen, weil die Idee in sich schön und wohlthätig ist, und immer ein Augenblick eintreten kann, wo sie auch auf eine würdige Weise ausgefüllt wird.“ Humboldt sollte sich nicht getäuscht haben. Was er nur ahnend und hoffend anzudeuten wagte, das ist in reichem Maße in Erfüllung gegangen. Daß sich die Verbindung der Akademie mit der Universität für die gesammte Wissenschaft als äußerst fruchtbringend erwiesen hat, dafür legt die stattliche Zahl glänzender Arbeiten Zeugniß ab, die von der Akademie in Angriff genommen worden sind und so nur durch die Leitung und Unterstützung einer solchen Körperschaft ausgeführt werden konnten. Das ist das Entscheidende. Solcher mit Universitäten verbundenen Akademien giebt es noch einige, und bei ihnen allen wird man heut nicht mehr fragen können: Akademie oder Universität, sondern man wird dabei bleiben müssen: Akademie und Universität. Nicht ist es

nöthig, daß mit jeder Universität eine Akademie vereinigt werde, hingegen die bestehenden würden heut nicht mehr ohne Einbuße für die gesammte Wissenschaft beseitigt werden können. Wirklich geniale Arbeit wird zwar immer Einzelarbeit bleiben, aber es giebt wissenschaftliche Aufgaben, an deren Verwirklichung der Einzelne, und wäre er auch der genialste, vergeblich seine Kräfte aufreiben würde; für die Bewältigung solcher Arbeiten muß es wenigstens einige Akademien geben. Plato ist gewiß ein Denker, der mit seinem Genius nur in der tiefsten Einsamkeit Zwiesprache hielt, und doch ist gerade er es gewesen, der die erste Akademie zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit organisirte.

Wie sich aber das Wesen akademischer Thätigkeit mitten in der Arbeit immer deutlicher zu erkennen gab, wie die Akademie die Beziehung zur Universität und die Abgrenzung ihres Arbeitsfeldes von demjenigen dieser Arbeitsstätte immer genauer bestimmte, das vermag Niemand besser auszudrücken, als es einige der hervorragendsten Akademiker selber gethan haben. In einer Festrede vom Jahre 1849 sagt Trendelenburg: „Der Akademie gehört die Wissenschaft als solche; nicht der Unterricht, nicht die Anwendung, sondern die Forschung. Die Wissenschaft hat gleich der Andacht ihren Zweck in sich. Aber indem sie nach der Erkenntniß des Wesens trachtet und nach nichts Anderem, fällt ihr, wie dem Wesen in allen Dingen, das Uebrige von selbst zu, und sie dient von selbst dem Unterricht und der Anwendung. Daher hofft auch die Akademie, nicht dem Leben entfremdet zu sein, wie man ihr wohl Schuld gegeben. — Die Akademie erfüllt ihre wissenschaftliche Bestimmung, wenn sie in ihrer Mitte Forschungen austauscht und belebt und nach außen Arbeiten und Untersuchungen anregt und solche Unternehmungen fördert, welche ohne einsichtige und kräftige Hülfe schwerlich für die Wissenschaft zu Stande kommen." Jakob Grimm macht in seiner Rede „über Schule, Universität, Akademie" ausdrücklich darauf aufmerksam, daß das Wesen der Akademie sich zu seiner Zeit erst viel unvollständiger entfaltet habe als das der andern wissenschaftlichen Anstalten; aber er hofft dafür auch zuversichtlich, daß es sich in der Zukunft mehr Luft machen werde. Das ist nun in der That geschehen, und seitdem ist auch die innere und äußere Bedeutung der Akademie immer klarer ins Licht getreten. Zunächst ist es klar, daß eine solche Körperschaft um so nöthiger wird, je spezialisirter das Forschungsgebiet des Einzelnen durch den fortschreitenden Wissenschaftsbetrieb wird. In diesem Sinne

äußert sich Mommsen in einer Festrede am Leibniztage vom Jahre 1874: „Die Einseitigkeit der heutigen Forschung birgt in sich wie unendlichen Gewinn, so auch unendliche Gefahr. Eben an Leibniz messen wir ab, wie klein und eng die Welt dessen ist, für den es im Reiche des Geistes nichts giebt als griechische und lateinische Schriftsteller oder Gebirgsgeschiebe oder Zahlenprobleme. Einige Abwehr gegen diese Gefahr bietet denn doch das akademische Zusammensein, indem es den Einzelnen daran erinnert, daß sein sogenannter Kreis kein Kreis ist, sondern nur ein Kreisabschnitt; indem es die Achtung und selbst die Theilnahme doch immer noch nicht selten auch da erzwingt, wo von vollem wissenschaftlichen Verständniß nicht mehr die Rede sein kann." Immer weiter gehende Spezialisirung und Differenzirung der wissenschaftlichen Thätigkeit erfordert als Gegengewicht zunehmende Assoziirung der individuellen Kräfte, wie sie durch wissenschaftliche Vereine und entsprechende Institute herbeigeführt wird. Aber das reicht nach dem sachkundigen Urtheile Mommsens nicht aus, indem er darlegt: „die Wissenschaft fordert viel, und sie ist des Volkes; nur das Volk hat die Mittel, und nur das Volk hat auch das Recht, ihr Budget auf sich zu nehmen. Auch aus anderen Gründen genügt die Assoziation nicht: sie bietet nicht die erforderliche, über das Leben der Individuen hinausreichende Garantie, nicht die Möglichkeit, bei eintretendem Verfall sich aus sich selbst zu regeneriren. — Alle die wissenschaftlichen Aufgaben, welche die Kräfte des einzelnen Mannes und der lebensfähigen Assoziation übersteigen, vor Allem die überall grundlegende Arbeit der Sammlung und Sichtung des wissenschaftlichen Apparates muß der Staat auf sich nehmen, wie sich der Reihe nach die Geldmittel und die geeigneten Personen und Gelegenheiten darbieten. Dazu aber bedarf es eines Vermittlers, und das rechte Organ des Staates für diese Vermittelung ist die Akademie."

In dieser Richtung ist die selbständige Bedeutung der Akademie der Wissenschaften immer deutlicher bis zu diesem Augenblick zu Tage getreten. Sie ist eine Zentralstätte derjenigen wissenschaftlichen Unternehmungen, die ohne eine einheitliche und umfassende Organisation nicht durchführbar sind, und sie ist eine Repräsentativkorporation, welche die ideale Befugniß der selbständigen Forschung gegenüber andersartigen Interessen wie denen des Staates, der Kirche u. s. w. zu vertreten hat. Die letztere Aufgabe verbindet die Akademie des neunzehnten Jahrhunderts auch innerlich mit der

des achtzehnten. Denn, wenn man nur alles in allem nimmt und sich den Blick durch das Zufällige und Temporäre nicht trüben läßt, so kann nicht geleugnet werden, daß auch die Akademie im Zeitalter des Rationalismus, und vielleicht sie in erster Linie, das Palladium der Wissenschaft in guten wie in schlimmen Tagen gegenüber allen anderen Instanzen heilig gehalten hat. Damit erledigt sich zugleich ein Vorwurf, der mehrfach gegen die Akademie erhoben worden ist. Man hat ihre Bedeutung nämlich durch den Hinweis herabsetzen zu müssen geglaubt, daß die entscheidenden Wandlungen im deutschen Geistesleben vom Rationalismus zum Klassizismus und der Romantik, sowie von der letzteren zu der positiven Natur- und Geschichtserkenntniß sich zunächst ohne eine nachhaltigere Mitwirkung ihrerseits vollzogen haben. Abgesehen davon, daß dieser Vorwurf für den letzten der angegebenen Wandlungsprozesse in dieser Form nicht einmal zutrifft, liegt hier eine deutliche Verkennung des Wesens und der Aufgabe einer solchen Akademie vor. Denn alle epochemachenden Fortschritte der geistigen Entwickelung haben ihren letzten Quell in dem frischen Strom des Lebens selber und in der geheimnißvollen Tiefe der genialen Persönlichkeit; ihr Ursprung liegt weder in der Schule, noch in der Universität oder Akademie. Dagegen ist es Sache der Akademie als solcher, darüber zu wachen, daß der echte Geist wissenschaftlicher Forschung nirgends gehemmt, sondern von ihr aufgenommen, vertreten und gefördert werde. Selbst wenn wichtige Erkenntnisse oder Entdeckungen zuerst in der Akademie bekannt gegeben werden, so stammen sie doch darum nicht aus ihr; wohl aber ist es ihre Aufgabe, für die Freiheit und Souveränität der wissenschaftlichen Forschung einzustehen und die Ausführung ihrer Ideen zu unterstützen. Wie die Religion und die Kunst, so reicht auch die Wissenschaft über die Aufgaben und Interessen des Staates hinaus. Zwar wird keine dieser Mächte das Gepräge des Volksthums und des Mutterbodens, dem sie entsprossen sind, ganz verwischen können, aber ihrer innersten Natur nach tragen sie doch den Stempel des Kosmopolitismus an der Stirn. Die Erfassung und Bethätigung der reinen, göttlichen Menschlichkeit, die Gestaltung des Wesenhaften und die Erkenntniß des Wahren findet sich nicht durch die Schlagbäume der Staaten und Nationen verschränkt. So lieb und theuer uns auch Vaterland und Volkheit sind, so darf doch auch der treueste Patriot nicht vergessen, daß sie letzthin nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern daß sie zwar die höchsten, aber

doch nur Mittel der alliebenden und allumfassenden Schöpfermacht sind, neue Reiser am Baume der Menschheit zu treiben. Es ist ein geheimnißvolles Naturgesetz, daß Religion und Ethos, Kunst und Wissenschaft zwar stets den starken Wurzeln nationaler Kraft entsprießen, daß ihre Früchte aber für die ganze Menschheit reifen. Somit können diese Mächte zwar der staatlichen Organisation niemals entbehren, aber sie streben andererseits auch nach Instanzen, die ihnen den Schranken des Staates gegenüber die Freiheit der Bewegung sichern. Von diesen Instanzen hat nur die Kirche eine Entwickelung großen Stiles gezeitigt, aber wo sie das gethan hat, da hat sie es auch nur dadurch vermocht, daß sie die gewaltige Macht religiöser Spannkraft dazu mißbrauchte, die natürlichen Faktoren der Lebensentfaltung zu unterdrücken. Erst die Kirche der Reformation hat sich wieder auf diesen natürlichen Grundlagen des staatlichen Lebens anzubauen und lediglich als Hüterin der religiösen Freiheit gegenüber allen anderen Mächten zu bethätigen gelernt. Was aber innerhalb einer staatlichen Gemeinschaft die oberste Kirchenbehörde für die kirchliche Gemeinschaft zu leisten hat, das ist in entsprechender Weise die Aufgabe der Akademien für Wissenschaft und Kunst. Man wird dabei den Unterschied nicht verkennen, daß die religiöse Bethätigung eine heilige Angelegenheit des ganzen Volkes ist, Kunst und Wissenschaft dagegen immer nur diejenige eines auserwählten Theiles. Danach wird sich auch des Näheren Maß und Bedeutung in dem Verhältniß zwischen einem Oberkirchenrath und einer Akademie bestimmen lassen. Das aber ist nicht zu verkennen, daß es das Wesen beider Instanzen ausmacht, ideale, über die staatliche Organisation hinausreichende Lebensfaktoren mit dem Staate selber in Einklang und Wechselwirkung zu bringen. So auch glaube ich Harnack verstehen zu müssen, wenn er sein Werk mit den bemerkenswerthen Sätzen schließt: „das Existenzrecht der Akademie haftet nicht ausschließlich, ja nicht einmal in erster Linie, an der Durchführung großer Unternehmungen: die ideale Einheit der Wissenschaft fordert wie jedes Ideal ihre annähernde Verwirklichung gegenüber dem Staat und den Faktoren des öffentlichen Lebens. Hierauf beruht die anerkannte Stellung der Akademie als höchste wissenschaftliche und darum auch als begutachtende Körperschaft. Eben daß sie keinen praktischen Zweck hat, sondern der reinen Wissenschaft dient, giebt ihr die repräsentative Bedeutung. — Nur ein geringer Bruchtheil der an der Wissenschaft bauenden Kräfte kommt in der Akademie zur Erscheinung: aber

für das Ganze in seiner Fülle und Einheit sorgen zu dürfen, ist ihr Recht, und das Einzelne mit der Hingebung zu erforschen, als wäre es das Ganze, ihre heilige Pflicht. So ihre Aufgabe erfassend, wird sie auch im kommenden Jahrhundert das Recht ihrer Existenz behaupten und den Wahlspruch erfüllen, den ihr Leibniz auf ihr Siegel gesetzt hat: „cognata ad sidera tendit."

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist die Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften mehr als bloß die Geschichte einer berühmten Gelehrtenvereinigung; sie darf ein höheres und allgemeineres Interesse für sich in Anspruch nehmen, insofern sich diese akademische Körperschaft im Verlauf ihrer Entwickelung immer deutlicher der Aufgabe bewußt wird, durch ihre eigenen Arbeiten, durch die begutachtende Thätigkeit und durch die Organisation umfangreicherer Unternehmungen die Vertreterin der Autonomie der Wissenschaft in unserem Vaterlande zu sein. Und dazu kommt noch, daß dieses Werk durch Harnack's künstlerische Gestaltungskraft zu einem Spiegel der geistigen Bestrebungen Deutschlands in den letzten beiden Jahrhunderten wird. Nicht etwa, als ob alle wirklich hervorragenden Männer in dieser Zeit der Akademie angehört hätten, denn das ist bei Weitem nicht der Fall; auch versucht es der Verfasser nicht dadurch, daß er die Form dieser engeren Geschichtsdarstellung zersprengt und die epochemachenden Leistungen von Nichtakademikern irgendwie zu denen der Akademiker in Beziehung setzt, sondern vielmehr auf die Weise erreicht er es, daß er Stufe für Stufe einen allgemeinen Hintergrund der geistigen Bestrebungen zeichnet, vor dem sich nun die Thätigkeit der Akademie abspielt. Wie Harnack in diesen Charakteristiken der einzelnen Epochen das Wesenhafte herausholt, wie er Licht und Schatten abmißt und mit einzelnen feingeschliffenen Schlagworten tiefere Einblicke erschließt, als es häufig ganze Bücher vermögen, das macht uns die eindrucksvolle Zeichnung dieses würdigen Gegenstandes doppelt werthvoll. Das kann kein Referat ersetzen; es muß selbst gelesen werden. Auf einen anderen Punkt aber möchte ich bei dieser Gelegenheit noch eingehen.

In den akademischen Festreden des letzten Menschenalters begegnet uns nicht selten ein elegischer Ton, als ob wir uns in einer Zeit des geistigen Niederganges oder wenigstens der Stagnation befänden. Dieser Stimmung hat der Philologe Kirchhoff in seiner Antrittsrede besonders beredten Ausdruck verliehen. Da heißt es: „Es werden in unseren Tagen keine philosophischen Systeme mehr

geschaffen, die Begeisterung für das klassische Alterthum hat auf dem praktischen wie theoretischen Gebiete nachgelassen, ja, einer gewissen Gleichgültigkeit Platz gemacht; die Hauptströmung der wissenschaftlichen Thätigkeit fließt breit und tief in einem anderen Bette. Auch die Art und Weise, in der heut zu Tage die Philologie in nicht zufälliger Uebereinstimmung mit der Weise der heutigen Wissenschaft überhaupt betrieben wird, ist eine andere geworden; der gestaltende Trieb, der nach dem Großen und Ganzen strebte, scheint abgestorben, die Forschung verliert sich an das Einzelne und droht sich atomistisch zu zersplittern; ihr Charakter ist vorwiegend kritisch geworden. Um gerecht zu sein, darf freilich nicht verkannt werden, daß diese Richtung nach der anderen Seite doch auch im Fortgange der Forschung an sich begründet ist, indem sie in gesetzmäßiger Einseitigkeit sich einer Arbeit zuwendet, die unter allen Umständen gethan werden muß und nur in dieser Weise gethan werden kann. Sie wird nicht ewig dauern, und es werden auch andere Zeiten kommen. Aber natürlich und gerechtfertigt ist das Gefühl der Wehmuth, mit dem wir die Reihen der Männer sich lichten sehen, die der Wissenschaft des klassischen Alterthums zu der Bedeutung verholfen haben, welche sie zur Zeit hat, die den Grund gelegt haben, auf welchem wir fußen, mit dem wir uns sagen müssen, daß die Herren uns verlassen und das Zeitalter der Epigonen begonnen hat. Ich, meine Herren, gehöre zu diesen Epigonen." Es wäre interessant zu wissen, wie dieser hervorragende Gelehrte sich heute nach vierzig Jahren äußern würde; gewiß noch schlimmer. Wie kommt das?

Die großen inneren Werthe, von denen sich das neunzehnte Jahrhundert bestimmt und getragen fühlte, sind geschaffen worden in der Zeit von 1780 bis zu Goethe's und Schleiermacher's Tode. Diese Epoche der selbständigen Erhebung des deutschen Geistes ist deswegen von so unvergleichlichem Gehalt, weil hier Wesen und Bestimmung des menschlichen Lebens nicht nur nach einer einseitigen Richtung hin eine geniale Vertiefung und Erweiterung erfahren, sondern weil damit zugleich die einzeln nebeneinander laufenden Lebenserrungenschaften der Vergangenheit bewußt als Komponenten zu einer einheitlichen Wirkung vereinigt werden. Was das Alterthum und das Christenthum, die Renaissance und die Reformation an bleibenden Werthen geschaffen haben, das wird mit der sich in Kant und Schiller, in Herder und Goethe und all den anderen Geistesheroen vollziehenden Lebensoffenbarung in harmonischen

Einklang gesetzt. Es könnte freilich zweifelhaft erscheinen, ob das auch so ohne Weiteres für das Christenthum gilt. Denn nicht selten ist gegen jene Männer der Tadel laut geworden, daß sie die Beziehung zur christlichen Religion nur allzu sehr außer Acht gelassen hätten. Das trifft zu, wenn man damit die Form der kirchlichen Religion und ihren theologischen Ausdruck meint; es ist aber falsch, wenn man nur auf den reinen Gehalt der Faktoren des lebendigen Christenthums sieht. Denn dann läßt sich mit Leichtigkeit zeigen, daß das, was in der Paulinischen und Johanneischen Theologie von wirklich bleibender Bedeutung ist, auch in unserer klassischen Zeit machtvoll ergriffen wurde, nur daß es nicht in der biblischen Sprache und der kirchlichen Darstellungsweise, sondern in der reinen Natürlichkeit der modernen Anschauungs- und Begriffsweise zum Ausdruck kam. Der schlichte Christ vermag allerdings die religiöse Freiheit nur in der inneren Lebendigmachung der Person seines religiösen Befreiers zu ergreifen; der geniale Denker und Dichter aber hat die konstituirenden Kräfte der reinen und unwandelbaren Menschlichkeit, die sich in dieser Person darstellen, als solche zu begreifen und zur Anschauung zu bringen. Das sollte man vor allen Vorwürfen stets bedenken und würdigen. Nimmt man es aber so, dann kann es nicht zweifelhaft sein, daß unsere klassische Literatur auch die lebendigen Kräfte des reinen Christenthums ergriffen habe.

Noch etwas Anderes haben wir abzuwehren, das uns vielfach die richtige Erkenntniß der Gegenwart verschließt. Die innere Gewalt der Geistesepoche von 1781—1832 hat so intensiv auf die Gemüter der Nation gewirkt, daß im Großen und Ganzen noch keine objektive Schätzung möglich geworden ist, und daß sich immer nur der Einzelne zaghaft und mit großen Mühen dazu ermannen kann. Zunächst nimmt doch ein Jeder auch heut noch aus Schule und Haus die Ansicht in sich auf, daß das, was in jener großen Zeit geleistet worden ist, ein Fertiges und in sich Abgeschlossenes sei, und diese Ueberzeugung haben auch die mannigfachen Erörterungen der Einzelkritik nicht zu erschüttern vermocht. Hier liegt ein Irrthum vor, ein verständlicher und verzeihlicher zwar, aber doch ein Irrthum, der lähmend auf den Geist der Nation wirkt, und es ist die nächste und allerwichtigste Aufgabe, uns davon frei zu machen, damit die schöpferische Kraft unseres Volkes wieder Muth zu eigenem Schaffen bekommt. Wir müssen einsehen lernen, daß die klassische Literatur und Philosophie uns

keine abgerundete, auch nur relativ vollendete Weltanschauung hinterlassen hat, sondern daß sie überall nur, in ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Schöpfungen, große Tendenzen dazu in Bewegung gesetzt hat. Die harmonische Einheit dieser Tendenzen, vor Allem in der Lebensanschauung Goethe's, und die darin zu Tage tretende neue, geniale Aussaat hat das Vorurtheil erweckt, als ob damit das Ganze als solches schon gegeben sei, und doch hat Niemand nachdrücklicher davor gewarnt, ihn zu kanonisiren, als Goethe selbst. Aber heut giebt es einen orthodoxen Kant, wie es einen orthdoxen Goethe giebt.

Es kann nicht die Aufgabe sein, an dieser Stelle jene Tendenzen einzeln in ihrer Natur und Bedeutung klarzustellen. Nur darauf kann es uns in dem hier gegebenen Zusammenhange ankommen, zu zeigen, welche dieser Tendenzen im neunzehnten Jahrhundert zur Entfaltung gekommen ist. Und da kann denn kein Zweifel darüber herrschen, welche das ist. Von dem Grundstock der durch jene Epoche inaugurirten Welt- und Lebensansicht ist zunächst nicht das neue, selbstschöpferische Element fortentwickelt und original erweitert worden, sondern vielmehr erst jene Tendenz, welche darauf gerichtet ist, die begonnene Neugestaltung einer tieferen Lebenskonzeption mit dem bleibenden Gehalt der vorangegangenen Lebensepochen in feste und einheitliche Beziehung zu setzen. Und so ist von dem Boden dieser neuen Weltauffassung aus zunächst die historische Tendenz mit einseitiger Genialität ergriffen und bis zur Reife entwickelt worden. Die wichtigsten Gegenstände aber, worauf sich diese zu richten hatte, waren eine gründliche Kenntniß des Alterthums und des Christenthums mit seinen Vorstufen und mannigfachen Entwickelungsphasen. Was die Historie und Philologie in dieser Zeit geleistet haben, wird für immer ein ruhmreiches Denkmal deutscher Wissenschaft bleiben. Auch tragen diese großen Leistungen nichts Epigonenhaftes an sich; denn sie erst haben uns frei gemacht von dem unzulänglichen Alterthumsbegriff, von dem unsere klassische Literatur ausgegangen war, wie uns die historische Theologie erst frei zu machen begonnen hat von jenen unhaltbaren Auffassungen des Christenthums, die auch noch an dem reformatorischen Werk kleben geblieben sind. So hat uns die historische Wissenschaft einerseits losgemacht von der todten Last der Historie, die nur zu oft frisch aufblühendes Leben erdrückt, und hat andererseits die Erkenntniß der lebendig von der Vergangenheit herüberwirkende Kräfte erschlossen und ihnen Raum

verschafft. Das ist die große geisteswissenschaftliche That des neunzehnten Jahrhunderts.

Gleichwohl ist es verständlich, wenn hervorragende und vorurtheilslose Männer sich seit Beginn des letzten Menschenalters des Eindrucks nicht haben erwehren können, daß wir in einem Zeitalter des Epigonenthums leben. Es ist auch klar, woran das liegt. Die Historie und die klassische Philologie haben keineswegs ihre Kraft eingebüßt, aber damit ist es allerdings anders geworden, daß sie gegenwärtig keine neuen, entscheidenden Werthe mehr zu verausgaben haben. Das thut die Historie als solche streng genommen zwar niemals, aber sie vermag es nicht selten indirekt durch den Gegenstand, den sie behandelt. Dies war der Fall, als die klassische Philologie im vorigen Jahrhundert erst die wirkliche Bedeutung des Alterthums zu erschließen begann und den Gehalt zugänglich machte, der bis dahin doch nur unzureichend zur Geltung gekommen war. Damals flossen wirklich neue Werthe aus dieser Quelle, und sie hatten eine wesentliche und dauernde Vertiefung und Bereicherung des geistigen Lebens zu bedeuten. Ja, der so erworbene Besitz der antiken Geistesschätze kann auch heut und in aller Zukunft nicht veräußert werden, wofern wir nicht in die Nacht der Barbarei unaufhaltsam zurücksinken wollen. Darf uns dieser Quell so nimmermehr versiegen, so entsteht doch die weitere Frage, ob die antiken Ideen, wenn auch ein an sich werthvolles und unentbehrliches Gut, doch auch heut noch im Stande sind, neue Blüthen zu erzeugen. Wer sich die Frage so stellt, wird bei besonnener Prüfung nicht umhin können, sie zu verneinen. Das Prinzip der hellenischen Ideenwelt hat sich über zwei Jahrtausende als im höchsten Maße fruchtbar erwiesen; und was mit Hülfe dieses Prinzipes im Gebiete des Geistes erobert worden ist, das bildet das ewige Stammkapital der menschlichen Erkenntniß. Aber nun ist seine weiterzeugende Kraft erschöpft; zu den Einsichten, die damit zu Tage gefördert worden sind, kann nichts wesentlich Neues mehr hinzugefügt werden, und daher bedürfen wir jetzt eines anderen, um einen Schritt vorwärts zu kommen. Es kann nicht zweifelhaft sein, welches jenes vom Hellenismus ausgehende Prinzip ist; kein anderes nämlich als die denkende Vernunft des Individuums oder die vom Individuum aus vorwärts schreitende vernünftige Erkenntniß. Bis auf unsere Zeit sind alle Höhen und Tiefen mit diesem Lichte durchleuchtet worden, aber schon Kant hat endgiltig die Grenzen festgestellt, über die jene Strahlen nicht hinauszu-

dringen vermögen. Zu dem, was mit diesem Prinzip in der geistigen Entwickelung der europäischen Kulturvölker aus sich selbst heraus erreicht worden ist, hat die Alterthumswissenschaft aus den gründlicher erschlossenen Quellen der antiken Geisteswelt noch eine reichliche Nachlese gehalten, und so schien es denn, als ob durch die vertiefte Beschäftigung mit den antiken Studien unserem Volke abermals eine geistige Wiedergeburt erwachsen sollte. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen, und nach der Lage der Dinge konnte sie es nicht.

So scheint es denn in der That, als ob unsere innere Lebensbethätigung gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts ärmer geworden, ja überhaupt verarmt sei. Zwar ist der Besitz unseres geistigen Kapitals groß genug und als solcher unzerstörbar, aber im geistigen Leben ist eben nicht der vererbte Besitz als solcher die allein entscheidende Macht, sondern in viel höherem Grade die **produktive Vermehrung** dieses Besitzes; nicht das anvertraute, sondern das damit erwucherte Pfund. Wohin aber ist die selbstschöpferische Geisteskraft, die doch vordem so lebendig war, in unserem Volke entschwunden? Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der gewahrt, daß sie gar nicht entschwunden ist. Zwar der Wissenschaft hat sich dieser schöpferische Genius noch nicht wieder bemächtigt, aber er webt in der geheimnißvollen Tiefe des Volksbewußtseins und ringt nach neuen Formen, noch unsicher tastend, aber kenntlich genug. Man lasse sich den Blick nicht dadurch trüben, daß dieses Ringen zunächst allein darauf gerichtet scheint, der Menschheit ein äußerlich besser sitzendes Gewand zu fertigen, denn auch hierin giebt sich eine tiefe Kraft der Idealität kund, zwar nicht in der Sache selbst, aber in dem Streben danach. Mitten in diesem materiellen Thun und Treiben ringt auch in ahnungsvoller Dämmerung eine tiefere Welt- und Lebensansicht nach Ausdruck, deren Werden und Wachsen nur deshalb so verschwommen erscheint, weil das denkende Bewußtsein der Nation, solange der selbstschöpferischen Thätigkeit philosophisch-ethischer Denkweise entwöhnt, das bestimmende Prinzip in diesem inneren Gähren noch nicht erkannt hat, das seinem heimlichen Drängen Halt und Richtung giebt.

Dieser Mangel wird heut immer fühlbarer und drückender; aber es ist schon viel gewonnen, wenn seine Ursache klar erkannt wird. Dadurch, daß von den großen Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts im neunzehnten auf geisteswissenschaftlichem Gebiet

allein die historische zur Entfaltung gekommen ist, hat es sich ereignet, daß die wissenschaftliche Kraft der Nation einseitig und ausschließlich von dieser Richtung in Beschlag genommen wurde. So konnte die Meinung entstehen, als ob alle geisteswissenschaftliche Thätigkeit sich überhaupt in historische Erkenntniß aufzulösen habe. Seit Schleiermacher ist daher kein Dogmatiker großen Stiles mehr hervorgetreten, und die Philosophie, die in ihrem strengsten Sinne Wissenschaft der reinen Prinzipien ist, hat sich gänzlich zurückgezogen auf das Feld des physiologischen und historischen Positivismus. Auch diese Bethätigung des philosophischen Forschens stellt eine bedeutende Errungenschaft dar und sie darf nicht wieder aufhören; nur ist es ein Schaden, wenn nicht daneben auch jene höchste Aufgabe der Philosophie, eben die Ermittlung der obersten erkenntnißtheoretischen und ethischen Prinzipien, dauernd gepflegt wird, und dieser Schaden wird uns heut um so bemerkbarer, als das Leben inzwischen selbst schon über den bisherigen Stand der philosophischen Einsicht hinausgeschritten ist. Hier muß eine Arbeit geleistet werden, die in gleicher Weise der schöpferischen Intuition und der schärfsten geistigen Abstraktion bedarf. Die ausschließlich historische Bethätigung hat die schöpferische Kraft gehemmt und der Positivismus hat die tiefer dringende Abstraktion hintenangehalten; aber erst in der Verbindung von historischer, intuitiv-schöpferischer und abstrahirender Erkenntniß kann der Weizen gedeihen, aus dem uns geniale Wissenschaft das Brod bereiten soll. Jede Einseitigkeit bedeutet Beeinträchtigung des wissenschaftlichen Geistes und beschwört Gefahren für das innere und äußere Leben der Nation herauf.

Wir sind heut wiederum einmal auf einem Standpunkt angelangt, wo die Wissenschaft hinter der Wirksamkeit der lebendigen Faktoren der Volksseele zurückgeblieben ist und die Zügel der geistigen Leitung aus den Händen verloren hat, das ist der Grund, warum gerade die besten der denkenden Köpfe ein Gefühl des Epigonenthums überkommt, eines Epigonenthums, von dem das reale Leben selber nichts weiß. In der Geisteswissenschaft sind neben der historischen die vorwärtsstrebenden Tendenzen der klassischen Epoche nicht fortgebildet worden, aber im Leben sind sie nicht vergessen worden; da ringt es und gährt es und brodelt's aller Orten und Enden, und wenn es auch unklar, unsicher und unbeholfen ist, so ist doch das Bewußtsein wach, daß die Sonne nicht hinter uns, sondern vor uns am morgenfrischen Horizonte steht. Und nun lebt die erwartungsfrohe Hoffnung, daß auch die

deutsche Wissenschaft sich der Lösung der ihr aus diesem Thatbestande erwachsenden Probleme gewachsen zeigen und so, neben den bewährten, neue Bahnen eröffnen wird. Zu ihren Ruhmesthaten auf dem historischen und philologischen Gebiet wird sie in Zukunft auch solche fügen, aus denen der frische Odem originaler und vorwärtsdringender Kraft quillt. Wo aber kann sich da der erwartungsvolle Blick eher hinlenken als zu den Mitgliedern derjenigen Akademie, die es stets als eine heilige Pflicht angesehen hat, mit dem vorwärtsschreitenden Leben in Kontakt zu bleiben. Auf sie vor Allem rechnen wir, wenn die fröhliche Zuversicht immer tiefer Wurzel faßt, daß auch die schöpferische, neue Werthe entdeckende und formulirende Erkenntnißkraft von den Strahlen des kommenden Tages zum Leben gerufen werden wird. Wer sich in das schöne Werk Harnack's vertieft und dort den Herzschlag deutscher Wissenschaft pulsiren hört, der wird frohgemuth in diese glaubensfreudige Hoffnung miteinstimmen.

Ist Petrus in Rom gewesen?

Von

Prof. Lic. Dr. C. Clemen.

Die Frage nach der Geschichtlichkeit der Tradition von dem Märtyrertod des Petrus in Rom hat kein direktes polemisches Interesse. Denn wenn auch das Wort Matth. 16, 18—19, das mit zwei Meter hohen Buchstaben rund um die Kuppel der Peterskirche geschrieben steht: „Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich bauen meine Gemeine . . . und ich will Dir des Himmelreichs Schlüssel geben" von Jesus selbst gesprochen sein wird, so bezog es sich doch eben nur auf Petrus, wie er sich eben gezeigt hatte, nicht seine angeblichen Nachfolger und erfüllte sich bereits in den ersten Jahren der christlichen Kirche, als Petrus es war, der an die Spitze der Urgemeinde in Jerusalem trat und am ersten Pfingstfest vor allem Volk von der Auferstehung zeugte (Apg. 1. 2). Gleichwohl ist freilich besonders auf protestantischer Seite von Anfang an auch das römische Martyrium des Petrus bestritten worden, und dies um so mehr, als die katholische Kirche fort und fort so thut, als sei damit auch schon der fünfundzwanzigjährige Episkopat des Petrus und der Primat seiner Nachfolger über alle anderen Bischöfe erwiesen. So erschien schon 1520 von der Hand des U. Velenus eine Schrift, die behauptete, Petrus sei überhaupt nicht nach Rom gekommen, und Matthias Flacius, der bedeutendste Polemiker unter den späteren Lutheranern, war derselben Meinung. Aber auch zahlreiche neuere Gelehrte, denen jedes antirömische Interesse daran fernlag — und unter ihnen besonders energisch und konsequent der verewigte Lipsius — haben sich gegen einen Aufenthalt des Petrus in Rom ausgesprochen, während ihn andere — so z. B. Hase — als möglich, ja wahrscheinlich bezeichneten. Es war also vielleicht doch ein unhaltbarer Standpunkt, den bei der römischen

Disputation vom 9. und 10. Februar 1872 die evangelischen Prediger Sciarelli, Ribetti und Gavazzi einnahmen, wenn sie jede Beziehung des Petrus zu Rom bestritten: wollen wir mithin in der Polemik gegen ultramontane Ansprüche ein gutes wissenschaftliches Gewissen haben, müssen wir vielmehr von Neuem die Frage aufwerfen: war Petrus nicht doch in Rom?

Das ist ja freilich unzweifelhaft, daß er zur Zeit des Römerbriefs — um mit ihm zu beginnen — sich nicht dort aufhielt, denn sonst hätte ihn Paulus gewiß irgendwo und irgendwie erwähnt, sei es schon in Kap. 1, wo er von seinem beabsichtigten Besuch in Rom spricht — ein Thema, auf das er auch Kap. 15 nochmals zurückkommt —, sei es in Kap. 16, wo er nicht weniger als sechsundzwanzig Personen mit Namen nennt und grüßen läßt. Allerdings hat man ja manchmal bezweifelt, ob all diese Leute, deren Verhältnisse Paulus ziemlich genau zu kennen scheint, ja mit denen er großentheils schon früher zusammengewesen ist, in Rom, wo er doch sonst noch unbekannt war, zu suchen seien; aber bei dem lebhaften Verkehr, in dem die Welthauptstadt namentlich mit dem Osten stand, ist ihre Uebersiedelung nach Rom und die dadurch vermittelte Bekanntschaft des Apostels mit anderen wohl doch nicht undenkbar. Ja, wenn wir diese hier aufgeführten verschiedenen Hausgemeinden alle in Rom suchen und zugleich beachten, daß 1, 7 alle, die zu Rom sind, gegrüßt werden, so hat daneben auch eine andere Gemeinde, in der gleichzeitig Petrus gewirkt hätte — man müßte sie dann im Unterschied von den Adressaten des Römerbriefs, die in der Hauptsache Heidenchristen waren, für eine judenchristliche halten — kaum mehr Platz. In der also damals allein vorhandenen, wesentlich heidenchristlichen Gemeinde aber hätte Petrus auch früher nicht wirken können; denn das widerspräche den Abmachungen des Apostelkonzils Gal. 2, 9, daß Paulus unter die Heiden, Jakobus, Kephas und Johannes unter die Beschneidung gehen sollten. Nur das wäre an sich denkbar, daß Petrus in Rom vorher, oder daß er den Juden gepredigt hätte; denn daß unter ihnen das Evangelium auch einmal verkündigt wurde, ist nicht nur von vornherein wahrscheinlich, sondern auch ausdrücklich bezeugt. Der Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit, Sueton, erzählt nämlich in seiner Lebensbeschreibung des Claudius (Kap. 25), derselbe habe die Juden, die auf Anstiften des Chrestus fortwährend tumultuirten, aus Rom vertrieben — freilich eine Notiz, die in dieser Form nichts mit unserer Frage zu thun zu haben scheint,

aber auch überhaupt unverständlich ist. Denn wie soll ein einzelner Mann die jüdische Kolonie in andauernde Unruhe versetzt haben und warum ist dann nicht vielmehr er unschädlich gemacht worden? So wird Sueton sich verhört und in Wahrheit Christus, d. h. die Frage nach der Messianität Jesu die Juden entzweit und zu ihrer Vertreibung geführt haben. Aber daß diese erste Kunde von Jesu dem Messias durch Petrus nach Rom gebracht worden sei, ist nun doch schlechterdings unbeweisbar: die Apostelgeschichte berichtet zwar 12, 17, er sei nach der Verfolgung der Gemeinde durch Agrippa im Jahr 44 „an einen anderen Ort" gezogen, aber daß darunter Rom zu verstehen sei, ist ganz unwahrscheinlich; denn warum dann diese verblümte Bezeichnung? Auch nachher — und das sogenannte Judenedikt des Claudius gehört vielmehr in das Jahr 49 oder später — auch nachher erfahren wir von Petrus, nachdem er uns zuletzt auf dem Apostelkonzil im Jahre 48 begegnet ist, nichts dergleichen, ja wir finden ihn auch zur Zeit des Philipperbriefs des Paulus noch nicht in Rom.

Darauf nämlich, daß der Kolosser- und Philemonbrief Petrus nicht erwähnen, darf man sich nicht berufen, denn sie sind höchstwahrscheinlich nicht in Rom, sondern schon in Cäsarea geschrieben. Aber der Philipperbrief, der namentlich durch das Prätorianerkorps 1, 13 (Luther übersetzt fälschlich: Richthaus) und die von des Kaisers Hause 4, 22 auf Rom weist, hätte allerdings wohl entweder eben unter den Grüßenden oder schon vorher 1, 14—18 bei Schilderung der anderen Prediger des Evangeliums in Rom des Petrus gedenken müssen, wenn er damals dort war. Ist das also kaum anzunehmen, dann kann er aber auch, soll er überhaupt in der neronischen Verfolgung des Jahres 64 umgekommen sein, erst kurz vorher Rom aufgesucht haben, denn im gleichen Jahr gehen auch die zwei Jahre zu Ende, die Paulus nach Apg. 28, 30 dort zubrachte. Vielfach zwar hat man ja angenommen, er sei aus dieser Gefangenschaft noch einmal freigekommen, habe neue Reisen gemacht und dann erst seinen Tod gefunden; aber die für diese Hypothese beigebrachten Gründe sind gegenüber dem Schweigen der Apostelgeschichte durchaus ungenügend. Hätte dieselbe nämlich, wie sie selbst das Lukasevangelium fortsetzt, durch eine Schilderung der ferneren Schicksale des Paulus fortgesetzt werden sollen, so würde ihr Verfasser gewiß, wenn auch nur mit ein paar Worten, darauf hingedeutet haben; ihr jetziger Schluß dagegen: „Paulus aber blieb zwei Jahre in seinem eignen Gedinge und nahm auf Alle, die zu

ihm einkamen, predigte das Reich Gottes und lehrete von dem Herrn Jesu, mit aller Freudigkeit, unverboten" (28, 30—31), ist nur verständlich, wenn am Schluß dieses Zeitraums sein Tod eintrat, der schon nach Allem, was wir von seinem früheren Prozeß wissen, nur in der neronischen Verfolgung stattgefunden haben kann. Gegen Ende dieser zwei Jahre müßte also, wenn überhaupt, auch Petrus nach Rom gekommen sein; aber wird das nicht eben durch den Wortlaut jener beiden Verse doch wieder ausgeschlossen?

Wäre die Apostelgeschichte das, was ihr jetziger Name sagt, so müßte man allerdings so urtheilen; in einer Geschichte der Apostel hätte, wenn es wirklich stattfand, auch des Zusammentreffens zwischen Paulus und Petrus gedacht werden müssen. Aber in Wahrheit schildert die Schrift doch nur die Ausbreitung des Christenthums von Jerusalem bis Rom (1, 8) oder noch genauer, seinen Uebergang von den Juden zu den Heiden, und zwar im zweiten Theil auf Grund einer Geschichte der Reisen des Paulus, die, wie sonst das Verhältniß desselben zu den Urapostelu, so auch sein etwaiges Zusammentreffen mit Petrus in Rom unberührt lassen konnte. Kurz vor 64 möchte derselbe also in der That aus irgend welchen Gründen dahin gekommen sein; aber läßt sich diese Möglichkeit nun auch zur Wahrscheinlichkeit, wenn nicht Gewißheit erheben, oder steht es damit nicht besser als mit der abstrakten Möglichkeit eines früheren Besuches?

Gehen wir auch hier, wie billig, vom neuen Testament aus, so lesen wir zunächst einmal am Schluß des ersten Petrusbriefes 5, 13: „Es grüßen euch, die sammt euch auserwählt sind zu Babylon, und mein Sohn Marcus." Nun könnte ja natürlich an sich unter Babylon das ägyptische oder mesopotamische verstanden werden; aber von einer — an sich schon unwahrscheinlichen — Wirksamkeit des Petrus daselbst hören wir entweder nirgends oder erst im Mittelalter. Es wird also unter Babylon, wie das Angesichts der Offenbarung Johannis und der ganzen für sie vorauszusetzenden apokalyptischen Tradition keine Schwierigkeit hat, Rom verstanden werden müssen; ja dieses Zeugniß für den römischen Aufenthalt des Petrus verliert auch dann nicht, nein es gewinnt an Bedeutung, wenn der Brief erst nach dem Tode des Apostels, etwa von Silvanus (5, 12) geschrieben ist. Denn dann könnte man daraus vielleicht zugleich schließen, daß er in Rom gestorben sei, deshalb nämlich, weil ein pseudonymer Brief doch am Natürlichsten von dort datirt wird, wo derjenige, unter

dessen Namen er erscheint, zuletzt gelebt hat. Aber sicher ist das Letztere natürlich nicht und ebenso wenig einige andere Beweise für das römische Martyrium oder auch nur den römischen Aufenthalt des Petrus, die ich also lediglich um der Vollständigkeit willen anführe.

Marcus, der I. Petr. 5, 13, wie wir sahen, mit der Gemeinde zu „Babylon" zusammengestellt wird, könnte in der That in Rom sein Evangelium geschrieben haben. Denn wenn auch die dahingehende Nachricht des Clemens Alexandrinus wahrscheinlich nur auf die ältere zurückgeht, daß Marcus der Dolmetscher des Petrus gewesen und seine Lehrvorträge aufgezeichnet habe (wie diese vielleicht wieder auf I. Petr. 5, 13), und ebenso die Latinismen, die sich im zweiten Evangelium, aber auch sonst, finden, deshalb nicht gerade auf Rom hinweisen, so wäre es doch möglich, daß der Rufus, der Marc. 15, 21 als Sohn des Simon von Kyrene bezeichnet wird und offenbar den ersten Lesern des Evangeliums bekannt war, mit dem Rufus Röm. 16, 13 identisch ist. Aber gewiß ist das bei der Unsicherheit über die Adresse dieses Kapitels und Häufigkeit des Namens eben natürlich nicht, und selbst wenn man es für wahrscheinlich halten wollte, folgte daraus allein noch nichts für den römischen Aufenthalt des Petrus.

Und ebenso wenig für sein römisches Martyrium aus Hebr. 13, 7: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach —", einer Stelle, die den meisten Lesern sogar überhaupt nichts mit unserer Frage zu thun zu haben scheinen wird. Und doch ist der sogenannte Hebräerbrief, der in Wahrheit nicht an Juden-, sondern Heidenchristen gerichtet sein dürfte, wahrscheinlich genauer für die römische Gemeinde bestimmt gewesen, zu der der 13, 23 genannte Timotheus nach dem Philipperbrief des Paulus zuletzt Beziehungen gehabt hatte und auch der Gruß von den Brüdern aus Italien im folgenden Vers passen würde. Er setzt ferner 10, 32 ff. eine in den vorigen Tagen über die Gemeinde ergangene Verfolgung voraus, wie sie die römische zur Zeit Nero's erduldete, und könnte also auch in dem erstangeführten Vers auf den Märtyrertod des Paulus und Petrus anspielen. Aber so gewiß wir, wenn derselbe anderweitig feststünde, die Stelle auf ihn beziehen müßten, so wenig können wir ihn doch ohne Weiteres daraus folgern; ja eine dritte und späteste Stelle brauchte selbst dann nicht so verstanden zu werden.

Das ist Offb. 18, 20: „Freue Dich über sie, Himmel, und ihr heiligen Apostel und Propheten; denn Gott hat euer Urtheil an ihr gerichtet" oder, wie es besser hieße: „Gott hat für euch an ihr Gericht gehalten." Allerdings nämlich ist hier, wie schon vorhin vorausgesetzt wurde, unter der großen Babylon, deren Untergang der Seher in glühenden Farben schildert, Rom zu verstehen; aber daß deshalb auch die Apostel, die sich darüber freuen sollen, dort umgekommen sein müßten, läßt sich nicht behaupten. Sie können auch als Prediger in der verfolgten Gemeinde in Betracht kommen; ja noch wahrscheinlicher ist bei der Allgemeinheit des Ausdrucks an die Apostel überhaupt zu denken, die doch nicht sämmtlich nach Rom gekommen waren oder dort geendet hatten.

Und doch haben wir nun noch eine Stelle im neuen Testament, die ganz deutlich, wenn auch ohne den Ort desselben anzugeben, auf den Märtyrertod des Petrus hindeutet. Das ist die Stelle Joh. 21, 19, wo von dem Wort Jesu zu Petrus: „Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir, da Du jünger warest, gürtetest Du Dich selbst und wandeltest, wo Du hin wolltest; wenn Du aber alt wirst, wirst Du Deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird Dich gürten und führen, wo Du nicht hin willst" gesagt wird: „Das sagte er aber, zu deuten, mit welchem Tode er Gott preisen würde." Das kann nämlich, wie auch jenes Wort selbst ursprünglich gemeint gewesen sei, nach dem sonstigen Sprachgebrauch des Johannesevangeliums nur heißen, es habe die besondre Art des Todes des Petrus — und das muß dann der Kreuzestod sein — andeuten sollen. Ja auch dadurch kann man sich der Gewalt dieses Zeugnisses nicht entziehen, daß man dieses Kapitel für einen spätern Nachtrag etwa aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts erklärt. Allerdings nämlich bildet es einen Nachtrag, aber, da der Sprachgebrauch im Wesentlichen derselbe ist, wohl von der Hand des Evangelisten selbst und, da das Kapitel dieselbe Ueberlieferung wie das vorangehende hat, aus der Zeit bald nach Vollendung des Evangeliums, also um 100. Schon am Ende des ersten Jahrhunderts — so können wir danach wohl sagen — hat man vom Kreuzestod des Petrus gewußt oder zu wissen geglaubt; aber wo derselbe stattgefunden, erfahren wir erst mit größerer Sicherheit aus außerkanonischen Schriften.

Der sogenannte erste Clemensbrief, der zwischen 93 und 95 entstanden sein dürfte, schreibt, nachdem er die üble Wirkung von Eifersucht und Neid an verschiedenen alttestamentlichen Beispielen

veranschaulicht hat, in Kap. 5: „Aber um mit den alten Vorbildern aufzuhören: gehen wir zu den Kämpfern über, die in unsrer nächsten Nähe aufgetreten sind, nehmen wir die edlen Vorbilder aus unsrer Generation vor. Wegen Eifersucht und Neids sind die größten und gerechtesten Säulen (vgl. Gal. 2, 9) verfolgt worden und haben bis zum Tode gekämpft. Nehmen wir die guten Apostel vor Augen: Petrus, der wegen ungerechter Eifersucht nicht eine oder zwei, sondern mehrere Plagen erduldete und, nachdem er so Zeugniß abgelegt, an den ihm zukommenden Ort der Herrlichkeit ging. Wegen Eifersucht und Streits zeigte Paulus den Preis der Geduld. Nachdem er siebenmal Banden getragen hatte, verjagt, gesteinigt und ein Herold geworden war im Osten und im Westen, empfing er den edlen Ruhm seiner Treue. Nachdem er die ganze Welt Gerechtigkeit gelehrt hatte und zu der Grenze des Westens gekommen war und vor der Obrigkeit Zeugniß abgelegt hatte, schied er so aus der Welt und ging an den heiligen Ort, das größte Vorbild der Geduld." Nun ist ja freilich hier ausdrücklich weder von dem Märtyrertod des Paulus noch des Petrus die Rede; es heißt nur: nachdem sie Zeugniß abgelegt, gingen sie an den Ort der Herrlichkeit, d. h. in den Himmel. Aber wenn wenigstens bei der Erwähnung des Endes des Paulus ein „so" hinzugesetzt wird und schon vorher davon die Rede war, daß die Säulenapostel bis zum Tode gekämpft hätten, so wird unser Brief wohl auch den Märtyrertod des Petrus voraussetzen. Ferner spielt er im nächsten Kapitel auf die neronische Christenverfolgung an, die sich nach allen alten Nachrichten auf Rom und wohl auch nur ein Jahr beschränkte, und hat gewiß ebenso den Tod des Paulus, obwohl er ihn vorher nach der Grenze des Westens, d. h. nach Spanien kommen läßt, mit der sonstigen Tradition, wie wir sie schon in der Apostelgeschichte fanden, nach Rom verlegt: dann aber wird er hier auch Petrus sein Ende haben finden lassen. Oder sollte er beide Apostel nur deshalb zusammengestellt haben, weil sie für die korinthische Gemeinde, an die der Brief gerichtet ist, eine besondere Bedeutung hatten (vgl. 1. Kor. 1, 12) und damals überhaupt bereits als die Säulenapostel galten? Aber für den Verfasser unseres Briefes — das zeigt doch die viel ausführlichere Schilderung unverkennbar — ist ja Paulus offenbar noch wichtiger, als Petrus; daß er ihn gleichwohl neben ihm nennt — ohne doch hier wie dort das, was wohl auch den Korinthern schon bekannt war, erst noch eingehend zu schildern —, erklärt sich also doch wohl am einfachsten

daraus, daß er auch Petrus in Rom und unter Nero gestorben dachte. Freilich, daß er damit Recht gehabt haben müßte, ist damit noch nicht gesagt; im Gegentheil, wie er mit der Annahme einer spanischen Reise des Paulus, so wurde schon vorhin angedeutet, Unrecht haben wird, so könnte er sich ja auch betreffs des römischen Martyriums des Petrus geirrt haben. Aber genauer zugesehen, liegen die Dinge hier doch anders als dort: daß Paulus zu der Grenze des Westens gekommen sei, das konnte man auf Grund der Ankündigung dieser spanischen Reise im Römerbrief 15, 24 u. 28 leicht annehmen — denn wann das der Fall gewesen sein sollte, darum kümmerte man sich in dieser chronologisch uninteressirten Zeit nicht —; daß aber Petrus nach Rom gekommen sei und dort den Märtyrertod erlitten habe, das mußte man doch wohl wissen, um es bereits dreißig Jahre später oder sogar, wie der erste Clemensbrief selbst sich ausdrückt, noch in derselben Generation behaupten zu können. Sollte man es dagegen — da die mehrfach erwähnte Stelle I. Petr. 5, 13 zur Erklärung nicht genügt — nur deshalb angenommen haben, um das Ansehen der eigenen Gemeinde zu heben, so wäre doch mindestens zu erwarten, daß wir zunächst nur in Rom davon hörten. Thatsächlich aber begegnet uns dieselbe Anschauung aller Wahrscheinlichkeit nach schon sehr bald nachher auch an einer ganz anderen Stelle.

Ignatius von Antiochien in Syrien schreibt um 115 an die römische Gemeinde (4, 3): „ich befehle euch nicht wie Petrus und Paulus.“ Gewiß können beide wieder nur als die Hauptautoritäten der Heidenkirche zusammengestellt sein; aber wenn Ignatius das sonst nirgends thut und auch jenen besonderen Gedanken anderwärts (Brief an die Epheser 3, 1, an die Trallianer 4, 3) allgemeiner ausdrückt, so ist es wohl doch nicht zufällig, daß er gerade in seinem Römerbrief des Petrus und Paulus gedenkt. Er scheint vielmehr von besonderen Beziehungen auch des Petrus zu Rom gewußt zu haben; dann aber können dieselben wohl auch nicht erst nachträglich von der dortigen Gemeinde erfunden worden sein. Eher ließe sich aus der Fortsetzung jener Worte bei Ignatius: „sie waren Apostel, ich bin ein Verurtheilter; sie waren frei, ich bin bis jetzt ein Sklave; aber wenn ich leide, werde ich ein Freigelassener Jesu Christi und werde durch ihn als Freier auferstehen“ schließen, daß er von einem Märtyrertode des Paulus und Petrus nichts gewußt hätte; indeß auch das wäre unbegründet; denn die Ausdrücke Freier und Sklave sind hier offenbar im bildlichen Sinne zu verstehen.

Daß Papias von Hierapolis in Phrygien, der nach 140 schrieb, von dem römischen Aufenthalte des Petrus gewußt hat, erschien uns bereits oben als unbeweisbar und noch weniger läßt sich daraus, daß Marcion aus Sinope in Pontus, der um dieselbe Zeit lehrte, in seinem Text von Phil. 2, 15—18 auch die Worte „da liegt mir nichts an" aus Gal. 2, 6 las, schließen, daß er unter den dort von Paulus erwähnten Predigern des Evangeliums in Rom den Petrus, um den es sich an der Galaterstelle u. a. handelt, vorausgesetzt habe. Wohl aber haben, um von der gesammten pseudoclementinischen Literatur zunächst abzusehen, wahrscheinlich die zwischen 160 und 170 von einem asiatischen Presbyter gefälschten Paulusakten mit diesem auch Petrus in Rom zusammentreffen lassen. So ist in Kleinasien um die angegebene Zeit die selbe Tradition vorhanden gewesen, wie schon früher in Syrien und Rom, und ebenso weiterhin in Korinth.

Von hier schreibt nämlich um 170 der Bischof Dionysios (bei Euseb, Kirchengeschichte, II, 25, 8) zum Dank für eine Liebesgabe der römischen Gemeinde: „Damit habt auch ihr durch eine solche Ermahnung die von Petrus und Paulus geschehene Pflanzung der Römer und Korinther zusammengemischt (d. h. als eine untrennbare Einheit bezeichnet). Denn beide haben auch in unserer Stadt Korinth pflanzend und gleichmäßig belehrt; gleichmäßig aber haben sie auch, nachdem sie in Italien zugleich gelehrt hatten, zur selben Zeit den Märtyrertod erlitten." Freilich könnte man meinen, mit der sicher ungeschichtlichen Angabe, Paulus und Petrus hätten die korinthische und römische Gemeinde gemeinsam gestiftet, verliere auch die andere über das gleichzeitige Martyrium beider ihren Werth —; aber in dieser Bestimmtheit ergab sie sich doch noch nicht aus jener Voraussetzung. Eher wäre es denkbar, Dionysios hätte seine Anschauung dem von ihm ausdrücklich zitirten ersten Clemensbrief oder, da das weniger wahrscheinlich ist, der mündlichen Ueberlieferung der römischen Gemeinde entnommen; immerhin ist es bedeutsam, daß wir sie damals auch schon in Korinth finden.

Dagegen hat es allerdings keinen selbständigen Werth, daß das älteste uns erhaltene Verzeichniß der kanonischen Schriften des neuen Testaments, das sogenannte muratorische Fragment, das römische Martyrium des Petrus voraussetzt. Denn mag es nun (Ende des zweiten Jahrhunderts) in Kleinasien oder in Rom entstanden sein: jedenfalls war damals an beiden Orten jene Tradition

verbreitet. Auf römische Ueberlieferung geht es weiterhin wohl auch zurück, wenn Irenäus (gegen alle Häresien III, 1, 1; 3, 2) von einer Gründung der römischen Gemeinde durch Petrus und Paulus redet und Tertullian (gegen Marcion IV, 5, über die Prozeßeinreden gegen die Häretiker 36, Mittel gegen den Skorpionenstich 15) beide ebenda den Märtyrertod erleiden läßt. Zeigte man doch um 210, wie wir aus einer Notiz des römischen Presbyters Cajus ersehen, sogar die „Trophäen" der beiden Apostel. Andererseits Clemens Alexandrinus (bei Euseb, Kirchengeschichte VI, 14, 6) hatte seine bereits erwähnte Anschauung von der Entstehung des Markusevangeliums unter den Augen des Petrus von den Alten entlehnt, die wir wohl in Kleinasien zu suchen haben, während Origenes (bei Euseb, Kirchengeschichte III, 1), der auch seines Märtyrertodes in Rom gedenkt, ebendort davon gehört haben könnte. Daß aber auch sonst in Aegypten diese Ueberlieferung verbreitet war, beweist endlich das sogenannte Martyrium des Jesaja, das 4, 3 — und die Stelle steht auch in dem kürzlich wiedergefundenen griechischen Text so — einen der Zwölf in die Hände des muttermörderischen Kaisers (d. h. Nero's) überliefert werden läßt und damit nur Petrus meinen kann.

Fassen wir also das Bisherige zusammen, so ist die Tradition von dem römischen Martyrium des Petrus in Rom selbst wahrscheinlich schon Ende des ersten, in Syrien Anfang des zweiten, in Kleinasien, Korinth und Rom sicher Ende desselben und in Aegypten Anfang des dritten Jahrhunderts verbreitet gewesen. Gleichwohl könnte sie natürlich, zumal wenn der erste Clemens- und der Römerbrief des Ignatius anders zu erklären wären, erst später entstanden sein; aber haben wir zu diesen Zweifeln irgend welche triftige Gründe?

Man wendet zunächst ein, wir wüßten doch weder über die Veranlassung zu der Reise des Petrus nach Rom, noch über seinen Tod irgend etwas Bestimmtes, und hat damit, was den ersten Punkt betrifft, allerdings unzweifelhaft Recht. Keiner von den bisher besprochenen Schriftstellern giebt darüber Auskunft, und was neuere Gelehrte in dieser Beziehung vermuthet haben, ist wenig einleuchtend. Dagegen den Tod des Petrus verlegt doch wahrscheinlich schon der erste Clemensbrief in die neronische Verfolgung, auf die auch die älteste Liste der römischen Bischöfe zurückführt, an die man desgleichen bei Dionysios von Korinth denken kann; wenn ihn, sofern sie seiner überhaupt gedachten, die Akten

des Paulus, sowie die wieder von diesen abhängigen Väter und die noch zu erwähnenden Petrusakten von dem Tod des Paulus trennen, so liegt das an der irrigen Voraussetzung einer doppelten römischen Gefangenschaft des letzteren. Vollends daß Euseb und Hieronymus beide Apostel erst 67 oder 68 umkommen lassen, hängt mit der am Schluß noch zu besprechenden ungeschichtlichen Ueberlieferung vom fünfundzwanzigjährigen Episkopat des Petrus zusammen, ebenso daß umgekehrt der sogenannte Chronograph vom Jahre 354 schon das Jahr 55 nennt. Bezeichnet er außerdem als Todestag den 29. Juni, so beweist das von ihm aufgenommene sogenannte Depositionsverzeichniß, daß in Wahrheit an diesem Tage im Jahre 258, in der valerianischen Verfolgung, die Beisetzung der Apostel in den Katakomben an der via Appia, bei der jetzigen Kirche San Sebastiano stattgefunden hat. Vorher hatte man das Grab des Paulus wahrscheinlich an der Straße nach Ostia, das des Petrus am vatikanischen Hügel gezeigt: denn darauf deutet nicht nur der Umstand hin, daß man dort im vierten Jahrhundert die älteste Pauls- und Peterskirche erbaute, sondern auch jene Notiz des Cajus von den Trophäen der Apostel, unter denen er zunächst wohl die Grabstätten verstand. Möglicherweise aber waren es zugleich die Richtstätten, denn auf dem Vatikan waren in der That die Opfer der neronischen Verfolgung zu Tode gemartert worden, während Paulus, der schon vorher gefangen gewesen und außerdem römischer Bürger war, in den kaiserlichen Gärten an der Straße nach Ostia abgethan werden konnte. Endlich entspricht auch dies unseren sonstigen Nachrichten über die Verfolgung des Jahres 64, daß Petrus schon nach dem Johannesevangelium gekreuzigt worden sein soll; wenn freilich zuerst die Akten des Petrus diese Kreuzigung mit dem Kopf nach unten stattfinden lassen, so stammt das wahrscheinlich aus dem bekannten, in den Paulusakten überlieferten, aber wohl schon früher Jesu in den Mund gelegten Wort: ich will mich abermals oder, wie man den griechischen Text auch verstehen konnte, häuptlings kreuzigen lassen. Müssen wir also auch jedesmal die weitergebildeten Traditionen aufgeben, so dürfen wir doch an den ältesten sehr wohl festhalten; ja selbst wenn wir gar nichts Genaueres über den Märtyrertod des Petrus wüßten, könnten wir doch die Thatsache selbst fort und fort gelten lassen.

Oder haben wir irgend welche andere und glaubwürdigere Tradition über seinen Lebensgang? Erst neuestens hat man eine

solche nachweisen zu können gemeint, und zwar vor Allem in den Akten des Petrus, die um 190 oder später entstanden sein werden. Hier wird nämlich der Tod des Apostels in Rom auf den Stadtpräfekten Agrippa und den Freund des Kaisers, Albinus, zurückgeführt, deren Konkubinen oder Frau sich bekehrt hatten, und da nun auch der jüdische König Agrippa II. in derartig schlechtem Rufe stand, während dagegen der Prokurator von Judäa in den Jahren 62 bis 64, Albinus, eine treffliche Frau hatte, so hat man gemeint, das Martyrium des Petrus habe ursprünglich in Jerusalem stattgefunden. Ist aber schon diese Argumentation offenbar sehr wenig zwingend, so erst recht der Hinweis auf ein syrisches Martyrologium aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, das den Tod des Johannes und Jakobus in Jerusalem auf den 27., des Paulus und Petrus in Rom auf den 28. Dezember setzt. Man meint nun zwar zeigen zu können, daß ursprünglich Petrus mit Jakobus und Johannes zusammengestellt worden sei, aber auch wenn das anginge, so bliebe diese Zusammenstellung doch immer noch ein sehr zweifelhaftes Zeugniß für den Tod des Petrus in Jerusalem. Und will man seine Verlegung unter Albinus endlich damit rechtfertigen, daß 62 auch Jakobus, der Bruder des Herrn, hingerichtet worden sei und 64 die neronische Verfolgung stattgefunden habe, so wissen wir das Erstere nur aus einer vielleicht interpolirten Stelle des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus (Alterthümer XX, 9, 1) und haben schon früher gesehen, daß sich die Verfolgung des Jahres 64 aller Wahrscheinlichkeit nach auf Rom beschränkte. Es bleibt also nach wie vor dabei, daß eine andere und glaubwürdigere Ueberlieferung über den Tod des Petrus, als diejenige, die ihn nach Rom verlegt, nicht existirt.

Wollte man aber gleichwohl diese noch immer anfechten, nun, so müßte man doch wenigstens erklären, wie sie entstanden sei, und hat das in der That auf verschiedene Weise versucht. Während man früher annahm, die römische Gemeinde habe zur Hebung ihres Ansehens — schon Ende des ersten Jahrhunderts und ohne darauf besonderen Werth zu legen? — das Ende des Petrus einfach nach Rom verlegt, ist vor siebenzig Jahren die seitdem von zahlreichen Theologen, zuletzt besonders von Lipsius vertretene Theorie aufgestellt worden, Petrus sei nur zur Bekämpfung des Simon Magus nach Rom gebracht worden, dieser selbst aber nichts anderes als eine in judenchristlichen Kreisen entstandene Karrikatur des Paulus, die man, weil dieser dahin gekommen war, auch in Rom habe

auftreten lassen. Namentlich diese letztere Wendung wird nun freilich unserem Geschlecht kaum mehr begreiflich sein; oder sollte der Simon Magus, den die Apostelgeschichte in Kapitel 8 in Samarien mit Philippus und Petrus zusammentreffen läßt, den der Märtyrer Justin und spätere Ketzerbestreiter erwähnen, wirklich nur ein Abklatsch des Paulus sein? So alt und so einflußreich ist die pseudoclementinische Literatur, die allerdings unter der Maske des Magiers zugleich den Apostel Paulus bekämpft, auch in ihren Grundlagen sicher nicht gewesen — ganz abgesehen davon, daß sie den Magier gar nicht wirklich nach Rom kommen läßt. Aber schließlich könnte man ja mit manchen neueren Theologen diese mythische Erklärung der Simonfigur aufgeben und doch nach wie vor behaupten, Petrus sei nur deshalb nach Rom gebracht worden, um, wie früher in Samarien, so auch hier den daselbst aufgetretenen Magier zu bekämpfen. Dagegen kann allerdings nicht geltend gemacht werden, daß, wie wir gesehen haben, häufig Petrus in Rom vorausgesetzt wird, ohne daß des Simon gedacht würde, und umgekehrt Simon, ohne daß Petrus erwähnt wird. Denn warum hätte das gerade an diesen Stellen geschehen sollen? Wohl aber ist einzuwenden, daß es sich doch gar nicht so von selbst verstand, weil Simon in Samarien von Petrus bekämpft worden war, müßte das auch in Rom geschehen sein und daß diese Tradition sich in der That erst in den Petrusakten frühestens Ende des zweiten Jahrhunderts findet. Sie wird also erst auf Grund der anderen von einem römischen Aufenthalt des Petrus überhaupt entstanden sein; er aber ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht spätere Fiktion, sondern geschichtliche Thatsache.

Soweit, glaube ich, müssen wir also unseren römischen Gegnern Recht geben; aber für ihre besonderen Zwecke ist ihnen damit gar nichts geholfen. Denn daß Petrus in Rom und zwar fünfundzwanzig Jahre lang Bischof gewesen sei, ist nach allem, was wir über das apostolische Zeitalter und speziell die römische Gemeinde wissen, eine baare Unmöglichkeit; vollends, daß seinen angeblichen Nachfolgern gälte, was ihm in einem besonderen Sinne gesagt war, wurde schon Eingangs zurückgewiesen. Gegen die besonderen Ansprüche, die das Papstthum auf den römischen Aufenthalt des Petrus gründet, werden wir also fort und fort protestiren müssen, aber den römischen Aufenthalt und Märtyrertod des Petrus selbst können wir um der geschichtlichen Wahrheit willen nicht anders, denn als beinahe sicher bezeichnen.

Die Selbstverwaltung in Berlin im Jahre 1899.

Von

Dr. Heinr. Böing, Arzt.

Die Funktionen eines lebenden Organismus kann man nicht verstehen ohne genaue Kenntniß der Organe, deren Thätigkeit sein Leben ausmacht; ebenso ist es unmöglich, die Arbeitsleistung eines städtischen Gemeinwesens zu begreifen, wenn man nicht die Institutionen kennt, die die Bürgerschaft zur Verwaltung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten geschaffen hat. Aber auch mit diesen Kenntnissen wird das Verständniß in beiden Fällen ein ziemlich oberflächliches bleiben; zur Ergründung des inneren Zusammenhangs der Erscheinungen, zur ursachlichen Erkenntniß bedarf man für den ersten Fall noch des Studiums des feineren Baues der Organe und ihrer gegenseitigen Beziehungen, im zweiten der Kenntniß der Personen, welche in den Institutionen thätig sind, nach ihrer geistigen Individualität, ihrem Charakter und ihren natürlichen Interessen.

Solche Kenntniß sich zu erwerben ist heute Sache jeden Bürgers; denn jeder Bürger ist berufen, direkt oder indirekt an der Verwaltung der Gemeindegeschäfte Theil zu nehmen; es ist vor allem dann seine Pflicht, wenn er glaubt, diese oder jene Institution, diese oder jene Maßregel der Angestellten tadeln oder Reformen in den Einrichtungen oder in der Verwaltung anstreben zu müssen. Von der Nothwendigkeit der Reform auf vielen Gebieten der kommunalen Thätigkeit ist heute ein großer Theil der Berliner Bürgerschaft überzeugt; wenigstens erschallt allenthalben

der Ruf nach Verbesserungen, und der Lärm und das Getöse in den Tagesblättern und Partei-Versammlungen wird oft so laut, daß es auch dem ruhigen Beobachter schwer wird, den wesentlichen Inhalt der Neuerungsbestrebungen von dem nebensächlichen Drum und Dran zu sondern und kalten Blutes die Frage nach dem Warum und Wie zu stellen. Denn die richtige Fragestellung ist auch hier die erste Bedingung, um eine gerechte und unparteiische Entscheidung in den streitigen Fragen überhaupt zu ermöglichen. Dabei muß man stets im Auge behalten, daß es sich bei der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten in den allermeisten Fällen um sehr materielle Dinge handelt, deren zweckmäßige Regelung nicht nur eine mehr oder minder erhebliche direkte Belastung der Bürger durch Steuern ꝛc. zur Folge hat, sondern auch die Bedingungen ihres Erwerbslebens und damit ihrer Erwerbsfähigkeit günstig oder ungünstig beeinflußt. Die Wohnungsverhältnisse z. B., die Beschaffung von Licht und Wasser, die Verkehrs-Einrichtungen u. v. A. sind von sehr großer Bedeutung für die materielle Lage der arbeitenden Bevölkerung; und gerade hier stehen sich leider nur zu oft die Geldinteressen der Besitzer und Produzenten auf der einen, und der Konsumenten auf der anderen Seite schroff gegenüber; aber dieser Gegensatz findet sich nicht allein hier, sondern auch auf Gebieten mehr idealer Natur, z. B. in der Schulfrage, insofern es sich um die Ausgestaltung der Volksschule, die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule, die Reorganisation und Vermehrung der höheren Schulen handelt; auch hier spielen die materiellen, d. h. die Geldinteressen der verschiedenen Parteien eine bedeutende Rolle, obwohl der Kampf in der Oeffentlichkeit meist mit rein ideellen Waffen geführt wird. Dadurch wird sich indeß Niemand, der seinen Blick von der Oberfläche in die Tiefe zu richten gewohnt ist, täuschen lassen; auch ist eigentlich nicht der geringste Grund vorhanden, diese in den Hintergrund geschobenen Motive zu verschleiern. Denn sie beruhen in thatsächlichen Verhältnissen, die stets bestanden haben und fortbestehen werden, so lange die gegenwärtige Organisation der Gesellschaft fortbesteht; sie sind bedingt durch die Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände oder, besser gesagt, Erwerbsklassen, bei denen die Bedingungen und Erfordernisse zum Erwerb häufig nicht nur sehr verschiedene sind, sondern in geradem Gegensatz zu einander stehen, so daß der Vortheil des Einen zum Nachtheil des Andern und nicht selten ein Kampf um die Existenzbedingungen

entfesselt wird, der zur Vernichtung der Gesellschaft oder einzelner ihrer Zweige führen muß, wenn nicht durch eine ordnende, gerechte Hand ein billiger Ausgleich zwischen den verschiedenen Interessengruppen geschaffen wird. Diesen Ausgleich für Berlin, soweit es das Recht der Selbstverwaltung besitzt, herbeizuführen, ist die Aufgabe der Stadtverordneten-Versammlung als beschließender, des Magistrats als ausführender Behörde. Die Beschlüsse der Stadtverordneten-Versammlung werden aber nur dann zweckmäßig und gerecht ausfallen, d. h. den Bedürfnissen der Einzelgruppen der Bevölkerung und dem Gesammtinteresse der Bürgerschaft entsprechen, wenn ihre Mitglieder nicht einseitig eine oder einige Interessengruppen vertreten, sondern nur dann, wenn die Mandate so vertheilt sind, daß sämmtliche Interessengruppen durch eine, ihrer Bedeutung für das Gemeinwesen angemessene Anzahl von Stadtverordneten vertreten sind. Wie aber soll man den Maßstab finden, nach dem beurtheilt wird, ob die Zusammensetzung der Stadtverordneten-Versammlung den gerechten Ansprüchen der einzelnen Interessengruppen entspricht? Meiner Meinung nach kann hier nur ein einziger Gesichtspunkt in Betracht kommen, der aus dem Prinzip der Selbstverwaltung selbst hergenommen ist. Darnach sollten 1) die einzelnen Interessengruppen im Allgemeinen in dem Verhältniß in der Stadtverordneten-Versammlung vertreten sein, als sie sich durch ihre Mitglieder an der Selbstverwaltung der Stadt betheiligen, als sie in den Ehrenämtern thätig sind, durch welche die Stadt die einzelnen Gebiete ihrer umfangreichen Gesammtaufgabe bearbeitet, und 2) sollte kein Bürger das Amt eines Stadtverordneten bekleiden können, der nicht mehrere Jahre hindurch in einer oder mehreren städtischen Kommissionen thätig war und durch persönliche Leistungen sein Interesse und sein Verständniß für die öffentlichen Angelegenheiten bewiesen hat. Dieses Prinzip ist gerecht und zweckmäßig; es entspricht durchaus dem Geiste, aus dem die Selbstverwaltung geboren ist; es bemißt den Einfluß der Einzelgruppen auf die Leitung der Geschäfte nach dem Maßstabe ihrer Betheiligung an der freiwilligen Arbeit, die die Selbstverwaltung den Bürgern zur Pflicht macht, und es gewährt die Sicherheit, daß die zu dem höchsten Ehrenamt berufenen Bürger wenigstens mit einem Theil der Aufgaben von Grund aus vertraut sind, deren Lösung in den Händen des Stadtverordneten-Kollegiums liegt. Gleichzeitig wird hierdurch das Interesse für die kommunale Thätigkeit in weite Kreise des Volkes hineingetragen und verstärkt

und ein Mittel in Wirksamkeit gesetzt, um „alle in der Bevölkerung vorhandenen lebendigen Kräfte zur Entfaltung, alle Interessen zur Geltung zu bringen und damit die Gesundheit des Ganzen zu fördern."*) Selbstverständlich ist, daß an die Bewerber um Stadtverordneten-Mandate noch manche andere Anforderungen gestellt werden müssen, wie sittliche Integrität, Charakterfestigkeit, ein gewisses Maß allgemeiner Bildung, Arbeitskraft, Pflichtbewußtsein 2c.; dagegen müßte die politische Parteistellung des Kandidaten völlig nebensächlich sein, vorausgesetzt, daß er kein Parteifanatiker, sondern ein toleranter Mann ist, der die relative Berechtigung der verschiedenen politischen Richtungen anerkennt und darnach handelt. Nur so ist es möglich, die Fraktionsbildung nach politischen Motiven, die sich heute in der städtischen Vertretung breit macht und einen ganz unheilvollen Einfluß auf die Verwaltung ausübt, wenn nicht ganz zu verhindern, so doch unschädlich zu machen.

Nach diesen Erörterungen, die zum Verständniß meiner Absicht nothwendig waren, will ich nun untersuchen, ob und in welchem Umfange die Stadtverordneten-Versammlung den oben entwickelten Grundsätzen entspricht. Diese Untersuchung ist naturgemäß eine statistische und mit ziemlich erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, weil das Material in manchen Fällen nur sehr mühsam, in manchen Fällen gar nicht oder doch nicht ausreichend beschafft werden konnte. Auch sind, bei der Masse der zu verarbeitenden Zahlen, kleine Irrthümer nicht ausgeschlossen. Indeß dürften sie an den Hauptergebnissen wenig ändern, da sie fast immer in den wissenschaftlich zulässigen Grenzen liegen. Jedenfalls sind die Resultate interessant und lehrreich für jeden, der sich mit kommunalen Angelegenheiten beschäftigt. In der folgenden Tabelle I giebt Kolumne 4 die Zusammensetzung der Stadtverordneten-Versammlung aus dem Jahre 1899 wieder:

*) Paulsen, Parteipolitik und Moral, S. 12.

Tabelle I.

	1	2	3	4	5	6
	Anzahl der Berufs-Angehörigen	Davon sind in Ehren-Aemtern	Auf 10000 Berufs-Angehörige kommen Ehren-Aemter	Zahl der Stadtverordneten	Auf 10000 Berufs-Angehörige kommen Stadtverordnete	Auf je einen Stadtverordneten bekleiden Ehren-Aemter
Kaufleute	30828	2019	660	24	7,8	84,6
Rentiers	6254	835	1340	23	36,8	38
Fabrikbesitzer u. Fabrikanten	14505	971	670	16	11	61
Handwerker	40203	2769	690	10	2,5	277
Rechtsanwälte	738	22	300	8	108	2,8
Aerzte	2943	101	350	5	17	20,6
Ingenieure und Architekten	797	139	1620	4	50,2	32,3
Destillateure	753	72	960	3	40	24
Gastwirthe	5736	242	450	3	5,2	82,7
Apotheker	169	120	7560	3	179	43
Gewerbliche Besitzer ausgen. Fabrikbesitzer	1906	183	960	3	15,2	61,1
Philologen	982	43	480	2	20	24
Expedienten	110	8	730	2	181	4
Bankiers	696	38	550	1	14,5	38
Agenten und Makler	1585	25	160	1	6,3	25
Händler und Drogisten	26087	536	210	1	0,4	540
Schankwirthe	2275	24	110	1	4,4	24
Thierärzte	97	8	820	1	103	8
Redakteure und Schriftsteller	?	17	?	4	—	4,2
Direktoren	?	53	?	4	—	7,5
Baumeister	?	53	?	2	—	26,5
Lehrer	?	536	?	1	—	536
Geh. Ober-Regierungsräthe	?	?	?	1	—	?
Chemiker	?	11	?	1	—	11
Privatdozenten	?	—	?	1	—	—
Rektoren	225	747	34220	—	—	—
Städtische Schulvorsteher	29	8	2759	—	—	—
Beamte	?	547	?	—	—	—
Theologen	223	35	1570	—	—	—
Küster	?	6	?	—	—	—
Geometer	39	5	1280	—	—	—
Lotterie-Einnehmer	67	8	1190	—	—	—
Juristen ausg. Rechtsanwälte	?	9	?	—	—	—
Hotelbesitzer	221	10	450	—	—	—
Künstler	?	44	?	—	—	—
Bauunternehmer	284	42	420	—	—	—
Bau- und Werkführer	?	19	—	—	—	—
Gärtner	436	19	440	—	—	—
Fleischbeschauer	—	24	—	—	—	—
Fuhrherren und Spediteure	2461	100	410	—	—	—
Zahnärzte	253	10	400	—	—	—
Stenographen	111	3	270	—	—	—
Milchpächter	220	6	270	—	—	—
Arbeiter	?	2	?	—	—	—
Eigenthümer, ohne Frauen und juristische Personen	14266	780	547	76	53,3	10,1

Aus diesen absoluten Zahlen kann zunächst entnommen werden, daß, von Arbeitern, Beamten und Militärs abgesehen, so ziemlich alle Berufsgruppen in der Stadtverordneten-Versammlung vertreten sind. Auch läßt sich schon aus dem oberflächlichen Vergleich der einzelnen Zahlen schließen, daß die Mandate nicht einmal annähernd nach der Anzahl der in jedem Stande vorhandenen Vertreter vertheilt sind, da die Handwerker z. B. nur 10, die Fabrikbesitzer und Fabrikanten 16, die Rentiers aber 23 Mandate innehaben, obgleich die Anzahl der beiden ersten Gruppen die der letzten bekanntlich um ein Vielfaches übersteigt. Bestätigt wird dies Ergebniß durch die genauere Untersuchung, die in Kolumne 5 angestellt ist: hier ist die Anzahl der Mandate, welche die einzelnen Stände besitzen, soweit es das statistische Material erlaubt, auf je 10 000 Vertreter jeden Standes berechnet. Demnach nehmen die Zeitungs-Expedienten mit 181, die Apotheker mit 179, die Rechtsanwälte mit 108 und die Thierärzte mit 103 Mandaten auf 10 000 Standesangehörige die günstigste Stellung ein; eine mittlere Stellung behaupten die Ingenieure und verwandte Berufe mit 50, die Destillateure mit 40, die Rentiers mit annähernd 40 Mandaten; es folgen die Philologen mit 20, die Aerzte mit 17, die gewerblichen Besitzer (außer Fabrikbesitzern) mit 15, die Bankiers mit 15 und die Fabrikbesitzer und Fabrikanten mit 11 Mandaten; sehr schwach vertreten sind die Kaufleute mit beinahe 8, die Agenten und Makler mit 6, die Gastwirthe mit 5 und die Schankwirthe mit 4,4 Mandaten; am tiefsten stehen die Handwerker und die Händler, von denen jene erst auf 4 000, diese gar erst auf 25 000 Köpfe einen Vertreter im Rothen Hause besitzen. Sehr schlecht bedacht sind auch die Lehrer, nämlich nur durch einen emeritirten Herrn ihres Standes, dessen Gesammtmitgliederzahl leider nicht zu ermitteln war; bedenkt man indeß, daß 1899 allein in den städtischen Volksschulen etwa 4500 Lehrer thätig waren, zu denen sich noch eine große Anzahl von Privatlehrern aller möglichen Fächer und von Lehrern a. D. gesellt, so ist es ohne Weiteres klar, daß dieser für die geistige und sittliche Entwicklung der Berliner Bevölkerung so außerordentlich wichtige Beruf ganz ungenügend in der Stadtverordneten-Versammlung zur Geltung kommt. Was die unmittelbaren Staatsbeamten betrifft, so sind sie durch Gesetz von der Wählbarkeit ausgeschlossen; bezüglich der eigentlichen Arbeiter dagegen, die doch die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bilden, muß gesagt werden, daß ihre Interessen anscheinend zwar durch diejenigen Stadtver-

verordneten, die der sozialdemokratischen Partei angehören, vertreten werden, daß sie es aber bisher nicht fertig gebracht haben, ein Mitglied ihres eigenen Standes in die Versammlung hineinzubringen. Ich muß dies hier besonders betonen, da die Kritik gegen meine Untersuchung den Vorwurf erheben könnte, ihre Ergebnisse entsprächen nicht den in der Stadtverordneten-Versammlung thatsächlich bestehenden Verhältnissen, sie brächten namentlich nicht zum Ausdruck, daß die Arbeiter, obgleich sich kein Mitglied ihres Standes in der Versammlung befinde, dennoch in ihr eine ausgiebige und energische Vertretung ihrer Interessen besäßen. Demgegenüber muß ich bemerken, daß meine Untersuchung gerade den Zweck hat, festzustellen, ob und in welchem Verhältniß die einzelnen Stände ihre Interessen durch Mitglieder ihres eigenen Standes im Rothen Hause wahrnehmen lassen.

Was nun die Bewerthung der obigen Verhältnißzahlen betrifft, so kann aus ihnen vorläufig nur soviel gefolgert werden, daß die Stadtverordneten-Mandate unter die verschiedenen Berufszweige außerordentlich ungleichmäßig vertheilt sind und daß die Vertheilung jedenfalls nicht nach dem Maßstabe der Anzahl der in jedem Berufe thätigen Personen stattgefunden hat; die wahre Bedeutung dieses Verhältnisses wird sich jedoch erst ergeben, wenn die Betheiligung der einzelnen Berufe an der kommunalen Arbeit statistisch ermittelt ist.

Ich komme nun nochmals auf Kolumne 4 zurück, um die Frage aufzuwerfen: Wie viele von den 125 Stadtverordneten sind Hauseigenthümer, wie viel Miether? Scherl's Adreßbuch von 1899 antwortet: Eigenthümer sind 76, Miether 49, d. h. ein Prozentverhältniß von 62 : 38. Nach der Städteordnung muß die Hälfte der Stadtverordneten aus Hausbesitzern bestehen, auf Berlin würden also 62—63 kommen; demnach zählt es 13—14 mehr, als die Städteordnung vorschreibt. Ich will hier nun nicht Kritik üben an der gesetzlichen Bevorrechtung der Eigenthümer, die ihnen ohne Weiteres die Hälfte aller Mandate zuspricht und damit die Herrschaft sichert; ich beschränke mich vielmehr darauf, das Zahlenverhältniß zu ermitteln, in welchem die beiden großen Interessengruppen der Berliner Bevölkerung, Miether und Eigenthümer, im Rothen Hause vertreten sind. Das Adreßbuch belehrt uns, daß es im Jahre 1899 überhaupt 18 365 Hauseigenthümer, Frauen und juristische Personen eingeschlossen, gab; diese entsprechen unter der Annahme, daß jeder Eigenthümer einen Familienstand

von 5 Personen im Durchschnitt repräsentirt, eine Anzahl von rund 92 000 Personen. Die Gesammt-Einwohnerzahl Berlins betrug aber in demselben Jahre rund 1 750 000; zieht man davon 92 000 ab, so bleiben 1 658 000 Personen, die zur Klasse der Miether gehören; d. i. ein Verhältniß von 1 : 18. Wollte man die Stadtverordneten-Versammlung genau nach diesem Verhältniß besetzen, so dürften von den 125 Mandaten höchstens 7 in den Händen von Eigenthümern sein; sie besitzen aber deren 76, d. h. beinahe elfmal soviel, als dem Zahlenverhältniß der Eigenthümer und Miether entspricht. Daß hierin eine Ungerechtigkeit gegen die Miether liegt, bedarf keines Beweises, die ganze Schwere dieser Ungerechtigkeit tritt aber erst hervor, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Interessen von 92 000 Personen auf der einen Seite von 76, die Interessen von 1 658 000 Personen auf der anderen Seite von nur 49 Stadtverordneten vertreten werden. Nun ist es zwar ein alter Rechtsgrundsatz, daß die Gemeinde-Vertreter in öffentlichen Angelegenheiten nicht ihr eigenes Interesse, sondern das Interesse der Gesammtheit wahrnehmen, resp. da, wo ihr eigenes Interesse in Frage kommt, sich der Abstimmung enthalten sollen; auch will ich, trotz der stetig zunehmenden Wohnungsnoth und trotz der stetig sich steigernden Miethspreise keineswegs behaupten, daß in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung nicht streng nach jenem Grundsatz verfahren wird; endlich verkenne ich keineswegs, daß, da die Stadtverordneten naturgemäß entweder Eigenthümer oder Miether sind, die Interessenfragen auf diesem Gebiete stets von den Interessenten selbst entschieden werden müssen; nichtsdestoweniger aber, oder vielmehr gerade deshalb muß ich sagen, daß es kein vernünftiger Mensch den Miethern verübeln kann, wenn sie bei zukünftigen Stadtrathswahlen überall da, wo es nach der Städteordnung zuläßig ist, das Mandat lediglich einem tüchtigen Manne aus ihrer Mitte anvertrauen. Ja, man könnte sogar auf den verwegenen Gedanken kommen, so zu wählen sei eine Pflicht der Miether gegen sich selbst und diejenigen Stadtverordneten, die endlich zu der Einsicht gekommen sind, es sei eine würdige und nothwendige Aufgabe der Stadt Berlin, die Wohnungsnoth und den Bodenwucher nicht allein mit manchesterlichen Redensarten oder mit freiwilligen Liebesgaben, sondern mit ernstlichen und durchgreifenden organisatorischen Maßregeln wirkungsvoll zu bekämpfen.

Ich komme nun zu dem wichtigsten Theil meiner Aufgabe,

zur Untersuchung der Frage: welche Kreise, welche Persönlichkeiten leisten die zur Durchführung der Selbstverwaltung Berlins erforderlichen Arbeiten? Diese Frage ist bisher meines Wissens noch nicht gestellt, jedenfalls noch nicht beantwortet worden, vielleicht deshalb, weil die dazu nothwendigen statistischen Ermittelungen nicht nach Jedermanns Geschmack sind, vielleicht auch deshalb, weil ihre exakte Beantwortung den Interessen der herrschenden und wissenden Klassen nicht ganz ensprechen würde. Sei dem indeß, wie ihm wolle: eine klare und genaue Antwort auf diese Frage ist nicht nur lehrreich, interessant und wichtig für jeden Bürger, der dem Grundsatze der Selbstverwaltung anhängt und an ihr selber betheiligt ist, sondern sie giebt auch sichere Aufschlüsse über manche sonst ziemlich unverständliche Geschehnisse innerhalb des kommunalen Geschäftskreises, sie giebt deutliche Fingerzeige auf die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit von Reformen und sie ist deshalb gerade heute von ganz hervorragender Wichtigkeit, weil eine nicht kleine Anzahl von ernsten, für die Weiterentwicklung Berlins entscheidenden Fragen auf der Tagesordnung steht.

Eine ausführliche und ins Einzelne gehende Antwort auf unsere Frage ertheilt unsere Tabelle, und zwar giebt sie in der Kolumne 2 zunächst Auskunft sowohl über die Anzahl als auch über den Stand der in den einzelnen Kommissionen und Deputationen thätigen Bürger.*) Indeß ist aus diesen Ziffern vorläufig nichts weiter zu entnehmen, als daß die Anzahl der von Bürgern verwalteten Ehrenämter sich auf weit über 11 000 beläuft und daß die Betheiligung der verschiedenen Berufsklassen an dieser Arbeit eine äußerst verschiedene ist. Die wahre Bedeutung, welche jenen Zahlen zukommt, erhellt erst aus der folgenden Kolumne 3, in welcher berechnet ist, wieviel Inhaber von Ehrenämtern auf je 10 000 Berufsangehörige jeden Standes kommen. Hier ergeben sich ganz merkwürdige Verhältnisse. Zunächst sehen wir, daß für alle Berufe zusammengenommen 660 Ehrenämter auf 10 000 Personen entfallen. Genau mit dieser Durchschnittszahl schneiden die Kaufleute ab, während nach oben und unten von ihnen die Verhältnißzahl in weiten Grenzen steigt und fällt. Am tiefsten stehen Schankwirthe, Händler und Rechtsanwälte; erstere bleiben mit 10 um das Sechsf ache, die Händler mit 210 um das Dreifache, die Rechtsanwälte mit 300 um mehr als das Doppelte unter dem Durch-

*) Die detaillirten Angaben giebt Tabelle II.

schnitt; ein wenig besser rangiren die Aerzte mit 350, die Restaurateure mit 450, die Philologen mit 480 und die Bankiers mit 550 pro Zehntausend; — eine sonderbare Illustration zu dem berühmten Satze der Kölnischen Zeitung, daß Besitz und Bildung ganz besonders zur Verwaltung der Ehrenstellen im staatlichen und kommunalen Leben berufen seien. Auch nach oben gestattet die Liste lehrreiche Einblicke: während die Fabrikanten, Handwerker, Expedienten, Thierärzte, Destillateure und Besitzer sich in langsamer Stufenfolge bis zu 50 pCt. über den Durchschnitt erheben, erreichen Lotterie-Einnehmer, Geometer und Rentiers das Doppelte, Theologen und Ingenieure das Zweieinhalbfache der Durchschnittszahl; die höchsten Stellungen nehmen die Schulvorsteher mit dem Vier-, die Apotheker mit dem Zwölf- und die Rektoren mit dem Achtundvierzigfachen des Durchschnitts ein.

Ich glaube, Jeder, der diese Zahlen liest, wird durch sie ebenso überrascht werden, wie ich es war, als ich sie berechnet hatte; denn es sind in der That ganz unerwartete Gegensätze, die hier in der Bethätigung der bürgerlichen Pflichten bei den einzelnen Berufen zu Tage treten! Und gewiß geben diese Ziffern zu denken! Sie enthüllen in der einfachsten Weise schwere Mißstände, die in der Selbstverwaltung Berlins vorhanden sind. Welch' verständliche Sprache redet nicht die eine Thatsache, daß z. B. auf 100 Rechtsanwälte 3, auf 100 Handwerker 6,9, auf 100 Apotheker 75 und auf 100 Rektoren 342 Ehrenämter kommen? Und wenn die Betheiligung der einzelnen Berufsarten an der ehrenamtlichen Thätigkeit ein Werthmesser ist für das Interesse, welches ihre Angehörigen an der Selbstverwaltung Berlins und der gesunden Entwicklung der Stadt nehmen, wenn man gleichzeitig aus diesem Maße der Pflichterfüllung gegen die Stadt auf das Pflichtbewußtsein der einzelnen Gruppen der Bevölkerung schließen darf, welches Urtheil wird man dann in dieser Hinsicht einerseits über die Rechtsanwälte und Aerzte, anderseits über die Apotheker und Rektoren fällen müssen?

Indeß ist mit diesen Darlegungen die Frage erst zur Hälfte beantwortet; es erübrigt, zu untersuchen, ob und welchen Einfluß die Theilnahme der einzelnen Stände an der ehrenamtlichen Thätigkeit auf ihren Antheil an der Besetzung der Stadtverordneten-Mandate ausübt. Vernünftiger Weise sollte man glauben, daß diejenigen Berufe, die in den einzelnen Zweigen der Selbstverwaltung, in den Stellungen als Bürger-Vorsteher, in der

Armen- und Schulkommission, im Waisenrath und Schiedsamt u. s. w. vorzugsweise thätig sind, d. h. den größten Theil der Arbeit auf ihre Schultern nehmen, auch in dem höchsten und wichtigsten Ehrenamte der Stadt, der Stellung als Stadtverordnete, eine ihren Leistungen entsprechende Vertretung finden. Das wäre vernünftig, natürlich, gerecht und billig. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall. Berechnet man, wie das in Kolumne 5 geschehen ist, die Anzahl der Stadtverordneten jeden Berufes auf 10 000 Berufsangehörige und stellt diese Zahlen den entsprechenden Zahlen für die kommunalen Ehrenämter gegenüber, so ergiebt sich auf den ersten Blick fast das umgekehrte Verhältniß, daß nämlich, je größer die Zahl der Ehrenämter ist, die ein Beruf inne hat, um so kleiner die Zahl der Stadtverordneten-Mandate wird, die er besitzt; es kommen z. B.:

bei den Rechtsanw. auf 1 Stadtv.-Mandat	2,8	Ehrenämter
„ „ Destillateur. u. Zeitgs.-Expedient.	4	„
„ „ Schankwirthen und Aerzten . .	24—25	„
„ „ Ingenieuren	32	„
„ „ Rentiers und Bankiers	38	„
„ „ Apothekern	42	„
„ „ Fabrikbesitzern und Fabrikanten .	61	„
„ „ Kaufleuten und Gastwirthen . .	85—86	„
„ „ Handwerkern	276	„
„ „ Händlern und Drogisten . . .	525	„

Nun wird zwar ohne Weiteres anerkannt werden müssen, daß z. B. bei den Rechtsanwälten, Aerzten, Ingenieuren und Apothekern in Folge ihrer höheren geistigen Ausbildung ein größerer Prozentsatz von Personen, die sich zu Stadtverordneten eignen, vorhanden ist als bei den Restaurateuren, Handwerkern und Händlern; nicht der Fall ist das aber sicherlich bei den Zeitungs-Expedienten, Schankwirthen und Destillateuren, denen Handwerk und Händlerthum in Bezug auf Befähigung mindestens gleichwerthig gegenüber steht, während es in der Zahl der Stadtverordneten-Mandate um das Zehn- und Zwanzigfache zurücksteht; auch ist das Mißverhältniß zwischen den Rechtsanwälten einerseits und den Handwerkern und Händlern anderseits (1 : 100 : 190) ein so großes, daß es unmöglich durch die höhere geistige Bildung der ersteren erklärt oder gerechtfertigt werden kann; vor Allem aber darf nicht vergessen werden, daß es sich bei der Kommunal-Verwaltung in der Regel um

materielle, wirthschaftliche Interessen handelt, daß in diesen Fragen jeder Stand am besten weiß, wo ihn der Schuh drückt und daß er deshalb am besten selbst mit der Wahrung seiner Interessen betraut wird. Jedenfalls handelt er thöricht, wenn er seine gerechten Ansprüche auf angemessene Vertretung im Rothen Hause gedankenlos aus den Händen giebt. Im Einzelnen möchte ich noch Folgendes bemerken:

1. Aerzte. In der Stadtverordneten-Versammlung sind die Aerzte relativ sehr stark, in den kommunalen Ehrenämtern sehr schwach vertreten. Nimmt man hinzu, daß 15 Aerzte der Sanitätskommission angehören, die sehr geringe Ansprüche an die Thätigkeit ihrer Mitglieder stellt, so bleiben 88 von Aerzten besetzte Ehrenstellen übrig. Davon entfallen 18 auf die Armen-, 17 auf die Waisen-, 15 auf die Schulkommission. Als Arzt bedaure ich, sagen zu müssen, daß diese äußerst schwache Mitarbeit der Aerzte, namentlich in der Armen- und Waisenpflege, auf die sonst hellleuchtende Humanität dieses Standes einen häßlichen Schatten wirft. Die Aerzte sind, ihrem ganzen Berufe nach, die geborenen Armen- und Waisenpfleger, und jeder Arzt sollte mindestens in einem dieser Aemter thätig sein. Auch würden sie dadurch sich selbst und ihrem Stande einen guten Dienst erweisen. Heute beklagen sie sich häufig, daß ihre aufopfernde Thätigkeit von Staat und Kommune wenig anerkannt wird, ja daß ihre wichtigsten Interessen gänzlich unbeachtet bleiben, sogar offen verletzt werden. Darin liegt viel Wahres; deutlich zu Tage tritt es bei der Krankenkassengesetzgebung, in der Begünstigung des Kurpfuscherthums und anderswo. Hier Reformen zu verlangen, sind die Aerzte gewiß berechtigt. Aber ihr Recht wird niemals anerkannt werden, so lange sie sich nicht selbst durch energische Betheiligung am kommunalen und Staatsleben den zur Durchführung ihrer Ansprüche nöthigen Einfluß auf die Bevölkerung und die maßgebenden Faktoren der Gesetzgebung sichern.
2. Theologen. Nach den Tabellen ist die Mitwirkung der Geistlichen an der kommunalen Arbeit ziemlich erheblich, nämlich 15 pCt. Sieht man aber näher zu, so wandelt sich diese günstige Beurtheilung in ihr Gegentheil um. Namentlich ihre Bethätigung in der Waisenpflege läßt sehr viel zu wünschen übrig: im Waisenrath finden wir nur 15 Geistliche,

in der Armenkommission gar nur 4. In beiden Kommissionen sollte aber doch in jedem Bezirk mindestens 1 Geistlicher mitarbeiten, da es zu den wichtigsten Aufgaben des Standes gehört, sich der Bedrängten anzunehmen. Zu ihrer Entschuldigung muß allerdings hinzugefügt werden, daß ihre amtliche Thätigkeit sie fast erdrückt, da jeder Geistliche in Berlin mehr als 6000 Gemeindeglieder zu versorgen hat.

3. Rechtsanwälte. Die Ursachen für die fast verschwindende Thätigkeit der Rechtsanwälte in den Ehrenämtern zu ergründen, überlasse ich dem sinnigen Leser; nur eine kurze Bemerkung will ich mir erlauben; wenn die Rechtsanwälte trotz ihrer negativen Thätigkeit im Ehrenamt von der Bürgerschaft dennoch so zahlreicher Mandate zur Stadtverordneten-Versammlung gewürdigt werden, so findet das seine Begründung in der naiven Anschauung des Volkes, daß die Rechtsfindung in schwierigen Fragen dann am meisten gesichert sei, wenn möglichst viele Rechtsgelehrte nach ihr suchen. Ist aber diese Meinung richtig, so bleibt es um so lebhafter zu beklagen, daß im Amte des Schiedsmanns, wo sie doch eine recht ersprießliche und segensreiche Thätigkeit entfalten könnten, im Ganzen drei, sage und schreibe drei Rechtsanwälte fungiren.

4. Apotheker. Die Mitglieder dieses vielgeschmähten Standes erfüllen ihre Pflichten gegen die Stadt in musterhafter Weise: auf 169 Berufsangehörige vertheilen sich 120 Ehrenämter, und zwar bekleiden sie in den meisten Stellen den Posten, der mit der größten Arbeit verbunden ist, d. h. den Posten des Vorsitzenden oder den des einfachen Mitgliedes, nicht den Posten des Stellvertreters.

5. Rektoren. Ihre kommunale Thätigkeit übersteigt die aller anderen Stände um ein Vielfaches: 225 Rektoren bekleiden 747 Ehrenämter. Von letzteren gehören 655 der Schule an, der sich naturgemäß ihr Hauptinteresse zuwendet; aber auch in den übrigen sind sie mit 32 pCt. ihrer Kopfzahl vertreten. Sie können demnach allen anderen Berufsarten als Vorbilder in bürgerlicher Pflichterfüllung dienen.

6. Charakteristisch und von großem Interesse ist die Thatsache, daß die zahlreichste Gruppe der Berliner Bevölkerung, die Arbeiterschaft, sich von der Verwaltung der Ehrenämter völlig ausschließt: nur 2, schreibe zwei Arbeiter waren 1899 in

ihnen thätig. Es ist dies um so auffallender, als die allergrößte Mehrzahl der städtischen Armen und Waisen der Arbeiterklasse entstammt und deshalb der Gedanke nahe liegt, daß diese Bedrängtesten unter den Bedrängten ganz besonders bei denjenigen Theilnahme und Hilfe finden müßten, die ihnen sozial am nächsten stehen und ihre Nothlage am besten zu beurtheilen vermögen. Aber hier versagen die „Genossen" vollständig: sie bethätigen ihr Mitgefühl für die „Enterbten" weder in der Armen- noch in der Waisen-Kommission, sondern überlassen die werkthätige Liebesarbeit kalten Blutes derselben Bourgeoisie, die sie sonst als ihren verhaßtesten Feind auf Tod und Leben bekämpfen. Dem Philanthropen wird dies inhumane Verhalten einer so gut organisirten Klasse den nothleidenden Brüdern gegenüber befremdlich erscheinen; sieht man indeß von seiner ethischen Seite ab, so ist eine genügende Erklärung dafür leicht gefunden. Die sozialdemokratische Partei ist vorläufig, trotz aller sozialen Dekorationen, die sie sich umhängt, in Wirklichkeit nichts als eine politische Partei, die mit Aufbietung aller Kraft einzig und allein nach der politischen Herrschaft strebt; wie käme sie also dazu, einen Theil dieser Kraft für andere noch so gute Zwecke auf idealem Gebiete einzusetzen und zu verbrauchen? Für sentimentale Regungen hat sie in der Zeit des Kampfes keine Zeit und keinen Mann übrig. In der kämpfenden Sozialdemokratie hat lediglich der zahlende und wählende Genosse Bedeutung, die übrigen, die weder Geld für die Parteikasse noch Stimme für die Wahlurne haben, mögen selbst sehen, wo sie bleiben; für die Partei sind sie unnützer, ja schädlicher Ballast, der über Bord geworfen werden muß, weil er die Beweglichkeit und die Angriffskraft der sozialdemokratischen Heerkörper beeinträchtigt.

7. Sehr bemerkenswerth ist die Betheiligung des Mittelstandes an der kommunalen Arbeit; namentlich möchte ich hervorheben, daß das von so vielen Seiten hart bedrängte und vielfach um seine Existenz ringende Handwerk seine Pflichten gegen die Kommune in ausgiebigster Weise erfüllt. Entfallen doch auf dasselbe von der Gesammtzahl der Ehrenämter (11 600) allein 2775, d. h. fast genau der vierte Theil.

Nach alledem halte ich es für eine Forderung der Gerechtigkeit, daß einerseits dem sog. Mittelstande, namentlich den Handwerkern,

den Händlern und Kaufleuten eine weit größere Anzahl von Stadtverordneten-Mandaten zugebilligt wird, als sie bisher besitzen und daß anderseits der Einfluß der Eigenthümer im Rothen Hause durch Verminderung ihrer Mandate eine erhebliche Einbuße erleidet. Natürlich ist es vorwiegend Sache der Miether und des Mittelstandes selbst, das, was ihnen gebührt und was sie durch ihre Masse erzwingen können, selbstthätig zu erwerben; denn gerade bei der Selbstverwaltung liegt jeder, wie er sich bettet, und gerade bei ihr hat der Grundsatz: Hilf Dir selber, so hilft Dir Gott, volle Giltigkeit. Aber zur Unterstützung dieser Bestrebungen sollten sich meines Erachtens alle diejenigen Berufe verpflichtet halten, die schrankenlosen Erwerb und Genußsucht nicht für die Hauptaufgabe des Menschen halten und die ein offenes Auge besitzen für die Gefahr, die unser Gemeinwesen bedroht, die Gefahr, den Interessen der Plutokratie völlig dienstbar gemacht zu werden. Diese Gefahr ist näher, als es manchem vertrauensseligen Philister scheinen mag, ja es ist fraglich, ob in der Bürgerschaft selbst noch genug Intelligenz und Energie zur Abwehr vorhanden ist. Der Versuch indeß muß gemacht werden und bei den Stadtverordnetenwahlen muß es sich zeigen, ob er Aussicht auf Erfolg hat. Der Erfolg ist sicher, wenn der Mittelstand sich fest zusammenschließt, seine durch Bethätigung in der kommunalen Arbeit gerechtfertigten Ansprüche durchsetzt und seinerseits solche Männer in das Rothe Haus schickt, die neben gründlicher, durch eigene Thätigkeit gewonnener Erfahrung in kommunalen Dingen einen festen Charakter, einen offenen Kopf, moralische Integrität, starkes Pflichtgefühl und Arbeitskraft besitzen und frei von politischem Fanatismus sind.

Die Tabellen II und III enthalten die Einzelzahlen zu der im Text gegebenen Darstellung und bilden ihre statistische Unterlage. Tabelle II giebt an, in welcher Anzahl die einzelnen Stände an der Verwaltung der einzelnen Ehrenämter betheiligt sind; Tabelle III differenzirt diese Betheiligung für die Handwerker besonders.

Die Anzahl der in Ehrenämtern befindlichen Handwerker ist in beiden Tabellen nicht genau dieselbe; der Unterschied (14) ist indeß so gering, daß er für die Berechnung gleichgiltig ist; die Richtigstellung habe ich unterlassen, weil das Maß der dazu erforderlichen Arbeit ihrer Bedeutung nicht entspricht.

* * *

Nachschrift.

Inzwischen hat sich die Anzahl der städtischen Vertreter um 15 vermehrt. Den größten Zuwachs hat die Sozialdemokratie erlangt, da ihre Fraktion von 20 auf 27 Mitglieder gestiegen ist, unter denen sich vier Aerzte befinden. Letztere werden zweifellos mit dahin thätig sein, das in der Stadtverordneten-Versammlung herrschende Trägheitsmoment, namentlich in Bezug auf die Wohnungs-, die Schul- und Verkehrsfrage u. A. zu überwinden.

Das Verhältniß der Anzahl der Eigenthümer zu der Anzahl der Miether hat sich um ein Geringes zu Gunsten der Letzteren verschoben.

Erklärung der Abkürzungen für die folgenden Tabellen:

B.V. = Bezirksvorsteher.
A.B.V. = Abschätzungsverordneter.
V. = Vorsteher.
St. = Stellvertreter.
M. = Mitglied.
7. = Fortbildungsschule.
8. = Höhere Webeschule.
9. = Privatschulen.
10. = Militär-Verwaltung.
11. = Hospitäler.
12. = Gesindefonds.
13. = Stiftungen.
14. = Armenspeisung.
15. = Invaliditäts-Versicherung.
16. = Bezirksausschuß.
17. = Sanitäts-Kommission.
18. = Märk. Prov. Museum.

Tabelle II.

	Stadtverordnete.	Bez.-Deputirte.	B.V.		Armenkommission.			Waisenkommission.			Schulkommission.			Schiedsmann.		Steuer.			7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	Summa.
			V.	St.	V.	St.	M.	V.	St.	M.	V.	St.	M.	V.	St.	A.B.V.	V.	St.														
Kaufleute	24	15	87	92	51	49	486	55	39	195	45	43	312	78	89	67	85	82	15	—	22	69	2	6	35	—	—	—	—	—	—	2019
Rentiers	23	13	45	32	26	24	187	21	16	61	10	14	81	47	27	50	33	29	8	—	11	56	—	2	35	6	—	—	—	1	—	835
Fabrikbesitzer	9	6	42	51	27	25	214	26	27	104	17	11	168	38	41	15	18	48	13	3	5	36	1	—	31	1	—	1	—	—	—	971
Fabrikanten	7	2																														
Handwerker	10	9	83	64	63	89	801	46	55	324	53	48	643	56	44	109	63	67	23	2	12	64	4	2	35	5	3	1	—	—	1	2769
Rechtsanwälte	8	1	—	—	—	—	2	—	1	4	—	—	1	1	2	1	2	1	4	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	22
Aerzte	5	7	1	1	—	—	18	3	1	13	1	3	11	1	5	—	—	1	4	—	10	1	—	—	4	—	—	—	15	1	—	101
Redakteure u. Schriftsteller	4	—	1	1	—	—	2	1	—	1	—	—	5	1	1	—	3	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—		—	—	—	17
Apothekenbesitzer	3	4	11	7	1	11	30	2	2	8	—	1	4	3	4	—	8	7	4	—	2	8	—	—	2	1	—	—	—	—	—	120
Destillateure	3	—	3	3	4	2	15	3	1	7	1	—	19	2	—	2	2	1	1	—	—	5	—	—	1	—	—	—	—	—	—	72
Gastwirthe	3	1	2	2	5	7	74	2	3	41	7	10	68	1	3	3	—	5	—	—	—	6	—	—	1	1	—	—	—	—	—	242
Sonstige gewerbliche Besitzer	3	1	6	9	2	4	41	2	3	12	4	3	32	7	9	7	6	9	3	1	6	8	—	1	7	—	—	—	—	—	—	183
Ingenieure u. Techniker	2	1	4	4	2	3	22	3	15	13	4	5	16	3	8	14	7	4	2	—	2	5	—	—	1	—	1	—	—	—	—	139
Architekten	2	—																														
Baumeister	2	2	1	1	—	1	12	2	—	4	—	—	4	4	1	5	3	3	1	—	4	2	—	—	1	—	—	1	1	—	—	53
Gymnasial-Direktoren (Philologen)	2	1	1	—	—	1	9	2	1	7	1	—	7	1	—	1	2	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—	43
Expedienten	2	—	—	—	1	—	2	—	—	1	—	—	3	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Bankiers	1	—	3	3	—	—	6	2	2	3	—	—	5	3	2	—	2	3	2	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	38
Höhere Beamte	1	3	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	3		1	—	2	—	—	12
Privatdozenten	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—		—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	3	—	—	—		—		6
Chemiker	1	1	—	2	—	—	2			1	—	—	2	1	1	—	—	—	—	—			1		—	—	—				—	11

Brauereidirektoren	1																															
Agenten (und Makler)	1	—	—	—	1	—	5	—	—	—	—	—	8	1	3	1	2	2	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	25
Schankwirthe	1	—	—	—	—	1	1	—	—	1	—	4	9	1	3	—	1	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	24
Thierärzte	1	—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	1	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Aquariumdirektor	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Lehrer (a. D.)	1	1	6	7	38	10	118	27	23	67	9	12	79	30	24	2	44	24	4	—	—	8	—	—	3	—	—	—	—	—	—	536
Händler (u. Drogisten)	1	3	6	6	4	14	143	7	7	76	10	16	151	12	9	3	18	21	5	—	2	14	1	10	—	—	—	1	—	—	2	541
Schulvorsteher	—	2	1	—	1	—	2	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Rektoren	—	1	3	1	—	4	21	6	2	17	3	3	649	9	9	2	5	3	3	—	1	3	—	1	—	1	—	—	—	—	—	747
Lotterie-Einnehmer	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	1	2	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Unternehmer	—	1	—	—	—	—	6	—	—	2	—	—	1	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	12
Beamte	—	2	7	12	43	20	78	21	20	58	11	18	106	17	17	11	30	23	19	—	3	14	3	—	13	—	—	—	2	1	—	549
Apotheker (Nichtbes.)	—	—	3	—	1	2	9	—	1	8	2	1	5	2	2	—	5	—	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	44
Zahnärzte	—	—	—	1	—	—	3	—	—	1	—	—	3	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10
Theologen	—	—	—	—	—	1	3	3	2	10	—	1	1	—	—	—	—	—	2	—	1	—	—	—	6	—	—	—	—	—	5	35
Küster und Diakone	—	—	1	1	1	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8
Künstler	—	—	—	2	4	—	10	—	—	10	2	1	8	—	—	—	1	2	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	1	—	44
Statistiker	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4
Bau- und Werkführer	—	—	1	—	—	2	5	—	—	25	—	3	9	—	—	—	1	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	49
Fleischbeschauer	—	—	—	—	—	—	11	1	—	1	2	—	7	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	24
Fuhrherren u. Spedit.	—	—	2	1	1	2	32	1	1	13	1	3	26	1	3	3	3	1	—	—	1	4	—	—	1	—	—	—	—	—	—	100
Kassirer, Buchhalt. rc.	—	—	1	1	1	3	17	2	3	11	1	2	9	1	3	—	4	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	61
Hauswart u. Verwalt.	—	—	—	—	2	1	2	2	2	10	1	—	—	1	—	—	2	1	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	27
Brunnen- u. Mühlenb.	—	—	1	1	—	5	—	1	—	2	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13
Hoteliers	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	2	1	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10
Landwirthe	—	—	5	5	1	—	32	—	1	13	3	6	32	3	2	8	2	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	116
Offiziere a. D.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	3	—	—	2	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	9
Arbeiter	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Sonstige	—	1	—	—	1	4	40	3	4	17	5	7	41	9	3	12	2	4	—	—	—	4	—	—	1	—	—	—	—	—	—	158
Eigenthümer	76	38	28	34	17	27	243	12	8	66	12	7	151	19	19	34	17	14	1	—	—	33	—	—	—	—	—	—	—	—	—	780
Summe		111	358	345	301	313	2714	260	243	1214	207	224	2684	361	341	358	379	382	123	8	94	317	12	22	190	15	6	6	20	10	8	11666

Tabelle III.

Handwerker	B.V.		Armenkommission.			Waisenkommission.			Schulkommission.			Schiedsmann.		A.B.V.	Steuerkomm.		7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	Summe.
	V.	St.	V.	St.	M.	V.	St.	M.	V.	St.	M.	V.	St.		V.	St.											
Bäcker u. s. w.	11	5	5	11	97	4	5	35	6	5	71	10	3	5	5	5	—	—	—	8	—	2	4	2	—	—	302
Fleischer	1	9	1	1	55	1	3	25	—	1	68	—	—	2	—	3	—	—	—	5	—	—	—	—	—	—	178
Barbiere	—	—	—	—	10	1	1	3	—	—	3	—	—	1		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	} 100
Friseure	—	—	—	1	1	2	—	4	2	2	1	—	1	—		2	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	
Heilgehilfen	1	1	1	1	20	1	4	5	1	—	16	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	
Juweliere und Graveure	1	4	2	3	19	2	3	12	3	1	18	2	3	—	3	4	—	—	1	2	—	—	1	—	—	—	84
Bildhauer u. s. w.	1	1	4	2	13	2	2	8	—	1	13	1	3	2	1	3	—	—	1	3	—	—	—	—	—	—	61
Böttcher	—	1	—	—	5	—		1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9
Buchbinder	3	2	2	2	19	1	2	7	7	2	11	3	1	2	1	—	—	—	2	2	—	—	—	—	—	—	75
Ciseleure	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Dachdecker	—	—	1		3	—	—	4	1	—	1	—				—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	14
Drechsler	1	—	1	—	8	2	1	5		1	5	—	—		1		1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	26
Feilenhauer	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—		—	—				—	—		—	—	—	—	—	—		1
Gelb- u. s. w. Gießer	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	1		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Glasschleifer u. s. w.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Glaser	1	—	6	2	12	—	1	5	2	—	12	—	1	—	—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	46
Gürtler	—	—	1	1	6	—	—	—	—	—	5	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	17
Hut- und Handschuhmacher	—	—	1	—	4	1	1	2	—	—	7	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	17
Klempner	4	3	2	4	26	2	—	12	4	1	26	1	1	9	2	3	2	—	1	2	—	—	2	1	—	—	108
Korbmacher	—	—	—	—	2	—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6
Kunststopfer	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Kupferschmiede und -Drucker	1	—	1	—	6	—	—	2	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	12
Kürschner	—	—	—	—	5	1	—	1	—	—	5	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13
Lackirer	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6
Lithographen	—	1	—	3	3	—	—	4	1	—	5	—	—	—		1	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	20
Gerber	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Maler	3	4	3	4	42	5	5	25	3	1	38	3	1	8	6	3	2	—	1	3	—	—	3	—	—	—	163
Maurer	16	8	2	1	42	2	1	8	2	—	23	5	6	29	11	2	3	—	4	9	—	—	2	—	2	1	179
Mechaniker und Optiker	2	—	1	1	15	1	—	3	—	—	7	—	2	1	3	4	2	—	—	2	—	—	2	—	—	—	46
Schmiede	1	1	—	3	20	1	2	6	—	—	15	1	3	1	1	1	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	58
Möbelpolirer	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Nadler	1	—	—	—	1	—	—	1	—	—	3	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	8
Rasch- und Tuchmacher	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2
[illegible]			1	1	4						3			1		1											11

Schlosser und Kunstschlosser	4	3	1	17	41	—	4	8	4	6	23	2	1	3	4	7	5	—	—	3	—	—	2	—	—	—	138
Schneider	—	2	1	3	36	—	2	22	3	1	39	—	2	1	2	2	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	118
Schornsteinfeger	2	—	1	1	12	1	—	3	—	1	4	1	—	1	—	1	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	31
Schuhmacher	3	—	1	3	27	1	—	12	—	2	32	—	—	—	1	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	85
Weber u. s. w.	—	—	—	—	2	1	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	2	—	—	1	—	—	—	—	—	8
Seiler	4	1	1	1	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10
Stellmacher	—	—	1	2	8	1	—	3	—	—	8	1	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	27
Tapezierer und Dekorateure	1	—	—	—	23	—	—	11	—	2	22	4	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	66
Tischler	1	4	10	6	72	5	3	30	2	7	61	9	3	9	4	3	4	—	1	—	—	—	5	—	1	—	240
Töpfer	4	1	—	1	26	1	—	7	1	—	6	—	1	3	—	—	—	—	—	2	—	—	1	—	—	—	54
Uhrmacher	3	3	4	1	27	1	3	15	—	2	20	1	2	3	1	3	—	—	—	2	—	—	2	—	—	—	93
Zahntechniker	—	—	—	—	11	—	—	3	2	2	4	2	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	27
Zimmermeister	11	8	3	2	25	—	3	8	3	2	10	2	2	23	4	3	2	—	—	7	1	—	3	—	—	—	122
Posamentiere	—	1	—	1	4	—	3	2	1	—	6	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	19
Küfer	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Zeichner	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	6
Fischermeister	—	—	—	1	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4
Mühlenmeister	1	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Instrumentenmacher und Bandagisten	—	—	—	1	3	1	—	2	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	11
Steinsetzmeister	1	—	1	2	6	—	—	1	—	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	15
Braumeister	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Staakermeister	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Schriftsetzer	—	—	—	—	2	—	1	2	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7
Stickmeister	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Buch- und Steindrucker	—	—	1	1	2	—	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7
Brunnenbauer	1	1	1	—	3	1	—	2	—	—	—	3	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	15
Wagenbauer	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Ofenbauer	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Prägemeister	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Mühlenbauer	—	—	—	1	1	1	—	1	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6
Kunstschnitzer (Schildpatt u. Elfenbein)	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Kartographen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Sporer	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Achsendreher	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Formermeister	—	—	—	—	—	—	—	1	—	2	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5
Schriftgießer	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Maschinenstepper	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Fliesenleger	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Vergolder u. s. w.	—	1	1	—	6	1	1	8	—	—	6	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	26
Summe	84	65	64	88	810	46	56	332	53	49	650	56	46	109	62	62	23	2	12	64	4	2	35	5	3	1	2783

Die Wirkung der australasischen Arbeitergesetze.

Von

W. Mommsen.

Mr. Seddon ist seit elf Jahren Minister und seit fast neun Jahren Premier in Neu-Seeland und während dieser langen Periode hat sich seine Thätigkeit in theilweiser Gemeinschaft mit seinem Kollegen Reeves in erster Linie darauf gerichtet, diejenige Arbeitergesetzgebung zu schaffen, welche in der Welt als die am meisten vorgeschrittene bekannt ist. Mit Neid und Neugier richten Arbeitgeber und Arbeitnehmer aller Länder ihre Blicke nach den abgelegenen Inseln, auf welchen das Gesetz jedem Streik vorgebeugt hat und wo die Obrigkeit neben der Arbeitszeit auch die Lohnfrage regulirt. Mit Recht fragt man jetzt, nachdem man von der Einführung dieser Gesetze so Vieles gehört hat, nach ihrer Wirkung und ob vielleicht Herr Seddon das schwierige Problem der Arbeiterfrage für die Welt gelöst habe. Nun sind diese Gesetze natürlich nicht mit einem Male entstanden; das bedeutendste, die Compulsory Conciliation and Arbitration Bill, trat im Jahre 1895 in Kraft. Wie dies bei einer gesetzlichen Maßregel, die vollständig neues Gebiet berührte, aber nicht anders möglich war, machte die praktische Erfahrung unendlich viele Abänderungen und Zusätze nothwendig und bis in die jüngsten Tage ist an dem Gesetz weiter gebaut und herumgefeilt worden, ohne von dem Grundgedanken der Beilegung industrieller Streitigkeiten durch Zwangsvergleich abzuweichen. Seitdem hat kein Streik in Neu-Seeland stattgefunden und wenn hiermit das Erstrebte erreicht ist, hätte das Gesetz seinen Zweck erfüllt.

Man kann sich im Allgemeinen keinen gerechteren und vernünftigeren Weg zur Beilegung von Streitigkeiten denken, wie den in Neu-Seeland eingeschlagenen: bei Eintritt von Differenzen

zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer muß das bestehende Verhältniß so lange fortdauern, bis Versöhnungs- und Schiedsgericht gesprochen haben, d. h. es steht weder dem Arbeiter frei die Arbeit niederzulegen, noch dem Arbeitgeber ihn zu entlassen; Arbeitszeit, Lohn u. s. w. bleiben unverändert bis zum Urtheilsspruch der letzten Instanz. Diese Gerichte sind aus der gleichen Zahl Vertreter beider Parteien mit einem unparteiischen, von der Regierung ernannten Vorsitzenden gebildet. Anwälte sind nicht gestattet, sondern der Arbitration-Court selbst muß bei den Betheiligten Einsicht in alle Verhältnisse, auch in die Geschäftsbücher nehmen und danach entscheiden. Selbstverständlich handelt es sich bei neun Zehntel aller Fälle um Lohnfragen und der Gerichtshof bestimmt aus den ihm vorgelegten Kalkulationen oder Bilanzen, ob und in welchem Grade eine Lohnerhöhung gerechtfertigt ist. Um eine gewisse Stabilität zu sichern, werden die Löhne eines jeden Gewerbes sofort bei Fällung des Urtheils auf eine bestimmte Zeit (meist zwei Jahre) festgesetzt, Appellation gegen die Entscheidung giebt es nicht und Uebertretungen werden mit hohen Geldstrafen belegt. Anträge auf Einberufung der Gerichte dürfen von Seiten der Arbeiter nur von sieben, zu einer Trade Union gehörenden Personen gestellt werden, durch welche Bestimmung, da dem freien Arbeiter gleiches Recht nicht zusteht, die Zugehörigkeit zu einer Union fast zum Zwange wird. Den Arbeitgebern der einzelnen Industrien bleibt es überlassen, ihrerseits Vereinigungen zu bilden, aber alle, auch solche, die freie Arbeiter beschäftigen, müssen sich den Urtheilssprüchen des Gerichtes, welche ihr Gewerbe betreffen, unbedingt fügen, d. h. sie sind gesetzlich verpflichtet, den festgesetzten Minimallohn zu zahlen, Arbeitsstunden einzuhalten oder andere Bestimmungen zu befolgen.

Dieses sind die Grundzüge der Arbitration Bill, außerdem ist aber in der Factories Bill und fast dreißig anderen, mehr oder weniger auch anderswo gültigen Gesetzen und Zusätzen bis in das kleinste Detail hinein gesetzlich bestimmt, welche Rechte und Pflichten Arbeitgeber und -nehmer gegen einander haben. Der neueste Zusatz der Gesetzessammlung verordnet eine einheitliche wöchentliche Arbeitszeit von 45 Stunden und gestattet nur drei Ueberstunden am Tage zweimal in der Woche, aber nicht mehr wie an 30 Tagen im Jahre. Unter Factories (Fabriken) versteht die australasische Gesetzgebung jede Werkstatt oder Arbeitsstätte wo zwei Mann arbeiten, einerlei ob dort Schweine geschlachtet, Hemden genäht oder Maschinen ge-

baut werden, und als Workman (Arbeiter) bezeichnet das Neu-Seeländer Gesetz jeden, der sich über 21 Jahre alt gegen Lohn zur Verrichtung von Hand- oder Büreauarbeiten verdingt und nicht mehr wie 150 Lstr. (3000 Mk.) Jahreseinnahme hat. Es gehören demnach Angestellte in kaufmännischen Geschäften und solche der Straßenbahnen in die Klasse der Arbeiter, auch sie haben ihre Trade Unions gebildet und vom Schiedsgericht Festsetzung ihrer Löhne und Arbeitszeit verlangt. Dieses hat jedoch seine Zuständigkeit, welche sich auf industrielle Arbeiter beschränkt, ablehnen müssen, weil man sie als solche nicht betrachten könne; der Gerichtshof empfahl aber an geeigneter Stelle zu beantragen, diese, offenbar nicht beabsichtigte Lücke des Gesetzes auszufüllen, und das Parlament erkannte die Forderung an, so daß jetzt z. B. Kommis von Materialwaarenläden als Arbeiter Minimallöhne beziehen werden, sobald das Schiedsgericht solche festgesetzt hat.

Seit der ersten Einführung dieser Gesetze sind nun sechs Jahre verstrichen und wenn sich ihre volle Wirkung auf die allgemeinen Verhältnisse wegen der vielfachen Abänderungen auch noch nicht ganz übersehen läßt, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dieselben, während sie bei den Arbeitern fast ungetheilten Beifall fanden, bei den Arbeitgebern schwerste Bedenken hervorgerufen haben. Neu-Seeland hat, wie die übrige Welt, von 1895 bis 1899 eine Periode der Hochkonjunktur durchgemacht, seine Produktion und sein Export sind in dieser Zeit ganz beispiellos gestiegen, seine öffentlichen Finanzen haben sich merklich gebessert und die Privateinlagen in den Banken und Sparkassen beweisen eine erfreuliche Zunahme des Nationalwohlstandes; seitdem ist aber ein bedenklicher Rückschlag eingetreten und namentlich der Werth der Exporte gesunken. Die während der guten Jahre festgesetzten Lohnsätze sind heute in vielen Industrien nicht nur eine drückende Last, sondern geradezu unmöglich, aber einer Reduktion steht nicht nur in den meisten Fällen das Gesetz, welcher dieselben auf Jahre hinaus festgelegt hat, entgegen, sondern auch der Arbeiter sträubt sich aufs Entschiedenste, von dem Errungenen etwas aufzugeben. Das, was einsichtige Leute längst vorausgesagt hatten, ist mit einem Schlage eingetreten: der Arbeiter ist wohl bereit, am Nutzen guter Jahre theilzunehmen und daraus Vortheil zu ziehen; wenn schlechte kommen, verweigert er jeden Beistand. Die Arbeitgeber, namentlich solcher Industrien, die starken Konjunkturwechseln ausgesetzt sind, haben in prosperirenden Jahren nicht genügende Reserven

sammeln können, um eine verlustbringende Periode auszuhalten; sie sehen sich jetzt in ihrer Existenz ernstlich bedroht und vor die Frage gestellt, bis zum totalen Ruin weiter arbeiten zu müssen oder ihren Betrieb ganz oder theilweise einzustellen.

Die Stimmen, die durch ganz Neu-Seeland laut werden und zur Vorsicht mahnen, mehren sich von Tag zu Tag, und es ist ein bedeutsames Zeichen, daß sich unter ihnen auch die des Vaters der Arbeitergesetze befindet. Seddon ist ein vorsichtiger Mann, der schwerlich so lange der mächtige Volkstribun geblieben wäre, wenn er auf seinen gesetzgeberischen Eroberungszügen nicht beständig das Ohr auf den Boden gelegt und das Herannahen seiner Gegner belauscht hätte, lange ehe sie ihm gefährlich wurden. Niemand versteht besser, als dieser Bismarck der Antipoden, auf den schaukelnden Wogen der Volksgunst sein Schiff zu steuern, und kein Staatsmann hat eine geschicktere Methode, seine Fühlhörner auszustrecken, wenn es sich darum handelt, die Volksstimmung über neue Pläne ausfindig zu machen, ohne sich irgendwie zu kompromittiren. In einem after dinner speech, wenn sein Auditorium in rosigster Laune ist, bringt er in der unschuldigsten, hypothetischen Form scherzend seine tiefdurchdachten Zukunftspläne an die Oeffentlichkeit und überläßt Zeitungen und Politikern nachher, ohne selbst in die Diskussion einzugreifen, diese seine Ideen aufzunehmen und sich dazu zu äußern. Merkt er, daß solche Pläne auf fruchtbaren Boden gefallen sind, wird nach Monaten das Parlament mit einem Gesetzentwurf überrascht, in dem der ursprüngliche Gedanke, verbessert durch die ihm in Folge der öffentlichen Diskussion gewordene Belehrung, enthalten ist.

Beim Empfang einer Deputation der Neu-Seeländer Trade Unions im August äußerte nun Seddon, der ein so feines Gefühl für die Volksstimmung hat, ernste Bedenken, ob das Gesetz für die Beilegung industrieller Streitigkeiten durch Schiedsgerichte bei der Majorität der Bevölkerung wirklich Anklang gefunden habe. Er sprach seine entschiedene Mißbilligung über das im Großen betriebene Vorladen der Arbeitgeber seitens der Arbeiter aus, wozu absolut keine Veranlassung vorläge und wodurch das Gesetz sicher zu Grunde gerichtet werde, weil beide Theile des ewigen Streites bald satt sein würden. Für die Arbeitgeber sei es jedenfalls im Interesse der Fortsetzung ihrer Unternehmungen unbedingt nothwendig, nicht in beständiger Unruhe zu leben, und Jemand müsse dafür Sorge tragen, daß dieses aufhöre. Das Gesetz sei an und

für sich ein gutes, aber es sei in letzter Zeit ganz in Verruf gerathen und man müsse sehr vorsichtig sein, damit nicht ein völliger Umschlag in der öffentlichen Meinung eintrete. Und als bei anderer Gelegenheit die Arbeiter neue Forderungen an ihn stellen, erklärt der Premier, das Volk von Neu-Seeland erwarte von ihm, daß das Arbeitsverhältniß nicht weiter beschränkt werde; man habe jetzt wahrlich genug Gesetze und jeder Arbeiter müsse aus den vielen Urtheilssprüchen des Schiedsgerichts genau wissen, wie weit die Gesetzgebung für ihn eintritt.

Die Veranlassung zu diesen sehr bestimmt abgegebenen Erklärungen ist unzweifelhaft die wachsende Unzufriedenheit des Theiles der Bevölkerung, der direkten Nutzen von der neuen Gesetzgebung nicht zieht, und hierzu gehören auch die ländlichen Arbeiter, welche noch keine australasische Regierung unter sie zu bringen gewagt hat. Es ist gewiß bezeichnend für die Unsicherheit der Gesetzgeber, daß sie die Landwirthschaft, auf deren günstiger Entwicklung der Nationalwohlstand Neu-Seelands in erster Linie beruht, direkt noch in keiner Weise bei Anwerbung ihrer Hilfskräfte beschränkt haben, während allerdings die zahlreichen, mit der Exportzubereitung landwirthschaftlicher Produkte beschäftigten Unternehmungen (Fleischwerke, Butterfabriken, Gerbereien u. s. w.) schwer unter der Gesetzgebung leiden. Obgleich die Löhne ländlicher Arbeiter in Fühlung mit denen der gewerblichen geblieben und beständig gestiegen sind, hat sich wegen der ungleichen Rechte ein schroffer Gegensatz zwischen ihnen herausgebildet, und bei der großen Zahl der ersteren ist sich Seddon voll bewußt, daß die Möglichkeit des Umschwungs in der öffentlichen Meinung ernste Gefahren für ihn hat.

Einen Einblick in die für den Arbeitgeber geschaffenen Zustände gewährt der folgende im „Dunedin Star" veröffentlichte Brief einer sehr bedeutenden Exportgerberei und Lederzubereitungsfirma in Dunedin, welcher die Gründe angiebt, warum sich dieselbe zur Verlegung ihres Geschäftes nach Sydney (Neu-Süd-Wales) entschlossen hat. Sie schreibt: „Wir leben hier in täglicher und stündlicher Angst wegen weiterer Lohnerhöhungen, die unsere Arbeiter von uns fordern, vor das Versöhnungs- und Schiedsgericht geladen zu werden, während unsere Industrie durchaus nichts mehr zu bewilligen im Stande ist. Ferner weigern wir uns entschieden, den Unionisten vor den freien Arbeitern den Vorzug zu geben, wozu uns das hiesige Gesetz zwingt. Obgleich wir wegen der hohen Arbeitslöhne zum Schutze unserer Interessen eine Anzahl Maschinen importirten, von denen

jede einzelne uns acht menschliche Arbeitskräfte ersetzt, bleibt unser Geschäft doch unrentabel. In einer schiedsgerichtlichen Verhandlung in Christchurch erstritten sich die Arbeiter in unserem Gewerbe kürzlich ein Urtheil, durch welches nicht nur der Tagelohn und die Arbeitszeit, sondern auch die tägliche Leistung eines jeden Mannes festgesetzt wurde. — Sobald nur eine Gewerkschaft ihre Union gebildet und organisirt hat, macht sie vollen Gebrauch vom Gesetz, meldet einen Streitfall bei dem Gericht an und damit beginnt für uns die Prozedur des langsamen Verblutens. Löhne gehen dann wohl zeitweilig in die Höhe, aber die Industrie wird zu Grunde gerichtet."

Die Verfügung, daß jeder Arbeitgeber, wenn er einen neuen Mann einzustellen beabsichtigt, sich an die betreffende Trade Union zu wenden gezwungen ist und einen freien Arbeiter erst dann annehmen darf, wenn ihm diese nach 24 Stunden keinen geeigneten Mann gestellt hat, ist einer der meist umstrittenen Punkte, und ihr Vorhandensein beweist deutlich, welchen Einflüssen das Neu-Seeländer Parlament unterworfen ist.

Heute schon endgiltige Schlüsse zu ziehen, wäre, wie bereits vorher gesagt, übereilt, aber alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Seddonsche Gesetzgebung in ihrer jetzigen Form das Problem nicht gelöst hat. Vielleicht läßt sich, ohne vom Prinzip abzugehen, noch manches verbessern, aber die harte Nuß wird immer die Frage der Zusammensetzung der Schiedsgerichte bleiben, denn die Versöhnungsgerichte sind bedeutungslos und haben in den seltensten Fällen zu einer Verständigung geführt, weil eine der streitenden Parteien fast immer gegen ihre Entscheidung appellirt hat. Es giebt nur einen Arbitration Court in der ganzen Kolonie und er besteht aus drei von der Regierung auf drei Jahre ernannten Mitgliedern, von denen je einer von den beiden Parteien vorgeschlagen wird, während der Dritte und Vorsitzende ein Richter des höchsten Gerichtshofes sein muß. Es ist von vornherein sicher, daß sich die ersteren Zwei schroff gegenüberstehen und die Entscheidung allein in der Hand des Vorsitzenden liegt. Zu Richtern des obersten Gerichtshofes ernennt in den Kolonien wie in England die jeweilige Regierung unter den angesehenen Rechtsgelehrten des Landes politische Gesinnungsgenossen, häufig sogar Parlamentsmitglieder der eigenen Partei. Wenn nun ein Arbeiterministerium seit vielen Jahren am Ruder ist, fällt es nicht schwer, den Posten als Vorsitzender des Schiedsgerichts mit einem Gleichgesinnten zu besetzen,

der bei aller persönlicher Unparteilichkeit aus vollster Ueberzeugung seine Urtheilssprüche fast ausnahmslos zu Gunsten der Arbeiter fällt. Erst in allerletzter Zeit hat die Nothlage der Kapitalisten eine kleine Besserung darin bewirkt, aber selbst jetzt geht der Richter noch sehr ängstlich darauf aus, das Recht seiner politischen Freunde wahrzunehmen. Richter Cooper, der gegenwärtige Vorsitzende, lehnte zwar im August dieses Jahres ab, den Wollarbeitern in Gerbereien und Fleischwerken die geforderte Lohnerhöhung zu bewilligen, weil die Lage des Wollmarktes für die Fabrikanten derartig ernst sei, daß er sich nicht für berechtigt halte, die augenblicklich bestehenden Verhältnisse zu ändern, aber eine definitive Entscheidung würde das Gericht nicht fällen, weil sonst den Arbeitern vielleicht Unrecht geschehe, wenn die Wollpreise wieder besser würden, während andererseits den Fabrikanten ein Unrecht geschehe, so lange die Preise so niedrig bleiben. Die Lohnfrage würde demnach eine offene bleiben und es stände der Union frei, nachdem Wolle im Preise gestiegen ist, den Fall wieder vor das Gericht zu bringen. Daß der Gerichtshof dann, d. h. wenn die Wollpreise hohe sind, die Löhne ganz unabhängig davon, ob Wollpreise herauf- oder heruntergehen, auf zwei Jahre auf dieser Basis festsetzen wird, spricht die getroffene Entscheidung deutlich aus, und dies zeigt die unglückliche Situation der Arbeitgeber in Zeiten geschäftlicher Depression. Man kann daher mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß die bestehende Gesetzgebung nicht von Dauer sein wird, weil sie den geschäftlichen Unternehmungsgeist tödtet und das Kapital aus dem Lande treibt. Die Lage muß um so mehr zu einer Krisis führen, weil die Arbeiter oder richtiger gesagt die leitenden Geister der Trade Unions noch jedesmal, wenn ihnen ein prinzipielles Urtheil des Schiedsgerichtes nicht gepaßt hat, dasselbe dadurch werthlos gemacht haben, daß sie im Parlament Spezialgesetze für den betreffenden Fall durchsetzten. Jedenfalls wird es von besonderem Interesse sein, den Verlauf der Dinge in Neu-Seeland während der nächsten Monate und so lange die allgemeine Depression andauert, aufmerksam zu verfolgen.

Nicht als stille Beobachter haben die Arbeiter in den anderen australasischen Staaten den Erfolgen ihrer Neu-Seeländer Genossen zugeschaut. Je nach der Stärke ihrer Partei sind in allen Kolonien mehr oder weniger tief in die wirthschaftlichen Verhältnisse eingreifende Arbeitergesetze entstanden, denen die Seddonschen zum großen Theil als Muster gedient haben. Der Arbeiter-

einfluß ist so mächtig, daß es heute in keiner Kolonie ein Ministerium giebt, welches nicht unter seiner Flagge segelt, und in ganz Australasien würde in kaum einem städtischen Wahlkreis ein Parlamentskandidat Aussichten haben, gewählt zu werden, der nicht bestimmte, arbeiterfreundliche Erklärungen abgiebt. Am meisten verschont von derartiger Gesetzgebung war bisher Neu-Süd-Wales, aber seitdem sein früherer Premier und wackerer Freihandelskämpe George Reid durch die vereinten Schutzzöllner und Arbeiter verdrängt ist, holt man das Versäumte eifrigst nach. Der Minimallohn von 7 sh für den achtstündigen Arbeitstag ist dort bereits gesetzlich eingeführt und die Arbeitervereine haben dem Minister der öffentlichen Arbeiten O'Sullivan als Anerkennung dafür mit einer goldenen Uhr und mit Sovereigns gespickter Börse beschenkt. In seiner Dankrede prophezeit dieser Herr, daß Neu-Süd-Wales bald Neu-Seeland in sozialistischer Gesetzgebung überflügelt haben werde und daß die 7 sh nur als Uebergang zum 8 sh-Minimallohn dienen sollen, welchen er einzuführen hoffe, sobald die Zeiten etwas besser seien. Hätte man ihm zwei goldene Uhren und die doppelte Zahl Sovereigns geschenkt, meinen seine Gegner, würde er vielleicht auch 9 sh versprochen haben.

Auch eine Compulsory Arbitration Bill ist jetzt im Neu-Süd-Wales-Parlament von der Regierung eingebracht, welche sich nur wenig von dem Neu-Seeländer Gesetz unterscheidet; die Ausarbeitung des Entwurfes geschah durch einen Richter des höchsten Gerichtshofes, der eingehende Studien über die Wirkung des Gesetzes in Neu-Seeland gemacht hatte, und so suchen die Abänderungen hauptsächlich einige der Schäden des letzteren zu beseitigen. Um die Häufigkeit der Streitfälle einzuschränken, sollen in Neu-Süd-Wales erst 20 Arbeiter, und zwar freie oder Unionisten, statt der 7 Unionisten in Neu-Seeland, den Antrag auf Untersuchung vor dem Schiedsgericht stellen können. Ferner beabsichtigt man die Versöhnungsgerichte, die meist sehr zeitraubend — die Mitglieder beziehen Tagesdiäten — und trotzdem zwecklos sind, ganz fortfallen zu lassen. Drittens sollen die von dem Schiedsgericht getroffenen Entscheidungen nicht nur für den betreffenden Streitfall, sondern für alle ähnlichen Fälle bindend sein, wodurch verhindert wird, daß ein einzelner größerer Unternehmer, der häufig eine ganze Anzahl verschiedenen Gewerben angehörende Arbeiter in seinem Betriebe beschäftigt, wie es in Neu-Seeland geschieht, von jeder einzelnen Sektion vorgeladen wird. Daß dieser Gesetz-

entwurf im Unterhaus angenommen werden wird, unterliegt bei der Zusammensetzung desselben keinem Zweifel, und damit würde Neu-Süd-Wales aufhören, die Zufluchtsstätte der in anderen Kolonien in ihrer Existenz bedrohten Industriellen zu sein; aber es ist sehr fraglich, ob das Oberhaus in diesem Falle seine Zustimmung geben wird.

Keine der anderen Kolonien hat bisher die Compulsory Arbitration Bill adoptirt, die meisten haben sich auf Einsetzung freier Schiedsgerichte beschränkt, welche aber nicht vermocht haben, gelegentlichen Streiks vorzubeugen, wie z. B. der allgemeine, glücklicher Weise aber nur kurze Streik sämmtlicher Eisenbahnangestellten in West-Australien vor einigen Monaten bewies, wo die Goldfelder von der Zufuhr aller Lebensmittel Tage lang abgeschnitten waren. Das Bundesparlament darf verfassungsgemäß in industrielle Streitigkeiten gesetzgeberisch nur dann eingreifen, wenn sich diese über die Grenzen einer einzelnen Kolonie ausdehnen. Herr Kingston, früher Premier in Süd-Australien, jetzt Handels- und Zollminister des Bundesstaates, dem auch die Ausarbeitung des Zolltarifes oblag, hat noch vor diesem dem Parlament einen Conciliation and Arbitration Act vorgelegt, welcher genau dem Neu-Seeländer nachgebildet ist, der aber nicht einmal die in Neu-Süd-Wales vorgeschlagenen Verbesserungen enthält und dessen Annahme zur unbedingten Folge haben muß, daß bei der starken inneren Organisation der Trade Unions aller Kolonien untereinander jede lokale Streitfrage zur allgemeinen gemacht werden wird. Eine sehr zahlreiche und einflußreiche Deputation der Arbeitgeber aller Industrien Viktorias, die auch ihrerseits schon seit Jahren zur Wahrung ihrer gemeinschaftlichen Interessen eine Employers Union gebildet haben, trug sofort nach Bekanntwerden des Gesetzesvorschlages dem Minister ihre schweren Bedenken dagegen vor. Namentlich wies man auf die unvollständigen und widersprechenden, zum Theil recht ungünstig lautenden Berichte über den Erfolg in Neu-Seeland hin und jede einzelne Industrie stimmte einen Trauergesang an, wie schwer die Industriellen Victorias bereits durch Lohn-, Fabrik- und Haftpflichtgesetzgebung belastet sind, wie von angemessener Verzinsung des Anlagekapitals schon längst nicht mehr die Rede sein könne, wie man den Betrieb einschränken und Arbeiter entlassen müsse, so daß weitere gesetzliche Beschränkung zur völligen Lahmlegung des Unternehmungsgeistes führen werde. Kingston, im sicheren Bewußtsein einer im Parlament hinter ihm stehenden Majorität, antwortete,

daß die Regierung fest entschlossen sei, ihren Entwurf durchzubringen oder mit ihm zu fallen. Keine Zeit sei für Erledigung der Arbeiterangelegenheiten günstiger, wie gerade die jetzige, wo Frieden zwischen den Parteien herrsche und man sich in Ruhe aussprechen könne; wolle man warten, bis sie sich erst wieder in den Haaren lägen, käme nie ein Gesetz zu Stande, welches Aussicht auf Dauer und Erfolg verspräche. Er persönlich sei zwar ein unbedingter Anhänger der Trade Unions und der Meinung, daß sie, die Zeit und Geld in dem Kampf für die Rechte ihrer Genossen opferten, auch das ausschließliche Anrecht auf die Erfolge haben sollten, trotzdem wolle er auch den freien Arbeitern die gleichen Vortheile gewähren. Wenn dieses die einzige Konzession ist, die gemacht werden soll, bedeutet sie herzlich wenig, denn die Unions terrorisiren sowohl ihre eigenen Mitglieder, wie die Arbeitgeber durch den Paragraph ihrer Statuten, der bestimmt, daß die Arbeit von den Unionisten sofort niedergelegt wird, wenn ein Unternehmer einen einzigen freien Arbeiter einstellt.

In keiner Kolonie, selbst nicht in Neu-Seeland, ist die Industrie durch die Arbeitergesetzgebung schärfer getroffen wie in Victoria, wo zwar keine Schiedsgerichte, wohl aber Lohngerichte bestehen, die zu dem gleichen Ziele führen. Der Fabrikant dort behauptet, daß seit Einsetzung dieser Gerichte die eigentliche Leitung seines Geschäftes in den Händen dieser Körperschaft ruhe und er nicht länger Herr in seinem eigenen Hause sei. Die geschaffene Lage erweckt in ihm um so schmerzlichere Gefühle, weil er selbst an dem Zustandekommen dieser Gesetze mitgewirkt hat. Unter falschen Vorspiegelungen habe man ihn dazu veranlaßt, sagt er heute und hat damit nicht so ganz Unrecht, weil er sich bei einem Kuhhandel über die Ohren hauen ließ; denn für das Zugeständniß der den Industriellen bewilligten enormen Schutzzölle versprachen diese der Arbeiterpartei als Kompensation entsprechende Aufbesserung der Löhne, wo solche den geforderten Leistungen und den lokalen Verhältnissen nicht entsprachen, d. h. die Arbeiter verlangten von denen, die allein Vortheil aus dem Ausschluß der Produkte ausländischer, billiger Arbeit zogen, Vergütung für die dadurch hervorgerufene Vertheuerung gewisser Bedarfsartikel. Man einigte sich dahin, eine Royal Commission zur Untersuchung der in den einzelnen Industrien gezahlten Löhne einzusetzen, die darüber an das Parlament zu berichten hatte. Die Kommission, die den bezeichnenden Namen „On Sweating“ führte, unter welchem Worte der Engländer das

Aussaugen des hungernden Arbeiters durch einen gewissenlosen Arbeitgeber versteht, beschäftigte sich ihrer Bestimmung gemäß zuerst mit den in einzelnen Industrien, namentlich solchen der Bekleidungsbranchen, welche viel Hausarbeit ausgaben, gezahlten Löhnen, ging dann aber weit über ihre Bestimmung hinaus und untersuchte die Lohnverhältnisse in Gewerben, wo von Sweating durchaus keine Rede sein konnte. Das gesammelte Material diente dann als Grundlage für den heutigen Factories Act, durch den die Wages Boards (Lohngerichte) eingeführt wurden. Ursprünglich dazu bestimmt zu verhindern, daß wirklich erbärmliche Hungerlöhne an arme Leute, die in ihrer Noth jede Arbeit und jede Bezahlung annehmen, gezahlt wurden, ist in Folge des in australasischer, schnell geschaffener Gesetzgebung so oft mangelhaften Wortlauts eine Behörde daraus entstanden, die jeder Industrie genau vorschreibt, welche Minimallöhne sie den einzelnen Kategorien ihrer Arbeiter zahlen muß. Daß für außer dem Hause verrichtete Stückarbeit festgelegt ist, wieviel z. B. der Zuschneider für das Zuschneiden eines Rockes oder die Näherin für die Anfertigung eines Knopfloches erhält, mag gerecht sein, aber ungerecht ist, sowohl für die Arbeiter wie für den Fabrikherrn, daß alle Fabrikarbeiter, ob leistungsfähig oder nicht, ob fleißig und gewissenhaft oder träge und gleichgültig, für die gleiche Arbeitszeit gleichen Lohn empfangen. Der Arbeitgeber kann wegen der kaum erschwingbaren Mindestlöhne jetzt bessere Leistungen nicht mehr nach Verdienst belohnen und der Arbeitnehmer, welcher höhere Intelligenz besitzt und welcher in der Hoffnung auf größeren Verdienst eifriger war, sinkt daher auch mit seinen Leistungen auf das Niveau seiner minderwerthigen Kollegen herab.

Wie in Neu-Seeland richten sich in Victoria die Hauptklagen gegen die Zusammensetzung der Wages Boards, deren jedes Gewerbe ein besonderes hat. Beide Parteien wählen in diese je 4 bis 6 Vertreter und die Regierung ernennt, falls eine Einigung nicht erzielt wird und das geschieht nie, einen unparteiischen Vorsitzenden, aber nicht einen Richter, sondern irgend eine ihr genehme Persönlichkeit, meist höhere Verwaltungsbeamte oder Geistliche, denen jede Sachkenntniß abgeht und deren einzige Qualifikation eine ausgesprochene Arbeiterfreundlichkeit ist. Die Einwände der machtlosen Arbeitgeber verhallen in den Sitzungen dieser Boards ungehört und es ist nicht vorgekommen, daß der Vorsitzende auch nur ein einziges Mal auf ihrer Seite gestanden hätte. Erst

kürzlich erklärte einer dieser Herren, dem die Nothlage der Industrie vorgestellt wurde: „Ich habe nicht die Geschäftslage zu prüfen, sondern einen angemessenen Lohnsatz festzusetzen, von dem ein Mann komfortabel leben kann". Diese schwierige Frage wird in Victoria durch das Machtwort eines Mannes entschieden und es kann nicht Wunder nehmen, daß sich die junge Industrie, die in Folge jahrelanger Nachwehen des großen Kraches vor zehn Jahren keinen leichten Stand hatte, die sehr stark mit fremdem, theurem Gelde arbeitet und die die Verkaufspreise ihrer Fabrikate nicht erhöhen kann, wenn sie sich ihr beschränktes Absatzgebiet wahren will, bereits heute in einer schweren Krisis befindet. Etablissements, die in Konkurrenz mit dem Ausland treten, wie Fleischwerke, Mühlen u. s. w. haben innerhalb der letzten zwölf Monate ihren Betrieb stark einschränken müssen, Gerbereien, ein früher sehr umfangreiches Gewerbe, mußten ganz die Arbeit einstellen und exportiren heute die Felle im Rohzustande; neues Kapital wird in der Industrie wegen der unsicheren Zustände nicht mehr angelegt, altes wird gekündigt und für den inländischen Bedarf arbeitende Fabriken ersetzen mehr und mehr Handarbeit durch Maschinen, so daß umfangreiche Arbeiterentlassungen erfolgten. Das ist schlimm genug für die Industriellen und Kapitalisten, aber nicht um ein Haar besser für die Arbeiter. Die Zahl derer, die aus den Lohnerhöhungen Vortheil ziehen, mußte sich naturgemäß verringern; die Arbeitslosen wurden gezwungen, außerhalb ihres Gewerbes als Tagelöhner weit geringeren Verdienst zu suchen, und namentlich darf man nicht vergessen, daß hohe Löhne im Verein mit Schutzzöllen das Steigen der Preise aller Lebensbedürfnisse verursacht haben. Durch den aufs Aeußerste hochgeschraubten Minimallohn ist vor Allem dem Arbeiter, welcher durch Alter, Körperschwäche oder geringere Intelligenz weniger leistungsfähig ist, die Existenz in seinem eigenen Handwerk vollständig genommen, denn von dem Arbeitgeber kann nicht erwartet werden, daß er für den ihm vom Gesetz aufgedrungenen Lohn einen minderwerthigen Mann einstellt, wenn er für das gleiche Geld einen vollwerthigen haben kann, und persönliche Rücksichten werden nicht mehr in Frage kommen. Hierdurch hat sich das gegenseitige Verhältniß gewiß nicht verbessert und statt des erstrebten Ausgleichs hat man erreicht, daß die Leidenschaften im Innern beständig gähren.

Selbstverständlich ist, daß der Arbeiter soviel Geld nimmt, wie er bekommen kann, aber ebenso selbstverständlich ist, daß der

Fabrikant sein Geschäft nur fortzuführen im Stande ist, wenn er es auf kaufmännischer Basis betreibt, und dazu gehört im Fabrikationsgeschäft, vielleicht noch mehr, wie in einem rein kaufmännischen, eine ganz genaue Kalkulation. Neben den Rohmaterialpreisen, die der Weltmarkt regulirt, nehmen hierbei die Löhne die erste Stelle ein, und wenn das Wages Board ihm diesen wichtigsten Theil seiner Berechnung aus der Hand nimmt, ohne gleichzeitig ebenso kategorisch den Verkaufspreis der fabrizirten Waaren, sei es im Inland oder Ausland, anzuordnen, hört jede Kalkulation auf und Verluste sind fast unvermeidlich. Ein Fabrikant kann aber nicht längere Zeit mit Kapitalverlust arbeiten und so ist den Lohnforderungen eine natürliche Grenze gesetzt: entweder wird der Betrieb eingestellt und der Arbeiter verliert seine Beschäftigung oder der Betrieb wird fortgesetzt und der Arbeiter begnügt sich mit geringerem Lohn. Auf diesem Standpunkt ist man heute, nachdem der Factories Act noch nicht vier Jahre in Kraft gewesen ist, bereits angelangt.

Von dem vielen mir zur Verfügung stehenden Material möchte ich als Bild der für die Arbeitgeber geschaffenen ungemein schwierigen Lage und gleichzeitig der Eingriffe der Wages Boards aus einem mir von befreundeter, unbedingt zuverlässiger Seite zugegangenen Brief einen Auszug mittheilen. Der Schreiber ist Inhaber einer Druckerei in Melbourne, in welcher bedeutendes Kapital steckt und wo über 100 Setzer und Buchbinder beschäftigt sind. Er schreibt: „Neben unsern Zeitungen haben wir in dem am 30. Juni d. J. schließenden Geschäftsjahre noch für etwas über 15 000 Lstr. (300 000 Mark) andere Druckaufträge ausgeführt und nach Abzug der Löhne und Unkosten verblieb uns auf diesen Posten ein Reingewinn von 200 Lstr. (4000 Mark), was erkennen läßt, wie wenig einträglich das Druckgeschäft bisher war. Sehr bedenklich ist, daß jetzt unser Wages Boards durch die entscheidende Stimme seines Vorsitzenden die Erhöhung des Minimalwochenlohnes für Schriftsetzer und Buchbinder von 52 sh auf 56 sh dekretirt hat. Statt eines kaum nennenswerthen Nutzens steht uns durch diese gewaltsame Erhöhung ein effektiver Verlust bevor, da höhere Preise ganz außer Frage sind. Im Interesse der Arbeiter liegt dieses Vorgehen gewiß nicht, denn wir werden nur die tüchtigsten behalten und alle verlustbringenden Aufträge ablehnen."

Der Vorsitzende dieses Wages Boards war früher Oberbibliothekar an der Melbourner Staatsbibliothek und ihm hat die

Regierung als unparteiischem Sachverständigen zu bestimmen überlassen, ob eine Bezahlung von 52 sh für achtundvierzigstündige Arbeitszeit angemessen ist oder nicht. Sehr schwer betroffen werden durch diese Verordnungen namentlich die vielen kleineren Druckereien in den Provinzialstädten, die mit wenig maschinellen Einrichtungen versehen, hauptsächlich auf Handarbeit angewiesen sind; da sie meist auch kleine Lokalzeitungen herausgeben, geht ein Nothschrei der Provinzialpresse durchs ganze Land und die Regierung ist augenblicklich damit beschäftigt, sich zu überlegen, ob der Wortlaut des Gesetzes wohl zuläßt, daß dasselbe auf die größeren Städte beschränkt bleibt. Hierdurch würde vermuthlich ein Zustand allgemeiner Verwirrung hervorgerufen und ein noch stärkerer Zuzug der Arbeiter nach den Großstädten veranlaßt werden, als er bereits besteht.

Schwer lastet auf dem Unternehmer die Haftpflicht bei allen in seinem Betriebe vorkommenden Unfällen, gegen welche er sich nur durch die theure Privatversicherung decken kann. Der Arbeiter leistet dazu keinen Beitrag, obgleich er oder seine Hinterbliebenen Anspruch auf Schadenersatz haben, auch wenn den Unternehmer eine Schuld an dem Unfall nicht trifft. Die zugesprochenen Entschädigungen sind so hoch, daß ein nicht versicherter Arbeitgeber durch einen größeren Unfall leicht an den Bettelstab gebracht wird.

Daß der Factories and Shops Act in Victoria in mannigfacher Beziehung wohlthätig gewirkt und viele alte Schäden beseitigt hat, darf keinesfalls verkannt werden. Durch ihn hat der achtstündige Arbeitstag seine, allerdings beschränkte, gesetzliche Bestätigung gefunden. Denn obgleich derselbe bei allen Regierungs- und Korporationsarbeiten seit lange eingeführt war und fast sämmtliche Trade Unions diese Arbeitszeit schon vorher für ihre Mitglieder erwirkt hatten, fehlte es an einem Gesetz, welches anders gesinnte Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Einhaltung der Stunden zwang. Die Wages Boards, indem sie die Arbeitsstunden für jedes Gewerbe einheitlich festsetzen, haben diesen Mißstand beseitigt, aus dem namentlich kleinere, nicht von Unionsarbeitern abhängige Unternehmer Vortheil zogen, und es ist hierdurch der Achtstundentag für alle nicht ländlichen Arbeiter ziemlich allgemein geworden. Diese Errungenschaft der Arbeiter hat sich in ganz unerwarteter Weise auch für die Mehrzahl der Arbeitgeber derartig vortheilhaft erwiesen, daß es heute kaum zweierlei Meinungen darüber giebt. Die erhöhte Leistungsfähigkeit und die Ersparnisse an Betriebs-

unkosten bieten in den meisten Gewerben mehr wie Ersatz für die Verkürzung der Arbeitsstunden. Gleichzeitig hat sich die soziale Lage der Arbeiter ganz ungemein gehoben. Nicht todtmüde, bloß um zu essen und zu schlafen, kehrt der australasische Arbeiter nach vollendetem Tageswerk zu seiner Familie zurück, sondern es bleibt ihm Lust und Muße sich den Seinigen zu widmen und die Vortheile des eigenen Herds zu genießen; die säuberen Häuschen, in denen ausnahmslos nur eine Familie wohnt, mit ihren sorgsam gepflegten Vordergärtchen legen in jeder australasischen Stadt Zeugniß davon ab. Der Bildungsgrad des australasischen Arbeiters ist ein ganz ungewöhnlich hoher, hauptsächlich darum, weil er Zeit zum Lesen hat und weil ihm die zahlreichen Volksbibliotheken, von denen er eifrigen Gebrauch macht, die geeignete Lektüre bieten.

Namentlich hat die Beschränkung der Arbeitsstunden für Ladenangestellte, die nicht übertrieben ist, allgemeine Billigung gefunden und die Gewährung eines freien Nachmittags in der Woche an alle Angestellten oder Arbeiter hat sich durchaus bewährt. Durch die Verordnung, daß alle Geschäfte derselben Branche einheitlich an dem gleichen, von ihnen selbst durch Majoritätsbeschluß zu bestimmenden Wochentage um 1 oder 2 Uhr geschlossen werden müssen, erleidet Niemand Schaden, und das Publikum hat sich schnell gewöhnt seine Einkäufe an solchen Tagen am Vormittage zu besorgen. Auch der gesetzlichen Beschränkung der Einstellung von Lehrlingen ist aus vielen Gründen zuzustimmen, wenn aber ein kleiner Fleischermeister gerichtlich dafür bestraft wird, weil er seine eigenen Söhne in seinem Geschäft, welches die für zwei Lehrlinge gesetzlich festgesetzte Zahl von Gesellen nicht beschäftigt, lernen läßt, geht man doch über das vernünftige Maß hinaus.

Altersversorgungsrenten wurden in allerneuester Zeit in mehreren Kolonien eingeführt, allerdings nach einem ganz anderen Prinzipe als in Deutschland, denn Beiträge werden nicht erhoben, sondern die Staatskasse bezahlt an Leute, die das vorgeschriebene Alter erreicht haben, Pensionen aus den laufenden Einnahmen. Ohne sich auch nur eine irgendwie zuverlässige Vorberechnung über das mögliche Total gemacht zu haben, wurden willkürlich in die Budgets Beiträge eingesetzt, welche bei Weitem nicht genügten, die gestellten Anforderungen zu befriedigen, so daß den Finanzministern schwere Sorgen bereitet wurden. Neu-Seeland war wiederum hier an der Spitze; sein Gesetz trat am 1. November 1898 in Kraft und gewährt Personen, die über 65 Jahre alt sind, eine Staats-

rente. Es wurden dort bei einer Gesammtbevölkerung von $^{3}/_{4}$ Millionen in den ersten 5 Monaten an 7487 Personen jährliche Altersrenten im Betrage von 128 082 Lstr. oder durchschnittlich 17,2 Lstr. (342 Mark) pro Kopf und Jahr bewilligt, welche Summe sich seitdem beständig vergrößert hat, so daß von den 22 000 Personen, die die Altersgrenze erreicht haben, heute bereits mehr wie die Hälfte Staatspensionäre sind und für das laufende Jahr 215 000 Lstr. (4 300 000 Mark) dafür vorgesehen werden mußten.

In Viktoria besteht die Altersversorgung seit einem Jahre und sie tritt mit dem sechzigsten Lebensjahre ein. Die wöchentliche Rente beträgt einheitlich 10 sh; nach den an die Staatskassen gestellten Anforderungen aber, welche den im vorigen Budget vorgesehenen Betrag um mehr wie das Dreifache überschritten und 313 000 Lstr. (6 260 000 Mark) erreichten, wünscht das Ministerium, allerdings nicht im Einverständniß mit der eigentlichen Arbeiterpartei im Parlament, auf $7^{1}/_{2}$ sh zurückzugehen, und es sind im nächstjährigen Etat daher nur 325 000 Lstr. (6 500 000 Mark) dafür eingesetzt, obgleich die beständig steigende Zahl der bewilligten Pensionen bereits 16 350 beträgt. Von den 1 200 000 Einwohnern sind 56 000 rentenberechtigt, also haben noch nicht ein Drittel von ihrem Recht Gebrauch gemacht. Trotzdem äußerte sich der Premier in seiner Budgetrede über die mit dem Gesetz im ersten Jahre gemachten Erfahrungen in den folgenden Worten: „Ich schäme mich einzugestehen, daß so viele meiner Mitbürger ihre Pflichten gegen ihre alten Eltern und Familienangehörigen auf den Staat abgewälzt haben; zu meinem tiefsten Bedauern befinden sich darunter Leute in den besten Verhältnissen und gut bezahlte Beamte." In Zukunft sollen daher Renten nur in öffentlicher Verhandlung vor einem Friedensrichter gewährt werden, aber da dies in Neu-Seeland, wo doch das Verhältniß ein viel ungünstigeres ist, stets geschah, wird sich der Staat auf eine weit höhere jährliche Ausgabe vorbereiten müssen. Wie in diesen durchaus demokratischen Kolonien der Wohlhabende nichts Ehrenrühriges darin sieht, seine Kinder in die Staatsschulen zu senden, wo sie auf öffentliche Kosten gemeinsam mit denen des ärmsten Tagelöhners erzogen werden, so macht er anstandslos Gebrauch von den Vortheilen, die dieses Gesetz jedem Staatsbürger ohne Unterschied der Stellung zuspricht.

Die Gesammtwirkung der australasischen Arbeitergesetzgebung, die man weit richtiger als „Experimente im Gesetzemachen" be-

zeichnet, ist jedenfalls, hauptsächlich in Folge ihrer einseitigen Auslegung eine solche, daß die Vortheile durch die Nachtheile mehr wie aufgewogen werden, und weitsichtige, ernste Leute aller Klassen, auch unter den Arbeitern vereinzelte, die auf das Wohl ihres Landes bedacht sind, sehen der Zukunft mit schweren Befürchtungen entgegen. Die Erfolge, von denen der Pariser Albert Metin in seinem Buche „Le Socialisme sans Doctrine" oder der Amerikaner Henry Demarest Lloyd in „A Country Without Strikes" zu berichten wissen, haben in Australasien selbst lebhaften Widerspruch hervorgerufen. Die fast immer günstigen Schlüsse, die beide ziehen, können nicht auf eingehender Kenntniß der Verhältnisse, sondern nur auf ihnen während eines kurzen Aufenthalts gemachten Mittheilungen beruhen, zu denen wahrscheinlich das Neuseeländer Ministerium das Hauptmaterial geliefert hat; auch datiren ihre Besuche über zwei Jahre zurück, d. i. in eine Zeit, wo der wirthschaftliche Aufschwung seinen Höhepunkt erreicht hatte. Außerdem ist Lloyd's Buch, welches mit einer Einführung des ehemaligen Neuseeländer Minister und Miturheber der Gesetze Reeves, der jetzt Agent-General für seine Kolonie in London ist, erscheint, entschieden vom einseitigen arbeiterfreundlichen Standpunkt aus geschrieben. Es würde sich für Leser dieser Bücher empfehlen, um auch zu hören, was die altera pars zu sagen hat, z. B. den kurzen Artikel Sir William M'Millans in der August-Nummer der australischen Review of Reviews einzusehen; dieser angesehene australische Parlamentarier ist der Ansicht, daß die ganze Neuseeländer und Viktorianische Arbeiter-Gesetzgebung binnen Kurzem als altes Eisen zur Seite geworfen werden wird, weil sie in sich selbst zusammenbrechen muß. Es sei nach den bisher gemachten Erfahrungen ziemlich klar erwiesen, daß ein Streik nicht immer das größte Uebel ist und daß der bewaffnete Friede, d. h. der Zwangsvergleich zwischen den beiden Parteien, weit empfindlichere Wirkungen hat und für den Nationalwohlstand viel schädlicher ist, wie eine kurze Streikperiode, trotz aller ihrer persönlichen Bitterkeit und der unvermeidlichen pekuniären Verluste.

Für die Förderung der wirthschaftlichen Entwickelung Australasiens ist die Vermehrung der Bevölkerung durch Einwanderung und der Zufluß neuen Kapitals, welches dauernd im Lande bleibt, von allergrößter Bedeutung: dazu kann unmöglich eine derart einseitige Interessenpolitik beitragen, wie sie jetzt in Australasien betrieben wird, die Kapital und Intelligenz geradezu abschreckt und

die eine Klasse so auffallend bevorzugt. In zweiter Linie muß der Ausfuhrhandel in jeder Weise gefördert werden, denn die noch in den Anfangsstadien ihrer Entwickelung befindlichen Kolonien können ihren Nationalwohlstand nicht dadurch heben, daß sie nur sich selbst versorgen, und so muß man für den Export arbeiten, und auch mit Nutzen arbeiten. Australasiens Hauptprodukte sind solche der Landwirthschaft; was davon über die Befriedigung des eigenen Bedarfs erzeugt wird, ist werthlos für die Kolonien, wenn man es nicht zu Preisen, welche zum mindesten Produktions- und Transportkosten decken, an das Ausland verkaufen kann; während man aber im Inlande so hohe Preise verlangen mag wie man will, oder sie das Volk zu zahlen im Stande ist, läßt sich das Ausland keine Preise vorschreiben: Australasien muß die Weltmarktspreise acceptiren oder auf den Verkauf verzichten. Auf dem Weltmarkt konkurriren australasische Produkte vorzugsweise mit denen Argentiniens, Kanadas, Rußlands und Dänemarks, Länder, welche alle dem Absatzgebiet, England, viel näher liegen, und welche nicht nur mit erheblich niedrigeren Frachten, sondern auch mit ganz anderen Lohnverhältnissen zu rechnen haben und wo Fehljahre lange nicht so häufig sind. Die genaue Differenz dieser Unkosten ziffernmäßig festzustellen, kann hier nicht der Platz sein; im Durchschnitt stellen sich Frachten nach London und Arbeitslöhne am Produktionsplatze und in den Verschiffungshäfen doppelt so hoch in Australasien wie in den genannten Ländern, obgleich Bodenwerthe kaum geringer sind, wie z. B. in Argentinien. Bereits hat das Sinken der letzteren begonnen, aber dies allein kann die Nachtheile gegenüber der internationalen Konkurrenz nicht aufwiegen, und mit der zunehmenden Exportfähigkeit Australasiens drängt sich die Frage auf, ob die gegenwärtigen Arbeitergesetze und die hohen Löhne zu einer dauernden Institution werden können. Es wird mir gestattet sein, dieselbe zu verneinen.

Der Religionsunterricht erwachsener Schüler.

Von

Hans Richert,

Religionslehrer am Bromberger Realgymnasium.

1.

„Alle Verschlingungen der menschlichen Verhältnisse, Thätigkeiten, Genüsse, alles was Werth, Achtung für den Menschen hat, worin er sein Glück, seinen Ruhm, seinen Stolz sucht, findet seinen letzten Mittelpunkt in der Religion, in dem Gedanken, Bewußtsein, Gefühl Gottes. Sie ist so der Anfang und das Ende von Allem; wie Alles aus diesem Punkte hervorgeht, so geht auch Alles in ihn zurück; ebenso ist er die Mitte, die Alles belebt, beseelt, begeistet." (Hegel Werke Bd. 11, S. 3.) Seit Hegel diese Worte schrieb, hat sich, so scheint es, die Situation zu Ungunsten der Religion wesentlich verschoben. Es ertönen Klagen über religiösen Indifferentismus der Gebildeten, über ihre Kirchenverachtung und ihre überraschende Unwissenheit in religiösen Dingen. Und doch geht durch die gebildete Welt eine Sehnsucht nach Ewigkeitsgehalt, eine Sehnsucht, die in Nietzsche zum „Nothschrei der höheren Menschen" wird; die Fragen nach dem Sinn des Lebens, nach dem Woher und Wozu des Daseins sind in den gebildeten Schichten lebendig, ja brennend geworden. Uebersättigt von dem vieldeutigen Bilde der Erscheinungswelt, fragt man wieder nach dem Grunde des Seins. Denn die Naturwissenschaft hat ihr Versprechen, die Welträthsel zu lösen, nicht gehalten. Der Triumphzug des jugendstarken Darwinismus, der auszog, um die Welt zu erobern, hat mit einem Rückzug geendet; die besonnene Naturwissenschaft hat dem Naturerkennen enge Grenzen gezogen und Raum geschaffen für philosophische und religiöse Fragestellung. Die Gemeinde Büchner's ist zusammengeschmolzen, die Gläubigen Häckel's beginnen wankend zu werden. Und trotzdem Gleichgültigkeit gegen das Christenthum? Warum greifen so viele Gebildete, bei denen so der Boden für die Religion

günstig ist, zu Surrogaten, zu ethischer Kultur, zum Buddhismus, zum Spiritismus? Warum werden sie so oft fanatische Nachbeter irgend einer phantastischen Weltanschauung oder begeistern sich für alldeutsche Religion und undeutschen Heroenkult?

Fragt man die Gebildeten, warum das Christenthum, warum der lebendige Gott, den es offenbart, ihnen nicht genügt, so haben die Antworten, so verschieden sie sein mögen, meist das gemein, daß irgend ein Punkt, meist Dinge der Peripherie, ihrer Vernunft anstößig ist; und im traurigen Mißverständniß, daß diese oder jene Lehre zum Wesen des Christenthums gehöre, lehnen sie das Ganze ab. Und fragt man näher, was denn Christenthum nach ihrer Ansicht sei, so wissen oft sehr kluge Leute nichts Anderes vorzubringen als dürftige Erinnerungen aus der Kindheit, Reminiszenzen aus der antichristlichen Literatur, einzelne Sätze aus der Naturwissenschaft, aus Strauß' Werken u. s. f. Aber wen trifft die Schuld für diese verhängnißvollen Mißverständnisse? Die Klagen über diese Erscheinungen werden zu Anklagen gegen den Religionsunterricht. Bis zum Abiturientenexamen regelmäßig Unterricht, eine Prüfung in Religion — und doch solche Mißverständnisse! Und das Gewicht dieser Anklagen wächst, wenn sich die Gebildeten, die Christen wurden, zu den Anklägern gesellen, wenn sie sagen, ihr Religionsunterricht sei ihnen ein Hinderniß gewesen. Es muß dem Religionslehrer durchs Herz und Gewissen gehen, wenn Bismarck in dem Brief, in dem er um seine Braut wirbt, seinen Religionsunterricht hart verklagt, wenn noch der Greis schreibt, er habe als normales Produkt des Gymnasiums, als Pantheist die Schule verlassen. Und doch waren bei Bismarck die Voraussetzungen für religiöses Leben die denkbar günstigsten. Solche Klagen und Anklagen sind täglich zu hören. Man dient der Sache schlecht, wenn man moderne Genußsucht und allerlei Zeitkrankheiten für die Mißerfolge des Religionsunterrichtes allein verantwortlich machen will. Man ist ungerecht, wenn man sie der Schwäche und Untreue der Lehrer aufs Schuldkonto setzen will. Bismarck's Lehrer war Schleiermacher, der doch gerade die gebildeten Verächter der Religion zu überwinden verstand. Und doch muß ein Fehler vorhanden sein. Wo ist die Ursache für die Mißerfolge des Religionsunterrichtes?

2.

Es erheben sich Stimmen, die den Fehler im Christenthum selbst finden. Die Kulturmission des Christenthums sei erfüllt.

Ethik sei für Religion zu lehren, denn die Moral sei als schließlicher Sinn des Christenthums erkannt: ethische Kultur. Wie aber, wenn nun die Moral selbst zu einem Problem wird? Es ist ein ernstes Wort Nietzsche's: „Was die Philosophen Begründung der Moral nannten und von sich forderten, war, im rechten Licht gesehen, nur eine gelehrte Form des guten Glaubens an die herrschende Moral, ein neues Mittel ihres Ausdrucks, also ein Thatbestand selbst innerhalb einer bestimmten Moralität, ja sogar im letzten Grunde eine Art Leugnung, daß diese Moral als Problem gefaßt werden dürfe." (Jenseits von Gut und Böse Abschnitt 186.) Zweifellos hat Nietzsche auch darin Recht, daß die moralischen Absichten in jeder Philosophie den eigentlichen Lebenskeim ausmachen. Diese moralischen Absichten aber sind Grundüberzeugungen der sittlichen Persönlichkeit, und das wissenschaftliche System, das sie begründen soll, ist schließlich nur das Bruchstück einer großen Konfession, „eine Art ungewollter und unvermerkter mémoires." Wird so das Sittengesetz zu einem Postulat der praktischen Vernunft, und wird es damit abhängig von der sittlichen Persönlichkeit, so wird das Vertrauen in die sittliche Tragkraft der Moral als Wissenschaft vermindert. Die Ethik schafft nicht die Sittlichkeit, sondern in der Ethik giebt die sittliche Persönlichkeit sich Rechenschaft von dem Thatbestande der Sittlichkeit. Dieser Thatbestand kann dargestellt werden, ohne daß der Religion gedacht wird. Aber hergestellt werden kann der Thatbestand ohne Mitwirkung der Religion nicht. Darum setzt die „religionslose Ethik" das aus der Religion geborene sittliche Individuum voraus. Die blendende Rede von einer atheistischen Ethik ist darum irreführend, weil der Atheismus diese Ethik nicht geschaffen hat, sondern weil er ein fertiges Gebilde in sein System hinübernimmt, er schneidet die Blume Sittlichkeit los von dem Boden, aus dem sie erwuchs, und steckt sie in dürres Erdreich, in dem sie schließlich verdorren muß.

Aber die Forderung, im Unterricht die Religion durch Moral zu ersetzen, verkennt ganz und gar, daß Religion kein spezieller Fall der Moral ist, sondern daß beide inkommensurable Größen sind, ja daß beide in Gegensatz zu einander treten können. Harnack hat die Gegensätzlichkeit dieser beiden „großen Denkweisen" in den Fragen formulirt: „Gilt die Tugend oder die Gnade, die Moral oder die Religion, die ursprüngliche unverlierbare Anlage des Menschen oder die Kraft Jesu Christi?" Es ist darum charakteristisch, daß bei Paulus, Augustin, Luther das entscheidende

religiöse Erlebniß wesentlich eine innere Ueberwindung des Moralismus ist. Denn indem die religiöse Betrachtungsweise im Menschen ein radikales Böse erkennt, tritt an die Stelle des Kampfesrufes, mit dem die Moral die sittlichen Kräfte des Menschen zum Guten aufruft, die Stimmung der Erlösungsbedürftigkeit, in der Paulus ausruft:

> Βλέπω δὲ ἕτερον νόμον ἐν τοῖς μέλεσίν μου ἀντιστρατευόμενον τῷ νόμῳ τοῦ νοός μου καὶ αἰχμαλωτίζοντά με ἐν τῷ νόμῳ τῆς ἁμαρτίας τῷ ὄντι ἐν τοῖς μέλεσίν μου. ταλαίπωρος ἐγὼ ἄνθρωπος· τίς με ῥύσεται ἐκ τοῦ σώματος τοῦ θανάτου τούτου;

> Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?

Wo die Moral versagt, weil ihre Impulse nicht stark genug sind, um das radikale Böse zu überwinden, da beginnt die Fragestellung der Religion. Darum hat die moralische Weltanschauung einen optimistischen Grundzug in der Beurtheilung des Menschen. Jede tiefere Religion jedoch hat etwas von jenem echten, tiefen Pessimismus, der nach einem schönen Worte Kuno Fischer's durch die Tiefe der Welterkenntniß zur Weltüberwindung führt. So geh die Religion von ganz anderen Voraussetzungen aus wie die Moral, und was die Religion dem Menschen leisten will, kann ihm die Moral nicht ersetzen, da das religiöse Interesse im genuin christlichen Sinne erst da lebendig werden kann, wo das rein moralische Lebensideal als unerreichbar empfunden ist. Indem die Religion ganz andere Bedürfnisse der Menschenseele befriedigen will wie die Moral, ist jeder Versuch, eine Größe durch die andere zu ersetzen, ein Beweis mangelnden psychologischen Verständnisses.

3.

Nicht darin also können die Mißerfolge des Religionsunterrichtes ihre Ursache haben, daß das Christenthum im modernen Kulturleben keinen Resonanzboden mehr hat. Nicht im Gegenstande des Unterrichts liegt der Fehler, sondern in seiner Methode. Der erwachsene Schüler wird, wie mir scheinen will, darum so oft falsch in der Religion unterrichtet, weil der Lehrer die eigenthümliche Psychologie des religiösen Lebens verkennt, weil er die religiöse Stimmung des erwachsenen Schülers, seinen geistigen Besitz und seine sittliche Qualität falsch beurtheilt. Wenn der

Religionsunterricht erwachsener Schüler sich nur durch die wachsende Schwierigkeit des Lehrstoffes, durch erhöhte Ansprüche an intellektuelles Verständniß von dem jüngerer Schüler unterscheidet, dann verkennt er ganz, daß inzwischen die Psyche des Schülers eine fundamentale Aenderung erfahren hat, daß im Seelenleben des Jünglings in aller Stille sich gewaltige Umwälzungen vollzogen haben, die eine ganz andere Behandlung nöthig machen.

Die stärkste dieser Revolutionen ist der Eintritt der Pubertät. Niemand hat sie treffender charakterisirt als Schopenhauer. Weil der Brennpunkt des Wollens, der Geschlechtstrieb, noch schlummert, während das Gehirn schon volle Regsamkeit hat, ist die Zeit der Kindheit, die Zeit der Unschuld und des Glücks, das Paradies des Lebens, das verlorene Eden, auf welches wir unsern ganzen übrigen Lebensweg hindurch sehnsüchtig zurückschauen. Die Basis jenes Glückes aber ist, daß beim Kinde das Dasein vielmehr im Erkennen als im Wollen liegt. Daher liegt die Welt im Morgenglanze des Lebens so frisch, so zauberisch schimmernd vor uns. Der unschuldige und klare Blick der Kinder, an dem wir uns erquicken, und der bisweilen den erhabenen, kontemplativen Ausdruck erreicht, mit dem Raphael seine Engelsköpfe verherrlicht hat, beweist das Gesagte. Weil dem Kinde der unheilschwangere Trieb fehlt, ist sein Wollen so gemäßigt. Der erwachende Geschlechtstrieb vertreibt uns aus diesem Paradiese. Das Triebleben mit seinen immer stärker werdenden Impulsen, das Wollen und Wünschen regt sich, es gaukelt dem Jüngling Bilder eines geträumten, unbestimmten Glückes vor. Es beginnt eine Zeit des Unbefriedigtseins, der Leerheit. Die Phantasie geht auf Abwege, sie führt an Abgründe, sie bringt zu Fall, die Jugendsünden beginnen, dem Auge des sorgenden Erziehers thut sich die dunkle Welt geheimer Sünden auf. Diese Sünden sind aufs stärkste mit dem Gefühl der Schuld verknüpft. Scham und Reue stellt sich ein; und doch ist die geheime Scheu meist stärker als der Wunsch, sich helfen zu lassen. Wenn da das Auge des Lehrers diese Krisis nicht bemerkt, wenn er kein Verständniß zeigt für dieses neue ethisch-psychische Verhalten des Schülers, dann wiederholt sich die typische Krankheitsgeschichte, daß die älteren Kameraden mit roher Hand und ohne Scheu in das zarte Gewebe dieser inneren Vorgänge eingreifen. Und unter der Roheit der Ausdrücke und bei gesteigerter geschlechtlicher Phantasie wird das ethisch werthvolle Schamgefühl erdrückt, weil der Prozeß nicht von kundiger Hand zum normalen Verlauf gebracht ist. Wir reden hier nicht

von seelsorgerischer Behandlung des gefährdeten Knaben, sondern von der unterrichtlichen Behandlungsweise sittlicher Fragen, die bei solchen veränderten Voraussetzungen darum eine andere sein muß, weil die individuelle Erfahrung der Sünde ein tieferes Erlösungsgefühl auslösen kann, dessen Befriedigung durch den Unterricht dem Schüler die Religion zur Herzenssache macht.

Schwieriger, weil durch den Charakter der höheren Schule bedingt, ist eine zweite Revolution beim Uebergang zum Jünglingsalter. Die höhere Schule muß, wenn sie selbständiges Denken erzielen will, diese Umwälzung geradezu herbeiführen, ich meine den Einbruch der Reflexion in die ererbte und anerzogene Vorstellungswelt, jene Periode der Aufklärung, in der, wie Hegel sagt, das Denken das Gemüth und den Himmel leer macht. Was die Naturwissenschaft lehrt, daß die Ontogonie eine abgekürzte Wiederholung der Phylogonie sei, das gilt sicher für die Entwicklung des gereiften Kulturmenschen. Er muß alle Phasen der geistigen Entwicklungsgeschichte durchlaufen. Und wie in der Geschichte des Menschengeistes sich jener Prozeß der verödenden Reflexion nicht hemmen ließ, sondern wie der Menschengeist, der neuen Kraft des reinen Denkens froh und voll Vertrauen in die unbedingte Zuverlässigkeit der Vernunft, in dieser Periode Himmel und Erde, Weltall und Seele, Leben und Tod durchs Denken umspannte, Welten schuf und zertrümmerte, die Gottheit bewies und wieder vernichtete, so muß auch der jugendliche, zum Selbstdenken erwachte Geist meinen, in diesem Denken den Zauberstab zu besitzen, der die tiefsten Geheimnisse öffnet.

„Was hab ich,
Wenn ich nicht Alles habe?“ sprach der Jüngling,
„Giebt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?“

Nur wo die höhere Schule dieses hoffnungsvolle Vertrauen zum Denken erzielt, kann sie ihre eigenthümliche Aufgabe erfüllen. Denn erst muß der Denkprozeß ungehemmt zu Ende ablaufen, ehe er die Schranken der Vernunft anerkennen kann, ehe auf das Selbstvertrauen die Selbstbescheidung folgt, ehe sich im Geist jener Prozeß der Selbstbesinnung abspielen kann, der in der allgemeinen Geistesgeschichte durch Kant zu Ende geführt ist.

Diese Jugendstimmung noch ungebrochenen Zutrauens zum

Denken, ungestillten Durstes nach Wahrheit, verächtlicher Ablehnung alles Autoritativen, Dogmatischen ist der Geistesentwicklung überaus günstig. In dieser Stimmung ist aber der Zweifel eine selbstverständliche Erscheinungsform; denn soll die höhere Bildung zur selbstsicheren Selbstgewißheit führen, so ist der Zweifel das nothwendige Uebergangsstadium vom kindlichen Denken zur männlichen Reife. Jede Erziehnng, die dem Zweifel sein Recht nicht geben will, ist eine Erziehung zur schlimmsten Unwahrhaftigkeit, zur Unwahrhaftigkeit gegen sich selbst. Denn aus dem rechten Zweifel, wie ihn Cartesius an die Spitze der modernen Philosophie gestellt hat, entspringt allein die Wahrheit und der Muth zur Wahrheit. Nur durch helle, klare Gründe sich überzeugen lassen, das ist echt protestantischer und echt wissenschaftlicher Sinn. Da scheidet sich jesuitische Erziehungskunst von evangelischer Pädagogik.

Aber diese nothwendige Krisis bringt Erschütterungen mit sich. Und gerade die traditionell übermittelte Religion wird von diesem Sturm und Drang am meisten bedroht.

4.

Wie ist es möglich, in diesem Fluß des geistigen Inhalts die Religion zu erhalten und zu sichern? Zwei Mittel finde ich in der Praxis. Man sucht die Religion im Geiste zu isoliren. Man sucht durch Autorität den Strom einzudämmen, zu stauen, zum Rückfluthen zu bringen.

Die Isolirung der Religion ist das landläufige Hausmittel. Es schlägt bei Vielen an, bei jenen Halben, die David Friedrich Strauß so ewig treffend charakterisirt, bei jenen Dutzendmenschen, deren Geist aus einem Fachwerk zu bestehen scheint, dessen Fächer mit dem mannigfachsten Inhalt gefüllt sind. Religion gehört ihnen zum Sonntagsstaat, dient als Prunkstück bei Familienfesten und Hausmittel gegen innere Beklemmungen und äußeres Unglück. Banale Phrasen, eine gewisse Rührseligkeit und selbstgefällige Flachheit sind die Symptome dieser Isolirung. Jene Lauheit, die nicht kalt und nicht warm ist, jene dünkelhafte Weltklugheit in der Religion ist ihre Folge, jener sanfte Moralismus, in den nach Nietzsche's Meinung das Christenthum übergetreten ist: „nicht sowohl Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind übrig geblieben als Wohlwollen und anständige Gesinnung und der Glaube, daß auch im ganzen All Wohlwollen und anständige Gesinnung herrschen werden.“

Begünstigt wird diese Isolirung der Religion ohne Frage durch

die unglückselige Verquickung der Religion mit Staat und Gesellschaft. Ein guter Patriot und treuer Staatsbürger meint, einen gewissen Zusammenhang mit der Religion festhalten zu müssen. Er schließt mit ihr einen leidlich anständigen Frieden, daß das Gewissen sich bei diesem Kompromiß einigermaßen beruhigen kann. Leider begünstigt der Schulbetrieb vielfach diese Verkümmerung der Religion. Ecken und Kanten werden abgeschliffen, die Schwierigkeiten werden vertuscht, der rationalismus vulgaris gedeiht in üppiger Fülle. Man verzichtet darauf, durch scharfe Fragestellung die Nothwendigkeit einer Entscheidung zum Bewußtsein zu bringen. Der religiöse Lehrstoff wird angeeignet, Grenzüberschreitungen in andere Lehrgebiete werden vermieden; und so redet man dem Schüler gut zu, die Gewohnheit, der consensus omnium, das Vorbild der Erwachsenen, Alles wirkt zusammen, und ein banausischer Vertreter seichter Bürgertugend ist gezüchtet. Wer ist ihnen nicht schon begegnet, diesen wohlanständigen Staatsbürgern, die schuld daran sind, daß das Christenthum verflacht und versandet. Ihr Votum gilt, sie haben die Majorität. Die katholische Kirche, die sich mit einem Glauben begnügt, der aus Stücken besteht, hat diese Treibhauskultur eines gutbürgerlichen Christenthums in der Jesuitenerziehung auf ein System gebracht. Aber auch in unserer Kirche finden wir sie, die als Individuen zu unbedeutend sind, um gefährlich zu sein, die aber als Masse das Bleigewicht darstellen, das unser Christenthum in der dumpfen Niederung staatlich approbirter und gesellschaftlich zugelassener Staatsreligion niederhält.

5.

Andere, die das eigenthümliche Wesen der Religion tiefer erfaßt haben, preisen ein anderes Mittel an: die Autorität. Die Religion soll in autoritativer Gestalt so überwältigend vor den Schüler treten, daß seine Zweifel verstummen. Die Autorität der Kirche, des Bekenntnisses, der Reformatoren, der heiligen Schrift soll der Damm gegen die heranfluthenden Wogen der Negation sein. Und ohne Zweifel fängt in jedem Individuum die Religion an als Zustimmung auf Grund einer Autorität, denn die religiöse Entwickelung einer Persönlichkeit ist geschichtlich bedingt und zunächst durch das Milieu bestimmt. Harnack hat unbedingt Recht mit seinem Satz: „Jesus Christus hat sich auf die Autorität des Alten Testamentes, die alten Christen haben sich auf den Weissagungsbeweis, Augustin hat sich auf die Kirche, selbst Luther hat

sich auf das geschriebene Wort Gottes berufen. Es ist nur eine akademische Spekulation, welche die äußere Autorität hier eliminieren zu können meint" (D. G. III. 73). Aber für jedes religiös fortschreitende Individuum tritt einmal ein entscheidender Moment ein, wo eigenes Erlebniß, persönliche Erfahrung ausschlaggebend wird, wo aller Glaube auf Grund einer Autorität verschwindet neben der neuen persönlichen Gewißheit, wo die Religion sich in der Wechselwirkung zwischen Gott und Menschenseele erschöpft. Je nach den Bedingungen, unter denen sich dies Erlebniß vollzog, wird dann die Werthung jener Autoritäten verschieden sein. Die glücklichen Naturen, die ohne Erschütterung und schmerzhaften Bruch mit einer Vergangenheit allmählich in das persönliche Verhältniß zu Gott hineinwachsen, die sich ihrem religiösen Milieu assimiliren, sehen die gewohnte Autorität als tragenden Pfeiler ihrer Religion an, bei dessen Erschütterung sie den Zusammenbruch des Himmels befürchten. Andere schreiten, wie Paulus, auf einer Brücke fort, die in kühnem Schwunge ohne Pfeiler und Stützen aus der Tiefe der Sünde zum Herzen Gottes führt. Diese Verschiedenartigkeit des religiösen Erlebnisses erklärt mir die Thatsache, daß notorisch fromme Christen in der Werthschätzung jener Autoritäten so weit auseinander gehen. Denn überall da muß die Religion des Andern falsch beurtheilt werden, wo man die eigene Erfahrung zum Maßstabe nimmt und vergißt, daß die eigenthümliche und schwierige Psychologie des religiösen Erlebnisses sich nicht auf klare Formeln bringen läßt.

Aber von dieser Frage nach dem Werth der Autorität für den Gläubigen ist aufs Schärfste die Frage nach dem Werth der Autorität für den ungläubig Gewordenen zu trennen. Ist solch Zweifler noch ein Schüler, so hat schlechterdings keine dogmatische Theorie, sondern lediglich pädagogisch-psychologische Erwägung hier das letzte Wort zu reden.

Damit stehen wir vor der Frage, ist es möglich oder auch nur wünschenswerth, erwachsene Schüler durch die Zwangsvorstellung einer Autorität in eine gewisse Geistesrichtung zu drängen. Niemand anders als Paulus hat dies Problem für die denkbar gewichtigste Autorität, für das göttliche Gesetz gelöst. Obwohl das Gewissen der Forderung der göttlichen Autorität zustimmt, so reagirt die Menschennatur gegen den Zwang, ja der Zwang erst steigert das unsittliche Triebleben zur bewußten Sünde. Die Reaktion richtet sich gegen die Autorität als solche: „Ich lebte

ohne Gesetz so dahin; wie jedoch das Gebot kam, da kam neues Leben in die Sünde. Und so schlug das Gebot, dessen Zweck das Leben ist, für mich zum Tode aus. Die Sünde benutzte das Gebot, mich durch dasselbe zu betrügen und zu tödten." Kann selbst, wie hier Paulus als klassischer Zeuge beweist, die innere Zustimmung zur Autorität die Reaktion nicht hindern, so wird ganz gewiß jede Autorität, die diese Zustimmung nicht hat, als Zwang empfunden werden. Und leider tritt die Autorität der Religion dem Schüler im Unterricht keineswegs nur als sittliche, ans Gewissen appellirende Forderung entgegen, sondern nicht selten als der Zwang, eine Reihe von Sätzen, deren Zusammenhang mit der religiösen Frage mehr wie lose ist, gläubig anzunehmen, nicht etwa weil sie als Konsequenz der religiösen Grundthatsache erscheinen, sondern nur darum, weil es Kirchenlehre ist. Und da kann sich gerade die Wahrheitsliebe mit dem Zweifel an diesen Dingen verbinden. Das, was dem Schüler als Wissenschaft erscheint, kann mit dem in der Religion Gelehrten in Spannung treten. Wenn dann dieser ernste und echte Zweifel sich nicht äußern darf, wenn womöglich noch äußere Zustimmung und fromme Formen gefordert werden, dann ist sicher die erste That der erlangten Freiheit, den verhaßten Zwang gründlich abzuwerfen. Das Feuer des Zweifels, das lange im Verborgenen geschwelt hat, bricht nun als lodernde Flamme des Unglaubens hervor und brennt, bis das religiöse Leben gründlich ausgebrannt ist. Und in diese Krisis treibt der falsche Unterricht unsere Schüler gerade dann, wenn das versuchungsreiche Studentenleben volle Widerstandskraft erforderte, wenn die antichristliche Weisheit auf der Straße und auf dem Katheder an die Seele des Neulings im Leben dringt. Da erscheint ihm vieles, was die Religion im Unterricht mit ihrer Autorität decken mußte, als rückständig, als Kindermär und Pfaffentrug. Er wird erst recht irre werden, wenn er hört, daß vieles, was er gläubig nachgesprochen hat, von den Lehrstühlen der Theologie als falsch, als längst widerlegt bezeichnet wird.

Denn zwischen der wissenschaftlichen Theologie, keineswegs nur der sogenannten liberalen, und den Gedankengängen des landläufigen Religionsunterrichtes klafft meist eine schier unüberbrückbare Kluft. Das vertiefte religiöse Verständniß, das als Resultat der theologischen Arbeit aller Schulen zu danken ist, vor Allem die Gebietsabgrenzung der Religion gegen die Theologie ist an den meisten Lehrbüchern für den Religionsunterricht spurlos vorübergegangen. Noch gilt

vielfach die Inspirationslehre, diese unselige Erbschaft unserer scholastischen Väter, für den Unterricht als Axiom. Noch heute erschöpft sich die Apologetik in der Schule nicht selten in der unglückseligen Sophistik, Widersprüche als nicht vorhanden darzustellen, noch heute wird der Werthunterschied der einzelnen Theile der Bibel oft nicht betont, den doch Luther schon so sicher ausgesprochen hat. Noch heute wird vielfach das ganze Alte Testament einfach in die christliche Religion und Sittlichkeit hinübergenommen und mit gleicher Würde umkleidet wie das Evangelium Jesu, unbekümmert um das: ‚ich aber sage Euch‘ Jesu. Noch heute besteht für viele Religionslehrer kein Unterschied zwischen zentralen Fragen der Religion und peripherischen Fragen des Lehrgebäudes. Da ist es denn kein Wunder, wenn eine antichristliche Polemik, die sich gegen die alttestamentliche Sittlichkeit wendet, wenn wissenschaftliche Sätze, die dem Weltbild des A. T.'s widersprechen, für das Bewußtsein eines falsch belehrten Schülers immer gleich das Zentrum der Religion treffen, daß jeder Widerspruch gegen eine dogmatische Formulirung ihm als Widerspruch gegen die Religion erscheint.

Diese Art, die Religion sichern zu wollen, ist, wie Beyschlag in seiner Christenlehre ausführt, schon für den Volksschul- und Konfirmandenunterricht hinderlich, sie ist für den Unterricht erwachsener, gebildeter Jünglinge verhängnißvoll, sie ist die Quelle aller jener traurigen Mißverständnisse.

Bei diesem Thatbestande kann es nicht Wunder nehmen, wenn ernste Christen den Religionsunterricht in den oberen Klassen ganz abschaffen oder ihn wenigstens in die Hände der Kirche legen wollen. Unsere Arbeit soll eine Antwort sein auf die Frage, ob der Religionsunterricht in den oberen Klassen nothwendig so unfruchtbar sein muß, ob er, der, wie Wiese (Ideale und Proteste S. 131) sagt, der Idee nach den Bau des Lehrplanes der deutschen Schule, wie sie von den Reformatoren gedacht war, krönen sollte, wirklich die Rolle eines Fremdlings unter den übrigen Lehrgegenständen spielen muß.

6.

Als erstes Heilmittel gegen diese Schäden nenne ich die Konzentration. Im Jahre 1888 hat August Klostermann das treffende Wort gesprochen: „Lassen Sie uns muthig den Winkel verlassen, in welchem man sich die Theologie wie in Scham über ihre Blöße so gerne sitzend denkt, und in die volle Weltbewegung hineintreten, denn wie Paulus sagt: wer Christi ist, dessen ist Alles;

der Pneumatische hat Einsicht in Alles, und wie Luther sagt: Gott begegnet uns und grüßt uns vielmals täglich auf allen Straßen, aber wir pflegen es nicht zu sehen."

Daß alle Wissenschaft, alle Thatsachen der Natur und Geschichte, alle Darstellungen der Kunst und Kultur solche Grüße Gottes an uns sein wollen, muß der Schüler verstehen lernen. Er muß merken, daß die Religion nicht ein Fach neben anderen ist, sondern eine eigenthümliche Anschauung, Alles, was geschieht und lebt, sub specie aeternitatis zu betrachten, zu Allem, was menschlich schön und groß ist, ein Wort von Ewigkeitsgehalt zu sagen. Das war die Art Jesu, Religion zu lehren. Das Kleinste und Alltäglichste, das Naturgeschehen und das Leben der Straße, die gewaltigen Zeichen der Zeitgeschichte, Alles wird ihm zum Gleichniß, in Allem redet der Vater zu uns. Das war auch die Art Pauli: heidnische Dichtung und antike Kultur, Weltgeschichte und Naturereignisse, Lebensformen und Nationalitäten, Alles wird ihm zum Mittel für religiöse Betrachtung. Beide lehren uns, daß die Religion von anderen psychischen Thätigkeiten nicht so sehr durch die Verschiedenheit der Objekte als durch die verschiedene Art der Betrachtung sich unterscheidet. Sie hat hierin Aehnlichkeit mit der Aesthetik. Wenn der Religionsunterricht es verstände, diese Betrachtungsweise als eine berechtigte, ja höhere und über Werth und Unwerth einer Sache entscheidende zum Bewußtsein zu bringen, dann könnte er, der so oft abseits im Winkel steht, im Zentrum des Interesses stehen.

Von höchstem Werth ist für diese Konzentration die religiöse Orientirung der Naturwissenschaft. Das, was die Bibel an Anschauungen über das Naturgeschehen enthält, werde dem Schüler vor Augen gestellt als alte Menschheitsüberlieferung, als solche ehrwürdig und voll tiefer Weisheit. Die menschlichen Ansichten, als solche den Schranken der Zeit unterworfen, wurden jenen Männern zu Bildern von Gottes Weisheit und Güte. Ihre Gotteserkenntniß sicherte sie nicht vor wissenschaftlichen Irrthümern, aber Alles, was sie an menschlicher Weisheit besaßen, orientirten sie nach Gott; und darum ist ihr Naturverstehen ewig gültig, weil sie Gott recht erkannten.

Diese Belehrung befreit den Religionsunterricht von dem Ballast unfruchtbarer apologetischer Versuche. Sie ebnet aber auch einer religiösen Betrachtung der modernen Naturwissenschaft den Weg. Mögen sich die Ansichten über das Naturgeschehen ge-

ändert und vertieft haben, die religiöse Orientirung ist nicht nur möglich, sondern sie kann als nöthig zur Darstellung gebracht werden. Gerade die moderne Naturwissenschaft selbst giebt dem Religionslehrer reiches, wohlbearbeitetes Material dazu. Das herrliche Buch von Reinke, ‚Die Welt als That‘, das selbst eine erlösende That ist, zeigt in vorbildlicher Weise, wie diese Auseinandersetzung mit der Naturwissenschaft erfolgen muß, und wie der Gottesglaube als Erklärungsprinzip der Natur für den modernen Naturforscher noch ebenso sein Recht hat wie für das naivere Naturverstehen der alten biblischen Schriftsteller. Diese Art, die Probleme zu behandeln, hat etwas Erlösendes und Befreiendes, sie allein giebt dem reifen Schüler die rechte Waffe gegen Büchner und Häckel und gegen den verödenden Materialismus.

Dankbare Aufgaben erwachsen aus der Konzentration der Kirchengeschichte, wenn sie sich das Thema stellt, die Weltgeschichte als das Weltgericht, aber auch als Heilsgeschichte zu betrachten. Sie darf dann jedoch kein Auszug aus einem Kompendium sein, sondern sie muß im großen Wurf religiöse Ideen zur Menschheitsgeschichte geben, wie Sohm in seinem Büchlein, wie Harnack in seinen Vorträgen ein Vorbild solcher Darstellungsweise auch für den ist, der ihm inhaltlich nicht folgen kann. Eingehendes Detail und dogmengeschichtliche Spitzfindigkeiten nützen nichts, sondern das Christenthum als weltbewegender, weltumgestaltender Kulturfaktor, als Motiv für weltbefreiende Bewegungen, als neue Zeitepoche, als der letzte Aeon, als der Sinn der Geschichte muß das Thema sein. Vor Allem muß dem Schüler ein Verständniß der Antike als einer Vorstufe zum Christenthum erschlossen werden, er muß nicht nur im Römerbrief ihre Nachtseiten kennen lernen, er muß in Homer, den Tragikern und vor Allem in Platon den Sehnsuchtszug des griechischen Geistes spüren, jene „dionysische Tiefe“ ahnen, die Postulate erkennen durch die die Antike über sich hinausweist, dem Logos sich entgegenneigt.

Die Bibellektüre und die Glaubenslehre werden bereichert und belebt, wenn die moderne Literatur, wenn Geschichte und Personen der Dichtung zur Illustration verwandt werden. Ich weise nur auf die reizvolle Perspektive hin, Shakspere's Menschenverständniß, Goethe's Weisheit, Schiller's kantisch gestimmte Gedankenlyrik in ihrem Verhältniß zum Christenthum aufzuzeigen. Am besten läßt sich diese Konzentration an den Persönlichkeiten durchführen, die Brennpunkte ihrer Zeit waren, die mit staunenswerther Kraft

Alles, was ihre Welt darbot, um das religiöse Zentrum gruppirten. Ich nenne Paulus. Mehr wie ein Schuljahr kann ihm nach den Lehrplänen gewidmet werden. Aber was nützen dem Schüler die Stationen seiner Reisen und schulgerechte Dispositionen seiner Reden und Schriften. Die Auseinandersetzung mit Judenthum und Antike soll der Schüler an ihm als einen der weltbewegendsten Vorgänge begreifen, er soll an ihm lernen, was es heißt, wenn Weltanschauungen in einem religiösen Genius ringen. Ein Held muß Paulus ihm werden, der entscheidende Schlachten im Geisteskampf schlägt, ein Held von menschlicher Größe und vorbildlicher Art. Aber wer im ausgefahrenen Geleise gewohnter Exegese einhergeht und im erbaulichen Ton des Stundenhalters womöglich in der Sprache Kanaans von diesem Manne redet, der führt die Schüler in die dürre Wüste und ahnt nichts von dem fruchtbaren Weideland. Augustin ist solch Brennpunkt. Wie leicht ist es, dem reifen Schüler diesen Mann menschlich nahe zu bringen: sein Suchen nach erlösender Weisheit, seine bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden und endlich die Erfahrung des requiescere in deo. Und dies Menschenleben muß sich plastisch abheben von jener Zeit, die noch von der untergehenden Sonne Homer's gluthvoll beschienen wird, in der in Augustin das tiefere, abendländische Christenthum sich aus dem Bann des Hellenismus befreit. Aber was nutzen dem Schüler die dogmatischen Formeln des pelagianischen Streites, diese dürren Vokabeln. Was ich meine, finde ich in Harnack's Dogmengeschichte über Augustin. Und endlich Luther! Auch hier ertödtet oft Gedächtnißstoff und Lehrformel den lebendigen Menschen. Wenn die Schüler ihn verstehen lernten, wie seine Zeit ihn sah, wenn sie ihn selbst reden hörten, statt Schulmeinungen über ihn, dann müßte er ihr Lieblingsheld werden, an ihm würden sie begreifen, daß der Protestantismus eine neue Weltanschauung ist, der Nährboden für den modernen Geist, die Quelle des wissenschaftlichen Denkens, das allein gebunden ist ans Gewissen.

7.

Diese Art des konzentrirenden Religionsunterrichts kann den Schüler für religiöse Fragen wohl interessiren, sie kann Achtung vor dem Christenthum erzeugen, sie kann sogar Gefühlsregungen auslösen. Soll der Religionsunterricht sich darauf beschränken, die Frage nach dem Wesen des Christenthums lediglich im historischen Sinne zu beantworten, d. h. die Frage so begrenzen, wie Harnack

sie in seinem Wesen des Christenthums prinzipiell begrenzt hat? Es sind beachtenswerthe Momente, die für diese Begrenzung der Aufgabe angeführt werden. Der Satz „Religion ist nicht lehrbar“ ist zweifellos richtig, wenn wir unter Religion als Kinder der Reformation die aus der Sünden vergebenden Liebe Gottes fließende neue Grundstimmung verstehen. In den metaphysischen Tiefen der Menschenseele vollzieht sich dieser geheimnißvolle Vorgang der Wiedergeburt, dessen unerklärlichen Charakter selbst die Philosophie Schopenhauer's anerkennt. Wo überall von der Psychologie dieses inneren Erlebnisses geredet wird, wird die Sprache der Wissenschaft sehr bald der Rede der Mystik weichen. Niemand kann den Verlauf jenes Vorganges präjudiziren oder reguliren. Aber soviel lehrt die Erfahrung, daß ein normaler Verlauf gehemmt und gestört werden kann und daß andererseits günstige Vorbedingungen geschaffen werden können. Und so fragen wir, auf welchem Wege kann der Religionsunterricht diese Hemmnisse beseitigen, diese Vorbedingungen schaffen. Die erste That muß sein, für das Bewußtsein des reifen Schülers die Religion aus dem Banne der Gewohnheit und der Sitte zu befreien. Man löse zunächst die religiösen Gedanken aus der gangbaren Form, in der sie schon dem Knaben zu gedankenlos nachgesprochenen Vokabeln werden. Da muß schon der unreife Knabe die inhaltsreichsten Worte, die schwerwiegendsten Sätze aussprechen. Und wo sich dann später beim Unterricht ein Gefühl, eine Willensregung auslösen sollte, stellt sich dann die gedächtnißmäßig reproduzirte Vokabel ein. Die Macht der religiösen Phrase, die unsere Schüler virtuos handhaben, muß gebrochen werden; es muß zu dem Schüler einmal in einer Form von diesen Dingen geredet werden, die ihn zwingt, den Gedanken neu zu denken, neu zu prägen. Auch der Religionslehrer muß mit Rudolf Hildebrand klagen: es ist ein wahres Unglück für die Pädagogik, daß das frische Kindergedächtniß so wunderbar leistungsfähig ist. Aber von Hildebrand kann er es auch lernen, diesen Bann zu brechen, im dem unsere Religionsbücher mit Formeln und Definitionen das Kindergemüth befangen halten, das nach Leben und gemüthlicher Theilnahme am Unterrichtsstoff lechzt.

Aber es genügt nicht, diese religiösen Formeln und Vokabeln mit Inhalt und Leben zu erfüllen. Die Religion muß auch aus dem Banne des Traditionellen, der Sitte befreit werden. Der Schüler muß es lernen, daß Religion nicht eine selbstverständliche, durch Familie, Sitte, Nation, Konfession gegebene Größe, sondern

freie That der Persönlichkeit ist. Das ist nur möglich, wenn das Christenthum dem reifen Schüler einmal als eine neben anderen möglichen Weltanschauungen entgegentritt, wenn er vor Entscheidungen gestellt wird. Möglichst objektiv müssen die anderen Weltanschauungen ihm dargestellt werden, damit er später nicht den Vorwurf erheben kann, man habe ihm Zerrbilder gezeichnet. Alle Weltanschauungen soll er als logisch möglich vor sich haben, er muß aber lernen, daß keine, auch das Christenthum nicht, als logisch zwingend nachgewiesen werden kann, daß alle Ausdruck eines Glaubens sind.

Damit wird der Schüler aus dem Banne des Intellektualismus befreit. Sein Vertrauen in die Macht des logischen Denkens muß erschüttert werden. Und das Universalmittel hierzu lautet: Mehr Kant! Kant zuerst und vor Allem kann diesen Bann brechen, er lehrt Selbstbescheidung, er umgrenzt das Wesen des Glaubens und sichert ihm sein unerschütterliches Recht. Er zeigt, daß Postulate der praktischen Vernunft unseren Weltanschauungen die Richtung geben müssen, daß der Kampf um die Weltanschauung nicht mehr mit den Mitteln des Intellekts, des Wissens, der Bildung geführt wird, sondern daß das Gewissen hier das entscheidende Wort zu sagen hat, daß es sich hier um ein sittliches Problem handelt. Nun lernt es der Schüler, daß diejenige die höchste Weltanschauung ist, die in diesem Kampf als stärkste Kraft sich erweist, daß der Glaube nicht aus Sätzen und Stücken besteht, sondern eine Ueberzeugung, eine sittliche Gewißheit ist, die unserem Leben einen Sinn giebt und unserem Handeln neue Impulse. Und diese Gedanken Kant's sind dem Christenthum nicht fremd, sie sind schließlich nichts als eine Interpretation des Wortes Pauli: „Da unter der Weisheit Gottes die Welt Gott nicht erkannte durch die Weisheit, so beschloß Gott durch die Thorheit der Verkündigung zu erretten die Glaubenden." Durch Schiller's Gedankenlyrik sind schon manche Kantische Gedanken dem Schüler nahegerückt. Sollte es da nicht möglich sein, diesen gewaltigen Retter der Religion auch für den Religionsunterricht nutzbar zu machen? Gewiß soll nicht Kantische Philosophie getrieben werden, gewiß kann das Christenthum Kant's Religion in den Grenzen der Vernunft nicht als seinen Sinn anerkennen, aber soviel Kantischer Geist kann auch den Religionsunterricht durchwehen, daß der reife Schüler es lernt, seine Stellung zur Religion sei für ihn eine entscheidende sittliche Frage. Um hier nicht mißverstanden zu werden, zitire ich ein Wort des ehrwürdigen

Thomasius: „In dem Alter, in dem die Reflexion sich zu regen beginnt, reicht es nicht mehr hin, die christliche Wahrheit einfach zu bezeugen, sondern es gilt, sie nach ihren festen Gründen und ihrer inneren Nothwendigkeit darzulegen. Daß damit noch lange nicht Alles gethan sei und das eigentliche und letzte Ziel des Religionsunterrichts damit noch nicht erreicht werde, ist mir wohl bewußt."

8.

Soll die eigentliche Aufgabe des Religionsunterrichts, günstige Vorbedingungen für christliche Gewißheit zu schaffen, erreicht werden, so muß die induktive Methode vorherrschend werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß jedes dogmatische System deduktiv ist. Aber die Dogmatik setzt die christliche Gewißheit voraus, der Unterricht sieht in ihr sein Ziel. Darum darf der Unterricht sich nicht mit einem System der Glaubenslehre begnügen. Er muß die Mitte halten zwischen Dogmatik und Erbauung. Er muß von der Erbauung die argumentatio ad hominem und von der Dogmatik den geistigen Inhalt entnehmen. Es darf z. B. die Grundfrage aller Religion: ‚wie erhalte ich einen gnädigen Gott' weder aus einer Theorie über die Sünde noch aus einer Bußpredigt sich als Postulat ergeben, sondern sie muß für den reifen Schüler erwachsen aus dem psychologisch begriffenen Thatbestande des radikalen Bösen in uns. Es ist pädagogisch gleich falsch, durch gehäuften Schriftbeweis und augustinische Formeln über Sündenfall und Erbsünde die Lehre von der Sünde zu begründen oder durch seelsorgerischen Appell an die Erfahrung des Einzelnen. Ich möchte das psychologische Verständniß erzielt sehen durch Verarbeitung alles dessen, was dem Schüler über die dämonische Macht der Sünde in der Geschichte und in der Literatur entgegengetreten ist. Wie reich ist die Tragödie an Material zur Illustrirung der Sünde! Alle die Probleme, die in der dogmatischen Theorie und Formel todte Lehre sind, werden in dieser Form lebendig, sie können dem Schüler so nahe rücken, daß er es fühlt: tua res agitur. Und wenn dann der so gewonnene psychologische Thatbestand als Schriftlehre nachgewiesen wird, dann kann die religiöse Grundfrage von dem Schüler nachempfunden werden. So sehe ich die eigenthümliche Aufgabe des Unterrichts in der Kunst, die Probleme in der Vorstellungswelt des Schülers entstehen zu lassen, bis sie ihre Lösung in der heiligen Schrift finden. Gegen den systematischen Betrieb der Glaubenslehre spricht jedoch noch ein gewichtigerer Grund. In

einem Lehrsystem erscheint die Lehre von Christus als eine neben anderen. Das kann in einem System nicht vermieden werden. Der Unterricht im Christenthum aber muß christozentrisch sein. Jede abstrakte Lehraussage über Gott, seine Eigenschaften u. s. f. wird der Grundlehre des Christenthums nicht gerecht, daß wir Gott nur in Christus erkennen, ja, daß wir in der Religion keine Antwort suchen sollen auf die Frage: ‚was ist Gott', sondern daß wir in ihr der Gesinnung Gottes gegen uns gewiß werden sollen. Melanchthon's loci sind ein klassischer Ausdruck für diese echt evangelische Abgrenzung zwischen Religion und Theologie, wenn sie das religiöse Interesse beschränken wollen auf die Artikel von der Sünde, dem Gesetz und der Gnade. Die anderen, auch der über die Dreieinigkeit magis curiosas quam utiles disputationes continent. Ich kann es darum nicht anerkennen, daß die Confessio Augustana die geeignete Grundlage für die Glaubenslehre in Prima ist. Sie interpretirt in klassischer Weise das Evangelium, soweit es gegen Rom und die Schwärmer gesichert werden mußte. Aber sie hatte keinen Anlaß, die Grundfragen der Theologie und Christologie genauer darzustellen. Luther's kleiner Katechismus ist ihr darin weit überlegen.

Werden alle rein dogmatischen Probleme in die Peripherie verwiesen, wird die Lehre von Gott wieder beschränkt auf die eigentliche Lehre Christi über den Vater und sein Reich, so wird Christus der Mittelpunkt des Unterrichts. Von allen Spekulationen über Christi Person gilt für den Unterricht sicher des Athanasius Wort: non ut diceretur sed ne taceretur. Wie oft wird durch die dogmengeschichtliche Formulirung des christologischen Problems die Persönlichkeit Jesu dem Schüler fremdartig oder gar, was das Schlimmste ist, Gegenstand scholastischer, spitzfindiger Erörterung. Nicht die Dogmengeschichte soll dem reifen Schüler sagen, wer Christus ist, sondern allein das Evangelium; nicht die Lehrformeln über sein Wesen und sein Verhältniß zu Gott sollen ihm die Persönlichkeit des geschichtlichen Jesus verständlich machen, sondern im geschichtlichen Jesus soll er das Wort verstehen lernen: wer mich siehet, der siehet den Vater.

9.

Wir sahen oben, daß die Aufgabe der Religion durch die Ethik nicht gelöst werden könne. Es ist eine ernste Frage, ob der Religionsunterricht die eigenthümliche Aufgabe der Moral lösen kann oder ob Moralunterricht neben dem Religionsunterricht sein

besonderes Recht hat. Von den verschiedensten Seiten wird die Ethik des Christenthums angefochten. Wundt tadelt ihren Charakter der Gebundenheit: „sie ist nicht unmittelbare Bethätigung des sittlich-religiösen Bewußtseins.“ Andere vermissen in ihr Normen zur Beurtheilung des gegenwärtigen wirthschaftlichen Lebens. Andere finden, daß die christliche Ethik von unreinen, fremdartigen Motiven durchsetzt sei. Schon oben erkannten wir, daß ein wissenschaftliches System der Moral sehr wohl konstruirt werden könne, ohne sich auf die Religion zu gründen. Aber nicht das kann hier entscheiden, sondern lediglich die Frage, ob die nicht an die Religion gebundene Moral genügend starke Impulse zum moralischen Handeln in sich schließt, einmal vorausgesetzt, daß das Problem der Moral voraussetzungslos gelöst werden kann. Diese Frage aber kann nur die Erfahrung beantworten. Das Christenthum kann den Erfahrungbeweis seiner sittlichen Kraft führen. Die religionslose Moral kann ihn darum nicht widerspruchslos führen, weil das religionslose moralische Individuum die durch Erziehung und Kultur aufgenommenen religiösen Elemente nicht ausschalten kann. Die Einwürfe von Seiten der wissenschaftlichen Ethik können hiernach die praktische Bedeutung der christlichen Ethik nicht verringern. Es wird wohl hier bei Paulsen's schönem Wort sein Bewenden haben: „Es sind in jüngster Zeit allerhand Erzieher empfohlen worden: Schopenhauer, Rembrandt u. A. Ich würde sagen: Es kann nur heißen: Jesus als Erzieher, unseres Volkes und Erzieher der Menschheit.“

Handelt es sich im Unterricht nicht um ein ethisches System, sondern um Erziehung zur Sittlichkeit, so bedarf das Christenthum nicht der wissenschaftlichen Ethik, nicht als Ersatz und nicht als Hilfe, sondern es setzt sich unmittelbar in Sittlichkeit um. Und in diesem Nachweis liegt in den oberen Klassen die sittliche Aufgabe des Religionsunterrichts. Hier muß die christliche Sittlichkeit scharf von der jüdischen und der antiken geschieden werden, es muß von der christlichen Freiheit und Gebundenheit geredet werden im Sinne von Luther's Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen. Aber auch hier muß die Belehrung christozentrisch sein. Kein neues, reineres Gesetz darf das Evangelium sein, nicht in Einzelvorschriften darf sich die christliche Ethik erschöpfen, sondern es wird zum neuen Motiv des Handelns, zur Gottesliebe, die der Menschenseele unendlichen Werth giebt, die unser Handeln bestimmt, damit wir Kinder sind des Vaters im Himmel.

Und indem die Fragen unserer Zeit, die des Einzelnen und der Völker, die Probleme der Kultur und der Sittlichkeit ihre Antwort durch Christus finden, wird die christliche Sittlichkeit zugleich eine Stütze des Glaubens nach dem Worte Jesu: „So jemand wird Gottes Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.“

10.

Günstige Vorbedingungen für christliche Heilsgewißheit zu schaffen soll die Aufgabe jedes Religionsunterrichts sein. Wie diese Aufgabe sich für erwachsene Schüler differenzirt, wollten wir darlegen. Sollen Zensuren, soll eine Prüfung Garantien schaffen, daß das Ziel erreicht wird? Beachtenswerthe Stimmen verneinen die Frage.

„Was die Examina mit dem durch sie ausgesteckten Ziel dem wahren Unterricht für Schaden thun, wird ja wohl nach und nach immer deutlicher erkannt, Schaden dadurch, daß damit gar zu leicht und unwillkürlich das bloße äußere Gedächtniß zum obersten Herrn in der Geisteswelt und Wissenschaft eingesetzt wird.“ So redet Rudolf Hildebrand's tiefes pädagogisches Verständniß. Diese allgemeinen Bedenken verstärken sich für den Religionsunterricht. Was soll die Zensur beurtheilen, was das Examen nachweisen? Das Wort des Religionslehrers mag für Beurtheilung der sittlichen Reife in die Waagschale fallen, direkter Unfleiß in der allgemeinen Zensur zum Ausdruck kommen. Aber das gedächtnißmäßig angeeignete Wissen, das allein für Prüfung und Zensur mitspricht, sollte nicht dem Schüler als das Entscheidende vor Augen treten. Das verrückt den Schwerpunkt des Unterrichts. Das Beste und Tiefste verliert an Werth, wenn es Gegenstand der Repetition, der Einübung wird. Der Gedanke an eine Prüfung drängt sich störend hinein in das Bestreben, von Mensch zu Mensch zu reden. Wo verschiedene Konfessionen vertreten sind, wird auf die Zensur ohnehin kein großes Gewicht gelegt, weil die Grundsätze der Beurtheilung in der Religion keine einheitlichen sind. Im Reifezeugniß mag auch der Religionslehrer zu Worte kommen, weil hier neben dem Wissen auch die tiefere Stellung und die Reife des Verständnisses zum Ausdruck gebracht werden kann.

Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt.

Von

Friedrich Paulsen.

I.

Der höhere Lehrerstand hat in jüngster Zeit einen hartnäckigen Kampf um seine äußere Stellung, um die Anerkennung seiner staatlichen Gleichstellung mit den Juristen, wie der Kampfruf lautet, zu bestehen gehabt. Ich halte diesen Kampf, wie ich an anderer Stelle früher einmal ausgeführt habe, für einen gerechten und nothwendigen. Ihn durchzuführen ist nicht blos Recht, sondern Pflicht. Jeder Stand ist es sich selber und seiner Aufgabe schuldig, auf der ihm zukommenden Stellung und Ehre unter den übrigen Ständen zu bestehen: seine Leistungsfähigkeit wird durch das Ansehen, in dem er steht, mit bedingt. Es ist bei den Lehrern in besonders sichtbarer Weise der Fall: die Minderung der sozialen Schätzung des Standes bedeutet für jeden Einzelnen eine Vergrößerung der Widerstände, die er in der Schule zu überwinden hat; ein Wort der Geringschätzung gegen den Stand, im Hause oder draußen, mag die Ehrfurcht im Schüler, die lange und treue Arbeit begründet hat, in einem Augenblick vernichten. Dazu kommt, daß die soziale Auslese für den Beruf durch sein gesellschaftliches Ansehen mitbestimmt wird.

Also dieser Kampf war nothwendig und wird es so lange bleiben, bis der höhere Lehrerstand die ihm gebührende Stellung wird gewonnen haben. Ist er einmal dem Beamtenthum des Staats eingefügt, so muß er darauf halten, daß er nicht den

übrigen akademischen Berufen gegenüber als ein minderwerthiger erscheine.

Ich möchte aber heute auf eine andere Seite der Sache hinweisen, die nicht minder wichtig ist: die soziale Stellung und Schätzung des Lehrerberufs beruht nicht allein auf der Stellung, die er in der Gehalt- und Rangordnung des Staates einnimmt, sondern mindestens ebenso sehr auf der Stellung, die er sich selber in der gelehrten Welt zu verschaffen weiß. Vielleicht ist dies Moment in diesem Zeitalter der Realpolitik etwas zu sehr in den Hintergrund getreten. Es ist aber wesentlich, daß es nicht vergessen wird: der deutsche Gymnasiallehrerstand hat die angesehene Stellung, deren er auch heute noch in Deutschland, verglichen mit anderen Ländern, sich erfreut, nicht erst durch die Verleihung staatlicher Titel und Rangstufen erreicht, er hat sie sich mit eigener Kraft erobert durch das Ansehen in der gelehrten Welt, das er sich im Zeitalter des Neuhumanismus durch seine lebendige Theilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit erworben hat.

Die Veranlassung, hierüber ein Wort zu sagen, giebt die hocherfreuliche Kunde, daß die preußische Unterrichtsverwaltung diesem Punkt wieder größere Aufmerksamkeit zuzuwenden entschlossen ist. Es besteht die Hoffnung, daß schon im nächsten Etat eine Position mit der Bestimmung erscheint, wissenschaftliche Arbeiten von Lehrern an höheren Schulen zu erleichtern und zu befördern, durch Entlastung von Pflichtstunden, Beurlaubung, Reisestipendien.

Die preußische Gymnasialverwaltung würde damit zu ihren besten Traditionen zurückkehren. Als unter W. v. Humboldt und Freiherrn v. Altenstein unser heutiger Gymnasiallehrerstand geschaffen wurde (bis zum Erlaß der ersten Prüfungsordnung von 1810 wurde das Lehramt an Gelehrtenschulen als bloßer Anhang oder Vorstufe des geistlichen Amts angesehen), handelte es sich eben darum, dem Lehrerstand den Charakter eines eigentlichen Gelehrtenstandes zu geben. Eine wirkliche wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität wurde zur Voraussetzung für den Eintritt ins Amt und fortdauernde Betheiligung an der wissenschaftlichen Arbeit, besonders auf dem Gebiet der Alterthumswissenschaften, zu einem wesentlichen Stück der Berufsthätigkeit gemacht. Aus diesem Gesichtspunkt sind die ersten Prüfungsordnungen (von 1810 und 1831) entworfen; aus demselben Gesichtspunkt beurtheilte die Schulverwaltung unter Johannes Schulze die Tüchtigkeit der Lehrer: bei der Auswahl für die Direktorenstellen waren wissen-

schaftliche Leistungen von maßgebender Bedeutung. Was hat er geschrieben? das war die erste Frage, womit J. Schulze an Vorschläge für die Besetzung eines Direktorats heranzutreten pflegte. So berichtet sein späterer Nachfolger L. Wiese. Auch die allgemeine Durchführung des alten Herkommens, den Programmen eine wissenschaftliche Abhandlung beizugeben und die Einrichtung des Programmaustauschs unter den Anstalten wurde von ihm in dieser Absicht getroffen: die Lehrer der Gelehrtenschulen sollten sich als Gelehrte, als eine Art gelehrter Körperschaft kennen und fühlen lernen. Und diesen Bestrebungen von oben kam lebhafter Eifer aus dem Lehrerstande entgegen; es war die Zeit der enthusiastischen Jugendliebe zum Alterthum und zur Alterthumswissenschaft; Schüler von Heyne, F. A. Wolf, Boeckh, Hermann hatten die Direktoren- und Lehrerstellen inne; es verstand sich von selbst, daß, wer auf Geltung Anspruch erhob, sie durch wissenschaftliche Leistungen zu erwerben trachtete. Die Universität hatte sich eben damals zu der Idee erhoben, als wissenschaftliche Anstalt ihre Schüler zur Theilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit zu erheben; sie entsprachen dem eigenen Trieb und der Erwartung ihrer Lehrer, wenn sie als Lehrer an der Gelehrtenschule in lebendiger Mitarbeit an der Wissenschaft sich in Fühlung mit der Universität erhielten. Berufungen von der Schule an die Universität waren, solange die gesammte gelehrte Verwaltung in Joh. Schulze ihren Mittelpunkt hatte, etwas Gewöhnliches.

Als im Jahre 1831 Victor Cousin im Auftrag des französischen Unterrichtsministers eine pädagogische Informationsreise nach Deutschland machte, die erste, der seitdem so manche gefolgt sind — sie führte ihn über Frankfurt a. M., Weimar, Schulpforta, Leipzig nach Berlin —, da war das Erste, was ihm überall in die Augen fiel: die deutschen Gymnasialdirektoren und Lehrer wirkliche Gelehrte, die durch ihre Arbeiten einen Ruf in der Gelehrtenwelt haben; er macht regelmäßig einige derselben mit ihren Schriften namhaft. Und dazu ein Zweites: eben diese Lehrer sind auch Erzieher der Jugend. In Frankreich sei Beides anders: die Lehrer nicht Gelehrte; nur ein einziger proviseur (dem Direktor entsprechend) sei in 22 Jahren ihm bekannt geworden, der ein etwas ausgezeichnetes wissenschaftliches Werk geschrieben habe; sonst nichts als die übliche Schulberedsamkeit: sie seien alle durch Verwaltungsgeschäfte erstickt. Und: die Lehrer nicht Erzieher, wofür vielmehr die censeurs und répétiteurs angestellt seien.

Die Rückwirkung der Sache auf die Hebung des sozialen Ansehens des Standes hat ein deutscher Beobachter, Friedrich Thiersch, hervorgehoben: „Die wissenschaftliche Auszeichnung“, so charakterisirt der Organisator der bairischen Gelehrtenschule in einem 1838 erschienenen Werk die Stellung des preußischen Gymnasiallehrers, „die vorzügliche Befähigung im Beruf, der anständige Gehalt und die durch innere Würdigkeit bedingte Aussicht, verbunden mit der rücksichtsvollen Behandlung der Schulmänner haben diesen Stand mit einer Achtung und Anerkennung in der bürgerlichen Gesellschaft umgeben, die ihm sonst nicht zu Theil wurde, und die sehr vortheilhaft auf ihn selbst zurückfließt. Ein junger Oberlehrer von Auszeichnung ist in sozialer Hinsicht ein sicher gestellter Mann, steht den Beamten anderer Dienstkategorien, selbst den angesehenen, parallel“; er verweist dafür auf das connubium auch mit angesehenen und vornehmen Familien, das der Stand erreicht habe.

Alle Welt weiß, daß die Verhältnisse heute nicht mehr ganz so liegen. Im Lehrerstand selber ist die Unzufriedenheit mit seiner sozialen Stellung weit verbreitet, und vermuthlich entspricht diese Stimmung den Thatsachen: Der Lehrerstand gilt in der Gesellschaft, gilt namentlich auch bei der für diese Dinge empfindlichen Jugend, wie aus dem Verhalten zur Studienwahl hervorgeht, als der mindere unter den gelehrten Ständen. Woher diese Erscheinung? Liegt's am Stande? oder am Staat? oder an einer Veränderung der Maßstäbe gesellschaftlicher Schätzung? Vielleicht wirkt alles zusammen.

Zunächst ist kein Zweifel, daß ein allgemeiner Wandel in der Schätzung der Dinge, die Auszeichnung verleihen, eingetreten ist. Gelehrte Arbeit steht nicht mehr in so hoher Schätzung, als zu der Zeit, da Deutschland, nach Jean Paul, das Reich der Luft von der Vorsehung beschieden schien, während sie Frankreich mit der Herrschaft zu Lande, England zu Wasser bedacht hatte. Nicht Goethe, sondern Bismarck ist heute der Exponent unseres öffentlichen Lebens. Das wirkt natürlich auch auf die Schätzung der gelehrten Bildungsanstalten und ihrer Lehrer zurück: der Offizier, der Jurist, dem der Weg zur Macht, die Bahn der Welteroberung offen steht, nimmt in der öffentlichen Meinung gegenwärtig eine vornehmere Stellung ein, als vor 50 Jahren; die Eroberungen im Reich der Gedanken, wenn sie nicht in technische Herrschaftsmittel sich umsetzen lassen, bloßer Gewinn im Gebiet der Geisteskultur

hat, wir müssen es uns gestehen, an Kurswerth verloren. Das fühlen mit den Universitäten die Gelehrtenschulen.

Dem Sinken in der Schätzung geht aber, wenn ich mich nicht täusche, auch ein Sinken in der Leistung des Gymnasiallehrerstandes als Gelehrtenstandes zur Seite. Sicherlich, es giebt in ihm auch heute noch eine große Anzahl wirklicher Gelehrter; viele setzen es mit äußerster Anspannung aller Kräfte durch, neben der Berufsarbeit auch an der wissenschaftlichen Arbeit sich zu betheiligen. Auch heute gilt noch der Unterschied zwischen deutschen und ausländischen Lehrern, den vor 70 Jahren V. Cousin beobachtete; von neueren französischen Beobachtern wie M. Bréal, F. Lot wird es bestätigt: der französische Lehrer ein Beamter (fonctionnaire), der sich über den Besitz einer encyklopädischen Bildung ausgewiesen hat, der deutsche Lehrer ein wirklicher Gelehrter. In Deutschland, sagt F. Lot in einem lesenswerthen kleinen Buch (l'enseignement supérieur en France, 1891) „ist man anspruchsvoller als bei uns; die Schulknaben lernen dort so wenig als bei uns philologische Wissenschaft, trotzdem halten die deutschen Regierungen darauf, daß ihre Lehrer tüchtige Philologen seien. In Frankreich fordert man keine wissenschaftliche Leistungsfähigkeit, sondern blos das, was man „literarische Bildung" nennt." Und er führt den Unterschied, mit E. Renan, zuletzt darauf zurück, daß das Erbe der Jesuiten, die einseitige Schätzung des Formtalents und der Rhetorik, auch heute noch den französischen Hochschulen anhange.

So erfreulich und ehrenvoll für unseren Gymnasiallehrerstand solche Anerkennung und, ich füge hinzu, so wohl verdient sie auch heute noch ist, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß wir in dieser Hinsicht in absteigender Linie uns bewegen: die Stellung des Lehrerstandes in der gelehrten Welt, sein Antheil an der wissenschaftlichen Arbeit ist im Sinken. Es hängt mit einer Menge von Umständen zusammen, ich hebe einige heraus.

Zuerst: die Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens selbst ist der thätigen Theilnahme des Lehrerstandes nicht günstig. Vor 100 Jahren war die Alterthumswissenschaft die herrschende Wissenschaft, in der Schule ganz und auf der Universität beinahe. Jetzt haben wir im Gymnasium eine Menge von Disziplinen, aber kein einheitliches Zentrum, um das sich die Arbeit der Schüler und der Lehrer sammelte. Und dazu kommt, daß mit dem Fortgang der Arbeit der Wissenschaftsbetrieb immer spezialistischer, immer anspruchs-

voller, immer exklusiver geworden ist. Eine mehr gelegentliche Betheiligung stößt auf immer größere Schwierigkeiten.

Sodann: die „höheren“ Schulen der Gegenwart haben selbst nicht mehr in dem Maße als in der ersten Hälfte des Jahrhunderts den Charakter von „gelehrten“ Schulen. Es hängt mit vielen Umständen zusammen; ich nenne: das Aufkommen des Realschulwesens — eine schlechthin nothwendige Sache: aber die Realgymnasien und Oberrealschulen leben in einer andern Atmosphäre als die alten Gelehrtenschulen, wie die Schulpforta oder das Joachimsthal. Ferner: das plötzliche Anschwellen der Schülermassen seit den großen Kriegen, die massenhafte Gründung neuer Schulen, die plötzlich fast ins unbegrenzte gesteigerte Nachfrage nach „Lehrkräften“, die den großen Zulauf der 80er Jahre hervorrief und dadurch, daß sie auch wissenschaftlich recht dürftig ausgestatteten Kandidaten willige Aufnahme verschaffte, die wissenschaftlichen Qualitäten des Standes als solchen herabdrückte. Dazu kam die starke Vergrößerung zahlreicher Anstalten, das Anschwellen der Zahl der Klassen und der Lehrerkollegien, besonders die Vermehrung der unteren und mittleren Klassen. Alles das wirkte in dem Sinne, daß die Gelehrtenschule einer Bürgerschule sich annäherte: die Masse der Gymnasien nicht künftig Studirende, sondern „Schnuraspiranten“, die Masse der Lehrer nicht Lehrer der „Alterthumswissenschaften“, sondern Einpauker der lateinischen, griechischen, französischen Grammatik, in Mittel- und Unterklassen, die Direktoren nicht geistige Leiter des Kollegiums und Lehrer der Prima, sondern zu Verwaltungsbeamten herabgedrückt, die den ungeheuren Mechanismus einigermaßen in Gang halten. Gleichzeitig ist für den Einzelnen der Aufwand von Arbeitskraft für die Schule gestiegen: die vielfache Ueberfüllung der Klassen, besonders in den großen Städten, belastet die tüchtigsten Lehrer mit einem Uebermaß von Korrekturen und strapazirt auch in den Schulstunden stärker, oft bis zur Erschöpfung. Und zugleich wird der Betrieb fabrikmäßiger, mechanischer; die Aufgabe ist: die Masse von Schülern in einer Menge von Fächern leidlich in gleichem Schritt vorwärts zu bringen. Die Drillkünste sind dabei in der Geltung gestiegen. Früher handelte es sich darum, eine Auswahl der männlichen Jugend durch die Einführung in die Literatur des Alterthums zu höchster Menschenbildung zu heben; da neben dieser Aufgabe die übrigen weit zurückstanden, so hatte man im Unterricht Zeit, konnte mit einigem Behagen sich ausbreiten und auch einmal gehen lassen; auf der Oberstufe nahm er

ein wenig akademischen Charakter an. Seit der Häufung der Disziplinen und der Häufung der Schüler, vor Allem in den unteren und mittleren Klassen, ist der Lehrer mehr Beamter geworden, der sein Pensum erledigt. Kein Zweifel, daß Alles dies der wissenschaftlichen Bethätigung des Lehrers entgegenwirkt: die Schularbeit hängt als Bleigewicht an den Füßen, und Diejenigen, die trotzdem noch zu wissenschaftlicher Arbeit den Muth und die geistige Elastizität finden, reiben sich vor der Zeit auf. Ich könnte eine Reihe von betrübenden Beispielen aus meiner nächsten Nähe aufzählen.

Endlich: Maßregeln der Unterrichtsverwaltung haben diese Bewegung unterstützt. Mit den 40er Jahren beginnt eine Art Gegenstreben der Verwaltung gegen die einseitige Betonung der wissenschaftlichen Qualitäten der Gymnasiallehrer. Sie tritt an allen Punkten hervor: hatte in der Auswahl für die Direktorenstellen Joh. Schulze die wissenschaftliche Tüchtigkeit, durch gelehrte Arbeiten dokumentirt, durchaus in die erste Linie gestellt, so wurde von seinen Nachfolgern unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. der pädagogischen Tüchtigkeit größeres Gewicht beigelegt; und vielfach wurde geglaubt, und wohl nicht mit Unrecht, daß bei ihrer Feststellung auch die rechte kirchliche und staatliche Gesinnung eine wichtige Rolle spiele. Ferner in der Gestaltung der Prüfungen; bei der Abfassung der Prüfungsordnung von 1866, so sagt Wiese in seinen Erinnerungen (I 308) selbst, war ein Gesichtspunkt, „die künftigen Lehrer früh mit dem Gedanken vertraut zu machen, es werde von ihnen nicht ausschließlich Verwaltung eines wissenschaftlichen Spezialfachs, sondern die Betheiligung an der gesammten pädagogischen und didaktischen Aufgabe der Schule erwartet." Von den Prüfungskommissionen, deren Mitglieder meist Professoren, seien die wissenschaftlichen Anforderungen, vom Standpunkt der Schule gesehen, oft zu hoch gespannt worden. Und dieser selbe Gesichtspunkt tritt in den späteren Prüfungsordnungen und in der Zusammensetzung der Prüfungskommissionen hervor: die starke Betheiligung von Schulräthen und Lehrern am Prüfungsgeschäft, die in jüngster Zeit stattfindet, wird im Ganzen in der Richtung wirken, daß der spezialistisch-wissenschaftlichen Ausbildung der Kandidaten weniger, der allgemeinen und encyklopädischen Ausbildung mehr Gewicht beigelegt wird. Ich verkenne die Nothwendigkeit, einer ausschließlich spezialistisch-fachwissenschaftlichen Ausbildung entgegenzutreten und im Interesse der Schule auf einer

allgemein-wissenschaftlichen Ausbildung zu bestehen, durchaus nicht, ebenso wenig als die Nothwendigkeit, bei der Auswahl der Direktoren auf pädagogische Begabung und Regierungsgeschick zu sehen. Nur: die Betonung dieser Dinge hat die Tendenz, die Richtung auf wissenschaftliche Forschung bei den Schulamtskandidaten und also in der Lehrerwelt zu schwächen.

Endlich weise ich noch auf einen Punkt hin: die Errichtung der Gymnasialseminare und die Einführung des Seminarjahres zum Probejahr. Gewiß war es an der Zeit, das Interesse der Schule an der Sicherung der Unterrichtsmethode bei den neu eintretenden Lehrern mehr, als es durch das alte Probejahr geschah, zur Geltung zu bringen. Aber ebenso wenig scheint es mir zweifelhaft, daß die Sache der Vertiefung in eine wissenschaftliche Arbeit entgegenwirkt, schon bei den Direktoren, die mit der Leitung eines solchen Seminars belastet werden, dann aber vor Allem bei den Seminaristen, deren Zeit und Kraft und Interesse für pädagogisch-didaktische Hospitationen und Sitzungen, Uebungen und Studien in Anspruch genommen wird. Dazu kommt aber noch ein Weiteres und Schlimmeres: das ist, daß die ganze Einrichtung geeignet ist, hervorragende wissenschaftliche Tüchtigkeit und Neigung für die Studien von dem Eintritt in die Lehrerlaufbahn abzuschrecken. Ist die Forderung, nach einem, mit Einschluß des Prüfungsjahres, fünf- bis sechsjährigem Studium noch zwei Jahre im Vorbereitungsdienst der Schule, im Vorhof des Amts, zuzubringen, schon an sich eine schwerwiegende, so scheint mir die Gestaltung der Uebungen im Seminarjahr geradezu abschreckend auf einen jungen Mann von Geist und wissenschaftlichem Interesse wirken zu müssen: ein Vierteljahr, drei ganze Monate lang, sich als „Hospitant", als Statist an den Wänden der verschiedenen Klassenzimmer herumzudrücken, um dann zu „unterrichtlichen Versuchen" zugelassen zu werden, das ist für einen jungen Mann, der eben ein langes wissenschaftliches Studium an der Universität vielleicht mit Auszeichnung bestanden hat, der sich in der produktivsten Zeit seines Lebens befindet, eine Zumuthung, die — nun mindestens sehr abkühlend auf das Verlangen, Lehrer zu werden, wirken wird; ich zweifle nicht daran daß sie schon manchen bestimmt hat, nach irgend einem anderen Beruf sich umzuthun, sei es in der Gelehrtenlaufbahn oder auch in der Journalistik. Mir wurde Folgendes erzählt: ein Schulamtskandidat war während des Seminarjahrs in den großen Ferien nach Paris gereist; er hatte sich dort in historische Studien ver-

tieft und erbat einen Urlaub. Dieser wurde ihm verweigert und er telegraphisch zurückbeordert, da eine Unterbrechung des Probejahrs nicht stattfinden dürfe. Er kehrte zurück, mit welcher Freude er das Hospitiren und die „unterrichtlichen Versuche“ aufnahm, kann man sich denken. Das Ende war ein wenig befriedigendes Zeugniß, und nur die Unbefangenheit des Direktors einer städtischen Anstalt, dessen Glaube an Gymnasialseminare und Zeugnisse kein unbedingter war, erhielt den tüchtigen Mann der Schule.

II.

Fragen wir nun: was ist zu thun, die, wenn nicht verlorene, so doch geschwächte Position wiederherzustellen?

Ueber Eines werden wir uns nicht täuschen: ganz läßt sich die Position, die der Lehrerstand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der wissenschaftlichen Welt hatte, schwerlich wiedergewinnen. Die ganze Zeitlage, die Richtung des öffentlichen Geistes, die Schätzung der „Humanitätswissenschaften“, die Einheit der Schulwissenschaften, wir können sie nicht wiederherstellen. Dennoch, scheint mir, hat der Lehrerstand und hat die Nation, die einen tüchtigen und geachteten Lehrerstand nicht entbehren kann, ein großes Interesse daran, so weit als immer möglich, zu befestigen, was ins Wanken gerathen, wiederzugewinnen, was verloren ist.

Die erste Voraussetzung hierfür ist, daß das Bewußtsein von der Wichtigkeit der Sache durchdringt, bei dem Lehrerstand, bei der Schulverwaltung und bei allen denen, von deren Einsicht und Willen die Bewilligung nothwendiger Mittel abhängt; denn hier wie überall gilt: Bildungsfragen sind zugleich Geldfragen, durchaus nicht allein, aber doch: auch Geldfragen.

Bei dem Lehrerstand ist vielleicht hie und da die Bedeutung seines wissenschaftlichen Ansehens über allerlei anderen zeitweilig im Vordergrund des Bewußtseins stehenden Dingen, Rang, Titel, Gehalt, oder Berechtigungsfragen und andere mehr äußerlichen Sachen, ein wenig zurückgedrängt worden. Ich habe die gute Zuversicht, daß die Sorge um die Erhaltung und Wahrung seiner Stellung in der gelehrten Welt alsbald wieder nach Gebühr hervortreten wird, wenn jene äußeren Dinge, die doch auch erledigt werden mußten, ihre befriedigende Gestaltung werden gefunden haben.

Von großer Wichtigkeit ist es, daß die Verwaltung sich wieder entschieden zu dem Glauben an den Werth einer wirklichen Gelehrtenbildung des Lehrerstandes bekennt. Und hierin würde ich in erster Linie die Bedeutung jener Etatsposition zur Förderung wissenschaftlicher Arbeit im höheren Lehrerstand sehen; es wäre das entschiedene Bekenntniß zu dem Prinzip: thätige Theilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit ist eine der wesentlichen Grundlagen der Stellung des Gymnasiallehrerstandes in Deutschland. Die unmittelbare Wirkung kann ja nicht gar so groß sein Immerhin mag da oder dort die Vollendung einer Untersuchung durch einen längeren Urlaub, vielleicht mit Unterstützung durch ein Reisestipendium, ermöglicht werden; in einem andern Fall mag durch einen Nachlaß an der Zahl der Pflichtstunden Kraft und Muth zur Fortführung begonnener Arbeit gestärkt werden. Hin und wieder hat man wohl auch schon bisher die Mittel und Wege zu solcher Erleichterung wissenschaftlich verdienter Männer gefunden. Die Hauptsache aber wird sein, daß der höhere Lehrerstand wieder das Bewußtsein gewinnt, unter einer Verwaltung zu stehen, die ihn nicht dem Staatsbeamtenthum an irgend einer Stelle einordnet, sondern als dem Gelehrtenstande zugehörig betrachtet. Dadurch würde der Eifer wohlthätig belebt, das Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen auf die rechte Grundlage gestellt und dem korporativen Geist die Richtung gegeben.

Uebrigens wäre zu hoffen, daß der Vorangang der Staatsverwaltung auch bei den großen Städten Nachfolge fände. In einzelnen Fällen hat sich auch hier schon eine löbliche Bereitwilligkeit gefunden, für wissenschaftliche Zwecke Urlaub zu gewähren und für die Vertretung Sorge zu tragen. In der That haben die städtischen Schulverwaltungen hier eine schöne Gelegenheit, ihr Verständniß für die geistigen Zwecke, denen die Schule dient, zu zeigen. Unsere großen Städte würden sich ihrer Vorgängerinnen, der alten Reichsstädte, würdig erweisen, wenn sie die reicheren Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, für die Förderung der höheren Kulturzwecke in umfangreicherem Maße verwenden wollten, sich sagend, daß der Staat durch die elementaren Aufgaben des nationalen Lebens zu sehr in Anspruch genommen ist, um hier alles Gebührende leisten zu können. Und auch für die Leistungen Einzelner wäre Raum: frühere Schüler könnten durch Stiftungen für wissen-

schaftliche Zwecke an der Anstalt, die in ihnen den wissenschaftlichen Sinn zuerst geweckt, ihrer Dankbarkeit ein Denkmal setzen.

Ich beeile mich hinzuzufügen, daß dies Alles nicht in der Meinung geschehen kann, daß alle Lehrer an unseren Gymnasien sich zur Aufgabe machen sollten, durch gelehrte Arbeiten die Wissenschaft zu fördern; eine unmögliche Sache: die Schule ist keine Universität. Und es wäre nicht einmal wünschenswerth: die Schule braucht auch Lehrer, die vor Allem und zuerst Lehrer sein wollen, die in der Förderung des Schulzweckes und in der Leitung der Einzelnen ihre ganze Lebensaufgabe sehen; Lehrer, die mit ganzer Seele dieser Aufgabe sich hingeben, sind ein wahrer Schatz für eine Schule. Wollten alle Glieder eines Kollegiums darnach streben, nicht bloß die wissenschaftliche Arbeit der Zeit mit Theilnahme zu begleiten, sondern selbstthätig daran theilzunehmen, so würde die Schule darunter leiden. Ich bin auch fern von der Meinung, daß die wissenschaftliche Arbeit an sich vornehmer oder wichtiger sei als die treue Arbeit in der Schule und die persönliche Leitung der Einzelnen: lebendige Menschenseelen sind wichtigere Dinge als Abhandlungen und Bücher. Aber das ist wichtig, daß wenigstens das eine und andere Mitglied eines Lehrerkollegiums in der Wissenschaft selbst steht und etwas leistet; es giebt der ganzen Schule den Charakter einer Gelehrtenschule, es giebt dem Kollegium die Stellung einer gelehrten Körperschaft. Sind sie Alle nur Lehrer, so sinkt das Niveau der Selbsteinschätzung und des Ansehens in der Gesellschaft. Beides wirkt auch auf das Verhältniß zu den Schülern zurück: diese haben eine feine Witterung dafür; der Respekt vor der Gelehrsamkeit, der in Deutschland immer noch groß ist, ist ein sehr wirksames Moment in der Bestimmung des Geistes der Schule. Der alten Pforta ist das noch kürzlich von einem ihrer Schüler bezeugt worden, von U. v. Wilamowitz, der in dem Vorwort zu seinen gesammelten Reden und Vorträgen seinen Lehrern ein Denkmal gesetzt hat, nicht ihrer didaktischen Virtuosität, sondern ihrer Begabung, durch ihre Persönlichkeit den wissenschaftlichen Sinn zu erwecken.

Ich berühre noch ein paar Punkte, wodurch die Schulverwaltung auf die Erhaltung und Belebung des wissenschaftlichen Geistes in den Lehrerkollegien einwirken kann. Da ist zunächst die Auswahl für die leitenden Stellen, im Besonderen die Direktorenstellen. Gewiß dürfen gelehrte Produktionen hier nicht allein den Ausschlag geben, die Leitung einer großen Anstalt fordert noch

andere Fähigkeiten. Doch sind tüchtige wissenschaftliche Leistungen ein Moment von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit: vor Allem, sie geben im Kollegium gleich ein persönliches Gewicht, wie es nicht so leicht durch andere Verdienste erworben wird.

Zu wünschen wäre auch, daß der Uebergang zur Universität wieder häufiger würde. Auch im Interesse der Universität selbst: es ist ein unverächtlicher Vortheil, wenn der Universitätslehrer, der Philolog z. B. oder der Mathematiker, die Verhältnisse und Bedürfnisse der Schule aus eigener Thätigkeit kennt; wie ist nicht den akademischen Schülern Rudolf Hildebrand's seine Vertrautheit mit der Schule und der Jugend zu Gute gekommen: sein Buch vom deutschen Sprachunterricht zeigt es. Und für den Lehrerstand ist seine Vertretung durch frühere Mitglieder in der Universität die sichtbarste Darstellung seiner Zugehörigkeit zur Gelehrtenwelt. Freilich ist der Uebergang einigermaßen erschwert durch innere und auch durch äußere Verhältnisse; so giebt das Privatdozentenstipendium und Assistententhum denen, die sich gleich für die akademische Laufbahn entscheiden, eine Art Exspektanz, die den Eingang von außerhalb erschwert. Auf der anderen Seite ist, wie schon angedeutet, durch die Gymnasial-Seminare die Kluft erweitert worden: der Eintritt in diesen Vorbereitungsdienst bedeutet mehr als früher den Verzicht auf die Universitätslaufbahn. Auch die den Uebergang so sehr erleichternde Personalunion der beiden Gebiete in der Verwaltung, wie sie in der Person Johannes Schulze's sich darstellte, läßt sich bei der unermeßlichen Vermehrung der Anstalten und des Personals nicht wieder herstellen. Doch sollte die Universitätsverwaltung den Blick auch auf jene Seite beständig gerichtet halten und sich über hervorragende Kräfte von dort Kenntniß verschaffen, um im gegebenen Fall nicht auf vielleicht minderwerthiges Angebot aus dem akademischen Nachwuchs angewiesen zu sein.

Nicht zu unterschätzen ist übrigens in dieser Absicht eine Einrichtung, an der in jüngster Zeit von Unkundigen hin und wieder gemäkelt worden ist, ich meine das alte Herkommen der wissenschaftlichen Programmabhandlungen. Man hat gesagt, in der Berliner Stadtverordnetenversammlung war es, der wissenschaftliche Werth des Durchschnitts sei so gering, daß er die Kosten nicht lohne, und die Mittel dafür streichen wolle. Ich würde das für eine sehr übel angewendete Sparsamkeit halten. Ich habe viele Programmabhandlungen gelesen und ihrer noch sehr viel mehr gesehen. Meines

Erachtens bleibt ihr Werth hinter dem Durchschnittswerth von Zeitschriftenabhandlungen nicht zurück; man findet darunter vortreffliche Untersuchungen zur Geschichte, im Besondern zur Geschichte des Schulwesens, zur Didaktik der verschiedenen Unterrichtsfächer, aber auch zur Philologie und Archäologie, zur Philosophie und Theologie, zur Naturwissenschaft und Mathematik. Und manche Programmabhandlung hat den Anstoß zu weiterer Beschäftigung mit dem Gegenstand, zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten gegeben. Man darf die Bedeutung solcher kleinen Anstöße nicht unterschätzen. Mancher hätte nicht den Muth, vielleicht auch nicht die Energie gefunden, sich an eine Arbeit zu machen und sie zu veröffentlichen, es kommt ja doch nicht darauf an; da kam die Nöthigung, das Programm zu schreiben. Man mußte sich entschließen, schon fallen gelassene Aufgaben wurden wieder vorgenommen; mit der Arbeit kam die Freude an der Sache; man empfand, daß man doch auch etwas leisten könne und wurde so aus der Gefahr des Einrostens herausgerissen. Zugleich sah man in die Programmliteratur hinein, der Austausch führt sie allen Schulbibliotheken zu; man fand sich von einer wissenschaftlichen Gemeinschaft umgeben und getragen: der Lehrerstand als solcher hier als Gelehrtenstand, als eine Art wissenschaftliches Institut mit regelmäßigen Publikationen sich darstellend. Und zugleich stellte man sich selbst den Fachgenossen als Gelehrten vor; ich denke, daß die Aufmerksamkeit auf tüchtige junge Kräfte sehr häufig zuerst durch derartige Abhandlungen gelenkt worden ist. Die ersten Arbeiten von Weierstraß, die den großen Mathematiker in die gelehrte Welt einführten, waren Programmabhandlungen von Dt. Krone und Braunsberg.

Ich erwähne in diesem Zusammenhang einen Versuch, der in jüngster Zeit an dem Gymnasium eines Berliner Vororts (Steglitz) gemacht worden ist: die Lehrer halten im Wintersemester eine Anzahl von Vorträgen allgemein-wissenschaftlichen Charakters, jeder aus dem Gebiet seines Fachs, zu denen zunächst die Schüler der oberen Klassen erscheinen, aber auch andere Hörer, vor Allem auch die Angehörigen der Schüler eingeladen werden. Der Erfolg ermuthigt zur Nachfolge; in der Zeit der University Extension darf auch das Gymnasium aus seinem engeren Kreise heraustreten und sich als eine öffentliche Bildungsanstalt fühlen. Auch die Lehrer sehen sich dabei von einer neuen Seite und haben Gelegenheit, dessen inne zu werden, welchen Schatz von wissenschaftlichen Erkenntnissen ihr Kollegium in sich beschließt. Lebt man so neben

einander hin, so merkt man kaum, was man von einander haben könnte. Mir sagte dieser Tage ein Freund, der an einem Berliner Gymnasium ist: ich hab erst bei Gelegenheit unserer Jubiläumsfestschrift, die auch ein Verzeichniß aller von den Kollegen veröffentlichten Schriften brachte, mit Erstaunen gemerkt, was für eine Fülle wissenschaftlich produktiver Kräfte in unserer Schule vorhanden sind.

Zum Schluß ein Wort über Fragen der Schulorganisation aus diesem Gesichtspunkt. Der hemmende Einfluß der zwei Vorbereitungsjahre wurde schon erwähnt: ich meine, man wird dahin kommen, das Seminarjahr und das Probejahr zu einem zu verschmelzen. Auch in der Oberlehrerprüfung wird man sich meines Erachtens entschließen, die wichtigeren Prüfungen in der Regel wieder Akademikern in die Hände zu geben; so wenig ich die Kehrseite der Sache verkenne, so glaube ich doch, daß der wissenschaftliche Charakter der Prüfung dies fordert.

Sodann aber wird es sich vor Allem um Eines handeln: um Entlastung der Lehrer. Und zwar wird es sich dabei nicht allein um die Entlastung Einzelner, zum Zweck bestimmter wissenschaftlicher Arbeit handeln, so dankenswerth sie ist, sondern um eine Verminderung der allgemeinen Last. Daß diese im Laufe der Zeit größer geworden ist, das ist wohl die allgemeine Empfindung des Lehrerstandes: die großen Klassen, die vielen Unterrichtsfächer, in Händen von ebenso vielen Fachlehrern, die Verminderung der Stundenzahl in den Hauptfächern, die großen Schulen mit zahlreichen Klassen und großen Kollegien, Alles das hat die Reibungsflächen und die Widerstände vermehrt, Alles das macht einen größeren Kraftaufwand, in den Schulstunden wie außer denselben, nothwendig. Dem hat nicht eine Verminderung der Pflichtstunden entsprochen; im Gegentheil. Daß verbrauchte Energie nicht mehr für andere Zwecke frei ist, ist ein unabänderliches Naturgesetz. Und so wird also die Verwaltung, wenn es ihr Ernst darum ist, die Theilnahme des Lehrerstandes an der wissenschaftlichen Arbeit zu heben, bei den entscheidenden Stellen die Mittel für eine Verminderung der Arbeitslast durchsetzen müssen; wobei auch auf die Bereitstellung von besoldeten Lehrkräften für die Vertretungsstunden zu achten wäre. Aber man wird auch die allgemeine Pflichtstundenzahl herabsetzen müssen, wenigstens in großen Klassen und korrekturbelasteten Fächern. Und ebenso, scheint mir, wird die Halbirung der großen Doppelanstalten und Doppelkollegien ins Auge gefaßt

werden müssen. Die Anstalten sind zu schwer beweglich geworden, die Halbirung, die sich ja nicht nothwendig auf alle Einrichtungen beziehen müßte, würde sie leichter und elastischer machen, der einzelne Lehrer, der jetzt unter der Masse verschwindet, würde sich als Glied eines kleineren Kreises anders fühlen, der Direktor würde wirksamer Lehrer und Leiter der Anstalt sein können, und die Zahl der Direktorenstellen würde größer.

Natürlich, Alles das würde Geld kosten. Aber, es ist nicht anders: Bildungs- und Schulfragen sind zugleich Geldfragen. Es ist zu hoffen, daß die Ueberzeugung mehr und mehr sich Bahn bricht, daß wohlfeiler Schulunterricht nicht eine haushälterische Form der Sparsamkeit ist. Für das Heerwesen haben wir uns davon überzeugt. Möge die Zeit bald kommen, wo man die Sparsamkeit an Direktoren und Lehrern nicht anders beurtheilt als an Obersten und Offizieren.

Die Tagebücher des Grafen Walujew.*)

(1848 bis 1860.)

> O Zeit des Paßgangs und des Trabs,
> Des Trinkgelds und des Trunks,
> Des Posthorns und des Wanderstabs,
> Des idealen Schwungs.

Die Zugehörigkeit zu dieser Zeit haben ihre Söhne niemals verleugnen können, einerlei ob sie Deutsche, Russen, Franzosen oder Engländer, Dichter, Gelehrte oder Staatsmänner waren. Allen, die in den Jahren 1814 bis 1830 jung waren und die an den damaligen Zeitgedanken Antheil nahmen — Allen sind gewisse Eigenthümlichkeiten kleben geblieben, die das Zeitalter ihres Werdens verrathen. Ob sich das im vertieften Interesse an Geschichte und Besonderheit des heimathlichen Volksthums oder in der Empfänglichkeit für gewisse poetisch-religiöse Stimmungen ausprägte, macht dabei kaum einen Unterschied aus: das Erkennungszeichen der Kinder des romantischen Zeitalters bildete die Abwendung von den kosmopolitischen und rationalistischen Tendenzen, die dem philosophischen Jahrhundert den bezeichnenden Charakter gegeben hatten. So unwiderstehlich war die Gewalt der Strömung, welche sich nach dem Sturz der napoleonischen Gewaltherrschaft aufthat, daß sie sich selbst in denjenigen Ländern des slawischen Ostens geltend machte, die sonst ihr eigenes Leben geführt und es ihren Gebildeten überlassen hatten, sich mit einem bescheidenen Antheil an dem abendländischen Geistesleben zu begnügen. In den Jahrzehnten, welche dem Abschluß des zweiten Pariser Friedens folgten, war bei einem Theil der Dichter und Schriftsteller Rußlands der „Byronismus" in die Mode gekommen, indessen der andere Theil nationa-

*) Russkaja Starinà (1891).

listischen Tendenzen zuneigte und der wenig später etablirten Slawophilenschule den Boden bereitete. So lange Alexander I. regierte, war an eine Vorherrschaft der nationalen Richtung nicht zu denken. Des Kaisers Vorliebe für westeuropäische Lebens- und Bildungsformen sorgte dafür, daß diese in der gebildeten Gesellschaft die Oberhand behielten und daß die romantisch-liberalen wie die (durch deutsche Einflüsse bedingten) pietistischen und mystischen Velleitäten des Monarchen in Rußland zeitweise heimisch wurden. Der jüngeren Generation hatte sich in dieser merkwürdigen Zeit eine Strebsamkeit bemächtigt, die zu dem gedankenlosen Materialismus des älteren Geschlechts in wohlthuendem Gegensatz stand und deren Wirkungen sich noch verspüren ließen, als der unglückliche Militär-Aufstand vom Dezember 1825 die Sache der liberalen und europäischen Bildung kompromittirt und in den Augen der Machthaber unmöglich gemacht hatte. Vollständig ließ sich auch während der Regierung des Kaisers Nikolaus I. nicht verleugnen, daß das Zeitalter der Freiheitskriege durch eine Krisis im inneren Leben Rußlands einen Anlauf zu sittlicher Erneuerung genommen hatte, dessen belebende Wirkungen von den Besseren des Volks niemals ganz vergessen worden waren.

Unter den Einflüssen dieser Periode war der Mann emporgekommen, von dessen Tagebüchern auf den nachstehenden Blättern gehandelt werden soll und der als Reform-Minister Alexanders II. eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hat. In der Person Peter Alexandrowitsch Walujew (geb. 1814, † 1890) spiegeln sich die Gegensätze und Eigenthümlichkeiten der romantischen Periode russischen Literatur- und Gesellschaftslebens so deutlich wieder, daß eine Beschäftigung mit derselben schon aus diesem Grunde lohnend erscheint. Ein gut nationaler Russe, dem die europäische Bildung gleichwohl näher steht als diejenige des eigenen Volkes — ein gläubiger Sohn der orthodoxen Kirche, dem byzantinistische Erstarrung und pfäffische Intoleranz der offiziellen Rechtsgläubigkeit Gräuel sind, ein Vorkämpfer der bestehenden Ordnung, der von den liberalen Neigungen seiner Jugend nicht los zu kommen vermag — ein Minister, der ein Tagebuch im Stil der Sentimentalitätsperiode führt und inmitten endloser Staats- und Verwaltungssorgen Zeit und Stimmung für Abfassung eines idealistisch gerichteten Romans übrig behält — wo anders wäre dergleichen möglich gewesen, als bei einem Mann, der als Knabe und Jüngling dem Zeitalter

„Des Posthorns und des Wanderstabs,
Des idealen Schwung's!"

angehört hatte!

Peter Walujew war allerdings nicht Vollblut-Russe. Zu Moskau geboren und als Sprosse eines alten russischen Adels- und Bojarengeschlechts in der nationalen Haupt- und Landesstadt erzogen, hatte er eine Deutsche zur Mutter. Sein Vater war als Theilnehmer an den Freiheitskriegen im Jahre 1812 nach Riga gekommen und in der dortigen Gesellschaft soweit heimisch geworden, als das zu damaliger Zeit für russische Offiziere möglich war. Ja es hatte sich das Unerhörte begeben, daß der Obrist aus altmoskowitischem Hause um eine Tochter des exklusivsten aller deutschen Adelsverbände, eine Kurländerin gefreit und daß er, wenn auch nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten, die Braut heimgeführt. Zu den Tonangebern der Riga'schen Gesellschaft gehörte während der ersten Jahrzehnte des 19. Säkulums ein Staatsrath Baron Fölkersahm, der als Sekretär der kurländischen Ritterschaft an der Unterwerfung des Herzogthums unter das Szepter Katharinas II. (1795) Antheil gehabt und sodann eine Stellung im russischen Staatsdienst angenommen hatte, — ein geistreicher, im Stile des 18. Jahrhunderts gebildeter Herr, der es zur Stellung eines Civilgouverneurs von Livland brachte. In Fölkersahms kinderreichem Hause waren zwei, der ersten Ehe seiner Gemahlin entsprossene Fräulein von Brincken aufgewachsen, von denen die ältere Herrn Walujew heirathete, um ihm nach Beendigung des Krieges in das ferne Moskau zu folgen. Der in dieser Ehe geborene Sohn war Erbe der Schönheit, des Geistes und der Bildung seiner Mutter, die sich inmitten einer durchaus heterogenen Umgebung ein Stück Volksthum und Zusammenhang mit der Heimath erhalten hatte. Peter Walujew sprach deutsch wie ein Deutscher, kannte die deutsche Literatur besser als viele Deutsche und wußte außerdem um Gegenwart und Vergangenheit des Vaterlandes seiner Mutter überraschend genauer Bescheid. Auf den Einfluß dieser Mutter muß weiter zurückgeführt werden, daß der Romantizismus des Sohnes kein russischer, sondern ein westeuropäisch gefärbter war. Und doch hätte dem religiös gestimmten, in den Formen der griechischen Kirche emporgekommenen Knaben nahe gelegen, sich der Schule der russischen Romantiker — der Slawophilen — anzuschließen, deren Ausgangspunkte spezifisch kirchliche waren und die, just als sie in Mode kam, einen Vetter Peter

Alexandrowitsch's zu ihren eifrigsten Vorkämpfern zählte. Die Atmosphäre, in welcher die damalige höhere Gesellschaft lebte, war freilich auch in Moskau mit französischen und deutschen Bildungselementen so stark versetzt geblieben, daß die nationale Tendenz sich nur innerhalb gewisser Grenzen geltend machen konnte. Ganz besonders trug dazu der klägliche Zustand des öffentlichen Schulwesens bei, dem die Revolutionsfurcht der Regierenden alle belebenden Einflüsse, europäisch-liberale wie nationale, fern zu halten suchte. Stand das Slawophilenthum doch bei den privilegirten Wächtern des öffentlichen Geistes im Geruch einer Staatsgefährlichkeit, der von derjenigen der Unruhstifter des Westens nur graduell verschieden sein sollte! Danach verstand sich für Diejenigen, die ihren Kindern eine höhere und freiere Bildung zu Theil werden lassen wollten, von selbst, daß sie zu ausländischen Hauslehrern und Gouvernanten ihre Zuflucht nahmen und daß sie die von diesen gebildeten jungen Leute erst, wenn es die Absolvirung öffentlicher Prüfungen und die Erwerbung von gelehrten Graden oder militärisch-büreaukratischen Rangklassen galt, öffentlichen Lehranstalten anvertrauten.

Dank tüchtiger Vorbildung im Elternhause und der ihm von der Natur verliehenen glücklichen Eigenschaften, erwarb der junge Walujew bereits als halber Knabe die Qualifikation für den höheren Staatsdienst. Sein erstes Amt trat er in einem Lebensalter an, das Andere auf der Schulbank anzutreffen pflegt. Das Englische und Französische beherrschte er ebenso vollständig wie die Sprachen seines Vaters und seiner Mutter, seine Kenntniß des Lateinischen reichte mindestens zur Anbringung glücklich gewählter Zitate aus und von den hauptsächlichsten Disziplinen moderner Rechts- und Wirthschaftswissenschaft wußte er genug, um gegebenen Falls mitreden zu können. Was ihm, wie der Mehrzahl seiner Standes- und Altersgenossen, an Gründlichkeit des Wissens fehlte, wurde unschwer durch allgemeine Bildung, geistige Beweglichkeit und durch ein reichlich gemessenes Maß von Selbstgefühl ersetzt. Der jugendliche Beamte der Kanzlei des Moskauer Generalgouvernements galt außerdem für einen der schönsten und elegantesten Männer der altrussischen Hauptstadt. Bei einem der Besuche, den Kaiser Nikolaus derselben machte, zogen die glänzende Erscheinung, das sonore Organ und die tadellose Tournüre des jungen Herrn die Aufmerksamkeit des Monarchen so nochhaltig auf sich, daß Herrn Walujew eine Stellung in St. Petersburg angeboten wurde. An

die Newa übergesiedelt, wußte Peter Alexandrowitsch das Vorurtheil, das grands hommes de province in der Stadt der beständig feuchten Gassen und der immerdar trockenen Herzen von Alters her entgegenstand, so rasch und so vollständig zu entwaffnen, daß ihm bereits zu Anfang der 40er Jahre von den Einen eine große gesellschaftliche, von den Anderen eine glänzende bureaukratische Zukunft vorausgesagt wurde. Was man an Herrn Walujew besonders rühmte, war ein gewisser idealistischer Schwung. Von der sarmatischen Wüstheit der vornehmen Jugend sollte er sich ebenso frei zu halten gewußt haben, wie von der geistlosen Gefügigkeit des Durchschnittsbeamtenthums, dem das ruere in servitium für die Summe aller politischen Weisheit galt. Mit tadelloser Loyalität und national gefärbter Kirchlichkeit wußte er eine gewisse Unabhängigkeit der Gesinnung zu verbinden, die zwischen Hingabe an die Ideen des liberalen Westens und Unterordnung unter die Routine die richtige Mitte halten und ihm den Vorzug sichern sollte, von Alten und Jungen gleich gern gesehen zu werden. Auf geistreiche und blendende Aperçus sollte er sich ebenso gut verstehen, wie auf fleißige Aktenarbeit, außerdem aber eine Seele im Busen tragen, die sich auf die holden Geheimnisse des Herzens ebenso gut verstand, wie auf die Räthsel, welche die moderne philosophische und sozialistische Literatur Frankreichs ihren Adepten zu rathen aufgab.

Eine unerwartete Wendung trat im Leben des hoffnungsvollsten aller Löwen der Newa-Residenz ein, als er sich mit einer Tochter des Dichters und Departements-Direktors Fürsten Wjäsemski verheirathete. Wenig über zwanzig Jahre alt, hatte er eine Wahl getroffen, in welcher das Herz größeren Antheil gehabt, als nach den glänzenden äußeren Verhältnissen der Erkorenen hätte angenommen werden können. Auf den kurzen Wahn folgte indessen eine lange Reue. George Sand und die von dieser gepredigten Theorien von der Ueberlebtheit der Ehe und von den unveräußerlichen Rechten des Herzens hatten ihren Weg auch nach Rußland gefunden und an der jungen Frau Walujew eine gelehrige Schülerin gefunden. Madame wurde von einer großen und hochpoetischen Leidenschaft ergriffen, die einem Freunde des Hauses (irre ich nicht, einem Grafen Stroganow) galt und die der zartsinnige, von schuldigem Respekt gegen die Zeitideen erfüllte Gemahl mit der gehörigen Energie zu bekämpfen unterließ. Nachdem man eine Weile Lotte, Werther und Albert gespielt hatte,

gewann indessen bei Walujew gesunde Empfindung und nüchternes Urtheil die Oberhand. Da nach den Satzungen der Kirche eine Ehescheidung so gut wie unmöglich war, der esclandre einer solchen überdies gegen den guten Ton verstoßen hätte, thut er das Klügste, was unter den gegebenen Umständen gethan werden konnte. Er nahm eine Stellung in der Provinz an, ließ die Gattin unter schicklichen Vorwänden in St. Petersburg zurück und siedelte mit seinen drei Kindern nach Warschau, später nach Riga über, wo er sich im Jahre 1845 dem zum Generalgouverneur der baltischen Provinzen ernannten General Golowin als „Beamten zu besonderen Aufträgen" attachiren ließ.

In der Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland hat die vierjährige Verwaltungsthätigkeit des wegen seines Fanatismus und seiner Härte übelberüchtigten und überdies in mystisch-sektirerische Thorheiten verstrickten Generals Golowin bekanntlich Epoche gemacht. Sie bedeutete den Anfang der Russifikationspolitik, welche erst zu Ende des Jahrhunderts in rechten Zug kam, sich aber bereits damals darauf richtete, der ständischen Selbstverwaltung Livlands möglichst enge Grenzen zu ziehen, die Einführung des Russischen als der amtlichen Geschäftssprache den Boden zu bereiten und dem griechisch-orthodoxen Kirchenthum den Primat vor der evangelischen Landeskirche zu erobern. Die dem General Golowin ertheilten Instruktionen legten auf den ersteren Punkt besonderes Gewicht, enthielten im Uebrigen aber Nichts, was auf direkten Einbruch in das angestammte Landesrecht, geschweige denn auf Anstiftung des baltischen und esthnischen Landvolks gegen das herrschende deutsche Element abzielte. Golowin glaubte zwischen den Zeilen der ihm gewordenen Instruktion lesen und der in Livland bestehenden deutschen Ordnung der Dinge sowohl auf politischem wie auf kirchlichem Gebiete den Krieg erklären zu müssen. Den schwächsten Punkt dieser Ordnung bildete eine agrarische Organisation, die zu Beschwerden des besitzlosen Bauernstandes gegen den Adel in der That einige Veranlassung geboten hatte. Zufolge wiederholter Mißernten war zu Anfang der vierziger Jahre ein Nothstand eingetreten, den der russische Bischof Irenarch für eine Propaganda seiner Kirche auszubeuten wußte, die eine außerordentlich bedenkliche materielle Kehrseite hatte. Gegen das Versprechen, „den Glauben des Kaisers anzunehmen", tauschten Hunderte, später Tausende von Letten und Esthen halbe und ganze Versprechungen für Besserung ihres materiellen Looses bez. Aus-

sichten auf Anweisung von Territorien im Innern Rußlands ein. Als die dadurch erzeugte Gährung größere Verhältnisse anzunehmen drohte, wandte die Adels-Repräsentation sich an den Generalgouverneur, als den obersten Wächter der öffentlichen Ruhe und Sicherheit. Golowin's Vorgänger Baron v. d. Pathelen war ein schwacher, seiner Aufgabe wenig gewachsener alter Soldat gewesen, der die Sache ungeschickt angegriffen und Mißgriffe begangen hatte, deren Gerücht schließlich auch nach St. Petersburg gedrungen. Mit dem Amtsantritt seines dem deutsch-protestantischen Elemente feindlichen Nachfolgers waren die Dinge in ein neues, bedrohlicheres Stadium getreten. Golowin, der sich in diesem Stücke mit dem Minister des Innern, Grafen Perowski, eines Sinnes wußte, stellte sich so direkt, als mit seiner amtlichen Stellung irgend vereinbar war, auf die Seite der russischen kirchlichen und politischen Propaganda, nahm jede Gelegenheit wahr, die in Livland bestehenden Einrichtungen bei den St. Petersburger Behörden anzuschwärzen und das Ansehen der ständischen Autoritäten herabzusetzen. Er ließ eine Anzahl höherer St. Petersburger Beamten nach Riga kommen, die unter dem Vorgeben, die städtischen Verwaltungen einer Revision zu unterziehen, einen förmlichen Belagerungskrieg gegen die angestammte Verfassung Rigas eröffneten.

Mit den Einzelheiten dieser Vorgänge und den gleichzeitigen Angriffen auf die deutsche Universität Dorpat haben wir es hier nicht zu thun. Genug, daß Walujew zur Zeit seines Eintreffens in Riga (Herbst 1845) eine außerordentlich gespannte Lage vorfand. Auf der einen Seite standen der General-Gouverneur, die aus St. Petersburg entsendeten „Revisoren", die russische Geistlichkeit und eine Anzahl Beamten, die Golowin für seine Pläne gewonnen hatte, — auf der anderen Seite die Mehrzahl der einheimischen Beamten, die ständischen Vertreter und die gesammte gute Gesellschaft, vorne an Walujew's Verwandte, sein Stiefgroßvater der Civil-Gouverneur Fölkersahm, dessen Sohn Hamilcar, der spätere livländische Landmarschall und anerkannte Führer der liberalen Landtagspartei, sein Schwager Valerian Fölkersahm u. A. m. Eine Vermittlung zwischen diesen feindlichen Parteien erschien ausgeschlossen seit bekannt geworden war, daß der General-Gouverneur seine politischen Gegner mit einem Kundschafter-Netz umgeben und die angesehensten Männer des Landes unbotmäßiger Gesinnung beschuldigt hatte. Nach seiner amtlichen Stellung, seiner Nationalität und seinem kirchlichen Bekenntniß war Walujew auf nähere Be-

ziehungen zu seinem Chef und dessen Beamte angewiesen, von denen einzelne, wie Skrypizin und der in der Folge als Slavophilenführer bekannt gewordene Juri Samarin, Allem, was den deutschen Namen trug, mit unverhohlener Feindseligkeit begegneten und in vollständiger gesellschaftlicher Isolirung lebten, — indessen Tradition, Bildung und Abneigung gegen das bureaukratisch-demagogische Gebahren den Sohn der Freiin von Brincken auf die deutsche Seite zogen. Mit der ihm eigenthümlichen Geschicklichkeit wußte Walujew durch diese Klippen zu steuern und die Ellenbogen nach beiden Seiten frei zu behalten. Ohne seiner amtlichen Stellung zu vergeben, erwarb er in der maßgebenden deutschen Gesellschaft eine Beliebtheit, die ihm allenthalben die Thüren öffnete und die von Jahr zu Jahr zunahm. Neben seinem Oheim, dem späteren Landmarschall Fölkersahm, galt er für den elegantesten, geistreichsten und gebildetesten Löwen der Rigaer Salons. Daß seine Anschauungen von denjenigen der herrschenden Gesellschaft vielfach differirten, und daß seine Bildung eine kosmopolitische, vielfach durch französische Einflüsse gefärbte war, gab dem Verkehr mit ihm besonderen Reiz — in der Hauptsache, der Abneigung gegen Demagogenthum, religiöse Unduldsamkeit und unwürdige Proselytenmacherei wußte man sich ja mit dem merkwürdigen Manne eins, der täglich die Messe besuchte, religiöse Anschauungen bekannte, die zu denjenigen seiner neuen Umgebung in ausgesprochenem Gegensatz standen, und nichtsdestoweniger an der Bildung der Zeit — auch der philosophischen — vollen Antheil nahm. Bei Männern und Frauen gleich wohlgelitten, Meister in der leichten Salonunterhaltung, wie im ernsthaften Disput, war er allenthalben zu Hause, wo man auf guten Ton und belebte Unterhaltung hielt; innerhalb gewisser Grenzen ließ man ihn sogar an der Erörterung der politischen Probleme Theil nehmen, welche die patriotischen Landtagskreise beschäftigten und deren vornehmster Träger sein oben genannter Oheim war. Ein näheres Verhältniß vermochte sich zwischen den beiden jungen Männern freilich nicht herzustellen, ob sie gleich in den vertraulichsten Formen verkehrten. Fölkersahms ausgesprochene deutsch-patriotische Gesinnung nahm an der politischen Versalität des Herrn russischen Vetters Anstoß, — der kirchliche Eifer desselben aber galt dem eingefleischten Hegelianer für einen Mischmasch von Aberglauben und Heuchelei.

Die von Walujew geführten Tagebücher nehmen mit dem Jahre 1848 ihren Anfang. In Veranlassung der Abberufung

Golowin's, an dessen Stelle der humane, alsbald zum Abgott der baltischen Provinzen gewordene Fürst Suworow trat, war Walujew zu Anfang des Revolutionsjahres nach St. Petersburg gereist, um daselbst einen mehrwöchentlichen Aufenthalt zu nehmen. Hier war er Zeuge des ersten Eindrucks, den die Kunde von den Ereignissen in Paris, Wien und Berlin auf die russischen Hof- und Regierungskreise machte. Der Ton, in welchem er darüber berichtet, entspricht genau der Stimmung, die damals unter der westeuropäisch gebildeten Jugend der höheren Klassen herrschte. Ohne irgend revolutionär gesinnt zu sein, konnte man eine gewisse Schadenfreude über die Rathlosigkeit der Weisen des herrschenden Regimes und über den geistigen Bankerott des Metternichschen Systems nicht unterdrücken. „Unsere Staatsmänner wissen weder aus noch ein. Nesselrode zieht sein faltiges Gesicht in noch tiefere als die gewohnten Falten, Buturlin (ein von dem Kaiser besonders geschätzter und zum Unterrichtsminister designirter General-Adjutant von tollwüthig-reaktionärer und fanatisch-fremdenfeindlicher Gesinnung) ist sogleich mit dem Rathe bei der Hand, sämmtliche Universitäten und Gymnasien zu schließen". Mit überlegenem Humor registrirt der Mann der neueren Schule die Gerüchte über Aufstände in Tiflis, Warschau und Riga, welche trotz handgreiflicher Absurdität bis in die höchsten Kreise hinein geglaubt und nachgesprochen wurden. „Man erzählte u. A., daß die Rigasche Muße (der Klub des Adels und der vornehmen Kaufmannschaft) mit einer aus Tischen und Stühlen erbauten Barrikade gesperrt worden sei." Von den reaktionären Tonangebern wußten die einen vor Seelenangst überhaupt nichts mehr zu sagen, indessen die andern die herrschende Stimmung für ihre persönlichen Interessen und für Erweiterung ihres Einflusses auszubeuten suchten. Daß es innerhalb des jungrussischen Beamtenthums schon damals an Elementen von radikaler, nahezu revolutionärer Gesinnung nicht fehlte, erhellt aus einer beiläufigen Notiz, die der Tageschreiber über ein Gespräch mit seinem Rigaer Kollegen Herrn Skripizyn macht: Dieser Vorkämpfer der Staatsomnipotenz, der „Selbstherrschaft" und der Russifikation in den baltischen Provinzen spricht den Wunsch aus „die Besitzenden durch eine Jacquerie erschreckt zu sehen!" — Die Tendenzen der regierenden Kreise bewegten sich begreiflicherweise in der entgegengesetzten Richtung. Die herrschende Revolutionsfurcht führte zunächst zu einer Abwendung von dem Golowin'schen System. Dieselbe gegen die deutschen Gutsbesitzer und die protestantische Kirche Livlands

gerichtete Agitation, die vor Jahresfrist als Kampf für Ausbreitung und Befestigung des russischen Staatsgedankens hier begünstigt, dort geduldet worden war, wird jetzt unter dem Gesichtspunkt freventlicher Auflehnung gegen die bestehende Ordnung und die konservativen Interessen perhorreszirt. Herr Juri Samarin, der in seinen handschriftlich verbreiteten „Briefen aus Riga" gegen die deutschen Zwingherren am Ostseeufer gedonnert hatte, wird auf Allerhöchsten Befehl für einige Wochen in den Gewahrsam der „dritten Abtheilung" gebracht, Herr Skripizyn aus Riga abberufen und der propagandistischen griechischen Geistlichkeit strenge Beobachtung der bestehenden Gesetze eingeschärft. — Als Walujew einige Wochen später abermals nach St. Petersburg kommt, bildet der Bericht, den Fürst Suworow über die Zustände seines Verwaltungsbezirks und die unheilvollen Folgen der Golowinschen Politik erstattet hat, den Gegenstand höchster Aufmerksamkeit der Regierungskreise. Zwei der einflußreichsten Träger des konservativen Prinzips, der Kriegsminister Fürst Tschernytschew und der Gesetzgebungs-Minister Graf Bludow bemerken tadelnd, daß Suworow sich über die destruktiven Tendenzen seines Vorgängers nicht mit der gehörigen Schärfe ausgesprochen habe, und der bisherige Protektor der Golowin, Samarin und Skripizyn, Graf Perowski (der Minister des Innern), hält für geboten einzulenken und nur in der Stille für glimpfliche Behandlung seiner bisherigen Schützlinge einzutreten. So vollständig hat der Wind umgeschlagen, daß J. K. H. die Großfürstin Helene sich bei Gelegenheit einer Erörterung dieser Dinge die Bemerkung erlauben darf „qu'il n'y avait rien d'aussi peu monarchique que le despotisme. L'Empereur est démocrate sans s'y douter", und daß Fürst Suworow die Befürchtung ausspricht, der ihm in diesen schwierigen Zeiten gewordenen Aufgabe nicht gerecht werden zu können. „Wäre ich nur General-Adjutant und prinzlicher Fremdenführer geblieben", hörte man den wohlmeinenden Mann seufzen, der gleichzeitig den nationalen und den konservativen Tendenzen der Zeit genugthun, zwischen St. Petersburg und Riga vermitteln und den Glaubenseifer des Rigaer griechischen Bischofs zügeln sollte, ohne den Interessen der „Rechtgläubigkeit" zu vergeben!

Mit einer auf diese Materie bezüglichen Bemerkung aus der zweiten Hälfte des Jahres 1849 bricht das Tagebuch ab, und zwar für eine Reihe von Jahren. Die Fortsetzung ist vom April 1855 datirt und zu Mitau niedergeschrieben. Die Verhältnisse des Tagebuchschreibers hatten sich während dieser sechs Jahre ebenso unkennt-

lich verändert, wie diejenigen Rußlands und der übrigen Welt. Im März 1855 war Kaiser Nikolaus inmitten des Kampfs, den er gegen das westliche Europa aufgenommen, ins Grab gesunken und wenige Wochen später hatte sein Nachfolger Alexander II. den „Beamten zu besonderen Aufträgen beim Rigaer Generalgouvernement" Staatsrath und Kammerherrn Peter Alexandrowitsch Walujew zum Zivilgouverneur von Kurland ernannt. Eine ebenso tief gehende Veränderung hatten die privaten Verhältnisse des neuen Gouverneurs erfahren. Seine Ehe mit der Fürstin Wjäsemski war durch den Tod dieser Dame getrennt und ihm dadurch die Möglichkeit einer Wiederverheirathung eröffnet worden. Die Wahl der zweiten Gattin war längst und im Voraus getroffen. Der in das neununddreißigste Lebensjahr getretene „werdende Staatsmann" war jung und romantisch geblieben, um nicht nach Rücksichten des weltlichen Interesses, sondern nach dem Herzen zu wählen. Er hatte eine vermögenslose deutsche Protestantin mit polnischem Namen geheirathet und damit die Grundlage zu einem häuslichen Glück gelegt, das bis zum Abende seines Lebens vorhielt und hinfort den festen Punkt einer von mannigfachen Gegensätzen bewegten Existenz bildete. Es fiel das um so schwerer ins Gewicht, als Walujew das neue Amt in Tagen düsterer Sorge um die Zukunft seines Vaterlandes angetreten hatte. Berechtigte die Person des humanen und wohlmeinenden neuen Herrschers auch zu Hoffnungen auf einen gedeihlichen Gang der russischen Dinge, so lastete dafür der Druck, den die ungünstige Wendung der Kriegsläufe übte, mit Zentnergewicht auf den Gemüthern aller wahren Patrioten. All' zu groß konnte die Zahl derselben freilich nicht genannt werden. Die Vertreter des alten Regime waren so ausschließlich an stummen Gehorsam gewöhnt, die jungen Leute so tief von radikalen Anschauungen durchtränkt, daß sie sich von der Lage der Dinge deutliche Rechenschaft nicht geben konnten. Bei den älteren Generalen und Beamten wechselten stumpfsinniger Pessimismus und thörichte Selbstüberschätzung je nach der Beschaffenheit der vom Krimufer einlaufenden Meldungen, indessen die Gebildeten der jüngeren Generation den Bankerott des alten Systems mit einer gewissen Genugthuung begrüßten und so oft günstige Nachrichten eintrafen, mit der Formel bei der Hand waren, es stehe zu befürchten que la leçon n'avait pas été assez forte. Trotz seiner ausgesprochen liberalen Neigungen nahm Walujew einen abweichenden Standpunkt ein. Er, der von der nationalen Romantik der Slawophilen durchaus frei war, fühlte sich zunächst und vor

Allem als Russe, dem die Ehre des Vaterlandes über jede andere Rücksicht ging und dem die Sorge um Sewastopol eine persönliche Angelegenheit bedeutete. Eben darum fühlte er sich isolirt und vertraute er seinem Tagebuch immer wieder Klagen darüber an, nirgend Verständniß zu finden. Mit bitterem Unmuth klagt er über die Rathlosigkeit der regierenden Kaste, — über die Gedankenlosigkeit der Ministerien, die in Tagen tödtlicher Gefährdung des Vaterlandes für Lappalien, wie die Einführung einer neuen Uniform der Beamten des Ministeriums des Innern eine war, Zeit und Aufmerksamkeit übrig behalten hätten, und noch bitterer über die Helden des Gamaschendienstes, die es zu mehr, als der stereotypen Redensart „il faut chasser l'ennemi du sol sacré de la patrie“ nicht zu bringen vermochten. Unter Larven die einzige fühlende Brust kehrt er tief verstimmt von dem Festmahl zurück, das am 8. Mai zu Ehren des Geburtstages Todlebens (eines Mitauschen Kaufmannssohnes) in der kurländischen Landesstadt gegeben wurde. Mit den nüchternen Deutschen, die ruhig und kühl ihre staatsbürgerlichen Pflichten erfüllen, hat er ebenso wenig gemein, wie mit den bramarbasirenden Offizieren, die den Feind mit vollen Gläsern niederschlagen zu wollen scheinen, — ihm allein ist der Name Sewastopol so tief in das Herz geschrieben, daß er es zu andern Gedanken als patriotischer Sorge nicht zu bringen vermag.

Je tiefer es in das Jahr 1855 hineingeht, desto dunkler werden die Wolken, die die Aussicht in die Zukunft verhängen. Indessen man sich mit ernstlichen Befürchtungen vor einer englisch-französischen Landung an der baltischen Küste trägt, die Ergebnisse einer abermaligen Rekrutenaushebung die Erschöpfung des menschenarmen Landes unwidersprechlich bescheinigen und die Nachrichten aus Sewastopol und von der Tschernaja von Tag zu Tag bedrohlicher werden, bleibt in den den Tagebuchschreiber umgebenden Zuständen Alles beim Alten und will von der maßgebenden St. Petersburger Stelle nichts über heroische oder reformatorische Entschließungen verlauten. Man mußte es bereits als einen Erfolg ansehen, daß der verhaßteste und brutalste aller Staatsmänner, der als persönlicher Feind des jungen Herrschers bekannte einarmige Bibikow (während der letzten Regierungsjahre Nikolaus' I. Minister des Innern) Tags nach Beendigung der Hoftrauer entlassen wurde und daß man die Beseitigung des nicht minder verhaßten Grafen Kleinmichel (des Generaldirektors der öffentlichen Bauten) hoffen zu dürfen glaubte.

Auf den freudlosen Sommer folgte ein trüber lichtloser Herbst.

Als die längst gefürchtete Kunde von der Einnahme des wichtigsten Theils der Sewastopoler Befestigungen endlich eintraf, — die von diesem Ereigniß erwartete aufrüttelnde Wirkung immer noch ausblieb und das in dieser Veranlassung erlassene Manifest nichts weiter als die Wiederholung von längst verbrauchten Phrasen brachte, duldete es den leidenschaftlich erregten Patrioten nicht länger in der Zuschauerrolle. Sein Amt bot zu anderer, als der herkömmlichen Routinearbeit keine Veranlassung, eine Presse, an die er sich hätte wenden können, gab es nicht, weil die unter strenger Zensuraufsicht stehenden einheimischen Zeitungen keine andere als die offiziellen Meldungen bringen durften und alle wichtigen Nachrichten Meldungen aus dem Auslande entnommen werden mußten. So blieb nichts übrig, als zu einem damals in die Mode gekommenen Hilfsmittel zu greifen und eine Denkschrift zu verfassen, die abschriftlich unter Freunden und Gesinnungsgenossen verbreitet werden sollte und von der angenommen werden durfte, daß sie schließlich auch in die Regierungskreise dringen werde. Walujew verfaßte zwei „Gedanken eines Russen" überschriebene Memoires, die alsbald in Tausenden von Abschriften verbreitet wurden und den Namen ihres Verfassers bis in die entferntesten Gegenden des Reichs trugen. Dieser Erfolg war für Menschen und Verhältnisse der damaligen Zeit so bezeichnend, daß bei dem Inhalt der Denkschrift und den als staatsmännisch gepriesenen Vorschlägen dieser Elaborate einen Augenblick verweilt werden darf.

Verwunderlich erscheint dem Leser von heute vor Allem der emphatische Ton, in welchem unser Russe zu seinen Landsleuten redet. Von Sewastopol und dessen tragischem Geschick wird mit einer wahrhaft Hugoschen Ueberschwänglichkeit gehandelt, an die Spitze von Auseinandersetzungen durchaus politischer Natur eine religiöse profession de foi gestellt und das Recht zu kritischer Erörterung der Staatseinrichtungen aus Bibelsprüchen und kirchlichen Satzungen abgeleitet. Auf diesen in Chateaubriandschem Stil gehaltenen Eingang folgt eine Aufzählung der diplomatischen und militärischen Unbegreiflichkeiten, die vor und nach Ausbruch des Krieges begangen worden. Nicht dem verstorbenen Kaiser (Nikolaus), wohl aber dessen Ministern falle die Verantwortlichkeit dafür zu, daß man unfertig in den Kampf gezogen sei und daß man den beiden seegewaltigsten Staaten des Welttheils eine Flotte entgegen zu setzen gewagt habe, welche keinen einzigen kriegstüchtigen Dampfer besessen. Der letzte Grund aller dieser Uebel aber sei in der Unwahr-

heit zu suchen, die dem Staats- und Verwaltungsbetriebe anhafte. Mißtrauen der Regierung gegen die eignen Organe und Geringschätzung gegen alle nicht-offiziellen Elemente hätten innere Fäulniß hinter gleißender Außenseite zum russischen Normalzustande gemacht. Unerfüllbare gesetzlose Vorschriften leisteten der entsetzlichsten Gewissenlosigkeit Vorschub, indessen unaufhörliche Abänderungen der Gesetze dafür sorgten, daß die Regierenden sich jeder Verantwortlichkeit entziehen könnten. Die Thätigkeit der einzelnen Ressorts werde wesentlich durch Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Behörden absorbirt, — durch Mangel allen Zusammenhangs zwischen den verschiedenen Ministerien und durch eine bis zur Widersinnigkeit gesteigerte Zentralisation die beste Kraft der Beamten in Anspruch genommen, endlich durch Anhäufung der Geschäfte einer Allmacht des niederen Beamtenthums in die Hände gearbeitet, die soweit gehe, daß Fragen von fundamentaler Bedeutung in letzter Instanz durch Tischvorsteher und Kanzleischreiber der ministeriellen Departements entschieden würden. Noch schlimmer wie auf dem weltlichen, sehe es auf kirchlichem Gebiete aus. Man fabele von Fortschritten und Siegen der Rechtgläubigen, indessen man Sektirer und Andersgläubige zu rein politischen Zwecken und mit rein weltlichen Mitteln verfolge. Dieselben Leute, die Namens der Rechtgläubigkeit Intoleranz der schmählichsten Art übten, ließen die Geistlichkeit der Staatskirche in Armuth und Unwissenheit verkommen und trieben einen Buchstabendienst, der selbst denjenigen der schlimmsten altgläubigen Sekten an Geistlosigkeit übertreffe. Nichtachtung der Menschenwürde und der Wahn, das Gute mit Gewalt erreichen zu können, hätten zur Knebelung der Universitäten, zum Verbot der Auslandsreisen und zu einer Scheinthuerei des Beamtenthums geführt, die den wahren Bedürfnissen der Bevölkerung nirgend entgegenkomme; die Marine-Verwaltung sei das einzige Ressort, in welchem es besser aussehe. Dank dem Umstande, daß der Großadmiral ein kaiserlicher Großfürst sei, werde hier in ersprießlicherer Weise gearbeitet, der Bewegung der Beamten und Offiziere eine gewisse Freiheit gewährt, für das Wohl der Mannschaften gesorgt, sachlich-unbefangener Kritik der bestehenden Einrichtungen gehöriger Spielraum geboten und durch verständige Handhabung der Zensur dafür gesorgt, daß das amtliche Organ des Ministeriums zu einer Quelle der Belehrung für seine Leser werde. — Im Grunde genommen sei Rußland leicht zu regieren, komme es doch wesentlich auf Eines an: auf Spielraum für den Flügelschlag freier Seelen.

Den Abschluß dieser Ausführungen bildet ein poetisches retornare al Segno; der Verfasser kehrt zu Sewastopol zurück und läßt die Stimmung, welche ihm die Feder in die Hand gedrückt hatte, in einem pathetischen Stoßseufzer ausklingen.

Allgemein gehalten wie diese kritischen Auseinandersetzungen sind auch die aus denselben abgeleiteten Reformvorschläge. Für staatsmännisch konnten sie nur gelten, weil sie an eine Gesellschaft gerichtet wurden, die dem öffentlichen Leben und seinen Anforderungen durchaus entfremdet war. Wenn postulirt wird, daß in Religions- und Glaubenssachen die christliche Wahrheit, auf dem Gebiet des staatlichen Lebens statt der offiziellen Lüge volle Wahrhaftigkeit zum leitenden Prinzip erhoben und daß auf höhere Moralität der maßgebenden Würdenträger und Beamten hingewirkt werden solle, so nimmt sich das in einer Schrift, die in Tagen schwerer Kriegsnoth Rath schaffen will, durchaus dilettantisch aus. Je höher man die sittlichen Faktoren des Staatslebens anschlägt, desto genauer muß man wissen, daß allenfalls technische Einrichtungen im Handumdrehen verändert werden können, daß zur moralischen Erneuerung eines nationalen und staatlichen Organismus sog. Reformvorschläge dagegen nicht ausreichen können. Das scheint auch der Verfasser unserer Denkschrift geahnt zu haben, indem er einige Punkte hervorhebt, an denen die verlangte Reform einsetzen soll: Milderung der Zensur und Beseitigung der Gewohnheit, Zensoren, die mißhellige Aufsätze haben durchgehen lassen, auf die Hauptwache zu schicken — Veröffentlichung der Voranschläge für das jährliche Staatsbudget und Bruch mit dem System „chinesischer" Geheimnißkrämerei in finanziellen Dingen, — Zulassung der Theilnahme Privater an öffentlichen Bauten und anderweiten Arbeiten bei gleichzeitiger Einschränkung der Staatsregien.

Daß Aufstellungen solcher Art den Gebildeten der Nation Eindruck machen und ihren Urheber in den Ruf außerordentlicher staatsmännischer Befähigung bringen konnten, waren eben nur damals möglich, wo jede Kritik öffentlicher Einrichtungen für ein Heldenstück, jede mit einigem Geschick geschriebene und mit liberal klingenden Schlagworten ausgestattete Abhandlung für eine publizistische Leistung gelten durfte. Walujew ist auch in späterer Zeit häufig vorgehalten worden „qu'il négligait le détail et que le détail se vengait" — vorliegenden Falls war aber nicht ein Mal der Versuch angestellt worden, auf das Einzelne einzugehen und die Dinge praktisch anzugreifen.

Bis zu einem gewissen Grade mag das mit der patriotischen Depression und der Ungeduld des Verfassers zusammengehangen haben, über welche dieser in seinem Tagebuche immer wieder klagt. Trostlos genug sah es während der Wochen, die auf den Fall Sewastopols folgten, allerdings aus. Selbstvertrauen und Leistungsfähigkeit der hohen Militairs waren so tief gesunken, daß es bereits im September hieß, die Fortsetzung des Feldzuges sei für den Rest des laufenden Jahres aufgegeben. „Oede und Erbärmlichkeit unserer Zeitungen haben den höchsten Grad erreicht.“ Nachrichten von Belang waren allein den ausländischen Journalen zu entnehmen, die heimlich über die Grenze gelassen wurden. — Die offizielle Publizistik begnügte sich mit der Verlautbarung allgemein gehaltener Hoffnungen auf eine Wendung zum Bessern und mit „in die blaue Luft“ gesendeten Reformwünschen. Was aus Polen und den ehemals polnischen Ländern, namentlich aus dem Gouvernement Wolhynien, verlautete, ließ auf eine bedenkliche Stimmung der Bevölkerung schließen: „Wenn die Polen wünschen“, heißt es in einer Niederschrift vom Ende des Oktober-Monats, „daß uns der Süden des Reichs verloren gehe, so geschieht das wohl weniger aus Haß gegen Rußland, als im Hinblick auf unsere administrative Unfähigkeit, die mit dieser Landschaft nichts anzufangen weiß“. „Aeltere Leute“, heißt es ein anderes Mal, „erinnern, wenn von Zukunftshoffnungen die Rede ist, daran, daß man sich mit dergleichen Hoffnungen auch im Jahre 1812 getragen habe und daß hinterher doch nichts Rechtes gekommen sei.“ Was sonst aus der Residenz verlautet, hat lediglich Personenveränderungen, genauer Wünsche für Personenveränderungen zum Gegenstande. Der Mangel an irgend brauchbaren Leuten hat den denkbar höchsten Grad erreicht und wird selbst da anerkannt, wo man das herkömmliche „Alles ist in bester Ordnung“ sonst für die einzige anständiger Weise zu gebrauchende Formel für politische Urtheile angesehen hatte. Die Klagen über Sakrewski, den „Chan von Moskau“, haben auch an der höchsten Stelle Eindruck gemacht, — wo aber einen besseren General-Gouverneur herbekommen? Von dem Kriegsminister heißt es, daß er sich allein um sein Ministerium, aber schlechterdings nicht um den Krieg kümmere, — von dem hochbetagten Nachfolger Bibikow's im Ministerium des Innern Geheimrath Lanskoi, daß man seine Unzulänglichkeit im Voraus gekannt habe. Entsprechend der Schwierigkeit der Lage werden Auskunftsmittel der wunderlichsten Art in Vorschlag gebracht. Dem liebens-

würdigen, aber jeder staatsmännischen Bildung und administrativen Erfahrung entbehrenden Fürsten Suworow stößt der Gedanke auf, „sich auf einige Zeit“ mit dem arbeitsreichsten aller Ministerien betrauen zu lassen und Walujew zum Gehilfen zu nehmen! Der Erkorene zeigt sich nicht abgeneigt, vermag auf die Frage, wo die übrigen für ein Reform-Ministerium nothwendigen Beamten herkommen sollen, indessen keine Antwort zu finden. — Der eigentliche — oder wenn man so will — einzige Mann des Tages ist der Großadmiral Großfürst Konstantin, der dem Schlendrian, den er in der Marine-Verwaltung vorgefunden hat, öffentlich den Krieg erklärt, unfähige und unzuverlässige Beamte ohne Rücksicht auf Rang und Stand wegjagt und in seinen amtlichen, der Oeffentlichkeit übergebenen Erlassen so heftig gegen das hergebrachte System der offiziellen Lügen und Verschleierungen donnert, daß in gewissen Kreisen des Kopfschüttelns und der Befürchtungen vor „suites fâcheuses“ dieses unerhörten Gebahrens kein Ende ist. — Nebenher wollen die Gerüchte über revolutionäre bezw. sozialistische Umtriebe nicht zum Schweigen kommen. Es spukt davon nicht nur in Polen und in gewissen entfernteren Gebieten des Reichs, sondern auch in St. Petersburg, wo eine Anzahl im Geruch „gefährlichen“ Liberalismus stehender höherer Beamten, darunter ein sehr bekannter Herr aus dem Ministerium des Innern, in Haft genommen worden sind.

Der bei der Jahreswende in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des höheren Beamtenthums getretenen, dem großen Publikum nicht bekannt gewordenen Friedensverhandlungen, mißt man zunächst keine ernstere Bedeutung zu. „Zur Berathung der österreichischen Vorschläge“, heißt es in einer Aufzeichnung vom 26. Dezember (1855), ist ein Komité niedergesetzt worden, dem der Kaiser präsidirt und dem Bludow*), Kisselew, Nesselrode, Orlow, Mentschikow und Korff angehören. Den uns gemachten erniedrigenden Bedingungen haben allein Bludow und Kisselew mit der gehörigen Entschiedenheit widersprochen, der Monarch aber ist auf die Seite dieser Minderheit getreten. Tags darauf ist Seebach eingetroffen — er hat zuerst durch Orlow und erst hinterher durch den erzürnten Nesselrode um eine Audienz bitten lassen.“ **)

*) Eine zutreffende Charakteristik dieser Würdenträger findet sich in der neuerdings bei S. Hirzel in Leipzig erschienenen Schrift „Graf Otto von Bray-Steinburg, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben“ (S. 65 bis 87).

**) Sächsischer Gesandter in Paris, Schwiegersohn des Reichskanzlers Grafen Nesselrode.

Im Januar (1856) gewinnen die Friedenshoffnungen festere Gestalt. Darf nach dem Tenor des Tagebuches geurtheilt werden, so sind in weiteren Kreisen der Gesellschaft Abneigung gegen die Fortsetzung des Krieges und Zweifel an einer ersprießlichen Wendung desselben in beständiger Zunahme begriffen. Besorgnisse davor, „que la guerre sera renforcée au printemps et que les Anglais ravageront la côte de Libau j'usqu'à Kronstadt", finden auch in den Aufzeichnungen Walujew's Platz, dessen Patriotismus sich gegen die Annahme „demüthigender Zugeständnisse" sträubt und der seinen Unmuth gegen die Regierung deutlichen Ausdruck giebt. „Wir sind unverbesserlich", schreibt er bei Empfang eines Zirkulars, das die Zensur-Vorschriften abermals verschärft. „Von unsern Ministern", heißt es bei einer andern Gelegenheit, „gilt das Wort, das man über Necker gesagt hat „c'est une horloge qui retarde continuellement". Selbst die stattgehabten Personenveränderungen (Kleinmichel und mehrere von dessen Myrmidonen waren im Dezember entlassen worden) vermögen ihm kein Vertrauen einzuflößen, an die Stelle eines bleu bonnêt trete ja doch nur ein bonnêt bleu." In den leitenden Kreisen treiben Intriguen und kleinliche Rücksichten nach wie vor ihr Wesen. Dem Einflusse einer hübschen Schauspielerin (Mademoiselle Mila) gelingt es, die Aufführung von Meyerbeer's „Nordstern" durchzusetzen, obgleich Peter der Große in dieser Oper in betrunkenem Zustande vorkommt, an dem im russischen Theater zum ersten Male gegebenen patriotischen Schauspiel Oserow's „Dimitri Donskoi" aber läßt General Dubbelt von der „dritten Abtheilung" den Passus „Lieber den Tod als ein ehrloser Frieden" streichen, weil das Publikum denselben mit brausendem Beifall aufgenommen hat. — Am 9. Februar sind Orlow und Schuwalow nach Paris abgereist, „pour ravager dans l'interêt de la paix les coeurs des dames françaises", — einer Notiz, bei welcher es ohne bittere Bemerkungen über die zünftige Diplomatie nicht abgeht. — Daß es an der Zeit sei, Frieden zu schließen, und freie Hand für eingreifende Reformen zu gewinnen, vermag freilich auch der grollende Tagebuchschreiber nicht zu leugnen. Die Ungunst der Friedensbedingungen hat den Respekt vor der Regierung sichtlich herabgedrückt, — immer wieder laufen Meldungen über revolutionäre Umtriebe und über Verbindungen zwischen polnischen Offizieren und polnischen Beamten in Riga ein. „Die nächste Wirkung davon ist aber doch nur, daß eine Vorschrift erlassen wird, nach welcher die jährlichen Berichte der Gouverneure nicht mehr direkt

an den Kaiser, sondern an den Minister des Innern adressirt werden sollen.

. . . . . Endlich ist der Frieden abgeschlossen und obgleich „kein Russe jemals die bei demselben gemachten Bedingungen vergessen wird", ist die Befriedigung über die Beendigung des Krieges eine allgemeine." Das darüber erlassene Manifest nimmt sich nach Meinung des Tagebuchschreibers wenig erbaulich aus, „es sieht aus, als sei es aus dem Französischen übersetzt worden". Ueber die in Paris geführten Verhandlungen verlauten wunderliche Dinge. Sogar die Wiederherstellung Polens hat man aufs Tapet bringen wollen, Orlow aber hat das zu verhindern gewußt. Mit den Worten „comme on commence à plaisanter, je pense que la séance est finie et je m'en vais" hatte er sich erhoben und den Sitzungssaal verlassen.

Auf den Erlaß des Friedensmanifestes folgt ein Erlaß, der die Jahre lang verpönt gewesenen Auslandsreisen frei giebt. Die Aufhebung des bezüglichen Verbots erscheint dem ungeduldigen Reformer als „bedeutendste der bisherigen Leistungen der neuen Regierung, die sich ja vornehmlich mit Aufhebungen befasse." Gleichwohl kann auch Walujew seine besondere Befriedigung über die Beseitigung dieses Stücks altväterischer Unfreiheit nicht verleugnen; die „unsinnigen" wöchentlichen Immediatberichte der Gouverneure über alle ins Ausland gereisten und aus dem Auslande eingetroffenen Personen sind natürlich auch in Wegfall gekommen.

Mit einer Notiz über die wachsende Fluth handschriftlich in Umlauf gesetzter Denkschriften und Reformvorschläge bricht das Tagebuch aus dem ereignißreichen Jahre 1856 ab, und zwar für mehrere Jahre. Im Dezember 1858 wieder aufgenommen, ist dasselbe aus St. Petersburg datirt, wohin der bisherige Gouverneur von Kurland als Departementsdirektor im Domänen-Ministerium übergesiedelt ist.

War es mit dem sachlichen Gehalt der „Gedanken eines Russen" auch allzu weit nicht her gewesen, — aus der Zahl verwandter Erzeugnisse der ersten Regierungszeit Alexander's II. hatten dieselben weit genug hinausgeragt, um ihren Verfasser in den Ruf eines staatsmännischen Talents und liberalen Minister-Kandidaten zu bringen. Ein eigenthümlicher Umstand hatte dabei allerdings obgewaltet. Mit der Leitung des Ministeriums der Domänen war nach dem Ausscheiden Kisselews (des einzigen quasi fortschrittlichen

Ministers Kaiser Nikolaus' I.) General Murawjew (der spätere Diktator von Wilna) betraut worden. Der Waltung dieses Reaktionärs hatte unser Zukunfts-Minister sich unterstellen müssen, als er seine Gouverneurschaft gegen die Stellung eines Departements-Direktors austauschte! Und das am Vorabende der Bauern-Emanzipation, deren Sache Walujew mit voller Seele anhing, indessen sein Chef einer freisinnigen Lösung des wichtigsten Problems in der Stille, aber darum nicht minder entschieden widerstrebte. Dieser Chef aber war das Oberhaupt einer Verwaltung geworden, welcher Millionen von Leibeigenen der Krone angehörten, und deren Aufgabe sonst gewesen war, an der Spitze des agrarischen Fortschritts zu stehen und den adligen Grundherren mit gutem Beispiel voran zu gehen! Noch war man an innere Widersprüche dieser Art indessen zu gründlich gewöhnt, als daß das Walujew's liberaler Reputation oder auch nur seinem Selbstbewußtsein Eintrag gethan hätte. Daß er sich und Anderen für den „kommenden Mann" galt, lassen die Tagebücheraufzeichnungen jener Zeit bereits deutlich durchsehen. An der Newa eben erst warm geworden, hört er, daß von ihm als Kurator der Universität Moskau die Rede sei; wenig später (Januar 1859) theilt Suworow ihm mit, daß ihm der Rang eines Staatssekretärs zugedacht sei, — abermals einige Wochen, und der Minister des Innern Lawkoi nimmt ihn bei Gelegenheit einer Soirée am Hofe der Großfürstin Helene geheimnißvoll bei Seite: „Ne Vous engagez pas d'ici à quelque temps, — dans quelques jours j'aurai des propositions à Vous faire" (16. Februar). Der Sinn dieser Worte kann nicht zweifelhaft sein, denn einige Zeit später fragt Tolstoi den Mann de toutes sauces, ob er geneigt sei, die Stellung eines Adjoint des Ministers des Innern anzunehmen. Noch ist der März nicht zu Ende gegangen und der vielumworbene Departements-Direktor ist „aus persönlicher Initiative Sr. Majestät" zum Staatssekretär mit dem Rang eines Geheimraths ernannt, zur kaiserlichen Tafel gezogen und bei Gelegenheit der Dank-Audienz von dem Monarchen mit der schmeichelhaften Versicherung beglückt worden, „qu'il m'avait nommé pour me prouver combien il m'éstimait et appréciait." Kein Wunder, daß Walujew sich mit Gedanken beschäftigt, die auf die höchsten Ziele staatsmännischer Thätigkeit gerichtet sind. Am 5. Mai — Tags nachdem er bei der Großfürstin Helene mit dem neuernannten preußischen Gesandten Herrn von Bismarck und dem Fürsten Tscherkaßki (dem Slawophilenführer, späteren Minister des Innern in Polen und Zivil-Oberverwalter

von Bulgarien) zu Mittag gespeist hat — vertraut Walujew seinem Tagebuch das Programm an, das „ich aufstellen würde, wenn ich Premier-Minister würde“ und das die nachstehenden Punkte umfaßt:

Veröffentlichung des jährlichen Staatshaushalts-Voranschlages.

Reduktion des Personals der Militär-Verwaltung.

Aufnahme einer inneren Anleihe behufs Durchführung der Bauern-Emanzipation.

Offene Sprache gegenüber dem Volke, — Appell an die Mitwirkung desselben.

Belebung der Verwaltungsthätigkeit, — Aufhören aller religiösen Verfolgungen, einschließlich derjenigen gegen die altgläubigen Sektirer.

Reform der Justiz.

Einführung des Hypothekar-Systems.

Nach Aufhebung der Leibeigenschaft, Maßregeln für die allgemeine Volksbildung und für direkten Einfluß auf die Literatur.

Versöhnung mit dem polnischen Element.

Man sieht, daß der Romantiker, der auf die idealen Momente des Volks- und Staatslebens das entscheidende Gewicht legt und dem leitende Gesichtspunkte näher liegen als Beschäftigungen mit den praktischen Details und Gedanken über die Ausführung seiner hochfliegenden Pläne — daß der Idealist von 1855 der frühere geblieben ist.

Von den Herrlichkeiten dieses liberalen Speisezettels konnte zunächst freilich nicht die Rede sein. Mit erdrückender Schwere lastete auf der Regierung die Sorge um Ueberwindung der moralischen und materiellen Hindernisse, welche der Lösung der größten aller von ihr unternommenen Aufgaben, der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Neuregelung der agrarischen Verhältnisse im Wege standen. Je entschiedener der Kaiser auf der Durchführung des weitgehenden Programms bestand, das von dem sogenannten großen Comité und seinem Vorsitzenden, dem Großfürsten Konstantin, aufgestellt worden war, desto leidenschaftlicher wurde die Opposition, welche der grundbesitzende Adel den angeblich radikalen Absichten des Gouvernements ankündigte. Diesem Adel gehörte die Mehrzahl der vornehmen Herren an, welche dem Hof, der Generalität und dem Beamtenthum zugetheilt waren und die tägliche Umgebung des Monarchen bildeten. Von einem der angesehensten Mitglieder der

höheren Gesellschaft, dem alten Oberhofmarschall Andreas Schuwalow (dem Vater der in der Folge vielgenannten Grafen Peter und Paul) berichtet unser Tagebuch, daß derselbe sich wie unsinnig geberdet habe, sobald auf die dem Adel zugemutheten Opfer die Rede gekommen — von Anderen, wie dem Grafen Bludow und Walujew's Chef dem General Murawjew wußte man, daß sie trotz ihrer Zugehörigkeit zum Comité jede Gelegenheit wahrnehmen, der Sache der Reform Steine auf den Weg zu werfen. Die Stimmung des Kaisers schildert Walujew als eine verdüsterte. Der Monarch war wenig nahbar, indessen die Damen der Allerhöchsten Familie durch liberalen Eifer glänzten und aus ihrer Entrüstung über das Gebahren der Opposition kein Hehl machten. Von einer in den letzten Tagen des März abgehaltenen Abendgesellschaft bei der Großfürstin Helene berichtet das Tagebuch: Ihre Kaiserl. Hoheit sowohl als auch J. M. die regierende Kaiserin hätten ihrem Mißtrauen gegen Murawjew deutlichen Ausdruck gegeben und den Tagebuchschreiber in die peinliche Lage gebracht, seinen Chef vertheidigen zu müssen. „Ich sagte mit Bezug auf den General „la préoccupation de prouver qu'on est utile gêne souvent les mouvements de celui, qui pourrait l'être en effet."

Je tiefer man in das Jahr 1859 hineinkam, desto deutlicher traten die inneren Widersprüche zu Tage, in welche die Regierung sich verwickelt hatte, indem sie die Erreichung eines durch radikale Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse bedingten Ziels mit Werkzeugen des alten Regimes anstrebte. Zwei im Rufe eines gewissen Liberalismus stehende jüngere Mitglieder des Comité, Fürst Paskewitsch (ein Sohn des Feldmarschalls) und Graf Paul Schuwalow, der spätere Botschafter in Berlin, traten mit einem Vorschlage hervor, der unter dem Vorgeben, den obwaltenden Schwierigkeiten die Spitze abzubrechen, auf Vertagung der Emanzipationsangelegenheit hinauslief. Die Bauern sollten sofort für persönlich frei erklärt, die Fragen der Ablösung der bäuerlichen Ländereien und der Auseinandersetzung mit den Gutsbesitzern dagegen der Zukunft vorbehalten werden. Da das Comité diesen Vorschlag ablehnte und die protokollarische Aufnahme desselben verweigerte, erklärten die beiden Herren ihren Austritt, — ein Vorgehen, das in die Adern der Opposition neues Blut goß und die höhere Gesellschaft wochenlang beschäftigte. Immer wieder ist von den Anstrengungen die Rede, welche die beiden Herren machen, um eine Zurücknahme des auf ihre Unkosten gefaßten Comité-

beschlusses zu erwirken. (Ende April.) — Wenige Tage später that die Regierung einen entscheidenden Schritt weiter. Am 12. Mai wurde dem Domänenminister Murawjew in der Person des wegen seiner radikalen Bauernfreundlichkeit bekannten Generals Selénuy ein Gehilfe beigegeben und Walujew dadurch in die eigenthümliche Lage versetzt, gleichzeitig mit einem reaktionären Vorgesetzten und einem Manne arbeiten zu müssen, dessen vorgeschrittener Liberalismus über den seinigen hinausging!

Das Unbehagen, das dieser Zustand der Dinge über die aufrichtigen Freunde der Reform breitete, steigerte sich bei Walujew bis zu einer Welt- und Lebensmüdigkeit, deren romantischer Untergrund nicht zu verkennen ist. Indessen die Wogen des Parteikampfs von Tag zu Tag höher gehen, von allen Seiten Meldungen über wachsende Unzufriedenheit des Adels, revolutionäre Umtriebe und Anzeichen unaufhaltsamer Auflösung des alten Zustandes einlaufen und Männer wie Fürst Dolgoruki mit Herrn Rodokanaki, dem unbarmherzigen Beurtheiler der verfahrenen Finanzlage, in Beziehung treten (on n'ose pas d'en parler à l'Empereur sans avoir le remède au mal à proposer à côté de la critique) — stellt der Mann, der unter die Hofchargen Rußlands zählt, Betrachtungen über die Freudlosigkeit einer heimathlosen Existenz an. „Nichts nenne ich mein', und wenn ich nicht der Gnade Gottes gewiß wäre, müßte ich verzweifeln." — Das Leben aber geht unbarmherzig weiter, wechselnde Tageserlebnisse lassen eine gesammelte Stimmung nicht aufkommen und den vorhandenen Sorgen gesellen sich neue zu. Indessen Frau Walujew an schwerer Krankheit darniederliegt, und der Gatte Nachts an dem Lager der geliebten Kranken wacht, verlobt der Vater seine Tochter erster Ehe einem Fürsten Galyzin. — In die Tage allgemeiner Präokkupation mit — anscheinend von verbrecherischer Hand angelegten — Feuersbrünsten und mit Cholerafällen, die in der ohnehin erregten Residenz vorgekommen sind, fallen Meldungen des General-Konsuls in Marseille Bucharin, der den Ausbruch eines französisch-italienischen Krieges für unvermeidlich geworden erklärt und große Erfolge der französischen Armee voraussieht. Zu den Sorgen um den innern Frieden kommen dadurch auch Sorgen um Erhaltung des äußern Friedens. Schon im Juni trägt man sich mit dem Gerücht, die Mobilmachung der preußischen Armee werde russischerseits mit der Vorschiebung größerer Truppenmassen an die Westgrenze beantwortet werden. Walujew sah voraus, daß es dazu nicht kommen werde, „weil wir uns zu schwach

fühlen", in Wahrheit aber scheint die Abneigung, welche Kaiser und Kaiserin gegen den Bonapartismus und gegen Frankreich hegten, den Ausschlag gegeben zu haben. Ausdrücklich wird hervorgehoben daß der Abschluß des Friedens von Villafranca an Allerhöchster Stelle einen ungünstigen Eindruck gemacht habe und daß zwei k. k. Generale, Prinz Alexander von Hessen und der Feldzeugmeister Heß mit Orden bedacht werden sollen (5. Juli). Und doch hatten die offizielle Politik und die Mehrheit der Gebildeten mit ihren Sympathien auf der anti-österreichischen Seite gestanden!

An diesen fernab liegenden Dingen hatte freilich nur eine Minderheit der russischen Gesellschaft Antheil genommen, die Präokkupation des Tages ist nach wie vor die Emancipationsangelegenheit geblieben. Seit Mitte des Junimonats ist dieselbe in eine neue, auf konservativer Seite so ungünstig beurtheilte Phase getreten, daß Murawjew die Bemerkung fallen gelassen hat, „er werde seinerseits nichts dawider haben, wenn es zu einem coup de poignard komme". Alexei Miljutin, der radikalistisch gesinnte Staatssekretär und Bruder des radikalen Kriegsministers, hat auf den Vorsitzenden des Haupt-Comités, den Grafen Rostowzow, entscheidenden Einfluß gewonnen und die Dinge in seinem, d. h. dem adelsfeindlichen Sinne zu leiten (Mitte Juni) gewußt, eine Wendung, welcher der aus dem Auslande zurückgekehrte, hochliberale und nach wie vor von den reaktionären Adelskreisen angefeindete Großfürst Konstantin seinen Beifall spendet. Alles, was geschieht und nicht geschieht, wird auf diese eine Angelegenheit bezogen, und selbst das Bankett, das die St. Petersburger National-Oekonomen dem zum Besuche erschienenen Amerikaner Carrey geben wird, zu Kundgebungen für und wider die gefürchtete „Lösung im Miljutinschen Sinne" benutzt (23. Juni.) Walujew hat an diesem Festmahle Theil genommen und berichtet über den Eindruck, den ein Passus, der von dem amerikanischen Gelehrten gehaltenen Tischrede gemacht hat. „Quand la nature veut faire du bien à l'homme elle agit lentement, quand elle veut détruire elle va vite à l'oeuvre". Ungleich größer als der Effekt dieser Warnungsrede aber war derjenige gewesen, den die Antwort des Fürsten Tscherkaßki — eines Parteigenossen Miljutin's — gemacht hatte: „Une femme est enceinte pendant neuf mois, mais elle accouche en quelques heures."

Um seiner genesenden Frau einige Stärkung und sich selbst einige Aufheiterung zu bringen, reist Walujew am 28. Juli (1859)

in das bei Riga belegene Seebad Dubbeln. Er hat es nöthig, denn die Folgen der letzten arbeit- und sorgenvollen Monate haben schwer auf ihm gelastet und einen Rückfall in die melancholisch-weltschmerzliche Stimmung bewirkt, der wir bereits früher in seinen Tagebuch-Aufzeichnungen begegnet sind. In zunehmendem Maße empfindet W. die seit dem Dienstantritt des ältesten Sohnes und der Heirath der Tochter fühlbar gewordene Verödung seines Hauses. Obgleich die Hochzeit außerordentlich glänzend gefeiert worden war (der Kaiser hatte als „Brautvater" fungirt"), scheint diese Heirath den Vater nicht besonders erbaut zu haben, — vielleicht weil es bei derselben an jedem romantischen Moment gefehlt hatte. — In der „terra Baltica" wird ihm wieder freier und leichter ums Herz, die alte Hansestadt mit den „drei spitzen Thürmen St. Peter, St. Jacob und Dom" ist für ihn an die Stelle der in Nebelferne versunkenen Vaterstadt Moskau getreten und das Wiedersehen mit Freunden aus vergangenen Tagen hat ihm wohlgethan. Allzu lang halten diese Eindrücke allerdings nicht vor, denn mit dem Eintritt des Spätsommers kehren die elegischen Stimmungen wieder, das wohlthuende Bewußtsein, „mindestens nicht in St. Petersburg zu sein", behält indessen die Oberhand und bei leidlichem physischen und moralischen Wohlbefinden wird im Spätherbst die Heimreise nach St. Petersburg angetreten.*)

Am Newa-Ufer hat sich nicht nur nichts zum Besseren gewendet, sondern — wie bereits die erste Eintragung in das Tagebuch berichtet, der Krieg Aller gegen Alle vielmehr verschärfte Formen angenommen: ganz besonders gilt das von dem Bauerncomité und vom Finanzministerium, wo die Rathlosigkeit in Permanenz geblieben ist. Murawjew, der im Oktober von einer Reise nach Belgien zurückgekehrt ist, geberdet sich reaktionswüthiger, denn je. „Il faut agir sur l'Empereur pour lui faire peur. Il ne faut pas lui dire, que le danger vient de la democratie, il faut seulement parler du danger et lui dire, que nous aurons la révolution." Einstweilen sitzt Rostowzow, der liberale Präsident des Comités indessen so fest, daß Murawjew mit seinen in der Stille angezettelten Intriguen

*) Walujew's Rigaer Tagebuch enthält eine ergötzliche Anekdote über einen Auftritt zwischen dem Großfürsten-Thronfolger Nikolaus († 1865) und dem baltischen General-Gouverneur Fürsten Suworow. In Veranlassung einer liebenswürdigen Aeußerung des jungen Prinzen hatte Suworow gesagt: „Dafür möchte ich Ew. K. Hoheit die Hand küssen" — als der Großfürst sich darüber betroffen zeigte, aber hinzufügte: „N'ayez pas peur, Monseigneur. Nous sommes dégenerés — mon grand-père l'aurai fait, — moi, je me contente du metaphre."

nichts ausrichtet. „Rostowzows Stellung", schreibt Walujew an einem der letzten Oktobertage, „muß eine außerordentlich feste sein, denn seit seiner Ernennung zum Oberpolizeimeister hat Peter Schuwalow sich ihm angeschlossen."

Im November wird aus Kasan der Ausbruch von Studenten-Unruhen berichtet, die sich gegen die dortige Universitäts-Verwaltung richten und von Demonstrationen zu Ehren des liberalen Historikers und kleinrussischen Separatisten Kostomarow begleitet sind.

Daß dieselben in St. Petersburg ungebührlich großen Eindruck machen konnten, stand mit dem Gefühl der Unsicherheit in Zusammenhang, das sich immer weiter verbreitete und mit der zunehmenden Keckheit der aristokratischen Fronde wuchs. Auch Walujew zeigte sich erschüttert. Der für den Sommer 1862 in Aussicht genommenen Feier des Jahrtausends der Begründung des russischen Reichs sieht er mit trüben Ahnungen entgegen. „Wird Rußland", fragt er, „im Jahre 1862 noch dasselbe sein, das es gegenwärtig ist? Werden Zerfall im Innern und Schwäche nach Außen nicht weitere Fortschritte gemacht haben?" Die der slavischen Art und ihrer melancholischen Anlage eigenthümliche Unfähigkeit zum Widerstande gegen unerwartete Eindrücke scheint damals den höchsten Grad erreicht zu haben. Zwischenfälle, auf die man sich schon über Jahr und Tag nicht mehr besinnen konnte und deren Ueberschätzung unbegreiflich erscheint, waren ausreichend, auch die ernstesten Geister mit Besorgnissen zu erfüllen, die dem Bestande einer tausendjährigen Staatsordnung galten. Sieht man näher zu, so stellen sich die Dinge, welche Walujew und einer großen Zahl seiner Zeitgenossen für Anzeichen einer schweren inneren Krisis galten, als politische Kindereien dar. So unerhört dünkte es der Generation damaliger Staatsmänner, daß Intentionen des Kaisers auf Widerstand stoßen könnten, daß die Opposition gewisser Adelskreise gegen daß Emanzipationsprojekt ihnen für den Anfang des Endes gilt. Die Damen, Paskewitsch und Paul Schuwalow ziehen sich schmollend von der Hofgesellschaft zurück, weil die Pläne ihrer Gatten im Bauern-Comité Fiasko gemacht haben und weil definitiv beschlossen worden ist, zugleich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft die Auseinandersetzung zwischen Herren und Bauern eintreten zu lassen; ein vornehmer Grundbesitzer, Herr Besobrasow, hat in Katkow's „Rußki Weßtnik" eine Abhandlung über die Bedeutung der Aristokratie für das Staatsleben veröffentlicht und Zugeständnisse an den Adel verlangt, die eine wahrhafte Selbstverwaltung ermöglichten, —

endlich ist von den Gegnern des Rostowzowschen Emanzipationsplanes eine Erklärung entworfen worden, für welche im gesammten Reiche „adresses d'adhésion“ gesammelt werden sollen. „Ein Kaiserlicher General-Adjutant und drei Flügeladjutanten haben dieses Aktenstück bereits unterschrieben!

Unter dem Eindruck dieser noch nicht dagewesenen Thatsache beschließt Walujew seine Tagebuch-Eintragungen vom Jahre 1859 mit einer schwermüthigen Sylvester-Betrachtung. Unglücksfälle habe das scheidende Jahr allerdings nicht gebracht, „aber ein schweres Herz hat es mir zurückgelassen“. Seinem patriotischen Sinne macht immerhin Ehre, daß die Sorge um das Vaterland ihm zu der Erinnerung daran keine Zeit gelassen hatte, daß der hinter ihm liegende Zeitabschnitt Zeuge seiner Beförderung zum Staatssekretär und Geheimrath gewesen war. Daß die Welt auf die Neige gehe, pflegt sonst nur von denjenigen gefürchtet zu werden, denen das eigne Fäßchen „trübe geht“!

Das Jahr 1860 ist bekanntlich das letzte des alten Rußland, der Periode vor Erlaß des berühmten Gesetzes über die Aufhebung der russischen Leibeigenschaft gewesen. Danach konnte nicht ausbleiben, daß dasselbe noch stürmischer verging, als das vorhergegangene, und daß sich die peinlichen Eindrücke, die das Gebahren der reaktionären Adelskreise hinterließ, von Monat zu Monat häuften. Je näher der Tag der Entscheidung heranrückte, desto verzweifelter wurden die Anstrengungen, welche die Murawjew und Genossen machten, um die Absichten der Regierung zu kreuzen. Widerwärtiger als alles Uebrige erschien die vollendete Frivolität, mit welcher die flottirenden Elemente der höheren Gesellschaft sich der augenblicklich herrschenden Strömung anschlossen, um wenig später die Velleïtäten des sodann modisch werdenden Radikalismus ebenso unbedenklich mitzumachen. Einem Specimen dieser Art begegnen wir auf einer der ersten Seiten des Tagebuchs von 1860. Ein harmloser, Walujew von Riga her bekannter jüngerer Beamter, Herr Raszynski, ist aus Moskau eingetroffen und berichtet beim Frühstück über die in der altrussischen Hauptstadt gewonnenen Eindrücke. Die Unzufriedenheit mit der Regierung ist allgemein geworden und hat den höchsten Grad erreicht. „Bientôt il n'y aura chez nous que des égorgeurs et des égorgés, — mai j'ai pris mon parti, je serai des premiers.“ Auf die Frage, wie das zu verstehen sei, giebt der junge Herr zur Antwort, daß es Selbstmord sein würde, sich erwürgen zu lassen. Habe man dagegen

erwürgt, so könne man hinterher Buße thun, was im ersteren Falle nicht mehr möglich sein würde! — Ungleich betrüblicher nahm es sich freilich aus, daß man ernsthaften Ueberzeugungen und festen Entschließungen auch in den Reihen derjenigen nur ausnahmsweise begegnete, die für die Träger der guten Sache galten, und daß kindische Gedanken- und Grundsatzlosigkeit bei der Mehrzahl höherer und höchster Beamteten nach wie vor die Regel blieb. Im Tone der Bekümmerniß berichtet Walujew (21. Januar), daß der von dem Emanzipations-Comité ausgearbeitete Entwurf seit dem Tode Rostowzow's eigentlich nur noch von denen vertreten werde, die grundsätzlich seine Gegner waren. „Tschewkin (Minister der öffentlichen Bauten) ist für das Projekt, weil er nicht weiß, worum es sich dabei handelt, Murawjew, weil er sich dem Kaiser gegenüber engagirt hat, und Panin, weil er als steinreicher Grundbesitzer den Vorwurf opferscheuen Egoismus fürchtet." — Nach Rostowzow's Tode war Panin (bisher Justizminister und aller Welt als hartgesottener Reaktionär bekannt) Präses des Comités geworden. Die Ueberzeugungstreue dieses — ihm allerdings von Alters her mißliebigen — Staatsmannes charakterisirt Walujew durch zwei in seinem Tagebuch wiedergegebene Aussprüche. Dem Großfürsten Konstantin, der den Grafen spottend gefragt, wie er die Leitung des Emanzipations-Comité mit seinen Grundsätzen habe in Uebereinstimmung bringen können, gab Panin zur Antwort, daß er nach wie vor feste Ueberzeugungen habe, dieselben aber niemals zur Geltung bringe, wenn sie von den Anschauungen des Kaisers abwichen! Drastischer noch nimmt sich aus, was über ein vertrauliches Wort Panin's an den Grafen Bobrinski berichtet wird. Bobrinski hatte den ihm angetragenen Eintritt in das Comité mit der Motivirung abgelehnt, daß die Aufnahme von den gefaßten Beschlüssen abweichenden Voten in das Sitzungsprotokoll wiederholt verweigert worden sei und daß er Beschlüsse, die er nicht billige, nicht unterzeichnen wolle. „Mais ce que Vous dites", hatte Panin entrüstet geantwortet, „est la condamnation de toute ma carrière. J'ai passé ma vie à signer de choses, que je n'approuvai pas."

Schlimmer als Panin's Verhalten und schlimmer als Alles, was er mit den übrigen geheimen Gegnern des Emanzipationsprojekts erlebt hatte, dünkte Walujew das Gebahren seines Chefs, des alten Murawjew. „Dieser Mensch", bemerkt er in einem Augenblick besonders heftigen Unmuths, „ist kein Minister, sondern

ein Khan." Mit der Brutalität des Asiaten verband dieser „Khan" tückische Verschlagenheit und unverbesserlichen Hang zur Intrigue. Indessen er die Gunst des Monarchen durch scheinbare Gefügigkeit gegen die liberalen Absichten desselben zu erschmeicheln suchte, schürte er, wo immer möglich, den Widerstand der Reaktionäre. Einerlei, ob es sich um Aufbauschung thörichter Studenten-Unruhen (in Charkow waren zu Anfang März achtzehn junge Leute verhaftet worden), um die Weiterverbreitung reaktionärer Pamphlete (Le socialisme en Russie, Paris 1860) oder um tendenziöses Nachsprechen wohlklingender Gemeinplätze vornehmer Schwätzer*) handelte, Alles wird dazu ausgebeutet, die Absichten der Regierung in ein bedenkliches Licht zu rücken oder den Monarchen einzuschüchtern. Vergebens hofft unser an gewisse Rücksichten auf seinen Chef gebundene Tagebuchschreiber, der unselige alte Mann werde einen längeren Sommerurlaub nehmen und sich dadurch für eine Weile unschädlich machen, — vergebens prognostizirt er, die Murawjew zu Theil werdenden kaiserlichen Gunsterweise bedeuteten „einen schönen Abend, auf welchen ein stürmischer Tag folgen werde", — der Mann seiner Antipathien weiß sich immer wieder zu behaupten und übersteht selbst die Gefahr jähen Sturzes, in die er sich durch seinen schnöden Eigennutz (er hatte sich 30 000 Desjatinen Domänen-Landes hinter dem Rücken seines Kollegen Selenny zuschreiben lassen) begeben hat. — Ein besonderes, mitunter ergötzliches Kapitel in dem Leben unseres Vielbeschäftigten füllen nebenher die politischen Scheerenschleifer und Projektenmacher der höheren Gesellschaft aus, die seinen Rath und seine Beihilfe in Anspruch nehmen. Der betagte General-Gouverneur von Wilna, General Nasimow, rückte mit dem Plane heraus, das mehr und mehr in polnisch-katholische Hände gerathene Litthauen (die sog. nordwestlichen Gouvernements) auf ebenso einfache wie sinnreiche Weise zu russifiziren: er schlägt vor, die dortigen Domänen entlassenen russischen Offizieren zuzutheilen und erwartet von diesen, daß sie das Weitere besorgen! Noch naiver ist ein Vorschlag, mit dem ein alter Fürst Dolgorukow die Beamten der Domänen-Verwaltung heimsucht. Der Biedermann hat in Schlesien Landwirthschaft getrieben und glaubt dadurch den Beruf zum Reformator der agrarischen Verhältnisse seines Vater-

*) Typisch für diese Art „geistreichen" Unsinns erscheint ein Ausspruch des alten Höflings Saburow, von dem eine vom 5. April datirte Tagebuch-Notiz Akt nimmt: „Jusqu'à présent la Russie était le roc, contre lequel se brisait la mousse de toute l'Europe. Si ce roc est renversé, que deviendra l'Europe?"

landes erworben zu haben. Man habe nur nöthig, ihn zum Minister der Landwirthschaft zu machen, damit der Zustand des Bauernstandes gehoben und Alles — einschließlich des Klimas — auf einen verbesserten Stand gebracht werde!

So vergehen die Tage im Kampf mit Widrigkeiten und Kleinlichkeiten, die sich nicht beschwören lassen, und mit Arbeiten, die dem Tagebuchschreiber eine nur höchst mäßige Befriedigung bereiten. Morgens früh geht Walujew in die Messe, die Hauptstunden des Tages gehören der Bureauthätigkeit, die Abende gesellschaftlichen Veranstaltungen, Besprechungen mit dem unleidlichsten aller Chefs oder öden Hoffesten an. Allenthalben glaubt Walujew einer Veräußerlichung zu begegnen, bei welcher der innere, auf die idealen Güter des Lebens gerichtete Mensch leer ausgeht. In der Messe stören ihn unheimliche Gestalten, die sich zur Theilnahme an derselben drängen — der in der Schloßkapelle begangenen kirchlichen Feier der Osternacht fehlt die religiöse Wärme, weil Eitelkeit und Neugier der Theilnehmer sich unerträglich breit machen und von der Enthüllung des auf dem Marienplatze errichteten Nikolaus-Denkmals („eines Kunstwerkes, das trotz seiner prunkenden und korrekten Außenseite eingehenderer Prüfung so wenig stand hält, wie die Regierung des Monarchen, dem es gewidmet ist") heißt es, sie habe — den Kaiser allein ausgenommen — alle Welt kalt gelassen. Nur ausnahmsweise kommt der überhäufte Beamte dazu, ein Buch in die Hand zu nehmen. Varnhagen's kurz zuvor erschienener Briefwechsel mit Humboldt legt ihm die Frage vor, „warum bedeutende Männer so häufig schlechte Christen seien". (W. scheint die „Impietäten", zu denen der große Forscher sich bekannt, mit Gottlosigkeit verwechselt zu haben) — Karamsin's Briefwechsel aber wirft er mit Entrüstung darüber zur Seite, daß der gepriesene große Reichshistoriograph Rußlands im Grunde genommen ein bloßer Höfling gewesen sei, „für welchen die Welt mit der vierzehnten Rangklasse aufhörte und der von den russischen Bauern nichts mehr zu sagen wußte, als daß dieselben ihren Obrok (Pachtzins) unregelmäßig entrichten"; dem offiziellen Kriegshistoriker Michailowski-Danilewski wird das Epitheton eines „Märchenerzählers" angehängt, der seine Urtheile danach einrichte, ob die zu besprechenden Männer an höchster Stelle mit gnädigen oder mit ungnädigen Augen angesehen würden!

Inzwischen ist die große Emanzipations-Angelegenheit so weit gediehen, daß die gefaßten Beschlüsse und die zu Protokoll gegebenen Voten allendlich redigirt und mit Motiven versehen werden sollen. Für

Walujew wurden damit Inkonvenienzen wahrhaft entsetzlicher Art hinaufbeschworen. Im Großen hatte Murawjew nichts vernichten können, „er fing es d'rum im Kleinen an." Auf sein Anstiften hatte einer der Redakteure des Comité-Berichts Herr Bulygin an den demselben zu Grunde liegenden Protokollen „Berichtigungen" vorgenommen, die in Wahrheit Abänderungen bedeuteten. Der zum Hauptträger des Reformwerks gewordene, wegen seiner Abneigung gegen den Adel gefürchtete Staatssekretär Miljutin war darüber in begreifliche Erregung gerathen und den Herren Bulygin und Murawjew aufs Collet gerückt. Walujew, der sachlich auf der Seite Miljutin's stand — dessen radikalen Standpunkt er übrigens nicht theilte —, war dadurch in die peinliche Lage versetzt worden, seinen Chef in einer Sache unterstützen zu müssen, die er nicht billigte. Damit sollte es aber nicht genug sein. Murawjew nahm bei Ausarbeitung der Motive für seine im Comité abgegebenen Voten Walujew's Unterstützung in Anspruch, und da diese schwierige und zeitraubende Arbeit von Ende Oktober bis zum 1. Dezember (1860) abgeschlossen werden sollte (der Beginn der Reichsrathsverhandlung über das Emanzipationsgesetz sollte am 15. Dezember stattfinden), mußte unser Tagebuchschreiber Wochen hindurch die Abendstunden bezw. halbe Nächte Besprechungen mit dem verhaßten „Khan" widmen! Die Absicht, den Comité-Entwurf zu Fall zu bringen und ein „Gegenprojekt" einzureichen, hatte Murawjew nicht aufgegeben. Er trug sich mit Plänen, welche bald auf die eine, bald auf die andere Weise dem Zustandekommen des Comité-Elaborats Hindernisse in den Weg legen und die Dinge so leiten sollten, daß sein eigenes Gegenprojekt in den Vordergrund gerückt wurde. Er behauptete, daß dieses Projekt vollständig ausgearbeitet sei — gab aber nicht mehr als allgemeine Redensarten über das monarchische und das demokratische Prinzip von sich, wenn er nach dem Inhalt gefragt wurde. Walujew mußte stundenlange Erörterungen über diesen Punkt anhören, über welchen von ihm Rathschläge erbeten wurden, die er weder ertheilen noch verweigern mochte. Er, dem die Beschleunigung des Emanzipationswerks Herzenssache war und der trotz gelegentlicher Uebereinstimmungen im Einzelnen, die Tendenz der Pläne Murawjew's durchaus verwarf —, er mußte unfreiwilliger Zeuge der von seinem Chef gesponnenen Umtriebe und Intriguen sein! Je näher der für die Reichsraths-Verhandlung angesetzte Termin heranrückte, desto feindlicher standen die Parteien einander gegenüber, desto

rücksichtsloser verfuhren sie bei der Wahl ihrer Mittel. Murawjew, bei dem Phasen kindlicher Schwäche mit Tagen außerordentlicher Leistungsfähigkeit wechselten, und sich ebenso häufig kriechend wie opferfreudig gebärdete, schwankte „chamäleonartig“ zwischen täglich wechselnden Entwürfen. Das eine Mal hält er für das Sicherste, sich dem Willen des Kaisers ohne Weiteres zu unterwerfen, — das andere Mal holte er Walujew's Meinung über die „Bündnißanträge“ ein, die ihm von den verschiedenen reaktionären Koterien und deren Häuptern gemacht worden waren. Sollte er mit Gagarin, Tschernitschew und Panin oder mit dem Chef der dritten Abtheilung, dem Fürsten Dolgoruki, gehen und auf den von diesem vorbereiteten großen Coup seine Rechnungen setzen? „Da bei diesen Menschen“, heißt es in einem der Stoßseufzer, die Walujew seinem Tagebuch anvertraute, „mit argumentis ad rem niemals etwas auszurichten ist, bin ich ihm mit einem argumentum ad hominem gekommen, indem ich ihm gesagt habe, daß weder bei Panin noch bei Tschernitschew auf Zuverlässigkeit und Konsequenz zu rechnen sei und daß er Gefahr laufe, von diesen Herren preisgegeben zu werden.“ — Murawjew trat indessen der Eventualität eines „Bündnisses“ mit Dolgoruki näher. Der Chef der dritten Abtheilung wollte dem Kaiser sagen, daß die Unzufriedenheit des Adels das Schlimmste fürchten lasse, daß 600 Edelleute, an deren Spitze Graf Apraxin und Fürst Paskewitsch stünden, gegen die Entwürfe des Comités öffentlichen Protest einzulegen beabsichtigten und daß er (D.) die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit nicht werde verbürgen können, wenn die Comité-Beschlüsse unverändert angenommen würden. Dadurch sollte ein Aufschub herbeigeführt und für die Einbringung des Murawjewschen Gegenprojekts Zeit gewonnen werden! — Murawjew fand das einleuchtend, war indessen zu mißtrauisch, um einen herzhaften Entschluß zu fassen, und vermochte den unglücklichen Walujew zu einer Vorbesprechung mit Dolgoruki. Erst nachdem diese stattgefunden hatte, kam es zu einer Konferenz der beiden großen Männer (13. November), bei welcher der sonst so hochmüthige Minister sich der Durchlaucht gegenüber „geradezu kriechend betrug“. Obgleich Murawjew vorher den Mund damit voll genommen hatte, daß er sich zu der Rolle des „comparse dans un ballet italien“ nimmermehr hergeben werde, nahm er die Dolgorukischen Vorschläge schließlich nahezu unverändert an. Dann ging es an die Arbeit des Paragraphirens des „contre-projet“ — nachdem diese beendet war, aber gewann es den

Anschein, als hätten die beiden Verbündeten den Muth verloren. „Murawjew kommt ins Schwanken, sobald nur der Name des Kaisers genannt wird“. Schließlich und nachdem Dolgoruki als erster unterzeichnet hatte, setzte Murawjew seinen Namen unter das vielerörterte Werk.

Von den ferneren und allendlichen Geschicken des contre-projet erfahren wir nichts. Die Verhandlungen über dasselbe hatten vom Oktober bis zum Dezember (1860) gedauert, um die Mitte des letzteren Monats aber wurde Walujew zu einer neuen, höheren Stellung berufen (13. Dezember) und wenig später brach er seine Tagebuch-Aufzeichnungen ab, um sie (wie es scheint) nicht wieder aufzunehmen. „Wahrscheinlich auf den Vorschlag Dolgoruki's und gegen die Voten Orlow's, Bludow's und des Staatssekretärs Butkow (desselben, der im folgenden Jahre die Grundzüge des Entwurfs für die Reform der Justiz ausarbeitete)“, hatte der Kaiser den hoffnungsvollen Departements-Direktor im Domänen-Ministerium zum Geschäftsführer des Minister-Comités ernannt, — eine Stellung, welche Walujew am 2. Januar 1861 antrat, aber schon wenige Monate später gegen diejenige des Ministers des Innern eintauschte.

Mit dem Vorstehenden ist der Inhalt der Walujewschen Tagebücher in der Hauptsache wiedergegeben, indessen nicht erschöpft worden. Das Hauptinteresse derselben liegt in der Mittheilung von Einzelheiten, von denen viele dem Verständniß, andere dem Interesse deutscher Leser zu weit abliegen, um ausführlich wiedergegeben werden zu dürfen. Je tiefer der Tagebuchschreiber in das Getriebe des ihn umgebenden Parteikampfs hineinsah, desto trostloser erschien ihm dasselbe: auch von dem Kaiser behauptet er, daß dessen Betrachtungsweise immer düsterer geworden sei. Umtriebe von der Art derjenigen, in welche seine Beziehung zu Murawjew ihn eingeweiht hatte, waren in der That nicht danach angethan, auf einen Mann ermuthigend einzuwirken, der über des ewig Gestrige mit kühnem Schwunge hinwegsetzen zu können geglaubt hatte. Dazu kam, daß Walujew auch zu den Vertretern derselben liberalen Anschauungen, von denen er ausgegangen war, kein rechtes Herz fassen konnte. Mochten die Miljutin und Genossen sich auch von selbstischen Absichten reingehalten haben, der nationale und adelsfeindliche Radikalismus, den dieselben bekundeten, stieß ihn ab. Zu gebildet, um dem Fanatismus der Raçe zu huldigen und bei allem Romantizismus zu staatsmännisch angelegt, um für den Adelshaß des demokratischen Beamtenthums mehr als ein Achselzucken

übrig zu haben, war Walujew doch auch wieder zu sensitiv geartet, um den ihn bestürmenden Eindrücken den Widerstand eines auf sich selbst gestellten, mit sich selbst einig gewordenen Charakters entgegenzusetzen. Mochte er seine nationalistischen Gegner als Bildung, Einsicht und savoir faire auch weit überragen, die brutale, über alle Rücksichten hinwegsetzende Energie dieser fanatischen Draufgänger imponirte ihm dennoch. „Wer den Stock in der Hand hält, ist bei uns Korporal", heißt es in einem Turgenjew'schen Roman und von der Schwäche, dergleichen Korporalschaften anzuerkennen, war auch Walujew nicht frei. Es ist durchaus ehrlich gemeint, wenn er über den Ausspruch Miljutin's „Ihr Edelleute seid so träge, daß man Euch den Stachel ins Fleisch treiben muß, wenn man Euch zum Aufstehen bringen will" im Tone der Mißbilligung berichtet. Um die Fähigkeit, dergleichen Dinge einem Concern vornehmer Herren an den Kopf zu werfen, würde er den derben Plebejer beneidet haben, wenn er das dazu gehörige Maß von Selbstkritik hätte erschwingen können!

Walujew's ministerielle Laufbahn (er war in den Jahren 1860 bis 1868 Minister des Innern) haben wir hier nicht zu erörtern. Sie scheiterte an dem Punkte, der oben als die bedenklichste der von ihm zu durchschiffenden Klippen bezeichnet worden, an dem Gegensatz, der zwischen seinem politisches Temperament und demjenigen der nationalistischen Partei bestand. Anfänglich hatte es den Anschein, als werde der Revolutionsgeist, der die jungrussischen Radikalen ergriffen hatte, das vornehmste Hinderniß einer ruhigen und gedeihlichen Entwickelung der reformatorischen Absichten des Kaisers bilden. Auf die St. Petersburger Studentenunruhen, die sechs Monate nach Erlaß des Emanzipations-Gesetzes ausgebrochen waren, folgten im Mai 1862 die von revolutionären Ausschreitungen begleiteten Brandstiftungen und die Vorläufer des polnisch-litthanischen Aufstandes. Im Herbst desselben Jahres war die Ruhe indessen so weit wiederhergestellt, daß die Nowgoroder Milleniumsfeier ungestört begangen werden konnte und daß die Regierung keinen Anstand nahm, zwei Reformentwürfe von weittragender Bedeutung, die Grundzüge einer neuen Gerichtsordnung und des Statuts für die provinzielle Selbstverwaltung (die sogenannten Landschafts-Institutionen), an die Oeffentlichkeit zu bringen. Da brach im Frühjahr 1863 der polnisch-litthauische Aufstand aus, der zu einem vollständigen Umschwunge und zur Begründung der Allgewalt Katkow's und der von diesem geleiteten Nationalpartei

das Signal gab. Mit anerkennenswerthem Muthe hatte der bis dahin als gemäßigter Liberaler bekannte Moskauer Publizist gegen den polnischen Aufstand und gegen sträflichen Vorschub das Wort ergriffen, den die jungrussischen Radikalen demselben zu leisten versuchten. Seine Mahnung, vor Allem auf die Erhaltung der Staatseinheit Bedacht zu nehmen und dem russischen Staatsgedanken alle übrigen Rücksichten unterzuordnen, fand in ganz Rußland begeisterten Widerhall und gab der Regierung den ins Wanken gekommenen Muth zur Wahrung ihrer Autorität wieder. Aber schon nach wenigen Monaten zeigte sich, daß es dabei sein Bewenden nicht behalten werde. Katkow verwandelte sich in einen Fanatiker der Raçe, der sich mit der Vernichtung Polens, seiner Aristokratie und seiner Kirche nicht begnügen wollte, sondern systematisch auf die Niedertretung aller westeuropäischen Elemente und auf vollständige Russifizirung der „anderstämmigen" westlichen Grenzprovinzen hinarbeitete. Walujew, der bereits die von den Miljutin, Tscherkaßki und Genossen verfolgte radikal-nationalistische Politik gegen Polen mißbilligt hatte, suchte den Eifer Katkow's zu zügeln und die bedrohten westlichen Grenzländer in seinen Schutz zu nehmen. Ohne sich für die Erhaltung der denselben eigenthümlichen Institutionen direkt zu engagiren, hielt er für Pflicht, auf die Bedeutung der occidentalen Bildung für Rußland und auf den geschichtlich begründeten Unterschied „zwischen Kostroma und Riga" hinzuweisen. Das genügte zu einer fanatischen Kriegserklärung Katkow's gegen den Minister des Innern und den diesem gesinnungsverwandten Unterrichtsminister Golownin und zum Beginn einer Preßfehde, in welcher auch die Mehrzahl der früher liberalen Zeitungen auf die Seite des Moskauer Publizisten trat. Walujew und Golownin mußten Demüthigungen hinnehmen, die ihre Autorität untergruben, die gesammte Meute skandallustiger Skribenten gegen sie in Bewegung setzten und ihnen Niederlage über Niederlage zuzogen. Statt die Kabinetsfrage zu stellen, suchte der Minister des Innern sich einerseits mit Zugeständnissen an die Nationalpartei, andererseits mit verschärfter Strenge gegen die Presse zu helfen. Das auf seine Veranlassung erlassene provisorische Preßgesetz vom April 1865 (für die Zeitungen St. Petersburgs und Moskaus wurde das Verwarnungssystem eingeführt, für die Provinzialpresse die Präventiv-Zensur beibehalten), machte allen Richtungen und Parteien einen ungünstigen Eindruck, den die Strenge, mit welcher gegen die liberalen und pseudoliberalen Blätter vorgegangen wurde (gegen

Katkow war ein für alle Male nichts auszurichten) noch verschärfte. Bereits um die Mitte der sechziger Jahre zählte der Minister, der zu den frühesten Anwälten einer verständigen Preßfreiheit gehört und den Ruf eines Liberalen genossen hatte, unter die unpopulärsten Männer Rußlands. Um die gute Meinung der Nationalisten hatte er sich durch den feindlichen Gegensatz gegen die Katkow, Samarin und Aksakow, um die Freundschaft der sogenannten europäischen Liberalen durch seine Handhabung der Preßpolizei, durch gewisse Zugeständnisse an die Nationalisten und durch Theilnahme an den Repressiv-Maßregeln gebracht, welche die von halben und ganzen Nihilisten und von jung- und altrussischen Hitzköpfen bedrängte Regierung hatte ergreifen müssen. Bei Walujew's im Jahre 1868 erfolgten Entlassung hat sich kaum eine Stimme zu seinen Gunsten erhoben. Obgleich er in der Folge noch zweimal zu höheren Staatsämtern (zur Leitung des Domänen-Ministeriums, und zum Vorsitzenden des Minister-Comités) berufen wurde, mußte seine staatsmännische Laufbahn als mit dem Jahre 1868 beschlossen angesehen werden. Mittelbar hat Walujew das selbst anerkannt, indem er sich am Abende seines Lebens auf Niederschrift und Veröffentlichung eines Romanes einließ, der von nur mäßigem Talent, dafür aber von unverwüstlicher Anhänglichkeit an die romantischen Velleitäten seiner Werdezeit, die Periode des „idealen Schwungs“ (oder dessen, was er so nannte) zeugte.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Versuch eines neuen Gottesbegriffs von Dr. Gideon Spicker, Professor der Philosophie an der Kgl. Akademie zu Münster, Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff), 1902. VIII u. 376 Seiten.

Professor Spicker versucht in diesem Buche, seinem monotheistischen Standpunkt eine bessere Begründung zu geben, als der Begriff einer Schöpfung der Welt aus Nichts sie zu geben vermag. Er sucht nach der Wurzel in Gott, in welcher Geist und Materie Eins sind (S. 48), nach dem Realprinzip, in dem absolute und endliche Realität sich vereinigen (50). Er begnügt sich dabei mit bloßer Wahrscheinlichkeit seiner Ergebnisse (326). Die Realität im Absoluten sucht er in dem Grunde der Materialität der Welt oder behandelt, indem er auf die feinere Unterscheidung zwischen Realität und Materialität keinen Werth legt (125), die Materie als göttliches Attribut (S. VII). Diese Aufstellung rückt erst dadurch in die richtige Beleuchtung, daß er die Atome als beseelte punktuelle Kräfte oder reale Kraftpunkte ansieht, deren Gesetze nicht an ihrem Stoffe, sondern an ihrer Form (im Aristotelischen Sinne) haften (114, 371—375). Es würde danach die Materie ein Produkt beseelter, gesetzmäßiger Kräfte sein und das Attribut der Realität in der Kraft liegen. Diesen Schluß zieht aber Spicker nicht, weil er den Stoff neben der Kraft und dem Gesetze nicht zu leugnen wagt und es unentschieden läßt, ob Materie und Kraft identisch oder verschieden seien (142). Die Atome genügen ihm nicht, weil es unmöglich ist, ihnen Aseïtät oder Selbstexistenz zuzuschreiben (115). Er hält die Fiktion eines prädikatlosen, unergründlichen, unvorstellbaren, ungetheilten, stetigen Stoffes vor seiner Individualisirung in Atome fest, um demselben die Ewigkeit, Aseïtät und Substantialität zuschreiben zu können, die er den Atomen verweigern muß (117, 24, 94—96). Von einem solchen Stoff (von dem wir eigentlich garnichts wissen und aussagen können, und dessen Nutzen für die Entstehung der Atome völlig unerfindlich ist) will er dann die Prädikate der Ewigkeit, Aseïtät und Substantialität auf das Absolute zurückübertragen, dessen Attribut er sein soll.

Neben dem Attribut der Materialität erkennt Spicker dem Absoluten

als zweites Attribut die absolute Vernunft zu, zu der jede höhere, gleichviel ob theistische oder pantheistische Philosophie gelangen muß (287). Er erschließt sie aus der Teleologie, deren Bedeutung in der Welt er mit beredten Worten schildert (103, 121, 123, 364), und die er im Prinzip mit der Kausalität gleichsetzt (122). Ob die objektive Teleologie und Vernunft bewußt oder unbewußt sei, darüber enthebt er sich jeder Untersuchung; er dekretirt einfach, daß Zweck nur aus einem selbstbewußten Grunde entspringen könne und ein des Bewußtseins ermangelndes Wesen in alle Ewigkeit vernunftlos bleiben müsse (306, 230).

Als höchstes Ziel des Weltprozesses, als Maßstab für die Schätzung des Lebenswerthes, als Bestimmung des Menschen und als eigentlichen Zweck des Guten behauptet Spicker die Glückseligkeit (309, 310, 327, 348). Wenn es noch gut geht, halten Genuß und Verdruß sich gegenseitig die Waage; meistens aber schlägt das letztere vor und das andere ist immer nur um den Preis ununterbrochener Mühe und Anstrengung zu erlangen (399). Daß auch die Arbeit Unlust ist und nur als Mittel zum Zweck dient, hebt Spicker besonders hervor (329). Das erfahrungsmäßig in dieser Welt gegebene Uebergewicht der Unlust kann auch in einer unendlichen Fortdauer des Individuums sich nicht ändern, da wir uns weder ewige Ruhe noch ewige Bewegung in ringender Arbeit als etwas Wünschenswerthes vorstellen können (328). Spicker ist demnach Pessimist im komparativen Sinne des Wortes, genau wie ich. Gleich mir bekämpft er den Schopenhauer'schen Pessimismus im superlativen Sinne, weil in der denkbar schlechtesten Welt die Existenz des Guten und Vernünftigen unerklärlich wäre (228, 232), und weil ein blinder, vernunftloser Wille nie zur Selbsterlösung gelangen könnte (230). Höchst sonderbar ist es nur, daß er dabei meinen Namen neben den Schopenhauer's setzt und von „dem" Pessimismus stets so spricht, als ob er mit seinen gegen Schopenhauer gerichteten Gründen auch mich getroffen hätte. In den 70er Jahren war ich diese Vermengung meines Pessimismus mit dem Schopenhauer'schen durch die Kritik gewohnt, jetzt muthet sie nachgerade als ein Anachronismus an.

Die bekannten Einwände gegen die individuelle Fortdauer über den Tod hinaus faßt Spicker in einem eigenen Kapitel übersichtlich zusammen, hält aber selbst an dem Unsterblichkeitsglauben fest, der ihm mit dem Glauben an einen persönlichen Gott unzertrennlich verknüpft erscheint (303). Als positive Beglaubigung der Fortdauer betrachtet er den transcendentalen Selbsterhaltungstrieb, d. h. die Grenzenlosigkeit, mit der jedes Individuum, vom Atom bis zum Menschen, sein Leben und seinen Leib zu erhalten strebt. Er sieht in der Grenzenlosigkeit dieses Triebes den Hinweis auf eine überempirische Existenz und auf seine Erweckung durch eine höhere schöpferische Macht (363, 361). Wie Descartes die Wahrheit unserer Erkenntniß darauf gründete, daß Gott uns nicht könne täuschen wollen, so sagt Spicker: „Unmöglich konnte der Schöpfer uns diesen Wunsch ins

Herz legen, wenn er die Absicht hatte, ihn nicht zu erfüllen" (368). Es ist dabei unberücksichtigt geblieben, daß der instinktive Selbsterhaltungstrieb der Individuen eine unentbehrliche Voraussetzung für die Erfüllung ihrer teleologischen Aufgaben ist, insbesondere für den Menschen, der zur Einsicht in das Uebergewicht der Unlust gelangen kann, und daß ein so starker und blinder Trieb ganz außer Stande ist, sich selbst bestimmte Grenzen zu ziehen und sich innerhalb dieser zu bescheiden. Als der stärkste Trieb muß er nothwendig auch der unbescheidenste sein.

Mit Recht bekämpft Spicker durch sein ganzes Buch hindurch diejenige Form des Pantheismus, welche Gott und Welt, das absolute Wesen und seine Thätigkeit identificirt ebenso wie Substantialität und Kausalität, die absolute Thätigkeit in ihrer einheitlichen Ganzheit und ein einzelnes Glied in derselben. Denn die Folge eines solchen Pantheismus ist, daß die Ewigkeit des absoluten Wesens auf seine Thätigkeit übertragen und das ewige Wesen in die Unruhe des Prozesses hereingerissen wird, daß Zeit und Ewigkeit verschmolzen wird, daß der Unterschied der weltlichen Individuen vom Absoluten schwindet, daß die Thorheiten, Irrthümer, Leidenschaften und Schlechtigkeiten der ersteren dem letzteren als unmittelbare Wirkungen seiner absoluten Thätigkeit und seines Wesens aufgebürdet werden, und daß die Individuen ihre Selbständigkeit und Realität gegen einander verlieren (denn gegen das Absolute selbst haben sie auch im Theismus keine Selbständigkeit und Widerstandsfähigkeit).

Spicker erkennt sehr wohl die Vorzüge an, die dem Pantheismus aus der Innigkeit des Verhältnisses, in welches er Gott und Mensch setzt, und aus der Fortdauer des wahren Wesens nach dem Tode der individuellen Erscheinung erwachsen. „Wäre der Pantheismus im Stande, statt Gott in der Welt, oder die Welt in Gott aufgehen zu lassen, beide ihrem Wesen nach zu unterscheiden, ohne sie zu trennen, dann müßte ihm vor allen übrigen Weltanschauungen die Palme zuerkannt werden" (366). Die erste Art des Pantheismus, der Gott in der Welt aufgehen läßt, habe ich als den naturalistischen bezeichnet, die zweite Art, die die Welt in Gott aufgehen läßt, als den abstrakt-monistischen. Beide habe ich seit einem Menschenalter bekämpft und ihnen eine dritte Art des Pantheismus, den konkret-monistischen, gegenübergestellt, in welcher neben der subsistentiellen Einheit die existentielle Verschiedenheit von Gott und Welt, Gott und Mensch behauptet, also Spicker's Anforderungen entsprochen wird. Hiervon scheint Spicker keine Kenntniß zu haben, da er annimmt, daß durch seine Kritik alle Pantheisten und jede Art des Pantheismus getroffen werde (125) und von ihm somit der Monotheismus durch Elimination der übrigen Möglichkeiten erwiesen sei.

Eduard v. Hartmann.

„Philosophenwege“. Ausblicke und Rückblicke von Karl Joel, Professor an der Universität Basel. — Berlin 1901, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung.

Während es früher in Gelehrtenkreisen Sitte war, die Sammlung der kleineren Arbeiten, der Aufsätze und Vorträge, erst der Nachwelt zu überlassen, geschieht es in jüngster Zeit häufiger, daß die Verfasser selbst schon die Nachlese zwischen den eben geschichteten Garben und Mandeln besorgen. Man hat diese liebevolle Fürsorge für die Opuscula getadelt; meiner Ansicht nach mit Unrecht. Denn man sollte doch bedenken, daß diese Erzeugnisse meistentheils gerade zur Wirkung auf die weiteren Kreise der unmittelbaren Gegenwart bestimmt sind, und daß es deshalb nur zu befürworten ist, wenn die Kenntnißnahme zugänglicher gemacht wird. Eine solche Sammlung hat nun der Baseler Professor Karl Joel unter dem Titel „Philosophenwege“ veröffentlicht; sie enthält die Abhandlungen: „Die Zukunft der Philosophie“; — „Das ethische Zeitalter: Der neue Geist: Das Herz der Wissenschaft; Die Schlachtreihen der Kraft und der Liebe“; — „Die Frauen in der Philosophie“; — „Philosophen-Ehen“; — Die Sphinx des Pessimismus“; — „Stirner“; — „Philosophie und Dichtung“.

Wer dem Verfasser auf diesen seinen Wegen folgt, wird mit Freuden die „Ausblicke und Rückblicke“ genießen, die ihm hier geboten werden. Nicht in öde, unwegsame Wüsten werden wir geführt, sondern an den frisch fluthenden Lebensstrom selber, um seine Natur und Richtung erkennen zu lernen. Mit der gesunden Einsicht, daß die Philosophie nicht außer und über der Welt, sondern mitten darin ihren festen Ankergrund hat, offenbart sich in diesen Essays eine tüchtige Beobachtungsgabe und ein feinfühliger Instinkt für das, was da werden will. Was uns gezeigt und gesagt wird, ist daher auch immer bedeutsam und anregend, selbst wo wir uns bei der Werthabschätzung genöthigt sehen, andere Wege einzuschlagen.

Mit Recht beklagt es der Verfasser, daß sich die Philosophie im Verlauf der letzten Jahrzehnte dem Leben immer mehr und mehr entfremdet habe. Sie darf sich daher nicht wundern, wenn ihren Produktionen von der Mehrzahl der Gebildeten heut nur eine geringe Theilnahme geschenkt wird; denn, wie sollte das anders sein, wenn man von jemandem ein Stück Brod verlangt, und er hat nur Steine zu bieten. Es ist aber nicht wahr, wenn behauptet wird, daß in unserem Volk das Interesse an den höchsten und letzten Fragen, an deren Lösung die Philosophie zu arbeiten hat, gegenwärtig überhaupt erlahmt sei, denn dieses Interesse kann in einer Kulturnation auch nicht einmal vorübergehend ersterben. Nur das ist wahr, daß das meiste, was heut als Philosophie ausgegeben wird, garnicht Philosophie ist, und daß dadurch die wirklich philosophische Arbeit bei Seite geschoben wird. Immer wieder muß es gesagt werden, und wir dürfen nicht müde werden, es zu wiederholen, daß die Philosophie weder Physiologie, noch Psychologie, noch eine Disziplin der Historie, noch über-

haupt eine Einzelwissenschaft ist, sondern daß sie reine Prinzipienwissenschaft ist und als solche die höchsten Grundsätze alles Erkennens und Handelns zu ermitteln hat. Diese Prinzipien sind es, deren Ursprung, Wesen und Giltigkeit man von ihr erfahren will, die jedoch weder durch die sogenannte „exakte“, noch durch die historische Methode zu erfassen sind. Eben deswegen ist aber das Verlangen nach der Beantwortung dieser Fragen nur um so reger, und man wird dem Verfasser zustimmen müssen, wenn er sagt: „Jener mächtige Zug, der wie vor mehr als hundert Jahren gleich einem Naturtrieb aus den Tiefen der Zeit heraufsteigt, der heute den Kaufmann zum fleißigen Abendhörer macht, den Arzt und Landwirth zu Kursen seine Ferien kürzen läßt, der das Weib aus Küche und Putzstube in den akademischen Hörsaal und den Arbeiter in Bibliotheken führt, jener wunderbare Zug der Zeit, der seine feinsten Symptome in allerlei unklar sich begeisternden Genossenschaften erlebt oder bei der stillen Lampe in heiß suchender Lektüre und einsamen Seufzern nach innerer Befreiung, Erfüllung, Erhöhung — jenen grundmächtigen Bildungsdrang, wie wenig haben wir Zünftler der höchsten Bildungswissenschaft ihm zu bieten? Sie ist wieder da, die große Zeit, da der Boden der Saat wartet — aber die da säen sollen, sitzen in grauen Kammern und zählen und messen und sammeln verwelkte Blätter“.

Man könnte nun mit Joel darüber rechten, ob es denn wirklich die Aufgabe der Philosophie sei, die geistige Richtung eines Zeitalters zu bestimmen. Ein Metaphysiker alten Schlages wird diese Frage ohne Bedenken bejahend beantworten. Denn seitdem Plato die Ansicht entwickelt hat, daß in dem vollendeten Staate nur die wahrhaften Philosophen Könige zu sein verdienten, haben sich die spekulativen Köpfe noch immer berufen gefühlt, die Diktatur im Reiche der Geister zu übernehmen. Aber seitdem die Metaphysik in Acht und Bann erklärt worden ist, hat die Philosophie diese ihre führende Rolle an die Naturwissenschaft und die geschichtliche Forschung abgegeben und sieht sich in die harte Lage gedrängt, heute sogar für ihre Existenzberechtigung kämpfen zu müssen. Eben gegen diesen Zustand lehnt sich der Autor des vorliegenden Werkes auf, und er ist überzeugt, daß der Philosophie die führende Stellung in dem kommenden Zeitalter wiederum zugefallen werde. In diesem Sinne behauptet er: „Die Philosophie ist die normale Form rein geistiger Zeitbeherrschung; nur heute herrscht philosophische Anarchie, ein banges Interregnum, in dem nur einzelne Prätendenten kleine Gefolgschaften um sich haben, weil sie nur einen beschränkten Theilwillen der Zeit repräsentiren. Aber in der jüngsten Zeit kommt Bewegung in die Reihen; sie streben in frischem Drange auf ein dunkles Ziel; tausend Zeichen predigen: „es will etwas werden; aber was da philosophisch werden will, kann nichts sein als Ethik.“ Also die Philosophie soll wieder ihre zeitbeherrschende Stellung zurückerobern, aber nunmehr nicht als Metaphysik, sondern zunächst als Ethik.

Will man diese Auffassung zu ihrem Rechte kommen lassen, so wird man beachten müssen, daß hier der Begriff Philosophie in einem anderen Sinne genommen wird, als in der streng wissenschaftlichen Begrenzung. Die Philosophie als Wissenschaft ist einerseits weniger, andererseits mehr als das, was hier darunter verstanden werden soll. Sie ist weniger, insofern sie als Wissenschaft niemals zeitbeherrschend war, sondern immer nur einen mehr oder minder bedeutsamen Faktor unter einer ganzen Reihe von anderen zeitbestimmenden Faktoren bildete. Sie ist mehr, insofern ihre Erkenntnisse unabhängig von dem Zeitenwandel auf die ewigen und unveränderlichen Prinzipien des Seins und Handelns gerichtet sind; sie ist keine Mode- und Salon-Disziplin, die heute als Metaphysik, morgen als Soziologie und übermorgen als Ethik den öffentlichen Markt zu beherrschen sucht, sondern sie ist einsame, ernste Forschung, deren Ergebnisse nur indirekt durch die Rinnsale der angewandten Wissenschaften dem breiteren Lebensstrom zufließen. Von Philosophie in diesem Sinne ist heut wenig zu spüren. An die Stelle der philosophischen oder reinen Erkenntniß k r i t i k ist allmählich die psychologistische Erkenntnißt h e o r i e gerückt worden; und somit ist die kritische Methode unter äußerlicher Nachahmung der Naturwissenschaften durch das induktive Verfahren verdrängt worden, vermittelst dessen die Psychologisten zwar die obersten Prinzipien feststellen zu können vorgeben, wobei sie aber übersehen, daß auf diesem Wege allenfalls eine Anzahl Wahrscheinlichkeitsregeln, aber nicht die systematische Einheit der grundlegenden Prinzipien sicher zu erfassen ist. Wohl wird auch das logische Gebiet nach wie vor beackert, aber nicht die philosophische oder rein theoretische Logik, sondern die normative oder angewandte Logik, d. h. die auf Psychologie, Grammatik, Mathematik u. s. w. bezogene Kunstlehre des Denkens, über die doch nichts Endgiltiges ausgemacht werden kann, ehe die reine Theorie kritisch begründet ist; eben weil das aber bisher noch nicht geschehen ist, so kann auch die normative Logik bis dahin immer nur eine mehr oder minder bedeutsame Aufstellung und vorläufige Ordnung von Materialien sein, wobei es nicht ausgeschlossen ist, daß ganz entgegengesetzte Richtungen bei dem Mangel einer konstitutiven Theorie ihre Position mit dem gleichen Recht vertreten. Und nicht anders steht es auch auf dem Felde der Ethik. Nicht auf die reinen und unabänderlichen Prinzipien der sittlichen Bestimmung des Menschen ist heutzutage die ethische Forschung gerichtet und demgemäß nicht auf das allein philosophische Problem der Ethik: auf das Prinzip der sittlichen Autonomie, sondern, was heut als Ethik geboten wird, ist fast ausnahmslos eine Induzirung von Moraltheorien aus dem Befunde der psychologischen und entwicklungsgeschichtlichen Thatbestände, an denen zwar jene reinen ethischen Prinzipien zu mehr oder minder vollkommener Geltung gelangen, aus denen sie aber nimmermehr entspringen; und dementsprechend handelt es sich hier nicht um die rein theoretische Aufdeckung der autonomen Sittlichkeitsprinzipien, denen gemäß das Individuum

sein wirkliches Handeln im Einzelnen selbst zu bestimmen hat, sondern vielmehr um die Normirung von praktischen Vorschriften, die auf die Erzeugung eines konkreten Moralzustandes gerichtet sind und dem Individuum seine freie Selbstbeurtheilung vorwegnehmen; das aber ist Sache der ethischen Pädagogik und nicht Sache der philosophischen Ethik, die gerade den reifen Menschen von dem gesetzlichen Zuchtmeister frei machen soll. — Wenn demnach heut von der „Zukunft der wissenschaftlichen Philosophie" die Rede ist, so kann darunter nur jener Zug verstanden werden, der diese Forschung von der vorzeitigen Komplikation mit den Einzelwissenschaften wieder zurückruft und sie auf ihr eigenstes, aber ungebührlich lange vernachlässigtes Gebiet weist, eben auf die Begründung der Theorie der obersten Prinzipien des reinen Erkennens und Wollens.

Wenn nun aber Joel von der Philosophie spricht, so meint er nicht diese reine Prinzipienwissenschaft, sondern vielmehr die zwar auf Theorie gegründete, aber doch im Wesentlichen praktische Weltweisheit. So wenigstens ist es zu verstehen, wenn er verlangt, daß die Wahrheit sich organisire als universale Kulturphilosophie. Die wissenschaftliche Philosophie genügt daher dem Verfasser nicht; ihre Disziplinen sind ihm zu formal, zu beschränkt, zu dienend, jedenfalls nicht schöpferisch und königlich genug. Die Logik ist für ihn formale Polizeiwissenschaft; die Erkenntnißtheorie eine Gelehrsamkeit, die als herrschende Disziplin zur Skepsis führt; die Psychologie ist Philosophie unter dem Szepter, nach der Methode der Naturwissenschaft, und Kunst-, Religions-, Rechtsphilosophie sind nur einer speziellen Lebenserscheinung dienstbar. Was der Verfasser demgegenüber unter Philosophie versteht, ist eine geistige Wirksamkeit, die unmitelbar auf das Leben und die Zeit bestimmenden Einfluß gewinnen soll, und dazu hält er nur die Metaphysik und die Ethik für fähig. Was ihm heut vor allen Dingen als nöthig erscheint, ist eine tiefgreifende Lebensreform, und als solche ist sie ihm „in ihren tiefsten Wurzeln und ihren höchsten Zielspitzen Ethik." Diese ist aber für ihn nichts Anderes als die philosophische Theorie der Lebensgestaltung oder die Wissenschaft von den allgemeinsten und höchsten Aufgaben der Menschheit. „Das Prinzip der Vernunft, das Kant und Fichte so eifrig entfalteten, ist der Zopf des antikisirenden 18. Jahrhunderts; heute kann man den absoluten Rationalismus zu den Todten werfen, die nie mehr aufstehen. Das Ideal des 19. Jahrhunderts läßt die analytische Vernunft hinter sich; der Wille dieses Jahrhunderts wird ethisch, indem er im höchsten Sinne synthetisch wird, durch Synthese mit der Synthese in Raum und Zeit, d. h. mit dem Organismus und mit der Entwickelung. — Das ethische Ideal, wie es sich am Ausgang des Jahrhunderts darstellt, vollendet sich, wenn höchste Kraft und höchste Liebe sich vermählen zur höchsten Fruchtbarkeit."

Daß die Lösung dieser Aufgabe nun nicht mehr bloß Sache der Wissenschaft, d. h. der reinen Erkenntniß ist, daß deutet Joel selbst an.

Auch darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß alle wirklichen Lebensreformen im tiefsten Grunde sittliche Reformen oder besser Stufen der sittlichen Entwicklung sind. Aber das bestreite ich, daß eine solche Entwicklungsreform jemals aus irgend einer philosophischen Theorie der Lebensgestaltung entsprungen ist oder entspringen kann. Solche Reformen werden immer und ewig nur aus dem geheimnißvollen Quell des Lebens selber, nicht aber aus einer Theorie geboren; sie sind das Erzeugniß genialer, urlebendiger Offenbarung, d. h. ein Erzeugniß jenes unberechenbaren Vorganges, durch den sich die harmonische Einheit des allumfassenden Lebens den keuschen Blicken eines auserwählten Individuums von einer neuen Seite enthüllt. Eine solche Offenbarung ist entweder religiös oder künstlerisch, und ihre Träger sind dementsprechend entweder Propheten oder Poeten; sie ist religiös, wenn sich ihr Träger getrieben fühlt, jenes Erschauen der tiefer erfaßten, ewigen göttlichen Einheit im Leben selbst zu lebenzeugender Kraft zu gestalten; sie ist künstlerisch, wenn das so Geschaute als Bild in eine bestimmte Sphäre sinnlicher Anschauung projicirt wird. Und Beide, der Prophet und der Poet, haben demnach das gemein, daß sie das Ewige im Zeitlichen, das Göttliche im Menschlichen, das Allgemeine im Besonderen, das Geistige im Sinnlichen zu vergegenwärtigen und daher unmittelbar zu wirken haben. Anders der Philosoph! Ihm eignet nicht das lebendige Schauen, sondern das abstrahirende Erkennen; was er sucht, ist nicht das Allgemeine im Besonderen, sondern das Allgemeine, das Unveränderliche, das Geistige in seiner reinen Gestalt, wie es von Anfang an war und immerdar sein wird; er ist dem zeitlich-empirischen Getriebe entrückt, und weil er es nur mit der Erkenntnis der allgemeinen Bedingungen alles Lebens überhaupt zu thun hat, darum kann er auch nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar auf einen bestimmten Lebenszustand wirken. Diese zwiefache Arbeit der Erkenntniß und des offenbarenden Schauens der Philosophen und der Propheten gleicht einem Syllogismus. Die allgemeinen Bedingungen bilden den Obersatz, die fortschreitende Offenbarung den Untersatz und die daraus fließende Gestaltung des Lebens den Schlußsatz. Jede Offenbarung als solche ist ein Syllogismus mit unterdrückter oberer Prämisse; Aufgabe der Philosophie ist es, diese der Offenbarungsentwicklung ständig zu Grunde liegenden Obersätze zur klaren Erkenntniß zu bringen.

Wenn es nun auch große Individuen gegeben hat, die Philosophen und Propheten oder Poeten zugleich waren, so kann es doch nur Verwirrung anrichten, wenn man diese beiden verschiedenen Aufgaben miteinander vermengt und von dem Philosophen Offenbarung, d. h. geniale Intuition, und von dem Propheten klare begriffliche Erkenntniß verlangt. So richtig es daher ist, daß die Gegenwart nach einer Neugestaltung und Vertiefung der Lebensansicht dürstet, so wenig darf doch zugestanden werden, daß die Zukunft der Philosophie gerade auf der Bewältigung

dieser Aufgabe beruht. Gewiß hat auch sie an ihrem Theile daran mitzuarbeiten, jene Forderung erfüllen zu helfen, aber ihre Arbeit ist dabei mehr vorbereitend und reinigend. Ihr Amt wird es dabei vor allen Dingen sein, uns von der Ueberfracht der historischen Belastung zu befreien, die allmählich immer drückender zu werden anfängt. Die Naturwissenschaft und die Historie haben das große Verdienst, daß sie uns vermöge ihrer ruhmreichen Arbeit im neunzehnten Jahrhundert für immer von einer unzulänglichen Metaphysik befreit haben; aber indem sie nach und nach für ihr Gebiet fast alle geistige Kraft absorbirten, ist auf dem Felde der selbstschöpferischen, systematischen Geistesarbeit eine Stagnation eingetreten, die für das Leben unserer Nation geradezu eine ernste Gefahr bedeutet. Hiergegen reformirend aufzutreten, wird vornehmlich die Aufgabe der Philosophie sein, und dazu wird sie sich selbst zunächst freizumachen haben von der irreführenden Nachahmung der naturwissenschaftlichen Empirie und der ausschließlichen Bevorzugung geschichtlicher Untersuchungen. Erst wenn die Philosophie wieder das wird, was sie von Natur ist, nämlich reine Prinzipienwissenschaft, wird auch auf dem Gebiet des übrigen Geisteslebens wiederum der systematisch-schöpferische Trieb erwachen, und nur so kann der Boden vorbereitet werden, aus dem die geniale Kraft zur Erzeugung neuer Lebenswerthe hervorzusprießen vermag. Immer aber muß daran festgehalten werden, daß es nicht Sache der Philosophie selber ist, solche „zeitbeherrschenden" Werthe zu erzeugen; diese sind vielmehr immer das Produkt ursprünglicher Intuition, die sich zwar auch dem Auge eines Philosophen aufthun kann, aber als solche keine Philosophie ist. Es kann daher die Philosophie nur abermals von dem Wege zu ihrem eigentlichen Ziele abbringen, wenn ihr eine Aufgabe zugemuthet wird, die nur der intuitive Genius zu lösen berufen ist. Es ist nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen ineinander laufen läßt, — dieses Kantische Wort gilt auch hier.

Ich würde deshalb härter urtheilen müssen, wenn ich die „Philosophenwege" nur als philosophische Anlagen zu durchwandeln hätte. Vor allen Dingen würde ich gegen den Begriff „Kulturphilosophie" ganz energisch Protest erheben müssen. Ist doch schon Kulturgeschichte ein Feld, das nur auf höheren Töchterschulen beackert wird und nur in der für diese Institute approbirten Literatur ihr Wesen treibt. Alle Geschichte ist Kulturgeschichte; die aber, die besonders unter dieser Flagge segelt, ist meist nur ein dilettantischer Brei, geschöpft aus Quellen dritten und vierten Grades. Was aber soll daneben nun noch Kulturphilosophie? Ist das etwas, wodurch die Kultur die Philosophie oder die Philosophie die Kultur bestimmen soll? Kultur ist Leben, und Leben kann unmittelbar nur durch das Leben selbst bestimmt werden, durch die Wissenschaft aber

und also auch durch die Philosophie nur unmittelbar; und diese Vermittlung ist nicht Sache der reinen, sondern der angewandten Wissenschaften. Die Philosophie aber ist an erster Stelle reine Wissenschaft, und selbst die angewandte Philosophie, so die normative Ethik und Logik, wirkt noch nicht einmal unmittelbar auf das Leben, sondern erst durch die Organe der Erziehung, der Kirche, der Rechtspflege u. s. w. auf den kulturellen Zustand eines Volkes. Andererseits ist die Kultur und ihre Entwickelung kein Gegenstand philosophischer, sondern geschichtlicher Erkenntniß; die Probleme der reinen Philosophie sind unabhängig von dem Wandel aller Kultur, und nur die Art und Weise, wie man diese Probleme zu bewältigen sucht, ist ein Ingredienz der Kultur, da sie auch ihrerseits ihre Geschichte hat und darum ihrer Entwickelung nach einen Gegenstand geschichtlicher Erkenntniß bildet. Da also die grundlegenden Probleme der Philosophie weder normativer noch geschichtlicher, sondern rein theoretischer Natur sind, so muß deshalb auch jeder Versuch beanstandet werden, die Philosophie in Kulturphilosophie umwandeln zu wollen.

Es hieße aber dem Verfasser Unrecht thun, wollte man seine Abhandlungen nur unter dem rein philosophischen Gesichtspunkt beurteilen. Dabei würde es sich zuletzt nur um einen Namensstreit handeln, da mit dem, was er als Philosophie bezeichnet, nicht die reine, wissenschaftliche Philosophie gemeint ist. Was er so nennt und worauf es ihm zumeist ankommt, ist die Bethätigung eines mehr intuitiven, als kritischen und diskursiven Vermögens. Das tritt recht deutlich in dem letzten Essay „Philosophie und Dichtung“ hervor. Dort preist er Giordano Bruno als den Genius, der zugleich Philosoph, Prophet und Poet war. „Ein Ketzer war er, aber dieser Ketzer hatte mehr Glauben als unsere zahme Zeit. Ein Dichter war er, aber dieser Dichter hatte mehr Wahrheit in seinem Weltbild als sein ganzes Jahrhundert. Ein Denker war er, aber dieser Denker hatte mehr Poesie als alle unsere Dichter des Tages. Die heiße Andacht zum Großen, Welterfüllenden war's, die ihn emporzog in jene Sphäre, in der die höchsten Seelentriebe der Menschheit, Dichten, Denken und Glauben eins werden, so himmelhoch über all die kleinen Triebe unserer armen, nüchternen Zeit.“ Was also Joel unter einem Philosophen versteht, ist jene seltene Verbindung von eindringlicher Geistesschärfe, sittlicher Schöpferkraft und dichterischem Schauen. Ich will nicht darüber rechten, ob nun gerade in den Repräsentanten dieser Gattung wie Giordano Bruno die höchste Kraft philosophischer Erkenntniß und dichterischer Gestaltung zum Durchbruch kommt, aber es müßte schon ein arglistiger Pharisäer oder ein stumpfsinniger Philister sein, der sich nicht auch von diesem Pathos sittlicher Erhabenheit und dieser Kraft dichterischer Begeisterung zu lichten Sonnenhöhen emportragen ließe. Und aus jeder einzelnen dieser Abhandlungen geht es nun deutlich hervor, daß der Verfasser eigentlich gar nicht von der Philosophie als solcher spricht, sondern

von dem Wesen und der Aufgabe des Genies. Er sagt es geradezu an einer Stelle, daß die erhoffte Lebensreform nur von einem Genie, und in diesem Falle von einem ethischen Genie geschaffen werden könne. Wenn er zwar behauptet, daß das Genie ein ethisches Talent sei, so ist dieser Ausdruck allerdings mißglückt, weil das Talent eben noch kein Genius ist, aber es wird doch dadurch ersichtlich, wie er eben wegen dieses ethischen Charakters das Genie mit der Philosophie in Verbindung bringt. So ist es auch der Grundgedanke in dem Essay „die Frauen in der Philosophie", daß die weiblichen Philosophen, deren eine stattliche Reihe aufgezählt wird, zwar zuweilen Talent für diesen Gegenstand, aber noch niemals Genie bewiesen hätten. Und die beiden Abhandlungen über den Pessimismus und über Stirner bringen es jedenfalls zum Ausdruck, daß diesen Richtungen zum mindesten die lebenzeugende Kraft des Genius fehle. Deutlicher wäre es daher allerdings gewesen, wenn Joel sein Buch „Geniewege" statt „Philosophenwege" genannt hätte; dann wären auch die obengemachten Einwände nicht nöthig gewesen. Die frische und lebendige Darstellung, sowie die geistvolle, durch eine reiche Literaturkenntniß unterstützte Entwicklung der Gedankenmassen werden diesen „Ausblicken und Rückblicken" gewiß viele Freunde erwerben.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Philosophie der Form von A. Levy. — Berlin, E. Ebering. 1901.

In einem Zeitalter, das die lebendige Einheit der Natur erst in nirgends wirkliche gegebene Atome und Elemente zerspaltet und dann aus diesen todten Begriffen den Zusammenhang des Kosmos vergeblich zu rekonstruiren sucht, hat es immer etwas Erfreuliches, zu sehen, daß es noch Menschen giebt, welche den Trieb und die Fähigkeit haben, vom Allgemeinen zum Besonderen, von dem Ganzen zu seinen Theilen vorzuschreiten. Nicht auf der Aussonderung und der künstlichen Zusammenfügung von letzten Theilen beruht der stolze Bau der Wissenschaft, sondern auf der Bedingung der Einheit des Erfahrungsganzen, und erst, wenn das allgemeine Wesen dieser Einheit sicher ergründet ist, kann auch das Einzelne und mannigfaltig Bestimmte in fortschreitender Richtung wissenschaftlich, d. h. eben als unter der gesetzlichen Einheit des Ganzen stehend erkannt werden. Ehe dieses Verfahren nicht begründet und allseitig durchgeführt ist, giebt es zwar eine Mehrzahl in Bezug auf das Ganze hypothetischer Wissenschaften, die unter einander in losem oder gar keinem Zusammenhange stehen, aber kein strenges Wissenschaftssystem überhaupt. Es war gewiß ein erhebender Gedanke des Positivisten Comte, die einzelnen Wissenschaften zu einer wissenschaftlichen Hierarchie zusammenzufügen, aber dieser Versuch mußte scheitern, da das Besondere niemals den einheitlichen Zusammenhang des Allgemeinen zu begründen im Stande ist. Als gänzlich mißlungen muß

auch das Unternehmen angesehen werden, die Philosophie selber zu einer induktiven Wissenschaft zu machen, denn wenn ihr irgend ein selbständiges Forschungsgebiet zukommt, so ist es eben das der Begründung der allgemeinen Einheitsprinzipien. Die Induktion ist ein heuristisches Mittel der Einzelforschung, aber keine wissenschaftliche Methode, wozu sie Baco fälschlich zu stempeln suchte. Die Philosophie aber muß sich dieses Mittels völlig enthalten, da sie ja keine Einzelforschung ist. Und es mehren sich die Zeichen, daß diese Einsicht gegenüber der in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangten positivistischen Strömung sich mehr und mehr Bahn bricht, so daß die Philosophie von dem schlüpfrigen Boden der Induktion wiederum auf den sicheren Pfad der Kritik zurückzulenken beginnt. Unter diesem Gesichtspunkt muß auch Levy's vorliegende Schrift „Philosophie der Form" beurtheilt werden.

Das Verständniß dieser Arbeit ist ein wenig dadurch erschwert, daß der Verfasser es unterlassen hat, ausdrücklich anzugeben, von welchem Zentralpunkt aus und nach welcher Methode er seine Untersuchung geleitet hat; was wir erfahren, ist vielmehr nur die Explizirung des Ergebnisses selber. Soviel jedoch läßt sich nun erkennen, daß der grundlegende Gedanke der ist, die Einheit des Erfahrungsganzen oder der Welt sei eine Bewußtseinseinheit, welche sich aber vom Standpunkt des Ichs oder des individuellen Bewußtseins aus als eine unterscheidbare Zweiheit darstellt. Diese kennzeichnet sich als Ich und Außer-Ich, die aber nicht real von einander getrennt sind, sondern durch ein sie gemeinsam umspannendes Bewußtsein getragen werden und sich nur auf diesem einheitlichen Grunde zu einer Zweiheit differenziren. So wenigstens habe ich es verstanden, wenn der Verfasser von dem erhebenden Bewußtsein spricht, „zu wissen, daß alle Ferne Nähe ist und ich nicht etwa ein Punkt bin in einer Welt, deren übrige Punkte weit von mir liegen; zu wissen, daß alles, was ist, in mir oder außer mir ist, aber nicht räumlich (= real) von mir getrennt ist." Der Beweis dafür wird von dem Ichbewußtsein aus ausgeführt. Dieses ist als unbestreitbares Faktum gegeben; die Bedingung aber, daß es gegeben ist, liegt darin, daß auf jeden Fall ein Außer-Ich mit ihm zusammen gegeben sein muß, weil es sich nur durch Unterscheidung von einem solchen seiner selbst bewußt werden kann. Das durch eine solche Unterscheidung Aufgefaßte nennt nun der Verfasser „Form": „alles Trennen, alles Unterscheiden erzeugt Formen". Der Terminus „Form" bedeutet hier also etwas anderes als in der Pythagoreischen und Platonischen Philosophie, er soll soviel besagen als erkennbarer Bewußtseinsgehalt oder Vorstellung. Und so heißt es: „Das bloße Anderssein ist aber schon Bewußtsein, wie auch alles Erkennen nichts weiter ist als ein partielles Anderswerden meines Ichs. Da nun Anderssein Form und das erstere Bewußtsein ist, gilt der Satz: ‚Form ist Bewußtsein', oder, weniger koncis, dafür allgemein ver-

ständlich: Jedes Ding hat soviel Bewußtsein, als zu seiner Form gehört." „Alles Vorstellen ist Sein, denn außer mir ist dann ein Anderes (Form) und mein Ich — Form A — hat soviel Bewußtsein, als es von dem Vorgestellten — Form B — unterschieden ist. Danach gilt als Bedingung, daß ich überhaupt nur etwas zu erkennen vermag, wenn dieses etwas anders ist als ich selbst; was ebenso ist wie ich, reicht nicht in mein Bewußtsein."

Da dieser erkenntnißtheoretische Grundgedanke nur andeutungsweise vorgetragen ist, so lassen sich leicht dagegen Einwendungen erheben. Aber man würde dem Verfasser unrecht thun, wenn man seine einzelnen Definitionen als solche unter die Sonde nähme und sie kritisch zerfaserte. Man muß sich vielmehr auf den Blickpunkt stellen, von dem aus das Ganze überschaubar ist, dann wird man gewahr werden, daß diese Erörterungen nicht nur interessant sind, sondern daß sie auch einen neuen und fruchtbaren Gesichtspunkt für die Erkenntniß der Bewußtseinsnatur gewähren. Es würde daher wünschenswerth sein, daß der Verfasser seine Ergebnisse noch durch eine eingehendere kritische und psychologische Prüfung ergänzte. Dabei würde es dann auch erforderlich sein, daß einem Gedanken eine eingehendere Untersuchung zu Theil würde, den der Verfasser zwar streift, aber nicht weiter ausführt; nämlich der Gedanke, daß es zwischen dem Bewußtsein des Ich und des Außer-Ich noch ein Drittes geben muß als Bedingung für die Unterscheidung dieser beiden Bewußtseinsarten. Dieses Dritte muß das noch indifferenzirte Allgemeinbewußtsein sein, aus dem sich erst das Subjekts- und Objektsbewußtsein abhebt.

Eine solche erweiterte und eingehendere Darstellung wäre um so wünschenswerther, als dadurch auch die von diesem Standpunkt aus gewonnene praktische Weltanschauung des Verfassers jedenfalls an Ueberzeugungskraft gewinnen würde. Zudem ist er ja der Ansicht, daß sich erst von einer solchen umfassenden Anschauung aus eine tiefere Erkenntniß der Dinge gewinnen lasse, indem er den Satz aufstellt: „Wir erkennen die Dinge am besten, wenn wir sie unter unserer Weltanschauung begreifen." Und diese Welt- und Lebensauffassung des Verfassers geht dahin, daß er sagt: „Unser Leben besteht darin, unser Ich mehr und mehr, oder, dasselbe anders gesagt, die Dinge mehr und mehr zur Erkenntniß zu bringen. Hierzu sind wir durch die Ursache unseres Seins, Gott genannt, genöthigt. Wie wir nun die Welt und ihr mannigfaches Treiben durchlaufen, werden wir inne, wie das eine Ding uns mehr, das andere uns weniger von unserem Ich aufzeigt: wir finden die Realität der Dinge untereinander verschieden. Denn ein Ding nennen wir um so realer (vollkommener), je mehr es sich von unserem Ich unterscheidet, d. h. je mehr von dem, worin das Ding unserem Ich gleich ist, von uns erkannt ist, oder endlich, je mehr von unserem Ich Form wird. Ein reales Ding erkennen, fördert somit unseren Lebensgang (Erkenntniß) mehr, als dies die Erkenntniß eines weniger realen vermag. Diese Abstufung in der Ablösung unseres

Ichs zu Form durch die Erkenntniß der Dinge, hat in dem Affekt „Freude“ Stimme gewonnen: die Freude ist das Fundament aller Erkenntniß, und der Affekt Schmerz ist nichts als ein niedriger Grad von Freude (Unfreude), bedingt durch die geringere Realität des zu erkennenden Dinges. Hiernach ist der Satz zu formuliren: Freude ist Erkennen des Göttlichen in den Dingen.“

Ohne Zweifel kündigt sich in dieser „Philosophie der Form“ eine eigenartige und originale Auffassung an. Sie sei daher besonders denen empfohlen, die selbst nach einer Vertiefung ihrer Lebensanschauung ringen.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Die Societätsphilosophie Franz von Baaders von Dr. Hans Reichel. — Tübingen 1901. H. Laupp jr.

Franz von Baader gehört heut zu den verschollenen Größen. Auf weitere Kreise hat er ohnehin niemals einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, obwohl seine geistreichen, bald mystisch-tiefsinnigen, bald radikalen Auseinandersetzungen im unmittelbaren Verkehr anregend wirkten. Schelling wußte ihn zu schätzen und rühmte sein „Austheilen geistiger Almosen“; er fühlte sich mit ihm eins in der Verehrung Jakob Böhmes, ob Baader aber sonst irgendwie auf den Identitätsphilosophen eingewirkt hat, wage ich nicht zu entscheiden. Da heut die sozialen Probleme im Vordergrund des Interesses stehen, so ist gelegentlich auch wieder einmal auf seine Societätsphilosophie hingewiesen worden, die ja in der That eine Fülle bedeutsamer Anregungen bietet. Aber es ist äußerst schwierig, einen wirklichen Zusammenhang in diesen Gedankenspähnen herauszuerkennen, da Baader ein durchaus unmethodischer Kopf war und von seinen Gegnern nicht ganz mit Unrecht ein „lallender Aphoristiker“ genannt wurde. Er selbst wehrt sich zwar dagegen und sagt: „Obgleich ich meine Gedanken nicht numerotirt in Reih' und Glied gestellt habe, habe ich doch ein System aufgestellt, gehe in der Philosophie zwar einen eigenen, aber immer denselben Weg:“ doch in Wahrheit ist dieser Weg recht undeutlich gekennzeichnet. Diesem Mangel hat nun vornehmlich sein Schüler Franz Hoffmann abzuhelfen gesucht: aber die Zusammenfassungen und Erläuterungen dieses Panegyrikers der Baaderschen Philosophie lassen nur allzu sehr jegliche sachliche Kritik vermissen und helfen uns daher auch nicht weiter. Eine rühmliche Arbeit ist dagegen Claassens Buch „Franz von Baaders Gedanken über Staat und Gesellschaft, Revolution und Reform“, in dem der Stadpunkt ruhiger Objektivität in anerkennenswerther Weise zur Geltung kommt. An dieses Werk schließt sich nun würdig die eigenartige und gründliche Abhandlung Hans Reichels an, in der von der metaphysischen Grundlage aus die Grundlinien der Lehren Baaders über Geschichte und Gesellschaft, Staat und Kirche mit eindringlicher Schärfe gezeichnet wurden. Es ist dieser Darstellung ins-

besondere zu gute gekommen, daß der Verfasser die juristischen und national-ökonomischen Theorien sicher beherrscht, so daß die Auswahl, Gruppirung und Würdigung dieser Grundgedanken von einer klaren, sachlichen Kritik geleitet wird.

Das Fundament bildet die Darlegung der „Metaphysik der Zeit". Hieran schließt sich zunächst der Abschnitt von der „Organik der Gesellschaft", nämlich dem Wesen, dem Entstehungsprinzip und dem Zweck der Gesellschaft. Und den Haupttheil bildet dann das Kapitel über die „einzelnen sozialen Formationen": Familie, Staat, Korporationen der Stände und Kirche.

Zu dem Gegenstand selbst bemerke ich noch, daß mich gerade diese einsichtsvolle Aufzeigung der systematischen Grundgedanken des Baaderschen Philosophirens noch mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß die wissenschaftliche Philosophie von den „fermenta cognitionis" dieses Denkers nichts mehr zu holen hat. Gewiß enthält dieser oder jener Gedankenblitz den Samen fruchtbarer Keime; aber, wer sich diese spärlichen Weizenkörner erst aus dem vielerlei Unkraut heraussuchen müßte, um seinen Acker zu bestellen, der sollte die Arbeit lieber einstellen. Die Philosophie Baaders macht einen jener zahlreichen Versuche aus, die mystisch-scholastische Spekulation auf dem Boden der modernen Wissenschaft anzupflanzen. Ein jeder solcher Versuch muß aber nothwendig mißlingen, weil die selbständig gewordene Wissenschaft keine solche Spekulation mehr dulden kann. Auf Erfahrung und Kritik ist die Wissenschaft seit den Tagen Galileis gestellt, nicht mehr auf Spekulation. Spekulation und spekulative Köpfe wird es zwar immer geben, aber innerhalb des Gebietes strenger Wissenschaft ist dafür kein Raum mehr Es sind vornehmlich die philosophischen Köpfe aus dem katholischen Lager, die jene Versuche immer von neuem wiederholen und nicht einzusehen vermögen, daß sie damit nur Sisyphusarbeit verrichten. Wohl vermögen katholische Forscher auf neutralem Gebiet Bedeutendes zu leisten, und sie haben oft genug rühmliche Proben dafür abgelegt. Aber im letzten Grunde widerspricht sich Katholizismus und Wissenschaft, Autorität und Autonomie auf das entschiedenste. Es ist gewiß nicht unedel, einen Ausgleich zwischen diesen beiden Mächten ermöglichen zu wollen; aber diejenigen, die sich daran abmühen, sollten sich stets dabei bewußt sein, daß die Lösung von Problemen wie dasjenige der Quadratur des Zirkels unmöglich ist. Alle diese Versuche sind daher für die Wissenschaft bedeutungslos und stellen nur eine kulturhistorisch interessante Erscheinung dar, wie sich eine innerlich absterbende Geistesbewegung durch künstliche Galvanisirung am Leben zu erhalten sucht. Schade um die nutzlos verschwendete Kraft! Und in die Reihe dieser Unternehmungen gehört auch die Philosophie Baaders. Selbst die Geschichte dieser Wissenschaft kann heut getrost über ihn zur Tagesordnung übergehen, denn er hat ihrem Bau keinen weitertragenden Stein hinzugesetzt. Für den Kulturhistoriker dagegen, der einmal jene Versuche des Katholizismus, mit der Wissenschaft Schritt zu halten, darzustellen unter-

nimmt, wird Franz von Baader immer eine nicht unbedeutsame Persönlichkeit sein. Und in dieser Hinsicht muß die Arbeit Reichels als ein werthvoller Beitrag zu Baaders gründlicherer Würdigung angesehen werden.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Literatur.

Frauenseelen. Novellen von Gabriele Reuter. Zweite Auflage. Verlag von S. Fischer, Berlin 1902.

In diesen Novellen handelt es sich immer um Frauen, die sich nach dem Manne sehnen. Wenn ein männlicher Autor sich das Thema erwählte, wäre er vielleicht geneigt, es satirisch zu behandeln. Der Antheil der Frau an solchem Thema ist naturgemäß viel zu persönlicher Art, um den Fall zur Satire zu verarbeiten. Das thut auch Gabriele Reuter nicht. Aber sie ist doch viel zu sehr Künstlerin und freie Persönlichkeit, um etwa ganz in dem „Weibverlangen“ aufzugehen. Mit lächelnder Wehmuth erzählt sie großen Theils ihre Geschichten; als ironische Elegien könnte man die besten dieser übrigens durchaus nicht gleich guten Novellen bezeichnen. Immer aber hat diese Schriftstellerin den Vorzug, auch heikle Fälle mit Dezenz vorzutragen. Die Reuter bleibt eben stets „aus guter Familie“. Max Lorenz.

Der Weg des Thomas Truck. Ein Roman in vier Büchern. Von Felix Holländer. Zweite Auflage. Verlag von S. Fischer. Berlin 1902.

Felix Holländer hat seinen Zeitgenossen einen Kultur-Roman bescheert, ja man darf sagen: er hat in gewissem Sinne den Roman unserer Zeit geschrieben. Vor diesem Werk taucht nothwendiger Weise die Erinnerung an Goethe's Wilhelm Meister auf, mit dem am ehesten und vielleicht allein man den Weg des Thomas Truck in Parallele setzen darf. Und doch ist Felix Holländer nicht etwa ein Nachahmer und Epigone. Wie Goethe, nicht nach Goethe — darf man vielleicht, wenn auch mit ein Bischen Uebertreibung, sagen. Dem Holländerschen Epos kommt eine hohe Selbstständigkeit zu, der Dichter steht durchaus auf eigenen Füßen oder vielmehr, er wandert auf eigenen Füßen durch die wirren Wege unserer so gestaltenvollen Zeit. Man streitet so viel herum, ob die Zeit den Menschen oder der Mensch die Zeit bedingt. Holländer hat das schwerwiegende Problem mit der im Instinkt wurzelnden Sehergabe des Künstlers gelöst. Thomas Truck wandelt wohl auf den Wegen unserer Zeit, aber er wandelt als ein „Eigener“. Die Zeit trägt ihn, die Zeit formt ihn, aber sie bedingt nicht den Inhalt seines Wesens. Wohl manches Mal geht auch Thomas Truck in die Irre, aber nur, um aus dem Irrthum zu höherer Erkenntniß emporzutauchen. Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται, könnte man diesem „Er-

ziehungsroman“ als Motto voransetzen. Was unsere Zeit erregt, bewegt auch die Seele von Thomas Truck. Und darum rührt Wesen und Schicksal dieses Thomas so tief an unser eigenes Herz, die wir doch seine „Zeitgenossen“ sind. Wir empfinden mit freudigem Staunen und innigster Rührung: es ist unser Held, der da seinen Weg, unsere Wege wandelt!
— —

So müßte man schreiben, wenn man diesen Roman im Sinne des Herrn Felix Holländer aufzufassen in der Lage wäre. In Wahrheit ist das Werk ein Gemisch von maßloser Eitelkeit mit absoluter Unzulänglichkeit. Man glaubt bei jeder Seite den Autor zu sehen — ich habe keine Ahnung, wie er in Wirklichkeit aussieht — wie er vor dem Spiegel steht, in Betrachtung der eigenen Nase u. s. w. versunken: „Bin ich nicht genial? Bin ich nicht Pfadfinder? Bin ich nicht Prophet? Bin ich nicht Philosoph? Müssen mich nicht die Frauen lieben, die kleinen Mädchen schon und noch die „Frau von fünfzig“? Ist die „Schmerzensfalte“ um meinen Mund nicht hochinteressant? Verstehe ich nicht den Anarchismus? Kenne ich nicht von Grund aus die Sozialdemokratie? Habe ich nicht Nietzsche in mir erfahren? Hat mir Schopenhauer eigentlich etwas zu bieten? Habe ich sie nicht alle „überwunden“ — den Anarchismus, die Sozialdemokratie, Nietzsche, Schopenhauer, aber auch die Weiber, ja die Weiber, die kleinen und die großen? Bin ich nicht Ich?! Ja, bin ich nicht — fast wenigstens — wie Christus??!!“ Ein — gerade heraus gesagt — widerlicheres Buch als dieses entsinne ich mich nicht, jemals gelesen zu haben. Und man glaube nicht, daß ich in meiner Kritik besonders starke Farben auftrage! Ein einziges Zitat wird dem Leser meine Objektivität vermuthlich beweisen können. Thomas Truck befindet sich in der Diskussion innerhalb eines anarchistisch sein sollenden Kreises. Von ihm heißt es, S. 364 des zweiten Bandes: „Nun machte er eine kleine Pause und sah mit einem prachtvollen, ironischen Lächeln, wie wir es uns wohl bei Christus vorstellen mögen, wenn die Jünger mit rathlosen Mienen und verständnißlosen Fragen ihn quälten, oder bei Sokrates, wenn die Schüler seines Wesens Hoheit nicht begriffen, den Mechaniker an.“ Zu alle den Lastern dieses Buches gesellt sich nun noch eine geradezu peinvoll wirkende, ungesunde, versteckte, impotente, romantisch übergeschnappte Sinnlichkeit, die nicht nur in dem Kindesverhältniß zwischen dem kleinen Thomas und „der“ Bettina zum Ausdruck kommt, sondern auch in der Beziehung des kleinen Thomas zu „der Tamara“ versteckt liegt. — Als „die Tamara,“ — mit diesem romantischen Vornamen redet nämlich der kleine Thomas Truck stets seine — Mutter an.

Max Lorenz.

Theater-Korrespondenz.

Berliner Theater: Die rothe Robe. Schauspiel in vier Akten von Eugène Brieux. Deutsch von Anne St. Cère.

Deutsches Theater: Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Aufzügen von Friedrich Hebbel.

Herrn Brieux' Genre ist die dramatische Satire. Dieser Dichter liebt es, die Institutionen seines Vaterlandes, die ihm schädlich und verwerflich erscheinen, vor das Tribunal der Bühne zu fordern. Die prahlerische und im Grunde hohle Wissenschaft der Aerzte, die Mitgiftheirathen, das Ehescheidungsgesetz — das sind so Dinge, über die Herr Brieux in seinen Dramen das Urtheil gesprochen hat oder vielmehr hat sprechen wollen. In der „Rothen Robe" wird die Szene im eigentliche Sinne zum Tribunal: den Richtern in Frankreich wird das Urtheil gesprochen, indem sie als eine Bande engherzigster, unmenschlichster, infamster Streber gebrandmarkt werden.

Es ist ja recht interessant, zu sehen, welches Bild ein französischer Dichter von französischen Richtern und Rechtszuständen entwirft. Es ist auch recht lehrreich, zu beobachten, wie Brieux die Korruption des Richterstandes zu gutem Theil auf den schrankenlosen Parlamentarismus zurückführt. Der Abgeordnete ist in seinem Wahlkreise die gegenüber dem Beamtenthum Alles bestimmende Großmacht. Denn das Beamtenthum ist vom Minister abhängig; der Minister aber ist wiederum der Gnade oder Ungnade des Parlaments schutzlos preisgegeben. Unter der Korruption des Richterstandes ist aber nicht etwa Bestechlichkeit zu verstehen. Unter den Tausenden von Richtern giebt es im Lande nicht zehn, die durch Geld zu beeinflussen wären — so ungefähr heißt es an einer Stelle des Dramas. Aber die Karrière ist es, der höhere Posten mit dem größeren Ansehen und reichlicheren Gehalt, was den französischen Richter — nach dem französischen Dichter — zum Streber degradirt. Es kommt nicht darauf an, Recht zu finden, sondern sich eifrig in der Anwendung der Gesetze zu erweisen. Nur der Staatsanwalt, der möglichst viele Verurtheilungen erzielt, hat die Anwartschaft auf Beförderung; denn er macht sich verdient um das Land, indem er es von Verbrechern säubert. Der Staatsanwalt hat nur zwei Gruppen von eigentlichen und wahren Feinden: die Un-

schuldigen und die Advokaten. Ich kann natürlich nicht im Mindesten beurtheilen, ob das von Herrn Brieux so wenig schmeichelhaft gezeichnete Bild treu ist. Ich kann aber wohl feststellen, daß die auf der Bühne umherwandelnden richterlichen Zerrbilder unser Publikum — ich wohnte nicht der ersten Vorstellung bei — völlig kalt gelassen und daß die Anklagen des französischen Autors bei uns kein Echo gefunden haben. Damit will ich durchaus nicht voll nationaler Selbstgefälligkeit sagen, daß bei uns kein Späherblick auch nur das Geringste ausfindig machen könnte. Sicherlich stehen auch bei uns die Welt der Gesetze und die Welt der Menschen nicht in ein Verhältniß vollkommenster Kongruenz zu einander. Wie sollte das auch möglich sein! Aber als eine Misere wird die Justizpflege und der Justizstand bei uns im Volke doch nicht empfunden, wie man es von Frankreich annehmen müßte, vorausgesetzt, daß man der kompromittirenden Darstellung des Herrn Brieux Glauben schenken dürfte.

Ich begreife eigentlich nicht, was den Import dieses Bühnenstückes eigentlich hat. Ein außerhalb des Theaters befindliches Interesse liegt — wie ich dargelegt habe — für uns nicht vor. Die Freude, unsere französischen Nachbarn einmal recht schlecht gemacht zu sehen, empfinden wir wahrhaftig nicht. Von einem literarischen Werth des Dramas kann gar keine Rede sein. Ja, es handelt sich nicht einmal um ein gutes, aufregendes und spannendes Theaterstück. Von Charakteren, die im Stück, wenn auch satirisch vergröbert, gekennzeichnet werden, kann gar nicht die Rede sein. Es giebt hier nur Sprechrollen. Das Schematische der Puppen wirkt um so auffälliger und ärgerlicher, als die Handlung unter der baskischen Bauernbevölkerung vor sich geht. Bei solchem Milieu sind wir Deutschen doch daran gewöhnt, etwas „Erdgeruch“ zu verspüren. Herrn Brieux' Stück aber ist völlig geruchlos. Dafür zur Entschädigung dienen soll vielleicht eine widrige und wässerige Sentimentalität.

Schließlich möchte ich noch bemerken, daß die satirische Absicht nicht einmal logisch durchs Ganze hindurchgeführt ist. Wohl greift der Untersuchungsrichter im Uebereifer einen Unschuldigen. Wohl bemüht er sich, ihn in seinen Verhören schuldig zu schwatzen. Wohl soll dieser Untersuchungsrichter als ein Hallunke gebrandmarkt werden, der ohne Herz und menschliches Rühren unter allen Umständen einen Schuldigen haben will, um durch dessen Fall selber emporzusteigen. Aber der auf unzulänglichen Verdacht hin in Untersuchung gezogene Bauer erweist sich im Verhör doch als ein großer Lügenpeter. Es ist von Brieux ganz treffend beobachtet, den Bauern dem Richter gegenüber lügen zu lassen. Der Mann aus dem Volke wird meistentheils meinen, sich durch Lügen am besten auszureden und zu retten, und er wird die Lüge gegenüber dem Untersuchungsrichter sogar für das Normale in seiner anormalen Situation halten. Indem nun aber Brieux diesen Zug ganz treffend darstellt, bringt er seine Satire zu Fall. Denn gegenüber den wiederholten und immer erneuerten Lügen

und Winkelzügen hat der Richter natürlich ein gutes Recht, an seinem Verdacht festzuhalten. Also wird ein kleiner Vorzug schließlich zum großen Fehler des Stückes.

Ich hätte an dem Werk des Herrn Brieux keine Zeile verschwendet, wenn nicht die Tagespresse aus mir unbekannten Gründen ziemlich viel Aufhebens davon gemacht hätte. So habe ich mich denn verpflichtet gefühlt, auch meine Meinung hier zu äußern.

* * *

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Hebbel's „Maria Magdalena" als das größte „bürgerliche Trauerspiel" der Deutschen, ja wohl der Literatur überhaupt einzuschätzen wäre, wenn nicht auch „Kabale und Liebe" geschrieben wäre. Aber es wäre falsch, es wäre ungerecht, dem Schillerschen Drama vor der Dichtung Hebbel's den Vorzug zu geben. Die beiden Werke sind gar nicht mit einander vergleichbar, gar nicht an einander meßbar, gleichwie auch ihre Dichter nichts mit einander gemein haben. Wir sind eben so glücklich, in unserer Literatur zwei große „bürgerliche Trauerspiele" grundverschiedenster Art zu besitzen. Thöricht wäre es auch und würde von engem Gesichtskreis zeugen, Hebbel unter allen Umständen den Preis zusprechen zu wollen, wiewohl dieser selbst in gewisser Beziehung dem wohl gar nicht so ganz abgeneigt gewesen sein mag. Nicht Eitelkeit konnte ihn dazu verleiten, auch nicht Unkenntniß seiner selbst und inhalt- und grundlose Selbstüberschätzung. Ein fester Standpunkt vielmehr, eine ganz bestimmt geartete Weltanschauung, eine ganz besondere und eigenartige Auffassung vom Wesen des Tragischen und von der speziellen Aufgabe gerade des bürgerlichen Trauerspiels konnte Hebbel wohl mit innerer Berechtigung zur schroffen Ablehnung jedes anderen Standpunktes führen. Wenn Hebbel in dem berühmten Vorwort seines Werkes das bürgerliche Trauerspiel in Deutschland vornehmlich dadurch in Mißkredit gekommen sein läßt, „daß man es nicht aus seinen inneren, ihm allein eigenen Elementenʺ, sondern aus allerlei Aeußerlichkeiten, z. B. an dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor Allem aber an dem Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebesaffairen, zusammengeflickt hat. Daraus geht nun unleugbar viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor, denn das Tragische muß als ein von vornherein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes auftreten" — wenn — wiederhole ich — Hebbel auf diese Weise gegen das hergebrachte bürgerliche Trauerspiel in dieser Weise polemisirt, so zielt er dabei sicherlich in erster Linie auf Schiller's „Kabale und Liebe". Und er hat Recht, von seinem Standpunkt, nur daß eben dieser Standpunkt doch nicht der einzig mögliche ist, obwohl ich ihn, was die Auffassung des Tragischen betrifft, vollkommen theile. Für das wahre

bürgerliche Trauerspiel, wie es ihm als Ideal vorgeschwebt hat, stellt er die Forderung auf, daß man es „aus der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialektik unfähigen Individuen sich in dem beschränkten Kreis gegenüberstehen, und aus der hieraus entspringenden schrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit“ aufbaue. Hebbel stellt also eine sehr merkwürdige und bemerkenswerthe Unterschiedlichkeit im Wesen der Menschen innerhalb des „bürgerlichen“ und des etwa „heroischen“ Trauerspiels fest. Die Heroen, die Helden sind dialektische Charaktere und entwickeln sich nach einem Gesetz des Gegensatzes. Das stimmt, wenn man etwa Holofernes oder Herodes und Judith oder Mariamne in Betracht zieht. Die „bürgerlichen“ Menschen dagegen sind gebunden, unfrei, nicht „genial“, einseitig und starr. Hier kann niemals eins zu zwei werden. Hier giebt es nur ein entweder — oder. Das Exempel liefern Meister Anton und seine Tochter Klara. Ich wäre geneigt, diese Hebbelsche Formulirung des Unterschiedes als überaus zutreffend zu bewundern. Es handelt sich im heroischen und im bürgerlichen Trauerspiel um die unterschiedliche Schicksalsentwickelung des „genialen“ und des „bornirten“ Menschen.

Es ist darüber zu streiten, wer in „Maria Magdalena“ als die eigentlich tragische Person anzusehen ist, Klara oder ihr Vater. Man hat meines Wissens stets in Klara die „Heldin“ des Dramas gesehen. Zu dieser Auffassung führt zunächst schon der doch auf Klara und ihr Schicksal symbolisch deutende Titel. Maria Magdalena ist aber nicht nur Sünderin, sondern auch Büßerin. Auch Klara büßt, und sie büßt nicht nur und nicht einmal in erster Linie eigene „Schuld“, sondern sie büßt als die Tochter ihres Vaters. Sie büßt um des Vaters willen, in doppeltem Sinne: um den Vater am Leben zu halten und auch wegen der väterlichen „Schuld“. Der Vater ist Ursache und auch Zweck in Hinsicht auf das Schicksal, dem Klara verfällt. Aus der Person des Meisters Anton heraus entwickelt sich das Schicksal in diesem Drama. Er ist die Zentralperson, der eigentlich tragische „Held“.

Meister Antons Wesen ist durch einen einzigen Begriff vollkommen gekennzeichnet. Dieser Begriff ist „bürgerliche Ehrbarkeit“. Dazu gehören: unbedingte Ehrlichkeit, Fleiß, Sparsamkeit ohne Geiz, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Gläubigkeit gegen Gott und die Lehre der Kirche, eheliche Treue, väterliche Zucht. Es giebt keinen Menschen im Städtchen, der dem Meister Anton auch nur den geringsten Fehler nachsagen könnte. Niemand kann es und Niemand thut es. Das ist des Meisters Stolz. Ein tadelloser Mitbürger zu sein — darin setzt er seine größte Ehre, das macht das höchste Glück seines Lebens aus. Er bläht sich in seiner ehrenvollen Bürgerstellung nicht etwa voll eitlen Stolzes. Aber die sichere Position in seiner Welt giebt ihm die Harmonie seines Wesens, das Gepräge seines Charakters, die Ruhe, Zuversicht und Festigkeit.

In die feste, harmonische Ordnung dieser Welt bricht plötzlich ein Unglück hinein. Der Sohn Karl, Tischlergeselle seines Vaters, wird des Diebstahls bezichtigt. Karl ist überhaupt das einzige Stäubchen in der Sauberkeit des Antonschen Hauses. Er ist — um ihn seinem wahren Wesen nach von vornherein zu charakterisiren — mehr Individualität, mehr freier Mensch, als der Vater. Der Vater ist sozialer Charakter, der Sohn ist individuelle Persönlichkeit. Unter dem Druck und in der Enge des väterlichen Hauses wird dieses „Individuum“ zu gewissen „Ausschweifungen“ getrieben, z. B. am Sonntag zu einem Spaziergang statt zum Kirchgang, gelegentlich auch einmal zu einer Partie Karten und dergleichen im Grunde sehr unschuldigen Vergnügungen. Es kommt sogar vor, daß der Sohn, zum Entsetzen des Vaters, „Schulden“ im Wirthshaus macht, indem er nämlich eine Rechnung vielleicht von Donnerstag bis Sonnabend anstehen läßt, wann er seinen Lohn erhält. Dieses „Individuum“ also geräth ganz zufällig in den Verdacht des Diebstahls und wird in Untersuchungshaft gezogen. Der Zorn des strengen Vaters ist grenzenlos. Die gute, liebe Mutter aber, die erst kürzlich eine Krankheit überstanden hat, stürzt ins Grab. So sind Glück und Ordnung dieser scheinbar so fest gestützten Welt mit einem Schlage zerstört, durch einen von außen hereinbrechenden Zufall. Karl ist nämlich garnicht der Dieb, um es von vornherein zu bemerken. Ein Zufall nur bringt ihn in den Verdacht. Karls Verhaftung setzt die Handlung im Drama in Bewegung. Man könnte es tadeln, daß ein von außen hereinfliegender „Zufall“ das Agens wird. Denn Hebbel widerspricht damit doch von Anbeginn seiner Forderung, daß das Tragische „als ein von vornherein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst, Gesetztes und garnicht zu Umgehendes“ auftreten müsse. In Wahrheit jedoch ist dieser „Zufall“ sehr planvoll erdacht und soll ein Zufall sein. Es soll nämlich gezeigt werden, wie ein nur auf dem sozialen Moment aufgebautes Glück, das seinen Schwerpunkt in der „Gesellschaft“ hat, in einer Minute von außen her über den Haufen geworfen werden kann. Dazu kommt noch, daß auch dieser „Zufall“ von Hebbel aufs Passendste dem organischen Plan des Ganzen eingefügt wird, was die lebhafteste Bewunderung verdient. Es stellt sich nämlich heraus, daß nicht Karl den in Frage kommenden Schmuck gestohlen, sondern die wahnsinnige Frau des bestohlenen Kaufmanns ihn heimlich entwendet und ihn närrischer Weise mit allerlei altem Gerümpel auf dem Boden versteckt hat. Es hätte nahe gelegen, daß der Kaufmann den Verdacht sofort auf seine Frau gelenkt hätte. Auf diesen Einfall kommt er garnicht, weil er den Mitbürgern und auch sich selbst gegenüber die Existenz der im Hause eingeschlossenen Wahnsinnigen möglichst zu verhehlen bemüht ist. Denn der Wahnsinn gilt innerhalb einer nur auf sozialen Momenten beruhenden bürgerlich-ehrbaren Ordnung sozusagen als individuelles Laster, das versteckt und verhehlt werden muß. So fällt kein Verdacht auf die Frau, dagegen auf

den sonst allein in Betracht kommenden Karl, während ein natürlich-menschliches Empfinden des Herzens doch davor zurückgeschreckt wäre, den unbescholtenen Sohn des ehrenfesten Meisters Anton zu kompromittiren. Also ist das schließliche Ergebniß dies, daß die bornirt soziale Ehrbarkeit dem Wahnsinn die Herrschaft überläßt. Aus diesem Wahnsinn geht wiederum das Willkürregiment des Zufalls hervor. Dieser Zufall erschüttert dann seinerseits Ordnung und Glück der sozialen Welt. Auf den ersten Blick erscheint im Drama die Erzählung von der Wahnsinnigen weit hergeholt, als ein närrischer Nothbehelf, als ein absurder Einfall des barocken Dichters. In Wahrheit jedoch wird man bei richtigem Verständniß die „tiefversteckten Zwecke" Hebbel's bewundern müssen. Endlich aber ist noch hervorzuheben, daß mit Karls Verhaftung die Handlung des Dramas garnicht einsetzt, wie es zunächst scheinen muß. Der Vorfall mit Karl ist nicht Moment der Handlung, sondern in dem von uns gedeuteten Sinne Moment der Charakteristik. Er zeigt das Starre, Ueberreife dieser Welt, in der Sinn zum Wahnsinn umgeschlagen und die zum Untergange fertig ist.

Das Schicksal dieser Welt vollzieht sich in folgender Handlung: Klärchen hat einen Spielgefährten gehabt, dem dann das Herz der Jungfrau in zartester Liebe keusch entgegenschlug. Auch er liebte sie. Dann ging er in die Fremde, Studien halber, und ließ nichts weiter von sich hören. Klärchen tröstete sich, weil sie sich trösten mußte. Dann kam ein heirathsfähiger Freiersmann, Leonhard, und begehrte sie zur Frau. Sie liebt ihn nicht, aber sie nimmt seine Werbung an. Denn er hat eine Position, und es ist geradezu unanständig nach kleinbürgerlichen Ehrbegriffen, alte Jungfer zu werden oder auch nur verspätet zu heirathen. Das alles — von der ersten keuschen, unerfüllten Liebe bis zur Verlobung aus sozialem Pflichtgefühl — ist das typische Schicksal des kleinen Bürgermädchens. Jetzt setzt der tragische Fall ein. Der Jugendgeliebte kehrt nämlich wieder. „Sie" und „er" begegnen sich auf einem Tanzfeste in tiefem Erröthen mit warmem Blick. Die Blicke entgehen dem spähenden offiziellen Bräutigam nicht. Er stellt sogleich, am selben Abend, im Garten seine Braut unter vier Augen heftig zur Rede, und sie giebt dem Zweifelnden und Zornigen das Letzte, was ein Mädchen zu geben hat. Sie giebt es nicht aus Liebe, sondern aus Pflichtgefühl. Sie will den unumstößlichen Beweis liefern, daß sie mit keinem Gedanken darauf aus ist, das offizielle Verlobungsversprechen rückgängig zu machen. Sie ist erschüttert, daß der „Bräutigam" der Tochter Meister Antons einen Wortbruch oder gar einen Treubruch zutrauen kann. Und um jeden Verdacht geradezu unmöglich zu machen, giebt sie sich hin. Die strenge Ehrbarkeit des Vaters ist es, die sich auf die Tochter vererbt hat und die das Motiv des Verhaltens ist. Leonhard läßt sich die Hingabe gefallen, aus Eifersucht und aus Sinnlichkeit. Dem Manne ist ja nach der kleinbürgerlichen Moral die Lust der Sinne erlaubt, während das weibliche Wesen einzig und allein um der Pflicht

willen Kinder zu gebären hat. Nun könnte man wohl die Hingabe Klärchen's allein aus Ehrbarkeit etwas unnatürlich und als bloße abstrakte und ideologische Konstruktion des Dichters empfinden. Und ich halte in der That jenes Motiv der Hingabe allein nicht für ausreichend. Zur gänzlichen Aufklärung des Falles muß ich mir eine Ausführung erlauben, die hoffentlich nicht zu sehr Anstoß erregen wird. Wir dürfen doch wohl annehmen — ich appellire an meiner Leser realen Sinn und Kenntniß menschlicher Verhältnisse —, daß speziell in kleinbürgerlichen Verhältnissen die Rechte des Bräutigams und die Pflichten des Ehemanns sich in einer sozusagen fließenden Bewegung zu einander verhalten. Daß die standesamtliche Urkunde gelegentlich auch einmal ein bischen post festum kommt, daran geht eben unsere Welt und Gesellschaft nicht gleich zu Grunde. Hierbei spielt vielleicht auch dieses psychologische Moment mit: der Mann hat das Recht auf seine Sinne, das anständige Mädchen darf vor der Verlobung von keinem Manne berührt werden, kommt dann aber der „Auserwählte“, dann ist sie gewissermaßen verpflichtet, sogleich „hin“ zu sein. So will's kleinbürgerliche „Herrenmoral“. Ihr fügt sich Klärchen ganz instinktiv mit hingebungsvoller Opferkraft.

Ihr Opfer schlägt zum Gegentheil seiner Absicht aus. Sie wollte damit ihre bürgerliche Ehrbarkeit besiegeln und besiegelt in Wirklichkeit ihre bürgerliche Schande. Leonhard hat auf eine kleine Mitgift gerechnet. Das dazu bestimmte Geld aber hat Meister Anton einem guten Zweck geopfert. Es ist aber, wenn nicht unanständig, so doch sicher leichtfertig — vom Standpunkt sozialer Ehemoral — ohne Geld zu heirathen. Das denkt wenigstens die Welt, wenn sie in „christlicher“ Verachtung des „Mammons“ es auch nicht auszusprechen wagt. Dazu kommt nun noch Karl's Verhaftung unter dem Verdachte eines Diebstahls. Die vermögenslose Schwester eines Diebes sollte Leonhard, des Städtchens ehrbarer und wohl bestallter Kassenverwalter, heirathen? Das wäre so gut wie Sünde. Leonhard löst also das Verlöbniß mit Fug und Recht. Klärchen aber ist damit voll „guter Hoffnung“ in Schande und Verzweiflung gestürzt. Meister Anton weiß noch nichts, aber er hat so einen kleinen, ganz kleinen Verdacht. Wie kommt er eigentlich zu diesem Verdacht? Darüber ist im Stück garnichts gesagt und doch spielt er darin eine große Rolle. Ansehen kann es der Vater der Tochter unmöglich schon, so oft er ihr auch ins Gesicht schaut. Der Grund des Verdachts wird sehr klar, wenn man sich der Usance kleinbürgerlicher Herrenmoral erinnert, wovon ich oben gesprochen habe. Meister Anton weiß ganz gut — aus eigener Lebenserfahrung wohl — was es damit für eine Bewandniß hat. Aber er darf es nicht wissen. Das Mädchen soll jungfräulich in die Ehe treten. Es soll aber auch schon bei der bloßen Berührung des Mannes „hin“ sein. Aus diesem Dilemma zieht sich die bürgerliche Moral mit einem „man weiß ja nichts“, denn „man sieht ja nichts“, „man hört ja nichts“. Aber wehe, wenn „man“ erst „sieht“! Wehe Dir, Klärchen, wenn Dein Vater erst „sieht“, und

wehe Dir, Meister Anton, wenn die Anderen erst „sehen"! Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß ich diesen Punkt des Hebbelschen Dramas richtig interpretire, und es scheint mir ausgeschlossen, etwa meine Auslegung und Hebbel's Darstellung der Frivolität zu bezichtigen. Man darf garnicht verkennen, wie gerade durch diesen Punkt Meister Anton und die durch ihn verkörperte Welt in das brennende Licht einer herben tragischen Ironie gesetzt werden. Gerade der zentrale Quellpunkt alles Lebens, das Verhältniß zwischen Mann und Weib, ist innerhalb dieser von Hebbel mit tragischer Ironie beleuchteten kleinbürgerlichen Welt die verwundbare Stelle, wo diese Welt und ihre Sittlichkeit sich aus sich selbst heraus spaltet; hier ist die Stelle, wo dieser Gesellschaft mit dem ihr eigenthümlichen Leben zugleich der ihr eigenthümliche Tod gesetzt ist.

Meister Anton erklärt, sich tödten zu wollen, wenn seine Tochter und seine Ehre, geschändet sein sollten. Und der starre Mann wird seine Drohung gegebenen Falls wahr machen. Das weiß Klara. Drum muß sie sich tödten, bevor ihre Schande offenbar wird. Nun wird aber Karl's Unschuld erwiesen. Klara athmet auf. Denn nun, da sie doch nicht mehr die Schwester eines Diebes ist, könnte Leonhard sie heirathen. Sie geht zu ihm. Er will aber nicht das Mädchen ohne Geld, was der „gute Christ" allerdings nicht offen heraussagt. Er verschanzt sich hinter zwei Gründe, einen äußerlichen und rechtlichen und einen inneren und psychologischen. Das Verlöbniß ist aus gutem Grund seiner Zeit von ihm aufgehoben worden. Er ist dadurch formell frei geworden und hat einem anderen Mädchen schon das Eheversprechen gegeben, das er als Ehrenmann nicht brechen darf. Das ist der erste Grund. Andererseits nutzt er noch Klara's Benehmen aus. Die bittet ihn flehentlich um die Heirat. Zwar liebe sie ihn nicht, aber sie wolle ihm treu dienen ihr Leben lang. Er könne sie schlagen, ohne daß sie klagen würde. Sie werde sich selbst Nachts durch Nähen und Weben ihr Brot verdienen, so daß sie ihm nichts kosten würde. Sie würde ja auch in ihrem Unglück nicht lange neben ihm am Leben bleiben. Komme ihm aber auch ihr Tod zu langsam, solle er sie durch Rattengift beseitigen. Im Sterben noch würde sie den Nachbarn sagen, sie hätte es genommen und für zerstoßenen Zucker gehalten. Man merkt die durch zweifelhafte Romane angeregte, etwas zum Schauervollen neigende Phantasie des kleinen Bürgermädchens. Mit ihrer Ekstase setzt sie sich auch über die Weltanschauung dieses bürgerlichen Kreises etwas stark hinweg. Das rächt sich sogleich. Denn Alles, was nicht die Regel ist, rächt sich in dieser Welt. Sofort nämlich zieht sich Leonhard auf die gewöhnliche Moral zurück, die gemeinhin gilt. „Ein Mensch, von dem du das alles erwartest, überrascht dich doch nicht, wenn er nein sagt?" — ist seine Antwort. Klara erzielt also durch ihr verzweifeltes Flehen genau das Gegentheil ihrer Absicht. Wie bewunderuswerth ist doch auch in dieser Szene das psychologische und logisch-dialektische Gewebe!

So muß sich denn Klara tödten. Nur das kann noch ihr letztes Be-

streben sein, den Selbstmord zu verbergen und ihr Ende als einen Unglücksfall erscheinen zu lassen. Ein Zufall scheint ihr zu Hilfe zu kommen. Die Umfassung des Brunnens hinter dem Hause ist schadhaft, so daß leicht Jemand beim Wasserholen im Dunkel des Abends hineinstürzen könnte. Aber dieser Zufall wird durch einen anderen Zufall vernichtet. „Zufällig“ nämlich sieht irgendwer aus der Nachbarschaft, daß Klara sich in den Brunnen stürzt. Ein Zufall bringt also Klara's und und ihres Vaters und Hauses Schande doch an den Tag. Ist dieser Zufall nicht ein Fehler? Geht es denn an, das Schicksal Meister Anton's am letzten Ende durch einen Zufall den Mitbürgern zu enthüllen? Dieser Zufall ist ja gar kein Zufall; er ist es nur scheinbar. Ein Zufall wäre der sterbenden Klara wohl erwünscht. Sie möchte dem Scheine nach aus freiem Entschluß in den Tod gegangen sein. Aber hier, in dieser „schrecklichen Gebundenheit des Lebens“ sieht und weiß Jeder, was Jeder thut. Hier kann Niemand unter Freiheit und Verantwortung auch nur vom Leben zum Tode gehen.

„Ich verstehe die Welt nicht mehr“ — ist Meister Anton's und des Dramas letztes Wort. Er kann diese Welt nicht mehr verstehen. Sie ist nicht mehr die Welt seiner Jugend. Sie ist alt und starr geworden. Sie hat sich in sich selbst zersetzt und zum Gegentheil gewandelt. Die Welt voll ehrbaren Inhaltes, die Meister Anton repräsentirt, ist die Welt der nur noch durch den bloßen Schein der Ehrbarkeit maskirten Niedertracht geworden, deren Vertreter Leonhard ist. Der Tischlermeister Anton und der städtische Schatzmeister Leonhard bedeuten die Gegenpole in der Entwicklung dieser Welt. Klara und auch der „Sekretär“, Klara's Jugendgeliebter, fallen ihr direkt zum Opfer, aus gleichen Gründen. Daß in dem Duell des Sekretärs mit Leonhard des Letzteren Kugel trifft, hat seine logische Begründung darin, daß in dieser verkehrten, schlechten Welt naturgemäß die schlechte Sache siegt. Aber auch Meister Anton ist ein Opfer, ja wohl sogar in der Hauptsache das Opfer, auf das es das Schicksal abgesehen hat. Der ehrbare Meister bleibt als ein geschändeter und verhöhnter Narr in einer Welt lebendig-todt zurück, die er nicht mehr zu begreifen vermag. Nur einen Ausweg giebt es aus dieser starren Enge und dumpfen Gebundenheit, den Karl beschreitet, den Ausweg übers Meer in eine neue Welt.

Fräulein Irene Triesch hat sich in der Rolle der Klara ganz wider mein Erwarten als eine vorzügliche Hebbel-Darstellerin erwiesen. Das Bohrende und Logische, das wie unter einem Bann zu einer Nothwendigkeit hinschreitende Wesen, aber auch das Gährende, aus der Tiefe Kommende Unheimliche, das allen Hebbelschen Gestalten zu eigen ist, brachte die Schauspielerin sehr gut zum Ausdruck und wußte es doch — was besonders schwer ist — mit der Gestalt des in der Enge lebenden Bürgermädchens organisch zu verbinden.

Karlshorst, 24. 11. 01. Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Kapital und Arbeit in der Handelsvertragsfrage.

Der gegenwärtig in Deutschland sich abspielende handelspolitische Interessenkampf ist keineswegs ein Kampf für oder gegen die Erhöhung der Kornzölle. Der Kornzollkampf, der sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in England abspielte, war etwas ganz anderes als der heutige Meinungsstreit in Deutschland. Freilich auch in der heutigen Agitation ist der Kampf gegen die höheren Lebensmittelzölle bei der breiten Masse der Bevölkerung populär und ausschlaggebendes Moment. Aber neben diesem Kampf der „bloßen Konsumenten" gegen das theurere Brod läuft ein Widerstreit, der von ganz anderen Motiven ausgeht.

Der Kampf gegen den „Brodwucher" ist immer und in erster Linie die Aufgabe jener großen politischen Partei geblieben, welche die Interessen der Arbeitermasse vertritt. Bisher stehen unleugbar die übrigen Kreise, Handwerker, Industrielle und Kaufleute, dem eigentlichen Antibrodwucherkampf ferner. Und als man, aus diesen letztgenannten Kreisen heraus, eine Zentralorganisation für den handelspolitischen Kampf schuf, da war es nicht eine „Antikornzoll"=Liga, sondern ein „Handelsvertrags"=Verein, eine Organisation, die nicht zuerst den Kampf *gegen* die Kornzollerhöhungen, sondern *für* günstige Handelsverträge auf ihr Programm schrieb.

Daß auch in diesem Kampf für gute Handelsverträge die Kornzollfrage eine erste Rolle spielen würde, war nach Lage der Dinge in Deutschland natürlich, denn die ganze Frage spitzte sich sogleich darauf zu: wird uns das Ausland, in erster Linie Rußland, ausreichende Konzessionen auf Industrieartikel machen, wenn wir unsererseits zu solchen Konzessionen beim Getreide nicht bereit sind? Aber hat somit auch der Aufmarsch in der Agitation Aehnlichkeit mit jenem der Anti=Corn=Law=League, so waren doch die Motive wesentlich andere. Jener Kampf der Antikornzollliga lag wesentlich auf *sozialpolitischem*, der heutige Kampf in Deutschland dagegen liegt in erster Linie auf *handels*=, das heißt *wirthschaftspolitischem* Gebiete. Daß beide manches mit einander gemein haben, kann vorerst unberücksichtigt bleiben.

Was die in der Hauptsache von sozialen Gesichtspunkten diktirte Antikornzollbewegung der politischen Parteien, vor Allem der sozialdemokratischen,

nicht zu Wege brachte, das gelang jener Organisation für Erlangung guter Handelsverträge ohne große Mühe, nämlich der Zusammenschluß der Industriellen, Handwerker, Kaufleute u. s. w., die am Abschluß günstiger Handelsverträge in erster Linie interessirt sind.

Der Umstand, daß die gegenwärtige Agitation so grundverschieden in ihren Motiven ist, von denjenigen, welche die Antikornzollliga beherrschten, hat den großen Vortheil gehabt, daß heute in Deutschland auch diejenigen Kreise der handelsvertragsfreundlichen Agitation sich anschließen, welche durchaus keine Gegner der deutschen Landwirthschaft sind. Das Feldgeschrei, welches einst in England erklang: „Hie Landwirthschaft, hie Industrie", gilt für die heutige Bewegung in Deutschland durchaus nicht, denn in der handelsvertragsfreundlichen Agitation stehen heute auch zu einem guten Theil diejenigen gewerblichen Kreise, welche der Landwirthschaft in ihrer schwierigen Lage aufhelfen wollen. Ueberhaupt ist es ja zweifellos, daß gegenwärtig auch in den nichtlandwirthschaftlichen Kreisen eine lebhafte Sympathie für die deutsche Landwirthschaft vorhanden ist, und es scheint, als ob diese Sympathie zum großen Theile nicht einmal von wirthschaftlichen Gesichtspunkten aus diktirt ist, sondern mehr eine Sache des Gemüthes ist. Daß die deutsche Landwirthschaft an den Gewinnen der letzten Periode des Aufschwunges nicht in dem Maße theilgenommen hat, wie die übrigen Erwerbsstände, hat bei Vielen ein gewisses Mitgefühl erweckt, welches sicherlich so lange noch vorhalten wird, als nicht wirthschaftliche Störungen für Handel und Industrie hereinbrechen. Der leidige Umstand, daß von manchen Seiten in der heutigen Agitation gegen die Landwirthschaft als solche, sei es in sachlicher oder agitatorischer Weise aufgetreten wird, hat es bedauerlicher Weise vermocht, daß sich die Interessentengruppen in der Handelsvertragsfrage heute noch nicht so klar geschieden haben, wie es im Interesse einer ausgleichenden Lösung der ganzen Frage zu wünschen wäre. — Der Versuch muß deßhalb gemacht werden, den inneren Gegensatz, der dem augenblicklichen handelspolitischen Kampf zu Grunde liegt, klar und deutlich aufzudecken.

Mit dem Ruf: „Hie Landwirthschaft, hie Industrie", das deuteten wir schon an, ist der Gegensatz nicht charakterisirt. Einmal sehen wir, wie schon angeführt, eine weit verbreitete Sympathie in gewerblichen Kreisen für die Landwirthschaft. Weiter aber sehen wir sogar ein ganz besonders enges Verhältniß und geradezu ein wirthschaftspolitisches Bündniß zwischen den Führern der agrarischen Bewegung und einem Theil der deutschen Industrie, namentlich jener Industrie, deren Erzeugung in der Hauptsache gerichtet ist auf industrielle Rohstoffe und Halbfabrikate. Beide Gruppen gehen in der handelsvertragsfeindlichen Hochschutzzollpolitik auf das Engste zusammen, indem jede höhere Zölle auf ihre Produkte haben will und jede die andere hierbei nach Kräften unterstützt. Drittens aber sehen wir, daß auch land-

wirthschaftliche Kreise für langfristige Handelsverträge und gegen die Getreidezölle, vor Allem gegen die Futtermittelzölle, auftreten. Namentlich die viehzüchtenden Kreise sind es, welche neuerdings die agrarische Hochschutzzollpolitik scharf bekämpfen.

Ist also auf der einen Seite die Industrie gespalten in dem Kampf um die Handelsverträge, so ist es andererseits die Landwirthschaft nicht minder.

Sehen wir zunächst einmal näher, welcher Theil der Industrie es ist, der mit den hochschutzzöllnerischen Agrariern Hand in Hand geht bezw. paktirt. In seiner Rede, welche der verstorbene Vorsitzende des Handelsvertragsvereins, Dr. Georg v. Siemens, am 8. Mai in der Ortsgruppe Magdeburg des Handelsvertragsvereins hielt, führte er Folgendes aus:

„Mit den Agrariern hat sich vereinigt im wirthschaftlichen Ausschuß die sogenannte „schwere Industrie", die Eisen- und Hüttenleute, die unter der Führung des „Zentralverbandes deutscher Industrieller" stehen; deren Logik ist ganz einfach, sie besagt: „Wir gestehen, daß Ihr höhere Getreidezölle braucht, was natürlich zur Folge hat eine schlechtere Lebenshaltung unserer Arbeiter. Wir müssen in Folge dessen höhere Löhne geben und daher auch höhere Zölle haben! Dieser Theil der Industrie ist in einer anderen Lage, als die Industrie, welche die Rohprodukte verarbeitet und in Fabrikate umwandelt. Das Eisen ist unentbehrlich für jeden Betrieb und jede Fabrikation. Wenn also das Eisen theuerer wird durch höhere Zölle, so trifft das alle übrigen Industrien. Es trifft das Baugewerbe, die Maschinenbau- und die elektrische Industrie und andere, denen damit die Produktionsbedingungen erschwert werden."

Herr v. Siemens stellte somit hier den größeren Theil der Industrie einem kleineren Theil, der sogenannten „schweren Industrie", gegenüber. Die handelspolitischen Ansprüche dieser schweren Industrie wollte er gleichfalls bekämpft wissen im Interesse der übrigen deutschen Industrien. Und diese „schwere" Industrie ist es auch, deren handelspolitische Interessen sich mit denen der hochschutzzöllnerischen Agrarier berühren. Das ökonomische Charakteristikum der „schweren" Industrie ist, daß sie auf die Erzeugung industrieller Ur- und Rohprodukte gerichtet ist, so im Kohlen- und Bergbau, in der Verhüttung u. s. w., die „leichte" dagegen verarbeitet diese Rohprodukte zu Fertigfabrikaten. Die „leichte" Industrie ist die Abnehmerin der „schweren". Indessen die Grenze zwischen beiden ist nicht leicht zu ziehen. Man wird aber sagen können, daß je weiter die Industrie sich vom Rohstoff entfernt, je mehr sie dem Fertigfabrikat zuneigt, desto weniger schutzzöllnerisch und um so mehr handelsvertragsfreundlich ist sie. Der Grad der auf den Rohstoff verwandten Arbeit ist maßgebend für die handelspolitische Stellung des betreffenden Industriezweiges. Die Erzeugung der industriellen Ur- und Rohstoffe, sowie der groben Halbzeuge, erfordert wenig menschliche Arbeit und Geschicklichkeit. Die Ge-

winnung wird zum großen Theil durch maschinelle und andere Einrichtungen besorgt. In dem Werth des entstandenen Produktes ist nur zum kleinsten Theile geistige oder manuelle Arbeit in Rechnung zu ziehen. Vor Allem ist hier auch das Anlagekapital im Verhältniß zum Betriebskapital ein besonders hohes. Die Arbeitslöhne machen nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der Produktionskosten aus.

In der „leichten" Industrie spielt die menschliche Arbeitskraft im Verhältniß zum Kapital eine ganz andere Rolle und zwar um so mehr, je weiter sich das Produkt der Fabrikation vom Rohstoff entfernt, d. h. je mehr Verarbeitungsprozesse der Rohstoff duchläuft. Da tritt der Rohstoff als solcher in den Hintergrund, die Fabrikation basirt nicht mehr in erster Linie auf dem Anlagekapital, sondern auf dem Betriebskapital; und innerhalb der Produktionskosten machen dementsprechend die Arbeitslöhne einen großen Prozentsatz aus.

Praktische Beispiele werden den Gegensatz sogleich deutlich machen. Die Eisenerzgewinnung, ferner die Roheisenerzeugung in Blöcken und Stäben, die rohe Formgebung des Eisens in Trägern, Platten u. dergl. werden zur „schweren" Industrie zu rechnen sein, in der die kapitalistischen Produktionsmittel, Grubenschächte, Hochöfen, Gußformen 2c. die Hauptrolle spielen. Dagegen gehören zur „leichten" Industrie die weitere Verarbeitung des Eisens, vor Allem die Maschinenfabrikation, die Werkzeug- und Kleineisenindustrie, die Fahrradindustrie 2c. In der Glasindustrie werden die Glashütten zur „schweren" Industrie zu rechnen sein, die Hohlglasbläsereien, vor Allem in zierlicheren Artikeln, die Kunstglasschleifereien 2c. zur „leichten" Industrie.

Der Gegensatz läßt sich in fast allen Industrien verfolgen, so in der Textilindustrie zwischen den Spinnern und Webern, in der Zuckerindustrie zwischen den Zuckerproduzenten einerseits und den Konditoren, Chokolade- und Bisquitfabrikanten andererseits, in der Papierindustrie zwischen den Holzschleifern und Papiererzeugern auf der einen Seite und den Papierverarbeitern auf der anderen Seite.

Je weiter sich das Fabrikat vom Rohstoff entfernt, um so hochwerthiger wird es auch, und was ihm diesen immer höheren Werth verleiht, ist die in immer erhöhter Potenz darauf verwandte menschliche Arbeit und Geschicklichkeit.

Welches ist nun in Deutschland das thatsächliche Verhältniß zwischen der „schweren" und „leichten" Industrie? Zur Beurtheilung desselben führte Herr von Siemens in der schon zitirten Rede die Resultate der Berufszählung vom Jahre 1895 an. Danach betrug die Zahl unserer gewerblichen Arbeiter 7 320 000 Köpfe; von diesen wurden in Bergbau, Hütten und Salinen 533 000 beschäftigt. Von dem Ueberrest entfielen 850 000 auf das Baugewerbe, 799 000 auf das Textilgewerbe, 788 000 auf die Nahrungsmittelbranche, 492 000 auf die Maschinenbranche. Diese

Zahlen geben ja nur ein sehr oberflächliches Bild und es wäre wünschenswerth, einmal aus der Berufsstatistik die genauen Ziffern der einzelnen Branchen einander gegenüber zu stellen. Wenn wir darauf hier verzichten, so geschieht es deswegen, weil auch nach den Unterscheidungen der Berufsstatistik die Grenzlinien zwischen „leichter" und „schwerer" Industrie nicht immer zu finden ist. Es genügt hier auch, lediglich zu konstatiren, daß die weiter verarbeitende „leichte" Industrie im Laufe der letzten Jahrzehnte in Deutschland eine so enorme Entwickelung genommen hat, daß dadurch die „schwere" Industrie in ihrer Bedeutung sehr in den Hintergrund gerückt worden ist. Und dieser Prozeß in der wirthschaftlichen Entwickelung Deutschlands nimmt nicht ab, sondern zu. Ja er geht sogar so weit, daß selbst in der verarbeitenden „leichten" Industrie schon nicht mehr auf die groberen Massenartikel Werth gelegt wird, sondern daß diese Industrie immer mehr dazu übergeht, Spezialitäten zu erzeugen, an Stelle der Stapelartikel. Je mehr aber ein Artikel Spezialität ist, um so mehr geistige und manuelle Arbeit steckt in ihm und um so hochwerthiger wird er.

Die letzgeschilderte Industrie ist es vor Allem, welche den Hauptantheil an unserem Export stellt. Welche Bedeutung aber ein solcher Export für die Volkswirthschaft hat, wird erst dann richtig beurtheilt, wenn man bedenkt, in welchem Verhältniß Arbeit und Kapital bei dem exportirten Fabrikationsartikel betheiligt sind. Eine Schiffsladung Roheisen im Werthe von 50 000 Mark, die ins Ausland geht, hat für die deutsche Volkswirthschaft bei Weitem nicht den Effekt, den eine Ladung feiner Textilwaaren im gleichem Werthe hat, denn bei der ersten Sendung entfällt der größte Theil des Erlöses auf Kapitalzinsen, bei letzterer aber auf Arbeitslöhne.

Aus den eben gemachten Ausführungen ist ersichtlich, welche ungeheuere soziale Umwälzung in Deutschland ein Verlassen der dem Export günstigen Handelsvertragspolitik herbeiführen müßte.

Fassen wir den Unterschied, den wir zu charakterisiren versucht haben, noch einmal fest zusammen, so können wir sagen: Die „schwere" Industrie vertritt das Kapital und die „leichte" Industrie vertritt die Arbeit. Das ist, scharf zugespitzt, der Gegensatz, der die handelspolitische Stellungnahme der Interessenten bestimmt, bezw. bestimmen sollte. Denn merkwürdiger Weise sehen wir praktisch diesen Gegensatz bei den wirthschaftspolitischen Parteien nicht scharf durchgeführt. Im Zentralverband deutscher Industrieller, der bisher in den Handelsvertragsfragen das hochschutzzöllnerische Element vertreten hat, sehen wir heute noch eine große Reihe von Fabrikanten mitgehen, welche der „leichten" Industrie angehören und für die unbedingte Handelsvertragspolitik eintreten müßten. Indessen fast unbewußt beginnen sich auch hier die Parteien zu trennen unter der Führung der Zuckerleute auf der einen, und der Maschinenleute auf der anderen Seite.

Haben wir so versucht den Gegensatz in der Industrie zu formuliren, so bleibt uns auch in der Landwirthschaft der Widerstreit zu erklären übrig. Der Gegensatz der in der gegenwärtigen Agitation um die Handelsverträge aufgetaucht ist, ist der zwischen dem Getreidebauer und dem Viehproduzenten. Von den 5.5 Mill. landwirthschaftlichen Betrieben, welche nach der Zählung von 1895 vorhanden waren, waren 4 Millionen Betriebe unter 4 ha, d. h. also solche, die einen verkäuflichen Getreideüberschuß überhaupt nicht zu produziren im Stande sind; und nur rund $1/2$ Million landwirthschaftlicher Betriebe produzirte mehr als 20 Doppelzentner Getreide, und zwar waren dies die Betriebe über 10 ha. Wir sehen sonach, daß die Getreidebauer vornehmlich dem größeren Grundbesitz angehören. Umgekehrt liegt der Schwerpunkt unserer Viehzucht im landwirthschaftlichen Mittel- und Kleinbetrieb. Die Denkschrift des deutschen Landwirthschaftsrathes über das Fleischbeschaugesetz enthält Angaben, wonach $1/4$ des gesammten Schweinebestandes im deutschen Reich in Betrieben unter 2 ha gehalten wird; $93 1/2$ pCt. des Bestandes in Betrieben unter 100 ha, und nur $6 1/2$ pCt. in Großbetrieben über 100 ha. Ebenso werden $88 1/2$ pCt. des Rindviehbestandes in Betrieben unter 100 ha gehalten und nur $11 1/2$ pCt. des Bestandes in Betrieben über 100 ha.

Der Gegensatz zwischen Getreidebauer und Viehproduzent charakterisirt sich somit als ein Gegensatz zwischen Großgrundbesitzer und Kleingrundbesitzer. Welches aber ist hier das unterscheidende ökonomische Prinzip? Es ist genau das Gleiche, wie zwischen der „leichten“ und der „schweren“ Industrie. Der Großgrundbesitzer hat ein enormes Anlagekapital in seinem Grund und Boden. Die Arbeitskraft die er aufbringen kann, ist im Verhältniß hierzu gering. Umgekehrt der Kleinbesitzer, bei dem die Arbeit der Hauptproduktionsfaktor ist und zu den Produktionskosten des fertigen Produktes den Hauptantheil stellt. In Folge dessen ist der Kleinbesitzer im Stande, hochwerthige Produkte zu liefern, wie Fleisch, Eier, Gemüse und dergleichen während der Großgrundbesitzer sich auf die minderwerthigen Massenartikel Getreide, Kartoffeln u. s. w. werfen muß. Würde der Großgrundbesitzer im Verhältniß zu Grund und Boden mehr Arbeitskräfte aufwenden, so würde auch er höherwerthige Produkte schaffen können. Dies aber würde für ihn eine vollkommene Umwandlung seines Betriebes bedeuten.

Nunmehr haben wir für die gesammte volkswirthschaftliche Produktion in Deutschland das unterscheidende Moment gefunden, welches die Interessenten in ihrer Stellungnahme bei der Handelsvertragsfrage bestimmt: Auf der einen Seite stehen Großgrundbesitz und „schwere“ Industrie als Vertreter des Kapitals, auf der anderen Kleingrundbesitz und „leichte“ Industrie als Vertreter der Arbeit.

Wir fragen jetzt nach den Gründen, warum die „schwere“ Industrie und der Großgrundbesitz handelsvertragsfeindlich, und umgekehrt die

„leichte“ Industrie und der Kleingrundbesitz handelsvertragsfreundlich sind. Der Grund ist ein doppelter: die „schwere“ Produktion ist am Export wenig oder garnicht interessirt, ihr liegt hauptsächlich an der Erhaltung des Innenmarktes, die „leichte“ Produktion dagegen ist auf den Export angewiesen und braucht auch auf dem inländischen Markt die ausländische Konkurrenz nicht in dem Grade zu fürchten, wie die „schwere“ Industrie. Denn das ist ja klar, daß die allgemein vorhandenen kapitalistischen Produktionsfaktoren, wie Grund und Boden 2c. fast überall in genügender Menge vorhanden oder zu beschaffen sind, daß dagegen geistige und manuelle Arbeit ein Stück Individualität besitzen, welche sich der Konkurrenz leichter entzieht. Vermag daher die „leichte“ Produktion bezüglich ihrer Arbeit leicht zu konkurriren, so muß sie andererseits darauf achten, daß sie die Roh- und Hilfsstoffe so billig als möglich erhält, denn je theurer sie ihre Roh- und Hilfsstoffe bezahlen muß, um so mehr schwächt sie ihre Konkurrenzfähigkeit gegenüber der ausländischen Produktion, welche diese Rohstoffe billiger erhält. Hier spielt also vor Allem auch die Frage der Getreidezölle und der sonstigen Lebensmittelzölle mit hinein. Denn hierdurch werden ja nicht nur, wie etwa die Futtermittel für den Viehproduzenten, die Rohstoffe vertheuert, sondern auch die Arbeitskraft. Kann die „schwere“ Industrie die Getreidezollerhöhungen verhältnißmäßig leicht in den Kauf nehmen, weil für sie die Belastung eine geringere ist, denn sie beschäftigt ja wenig Arbeitskräfte, zumal sie ihrerseits sich durch Zölle auf ihre Produkte schadlos zu halten sucht, so kann andererseits die „leichte“ Industrie die schwere Belastung, welche die Lebensmittelzölle für ihre Arbeitskräfte bedeuten, nicht ruhig hinnehmen. Und je mehr Arbeitskräfte eine Industrie braucht, um so unerträglicher wird die Belastung. Am lebhaftesten interessirt an billigen Nahrungsmitteln ist daher die Hausindustrie.

In derselben Lage wie die leichte Industrie befinden sich die freien Berufe, welche ja zum großen Theile lediglich auf den Ertrag ihrer Arbeitskraft angewiesen sind und ferner vor Allem das Handwerk. Seltsamer Weise ist es der konservativen Mittelstandspolitik bisher gelungen, die Handwerkerkreise zum größten Theil von der handelsvertragsfreundlichen Agitation fernzuhalten, oder gar das Handwerk für die agrarischen hochschutzzöllnerischen Bestrebungen zu gewinnen.

Zu guterletzt, aber nicht am wenigsten, ist der von uns charakterisirte Gegensatz auch für die Arbeiterkreise maßgebend. In dieser Beziehung war bisher die Haltung der sozialdemokratischen führenden Kreise außerordentlich interessant. Das Parteiprogramm diktirte die Freihandelspolitik und mußte so nothwendiger Weise die sozialdemokratischen Kreise mit den glücklicher Weise nicht sehr zahlreichen bürgerlichen Vertretern der absoluten Freihandelsdoktrin in der Agitation zusammenschweißen. Dies war den meisten aber nicht recht, denn jene bürgerlichen Führer begründeten die Freihandels-

doktrin hauptsächlich aus Gesichtspunkten, welche der kapitalistischen Produktionsweise angehörten. Daher schrieb zunächst Kautsky seine kleine Schrift „Handelspolitik und Sozialdemokratie", in welcher zwar das gemeinsame Ziel konstatirt wurde, die Begründung aber bei Kautsky wesentlich anders lautete, als bei den bürgerlichen Freihändlern. Weiter indessen gingen Schippel und Calwer, welche beide schutzzöllnerische Ideen propagirten, und von denen namentlich Schippel sein Buch mit starken Ausfällen gegen den bürgerlichen wirthschaftlichen Liberalismus würzte. Am vernünftigsten blieb Calwer, der vor Allem betonte, daß für den Arbeiter der vertragsmäßige Zustand vor dem handelsvertragslosen vorzuziehen sei.

Nun, an den praktischen Freihandel denkt auch in bürgerlichen Kreisen gegenwärtig wohl Niemand, und den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung des Interesses, welches der Arbeiter an der Handelsvertragspolitik hat, giebt uns die Unterscheidung des Herrn v. Siemens. Der deutsche Arbeiter hat das dringendste Interesse daran, diejenigen Produktionen im handelspolitischen Kampfe zu unterstützen, welche seiner Arbeitskraft den größten Verwendungsspielraum lassen und seine Arbeit stets hochwerthiger gestalten.

Die Gegensätze, welche heute ausgefochten werden, sind nicht allein der zwischen Freihandel und Schutzzoll, zwischen Industrie und Landwirthschaft, zwischen Auslandsmarkt und Inlandsmarkt, sondern vor Allem der Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit. Die hauptsächlich auf die Verwerthung des Kapitals gestützte „schwere" Produktion steht gegenüber der auf möglichst ausgiebige Verwerthung der Arbeit bedachten „leichten" Produktion. Die eine führt zur Anhäufung neuer Kapitalien in den Händen verhältnißmäßig Weniger, die andere zu gesteigertem Arbeitseinkommen und seiner Vertheilung unter eine große Menge. Das ist der soziale Gegensatz in der Handelsvertragsfrage.

Die Erkenntniß dieses Gegensatzes ist bei Beurteilung der schwebenden handelspolitischen Fragen, sei es der landwirthschaftlichen oder der industriellen, nicht der einzige Leitstern; jeweilig besondere Verhältnisse sind zuletzt maßgebend, und vor Allem die historische Entwickelung, aber für die Entscheidung in den prinzipiellen Fragen ist der oben erkannte soziale Gegensatz jedenfalls nicht weniger wichtig als irgend ein anderer.

Dr. Hjalmar Schacht.

Chamberlain's Rede. Die jüngsten Polen-Prozesse.

Mit elementarer Gewalt ist der Haß, den die Unterjochung der Buren im deutschen Volke gegen England erregt und immer höher gethürmt hat, zum Ausbruch gekommen. Der Kolonialminister Chamberlain hat in einer Rede in Edinburg gesagt: „Die Zeit kommt jetzt, wo es

nothwendig sein mag, strengere Maßregel zu ergreifen, um die Aufständischen und die Guerillabanden zu bekämpfen. Wenn diese Zeit da ist, wird die Regierung Präzedenzfälle für Alles, was sie thun wird, in dem Vorgehen jener Nationen finden, die Englands Vorgehen als Barbarei und Grausamkeit verurtheilen; aber sie wird sich doch nie dem nähern, was diese Nationen in Polen, im Kaukasus, in Bosnien, in Tongking und im Kriege von 1870 thaten." Die Russen, Franzosen und Oesterreicher haben zu diesen Worten geschwiegen — aus naheliegenden Gründen: die Russen haben es nicht übel genommen, weil sie der Barbarei thatsächlich noch nicht entwachsen sind; die Oesterreicher, weil bei dem mangelnden einheitlichen Nationalgefühl sich die Masse als solche nicht getroffen fühlt; die Franzosen, weil sie dadurch mittelbar gezwungen gewesen wären, den Deutschen ein Ehrenzeugniß auszustellen. In Deutschland aber ist ein wahrer Sturm losgebrochen. Sieht man den Ausspruch rein logisch oder gar juristisch an, so ist ihm nicht so ohne weiteres beizukommen. Die Deutschen sind ja garnicht einmal genannt: der Ausspruch von 1870 kann nach dem Wortlaut auch auf die Franzosen bezogen werden. Auch eine formale Beleidigung liegt nicht vor, denn zu dieser gehört, wie bei Gelegenheit des traurigen Insterburger Offizier-Duells zur Genüge festgestellt worden ist, der animus injuriandi, die Absicht, und Herr Chamberlain ist denn doch ein zu gewiegter Politikus, als daß man ihm zutrauen dürfte, er habe alle anderen großen Nationen zugleich beleidigen wollen. Vor englischen Zuhörern, die doch von vornherein geneigt sind, die Thaten ihrer Truppen im besten Lichte zu sehen, ist der Vergleich mit den Thaten anderer Völker nicht sowohl einer Herabsetzung dieser, als eine Hebung jener. Ob die Vergleichung eine thatsächlich richtige und wahrhaftige ist, hat mit der Frage der Injurie formal nichts zu thun.

Es war daher sehr verkehrt, wenn in Zeitungen und manchen Versammlungen gefordert wurde, unser Auswärtiges Amt hätte einschreiten und bei der englischen Regierung Protest erheben sollen, und ganz unsinnig die Vorstellung, daß Fürst Bismarck das gethan haben würde. Wir haben ja einmal einen solchen Fall gehabt, wo die öffentliche Meinung mit einer ähnlichen Aufwallung von berechtigter moralischer Entrüstung das Einschreiten für einen niederträchtig mißhandelten Landsmann forderte: bei der Vertreibung des Fürsten Alexander von Battenberg aus Bulgarien im Jahre 1886. Fürst Bismarck aber war ein viel zu kluger Staatsmann, um sich von solchen moralischen oder landsmannschaftlichen Empfindungen zu einer verkehrten Politik gegen eine Großmacht hinreißen zu lassen, und die offiziöse Presse wies die öffentliche Meinung ziemlich scharf zurecht und schüttelte den Fürsten Alexander recht unsanft ab.

Was Fürst Bismarck in einem Falle wie dem vorliegenden gethan haben würde, um den verletzten Empfindungen des deutschen Volkes eine

Genugthuung zu schaffen, ist bei einem Mann, der in jeder neuen Situation unerschöpflich in der Findung neuer und eigenthümlicher Mittel war, unmöglich zu sagen. Es ist auch garnicht einmal nöthig, die Frage so zu stellen, da jeder Staatsmann seine Mittel nicht nach ein für alle Mal gültigen Gesetzen, sondern nach seiner eigenen Natur und Individualität wählt, und wir mit Vergnügen feststellen dürfen, daß der jetzige Herr Reichskanzler die Chamberlain-Sache wieder mit dem ganzen ihm eignen diplomatischen Geschick behandelt hat. Die Regierung hat sich in absolutes Schweigen gehüllt und die Abwehr ausschließlich derjenigen Stelle überlassen, die dazu berufen war, der öffentlichen Meinung. Diese allein war berufen, ihre Stimme zu erheben, weil sie nicht verpflichtet ist, wie ein Auswärtiges Amt sich von logischen Satz- und Wort-Interpretationen einschränken zu lassen, sondern nur Stimmungen zum Ausdruck kommen läßt. Die Volksversammlungen kümmerten sich nicht um den Wortlaut der Chamberlain'schen Rede, sondern hielten sich einfach an die Thatsachen, die über das Verhalten der Engländer in Afrika berichtet worden sind, und erklärten, nicht dulden zu wollen, daß eine solche Kriegführung mit derjenigen der Deutschen im Jahre 1870 verglichen werde. Es ist doch unwiderlegt geblieben, daß bei zwei verschiedenen Gelegenheiten englische Soldaten, als sie angegriffen wurden, gefangene Burenfrauen vor sich aufgestellt und, durch sie gedeckt, gefeuert haben. Es sind thatsächlich in diesem Kampf Burenfrauen von den Geschossen ihrer Landsleute getroffen worden. Noch schlimmer aber, weil von oben angeordnet, während jenes nur vereinzelte Barbareien sein mögen, ist der Zustand in den Konzentrationslagern. General Kitchener hat, um den Buren die Lebensmittel abzuschneiden, angeordnet, daß in sehr weiten Gebieten alle Farmen verbrannt, alles Brauchbare weggeschafft und die Burenfamilien auf einige wenige Punkte konzentrirt und hier zusammengehalten werden. Ob diese Maßregel militärisch richtig berechnet ist, mag zweifelhaft sein, denn so ganz vollständig ist sie doch schwer durchzuführen, und die geringen Reste von Lebensmitteln die bleiben, genügen, um den kleinen Burenschaaren fortzuhelfen, wenn sie durch das Land fliegen, während die Kolonnen der Engländer jetzt genöthigt sind, stets große Fuhrparks mit sich zu schleppen, die ihnen jede schnelle Bewegung unmöglich machen, so daß sie die Buren nicht fassen können. Aber wie die Maßregel auch militärisch einzuschätzen sei, als völkerrechtlich unerlaubt darf man sie nicht hinstellen. Ich glaube nicht, daß eine deutsche Armeeleitung, wenn sie es militärisch für zweckmäßig hielte, davor zurückschrecken würde. Schlechterdings unerläßlich gehört aber dazu die Unterbringung und Verpflegung der von ihrer Scholle vertriebenen Familien. Die amtlichen englischen Berichte, die soeben darüber erschienen sind, behaupten, daß hierin jetzt Ordnung sei, aber sie geben zu, daß nicht von Anfang an, und offenbar ziemlich lange Zeit nicht, die nothwendige Fürsorge gewaltet habe. Das Bild, wie diese

Burenfamilien ohne Schutz gegen Wetter und Regen, in Massen zusammengepfercht, ohne genügende Nahrung, auf dem durchweichten Boden haben kampiren müssen, ist erschütternd. Das massenhafte Hinsterben der Kinder machte den Eindruck, als ob die Engländer es darauf anlegten, die Burenrasse auszurotten. Ganz gewiß kann von einer Absicht nicht die Rede sein. Es ist die Unfähigkeit der Verwaltung, rechtzeitig vorzusorgen und die Brutalität des Oberkommandos, das ohne solche Vorsorge die Durchführung seiner Maßnahmen befahl und aufrecht erhielt. Den Gipfel der Grausamkeit aber bedeutet die Vorschrift, daß denjenigen Familien, die als eigentliche Gefangene betrachtet wurden, nicht einmal die volle Nahrungsportion, wie den übrigen gereicht, sondern ihnen die Fleischlieferung gestrichen wurde, so daß sie mit Absicht und Bewußtsein auf Hungerkost gesetzt waren.

Diese thatsächlichen Schändlichkeiten sind es, die den Vorstellungskreis der öffentlichen Meinung beherrschen und mit denen man unsere Kriegführung im Jahre 1870 nicht verglichen wissen will. Ja schon die Zusammenstellung beider Kriege überhaupt verbittet man sich.

An sich ist es Herrn Chamberlain gewiß nicht unangenehm, irgendwo im Auslande angegriffen zu werden, denn das befestigt seine Stellung im Innern. Aber Herr Chamberlain ist gerade derjenige englische Staatsmann, der ganz gern die englische Politik auf ein Zusammengehen mit Deutschland aufbaute. Rußland, Frankreich, die Vereinigten Staaten stoßen an vielen Stellen des Erdballs mit dem alten seeherrschenden Albion doch noch stärker zusammen als Deutschland. So ist es Herrn Chamberlain klar geworden, daß er das deutsche Volk gar zu sehr gereizt habe, und er hat seiner Rede jetzt eine Interpretation folgen lassen, die geeignet ist, abzuschwächen und zu beruhigen, und kaum war das geschehen, so hat auch das offiziöse Organ unseres Auswärtigen Amts, die „Norddeutsche Allgem. Zeitung“ den Mund, der so lange fest geschlossen war, aufgethan und gethan, was ihr zu thun noch übrig blieb, nämlich die Summe gezogen von dem, was geschehen war. So hat Herr Chamberlain seine Lektion weg, ohne daß es zwischen den beiden Regierungen zu einer Reizung gekommen ist und die divergirenden Strömungen in der Leitung unserer Politik und den Wünschen der öffentlichen Meinung sind so weit genähert, daß keine absolute Spaltung mehr besorgt zu werden braucht. Weiter darf man nichts weder hoffen noch verlangen. Denn auch an dieser Stelle und in diesem Augenblick sei es wieder betont, daß es heute für die deutsche Politik ganz unmöglich ist, sich mit England auf einen feindlichen Fuß zu stellen. Nicht die Engländer, sondern die Russen haben uns die großen Schwierigkeiten in China gemacht und jene Briefe des Generals Voyron an den Feldmarschall Waldersee, die man in Paris mit suffisantem Hohn veröffentlichte, haben von Neuem dargethan, wie wir von Feinden umlauert sind ringsum. Die Buren geben ein ewig unvergeßliches Beispiel

heldenmüthigen Freiheitskampfes und noch in Jahrhunderten werden die Völker sich moralisch stärken an dieser Erinnerung. Aber die Politik ist hart und gefühllos: helfen können und dürfen wir ihnen nicht.

* * *

Als wir das letzte Mal an dieser Stelle das Problem der fremden Nationalitäten im Deutschen Reiche behandelten, geschah es unter der Spitzmarke „Die glücklichste Partei". Damit waren die Polen gemeint, die unsre Regierung mit materiellen Wohlthaten überschüttet, während gleichzeitig eine Reihe von Maßnahmen dafür sorgen, daß keinerlei Annäherung zwischen Polen und Deutschen stattfindet, die Kluft zwischen den Nationen vielmehr vertieft wird, so daß die Polen, fest zusammen haltend, im Rücken gedeckt durch die katholische Kirche, materiell blühend, die Deutschen aus unsren Ostprovinzen mehr und mehr verdrängen. Alle Gegenmaßregeln, die man dagegen getroffen, haben fast nichts gefruchtet, und andere wirksamere Maßregeln sind noch von keiner Seite vorgeschlagen worden.

Der Hauptfehler unsres Regierungssystems liegt in der Schule. In der Meinung, daß ein Pole, der deutsch lerne, dadurch dem Deutschthum näher gebracht werde, zwingt man den Polen die deutsche Schulsprache auf. Der Erfolg ist, daß die Polen durch die Vernachlässigung und Unterdrückung ihrer Muttersprache zur höchsten Leidenschaft gereizt, das aufgezwungene Deutsch nicht verwenden, sich mit ihren deutschen Nachbarn zu verständigen, sondern sie um so besser und erfolgreicher zu bekämpfen. Je schärfer man gegen sie vorgeht, desto sicherer ist dieser Erfolg. Jedes kleine Martyrium, das die Strenge der Behörden über einen Einzelnen verhängt, führt mit Sicherheit dazu, den deutschen Geschäftsleuten und Handwerkern den Kreis der polnischen Kundschaft, von dem sie ehedem gelebt haben, mehr und mehr zu verengen und so einen nach dem andern aus dem Lande zu vertreiben.

Aber die Schädigungen, die das Deutschthum durch diese verfehlte Politik erfährt, gehen noch viel tiefer. Die jüngsten Polenprozesse, die sich dort im Osten abgespielt haben, haben so unsäglich traurige Zustände enthüllt, daß es nicht bloße politische, sondern Gewissenspflicht ist, davon zu reden und auf Abhilfe zu dringen.

So lange es sich nur um den weltlichen Schulunterricht handelt, ist das System, die fremdsprachigen Kinder zwangsweise deutsch zu unterrichten, zwar pädagogisch falsch und dem Deutschthum am letzten Ende nicht nützlich, sondern schädlich, aber der Schade bleibt innerhalb gewisser Grenzen. Wenn für die große Masse, die auf diesem Wege erlangte Bildung nothwendig nur eine sehr mangelhafte sein kann, so wird das etwas wieder dadurch ausgeglichen, daß für die Begabtesten, die das Deutsche wirklich beherrschen lernen, die Ausbildung eine viel intensivere ist, als sie sonst die Volksschule gewährt, also auch besser als die der deutschen Kinder, und die

höheren und wohlhabenden Klassen sorgen durch Privatunterricht dafür, daß das Wissen und Können in der eignen Sprache, Literatur und Geschichte genügend ergänzt wird. In dem Thorner Geheimbunds-Prozeß haben die Gymnasiasten ausgesagt, daß ihr Direktor es sie immer habe merken lassen, daß er es ungern sähe, wenn sie polnische Bücher aus der Bibliothek entliehen, und dieser Direktor, Dr. Preuß, hat selber als Zeuge bekundet, daß er es nicht geduldet haben würde, wenn seine erwachsenen Schüler einen Zirkel zwecks Studiums der polnischen Literatur und Geschichte hätten bilden wollen. Denn, so versicherte er, davon hätten sie auf der Schule schon genug gelernt. Es ist wohl nicht unnatürlich, daß für dieses „genug" junge Polen eine andere Grenze haben, als ihr deutscher Direktor, und es wird auch Pädagogen geben, die solcher Grenzsteckung des Wissens bei strebsamen jungen Leuten prinzipiell nicht beistimmen. Wie dem auch sei, die Bahn des Unheils, die durch solche Pädagogik eröffnet wird, ist mit einem Blick zu überschauen: An die Stelle des erlaubten Zirkels tritt der geheime, dem geheimen folgt die Strafe; der politische Beigeschmack, der der Sache von vornherein anhaftet, macht die Strafe zu einer sehr harten, eine Anzahl von jungen Leuten sind gebrochen und ruinirt, und die Gerichtsverhandlung läßt in uns allen die bösen Erinnerungen aufsteigen, wie auf dieselbe Weise und mit denselben Argumenten einst deutsche Jünglinge in den Turnvereinen und Burschenschaften wegen Pflege ihres Nationalgefühls vor den Richter geschleppt wurden. Aber so traurig das ist, die Zeiten sind doch milder geworden und die Verurtheilten werden nach Verbüßung ihrer Strafen Mittel und Wege finden, darüber hinwegzukommen.

Was tiefer greift, ist die Anwendung jenes falschen pädagogischen Prinzips auf den Religionsunterricht. Den Kindern, die genügende Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht haben, soll auch der Religionsunterricht auf der Oberstufe der Volksschule deutsch ertheilt werden. Wann sind Kinder einer fremden Sprache soweit mächtig, um den Religionsunterricht, der doch auch Erbauung und Seelsorge einschließt, in ihr zu empfangen? Es kommen bei diesem Unterricht Begriffe in Betracht, die, wenn auch bloß instinktiv, doch so fein und innig von den Kindern aufgefaßt werden müssen, daß schon ein sehr verständnißvoller Lehrer dazu gehört, um das nach den Antworten in den Schulstunden richtig zu beurtheilen.

Da war es doch wohl eine überaus gefährliche Methode, daß die Regierung denjenigen Lehrern, die besonders gute Ergebnisse, nicht etwa in der allgemeinen Erziehung der ihnen anvertrauten Jugend, sondern speziell in der deutschen Sprache erzielten, erhebliche Gratifikationen in Aussicht stellte. Auch die Lehrer in dem Städtchen Wreschen haben solche Gratifikationen empfangen. Sie erklärten ihre Schüler für reif für den deutschen Religions-Unterricht und ein Regierungs-Kommissar bestätigte dies Ergebniß.

Die Eltern dieser Kinder waren anderer Ansicht. Sie sind des Glaubens, nicht bloß die Sprache, sondern auch die Religion der Deutschen sei eine andere. Eine Frau, die gefragt wurde, in welcher Sprache denn unser Herr Jesus selbst gesprochen, antwortete, „doch wohl polnisch, da er ja Jude gewesen sei und die Juden doch alle polnisch könnten". Die Logik ist anfechtbar, aber sie ist doch immer menschlich noch derjenigen des Vorsitzenden, des Landgerichtsdirektors Kah, vorzuziehen, der es für seine Aufgabe hielt, den Angeklagten auseinanderzusetzen, daß die Religion in jeder Sprache dieselbe sei. Die Religion — ja: aber auch die Lehre der Religion? Und auf diese kommt es hier doch wohl an. Selbst angenommen, die sämmtlichen Kinder seien durch den bloßen Volksschul-Unterricht wirklich so weit gebracht, dem Religions-Unterricht in deutscher Sprache mit ganz vollkommenem Verständniß folgen zu können, bleibt es nicht immer noch ein schwerer pädagogischer Mangel, wenn die Kinder ihn in einer andern Sprache empfangen, als sie mit ihren Eltern sprechen? Was werden unsere Landsleute in Siebenbürgen und Livland sagen, wenn sie einmal gezwungen werden, mit Berufung auf das Beispiel Preußens, den evangelischen Religions-Unterricht in magyarischer und russischer Sprache ertheilen zu lassen?

In dem Bericht der „Germania" (in den Zeitungen, die mir sonst näher stehen, habe ich diese Stelle nicht gefunden) steht zu lesen, die Zeugin Gadzinska habe weinend gesagt: „Der Hauptlehrer Koralewski habe ihr einen Katechismus in deutscher Sprache vorgelegt und, auf das »Imprimatur« des Erzbischofs weisend, erklärt, es sei dies Zeichen ein Beweis dafür, daß der Herr Erzbischof das Lehren der katholischen Religion in deutscher Sprache an die Polenkinder wünsche und gestatte. Da habe sie bitterlich geweint. Der Vorsitzende: Ja warum denn? Zeugin, weinend: Wenn mein Kind mir Sonntags den Katechismus oder die biblische Geschichte in meiner Sprache vorliest, so bin ich glücklich. Das ist mein ganzes Vermögen, Alles, was ich in der Welt an Freude habe, liest es aber dasselbe in einer mir schwerverständlichen Sprache, die es selber nicht versteht (weinend), so thut mir mein Herz weh, so möchte ich lieber todt sein, als das erleben, daß dies unser Herr Erzbischof gestatten soll. Vors.: Ja, aber meinen Sie, daß es dem lieben Gott weniger angenehm sei, wenn Sie in deutscher Sprache beten, anstatt in polnischer? Zeugin: Der liebe Gott will, daß Jeder in der Sprache betet, die er ihm gegeben."

Der Hauptlehrer Koralewski hat zugegeben, daß er sich jener Unwahrheit bedient habe — weil die Frau vor Aufregung krank gewesen sei und er sie dadurch zu beruhigen hoffte.

Es handelt sich um 13jährige und 14jährige Kinder, die doch schon eine gewisse eigene Einsicht und eigenen Willen haben. Sie haben sich in ihren Zweifeln an ihren Beichtvater, den Vikar Laskowski gewandt. Man klagt diesen Geistlichen an, daß er die Kinder nicht einfach angewiesen habe,

zu gehorchen und hat festgestellt, daß er sich auch sonst schon als eifriger Nationalpole gezeigt habe. Wenn wir aber als Deutsche der Wahrheit gerade ins Gesicht schauen wollen, müssen wir nicht zugestehen, daß dieser polnische Vikar, selbst wenn er der mildeste Mensch gewesen wäre, in einen schweren Konflikt gebracht war? Mußte er nicht der Ueberzeugung sein, daß wenn nicht bei allen, doch zum wenigsten bei den Kindern, die mit ihren Eltern eine gemeinsame Religionspflege haben und mit ihnen nur polnisch sprechen, die Neuerung eine Religions-Schädigung bedeute?

Eine direkte Einwirkung auf die Kinder hat der Vikar unter seinem Zeugeneide abgeleugnet. Wie weit nun auch die indirekte Beeinflussung gegangen sein mag, jedenfalls haben sich die Kinder mit unbeugsamer Hartnäckigkeit geweigert, in dem deutschen Religionsunterricht Antworten zu geben.

Ueber den Konflikt, der nun entstand, gebe ich den Bericht der „Täglichen Rundschau“ wieder, von dem man bei dem bekannten Standpunkt dieser Zeitung nicht annehmen darf, daß er zu Gunsten der Polen gefärbt sei. Der Bericht im „Tag“ stimmt meist wörtlich damit überein; aus ihm füge ich in eckigen Klammern einige Wendungen ein, die in dem Bericht der erstgenannten Zeitung fehlen.

Er lautet: „Die Kinder weigerten sich fortgesetzt, den Lehrern Rede und Antwort zu stehen. Nach eingehenden Erhebungen ertheilte die Regierung nunmehr den Lehrern die Erlaubniß, mit Züchtigungen und Arreststrafen vorzugehen. Trotzdem wurde der Widerstand von Tag zu Tag größer und die Kinder ertrugen [mit einer geradezu bewunderungswürdigen Ausdauer] stillschweigend selbst die empfindlichsten Strafen. Die vierzehnjährige Tochter des Bäckermeisters Smielowicz weigerte sich während des Religionsunterricht, den deutschen Katechismus in die Hand zu nehmen und als sie [nach einer entsprechenden Tracht Prügel] dazu gezwungen wurde, faßte sie das Buch mit der Schulschürze an. [Gleichzeitig erklärte sie kategorisch, daß sie die Religion in deutscher Sprache niemals lernen würde. Die Folge waren weitere harte Strafen, die über das Mädchen verhängt werden mußten, obwohl sie sonst zu den besten Schülerinnen der ersten Klasse gehörte und für ihr Alter sehr entwickelt war.] Ein Knabe Noranski erklärte vor versammelter Klasse dem Religionslehrer, daß er nie in seinem Leben die Religion mit Hilfe der deutschen Sprache lernen werde, trotzdem seine Mutter eine Deutsche und Protestantin sei. Am 20. Mai dieses Jahres verhängte der Lehrer über die ganze Klasse eine Stunde Arrest. Aber auch nach dieser Zeit weigerten sich die Schüler einmüthig, dem Lehrer auf seine Fragen und Vorhaltungen zu antworten, weshalb dieser den Kreisschulinspektor und den ersten Lehrer Koralewski herbeiholen ließ. Zunächst forderte der Kreisschulinspektor nochmals die Kinder auf, von ihrem Widerstande abzulassen. Diese erklärten jedoch nach wie vor, sie würden niemals in der

Sprache der „Fremdlinge“ und „Räuber der Gewalt“ Religionsunterricht annehmen. Nun schickte der Kreisschulinspektor sie in verschiedene leerstehende Klassen, wo die Lehrer sie [gehörig] durchprügelten. Ein Mädchen, Namens Tomaskowska, wurde dabei ohnmächtig davongetragen, ein anderes lag längere Zeit krank. Auch bei anderen Kindern erklärte ein Arzt, daß die Züchtigungen das erlaubte Maß überschritten hätten. In Folge dessen sammelte sich eine Volksmenge vor dem Schulgebäude an, die mit Gewalt in das Schulgebäude einzudringen versuchte. Einzelne Personen warfen mit Steinen in die Fenster und nach den dahinter stehenden Lehrern, und schließlich gelang es den Leuten, die Thüren zu erbrechen, worauf sich etwa 50 Personen mit Stöcken bewaffnet in die Klassenzimmer begaben, offenbar in der Absicht, über die Lehrer herzufallen. Inzwischen war jedoch die Polizei und die Gensdarmerie alarmirt und dieser gelang es schließlich, im Verein mit dem Kreisschulinspektor, die wüthende Menge zurückzudrängen und die Lehrer in Sicherheit zu bringen.“

Bei den Gerichtsverhandlungen, die in Gnesen stattgefunden haben, ist festgestellt, daß unter der Menge, die das Schulhaus erstürmte, ein mehrfach bestrafter Verbrecher war, der jetzt im Zuchthause sitzt.

Thatsächlich verletzt ist bei dem Auflauf keiner von den Lehrern. Ueber Beschimpfungen und Bedrohungen ist die Menge, obgleich wie das bei solcher Gelegenheit zu geschehen pflegt, die gefährlichsten Elemente eingemischt waren, nicht hinausgegangen.

Der Kreisschulinspektor Winter hat bei der Verhandlung unter der Begründung, daß es arme verführte Menschen seien, um eine möglichst milde Bestrafung gebeten.

Das Gericht, Vorsitzender Landgerichtsdirektor Kah, hat die Milderungsgründe nicht gelten lassen. Es erinnert an jenes Löbtauer Urteil bei einem Arbeiterauflauf in Sachsen, das in ganz Deutschland durch seine Härte ein so peinliches Aufsehen erregte, wenn wir lesen, daß Strafen bis zu 1 Jahr, 1½ und 2½ Jahr Gefängniß ausgesprochen worden sind.

Die Regierung in Bromberg hat verfügt, daß der deutsche Religionsunterricht in Wreschen wieder aufzunehmen und fortzusetzen sei.

Ich aber denke, es ist Zeit, daß deutsche und evangelische Männer mit ihrem Gewissen zu Rathe gehen und sich fragen, was zu thun sei damit das deutsche Volk bei dieser Art von Nationalitäten-Kampf nicht Schaden nehme an seiner Seele.

* * *

Wird man wieder gegen mich mit der Insinuation arbeiten, daß ich Solches aus einer unerklärlichen Polenfreundschaft schreibe oder aus Neigung zur katholischen Kirche? Ueber die Beschimpfungen, Bedrohungen und Vergewaltigungen, denen das Deutschthum in unseren Ost-Provinzen ausgesetzt ist, empfinde ich mit nicht geringerer patriotischer Entrüstung und

Sorge als die Herrn, die die heutige Ostmarken-Politik vertreten, und die Hoheits-Rechte des preußischen Staates wie die zukünftige Sicherheit des Deutschen Reichs können keinem Deutschen heiliger sein als mir. Eben darum aber sorge ich mich auch immer von Neuem, daß nicht bloß guter Wille da sei, sondern auch die rechten Mittel für das Heil des Vaterlandes gefunden werden.

24. November 1901. Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Jentsch, K. — Friedrich List, 41. Band der Biographien-Sammlung „Geisteshelden". Geh. M. 3,60, geb. M. 4,80. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft. Herausgegeben von der Deutschen **Kolonialgesellschaft.** Heft 1—5. Preis für das Jahr M. 10,—. Einzelnes Heft 60 Pf. Jährlich 20 Hefte. Berlin, Wilhelm Süsserott.
Levi, G. E. — Del Duello. (52 S.) Firenze, G. Ramella & C.
Losch-Stuttgart. — Württembergische Gegenwartsfragen u. Zukunftsfragen. (64 S.) Stuttgart, W. Kohlhammer.
Nordenholz, A. — Allgemeine Theorie der gesellschaftlichen Produktion. M. 7,—. München, C. H. Beck.
Plate, Prof. Dr. L. — Die Abstammungslehre. (Gemeinverst. darwinist. Vortr. u. Abhandlungen, herausgeg. v. Dr. W. Breitenbach. Heft 1.) 51 S. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.
Reich, Dr. E. — Kunst und Moral. (248 S.) Wien, Manz.
Reinke, Dr. J. — Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin, Gebr. Paetel.
Richter, O. — Topographie der Stadt Rom, 2. Auflage. M. 15,—. München, C. H. Beck.
Riemann, D. R. — Goethe's Romantechnik. M. 6,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Schmidt, Dr. Ferd. Jac. — Grundzüge der konstitutiven Erfahrungsphilosophie als Theorie des immanenten Erfahrungsmonismus. M. 6,—. Berlin, B. Behr.
Schmidt, Paul. — Kaiser Otto III. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. M. 2,—. Leipzig, Heinrich J. Naumann.
Schoembs, Jakob. — Die neue Familie. M. 6,—. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.
Schwarz, Dr. E. — Dr. H. Schröder und die preussische Oberlehrerfrage: eine Ehrenschuld Preussens. 60 Pf. Schalke i. W., E. Kannengiesser.
Entwürfe eines Reichsgesetzes betr. d. **Sicherung der Bauforderungen.** Amtliche Ausgabe. (170 S.) Berlin, R. v. Decker.
Sienkiewicz, H. — Ums liebe Brot. Fr. 2,70 oder M. 2,—. Bern, A. Benteli.
Verein für Sozialpolitik. — Neue Untersuchungen über die Wohnungsfrage in Deutschland und im Ausland. Band 1, 2, 3. Leipzig, Duncker & Humblot.
Verein für Sozialpolitik. — Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands. 3. Band. (218 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.
Steffen. — Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter I. 2/3. M. 7,—. Stuttgart, Hobbing & Büchle.
Stölzle, R. — A. v. Kölliker's Stellung zur Descendenzlehre. (172 S.) M. 2,—. Münster i. W., Aschendorff.
Troeger, C. — Aus den Anfängen der Regierung Friedrich's des Grossen. (50 S.) Berlin, W. Weber.
Velhagen und Klasing's Monatshefte. XVI. Jahrg. Heft 1. Septbr. 1901. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.
Verwaltungsbericht der Landes-Versicherungs-Anstalt Berlin für das Rechnungsjahr 1900.
Vierordt, H. — Gemmen und Pasten. Gedichte. (150 S.) Heidelberg, C. Winter.
Weise, Lisa. — Unfreie Liebe. Roman. M. 3,—. Berlin, Gebr. Paetel.
Wiggers, Dr. J. — Aus meinem Leben. M. 7,60. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
Wilda, J. — Von Hongkong nach Moskau. (312 S.) M. 4,50. Altenburg, S. A. Stephan Geibel.
Wolff, Dr. K. — Sozialer Geist. (151 S.) Mannheim, E. Aletter.
Zeitler, J. — Die Kunstphilosophie von H. A. Taine. M. 6,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Zeitler, J. — Nietzsche's Aesthetik. M. 3,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Allmers, Hertha. — Agathe Florenta. Brosch. M. 1,—, geb. M. 2,—. Berlin, Dr. John Edelheim.
Bode, W. — Goethe's Lebenskunst. (267 S.) 2. Aufl. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Brausewetter, E. — Knecht Ruprecht. Illustrirtes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Band III M. 3,—. Köln, Schafstein & Co.
Büchner, Dr. L. — Kraft und Stoff oder Grundzüge der natürlichen Weltordnung. 20. Aufl. Wohlfeile Ausgabe M. 2,50, geb. M. 3,—. Leipzig, Theodor Thomas.
Busse, H. H. — Der Tod des Sonnensuchers. (70 S.) München, K. Schüler.
Crane, W. — Von der dekorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit. Brosch. M. 7,50, geb. M. 9,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Damaschke, A. — Aufgaben der Gemeindepolitik. M. 1,50. Jena, Gustav Fischer.
Dehmel, Paula und Richard. — Fitzebutze allerhand Schnickschnack für Kinder. M. 3,—. Köln, Schafstein & Co.
Delbrück, Dr. med. A. — Hygiene des Alkoholismus. Jena, Gustav Fischer.

Dukmeyer, F. — Der Zorn Jehovahs. (32 S.) M. 0,80. München, Staegmeyr.
Ebbinghaus, H. — Grundzüge der Psychologie. 2. Halbband. Leipzig, Veit & Co.
Egidy, Emma. — Ilse Bleiders. Roman. M. 3,—. Dresden, Pierson's Verlag.
Ehrhardt-Necker. — Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. M. 6,50. eleg. geb. M. 7,50. München, C. H. Beck.
Ernst, O. — Die grösste Sünde. (133 S.) M. 2,—, geb. M. 3,—.
—,— Gedichte. (183 S.) M. 2,50, geb. M. 3,50. Leipzig, L. Staackmann.
Eyth, M. — Der Kampf um die Cheopspyramide. (440 S.) M. 6,—. Heidelberg, C. Winter.
Fischer, Kuno. — Hegel's Leben, Werke und Lehre. 8. Lieferung. Heidelberg, Carl Winter.
Jahrbuch des deutschen **Flottenvereins**, 1902. (483 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Friedmann, O. — Vorschläge zur Umgestaltung des österreichischen Pressrechtes sowie des Rechtsschutzes in Beleidigungssachen. M. 5,40. Leipzig, Duncker & Humblot.
Geiger, L. — Goethe's Leben und Werke. (200 S.) Leipzig, M. Hesse.
Gorky, M. — Das Opfer der Langweile. (102 S.) M. 1,—, geb. 1,50. Leipzig, Rich. Wöpke.
Goethe's Briefe. Erster Band. 1764—1769. M. 1,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Grabowsky, Dr. N. — Der Weg zur Geistesvervollkommnung auf Grundlage der Emanzipation des Mannes vom Weibe. (84 S.) M. 1,20. Leipzig, M. Spohr.
Gräf, Dr. G. — Goethe über seine Dichtungen. I. 2. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt.
Grolman, Hedwig von. — Ernst Eduard von Krause. (179 S.) M. 3,75. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Der Kampf in der **Halleschen Studentenschaft** und die Akademiker-Versammlung vom 8. Juli 1901. Halle a. S., Kreibohm & Heilig.
Hein, F. — Die Nixe. Ein Märchenspiel in 5 Aufzügen. M. 2,—. Karlsruhe, G. Braun.
Jastrow und Winter. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273). II. M. 8,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Jülicher, A. — Moderne Meinungsverschiedenheiten über Methode, Aufgaben und Ziele der Kirchengeschichte. M. 0,50. Marburg, N. G. Elwert.
Kindermann, Dr. K. — Zwang und Freiheit, ein Generalfaktor im Völkerleben. M. 7,50. Jena, Gustav Fischer.
Koch, D. — Wilhelm Steinhausen. Ein deutscher Künstler. M. 3,—, geb. M. 4,—. Heilbronn, Eugen Salzer.
Kögel, G. — Rudolf Kögel. 2. Band. (332 S.) M. 6,—, geb. M. 7,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Krauss, A. — Moltke, Benedek und Napoleon. Wien, L. W. Seidel & Sohn.
Kreidolf, E. — Die schlafenden Bäume. Ein Märchen. M. 1,—. Köln, Schafstein & Co.
Laussedat. — La Délimitation de la Frontière Franco-Allemande. (220 S.) Paris, Ch. Delagrave.
Lehmann-Felskowski, G. — Die hohe See als Luftkurort. Eine populäre Abhandlung über die sanitären Einflüsse und die Entwickelung der Seereisen. — Berlin, Boll & Pickardt.
Martens, Kurt. — Die Vollendung. Roman. M. 3,50. Berlin, Fontane & Co.
Mauthner, F. — Kritik der Sprache. II. M. 14,—. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.
Mendelsohn, Dr. med. M. — Ueber die Nothwendigkeit der Errichtung von Heilstätten für Herzkranke. Berlin, Georg Reimer.
Mirbt, D. C. — Der Toleranzantrag des Centrums. M. 0,60. Leipzig, Carl Braun.
Mohl, Robert v. — Lebenserinnerungen. 2 Bände. (288, 451 S.) Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.
Mosapp, H. — Charlotte von Schiller. Brosch. M. 4,—, geb. 5,—. Stuttgart, Max Kielmann.
Müller, E. — Das Itinerar Kaiser Heinrichs III. (133 S.) Berlin, E. Ebering.
Neumann, Friedr. Jul. — Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland. VI. M. 8,—. Tübingen, H. Laupp.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

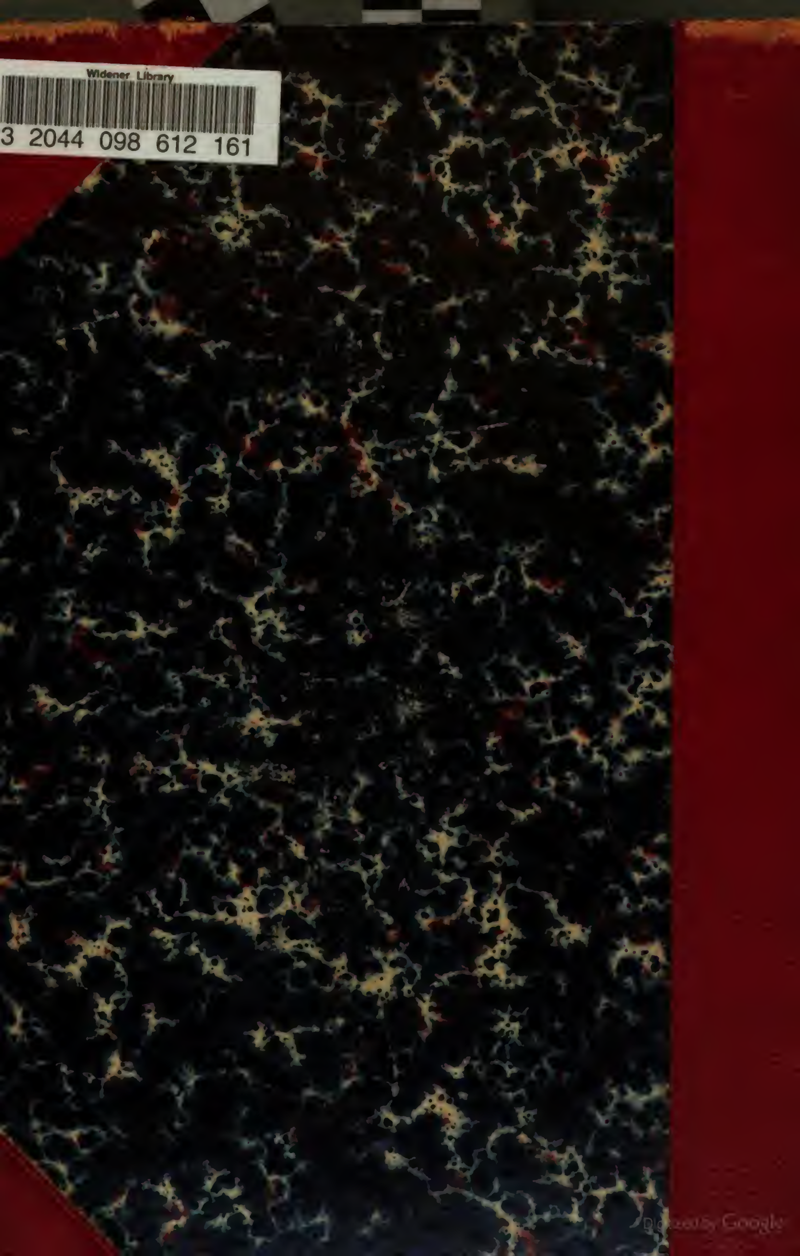
Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.





Widener Library
3 2044 098 612 161